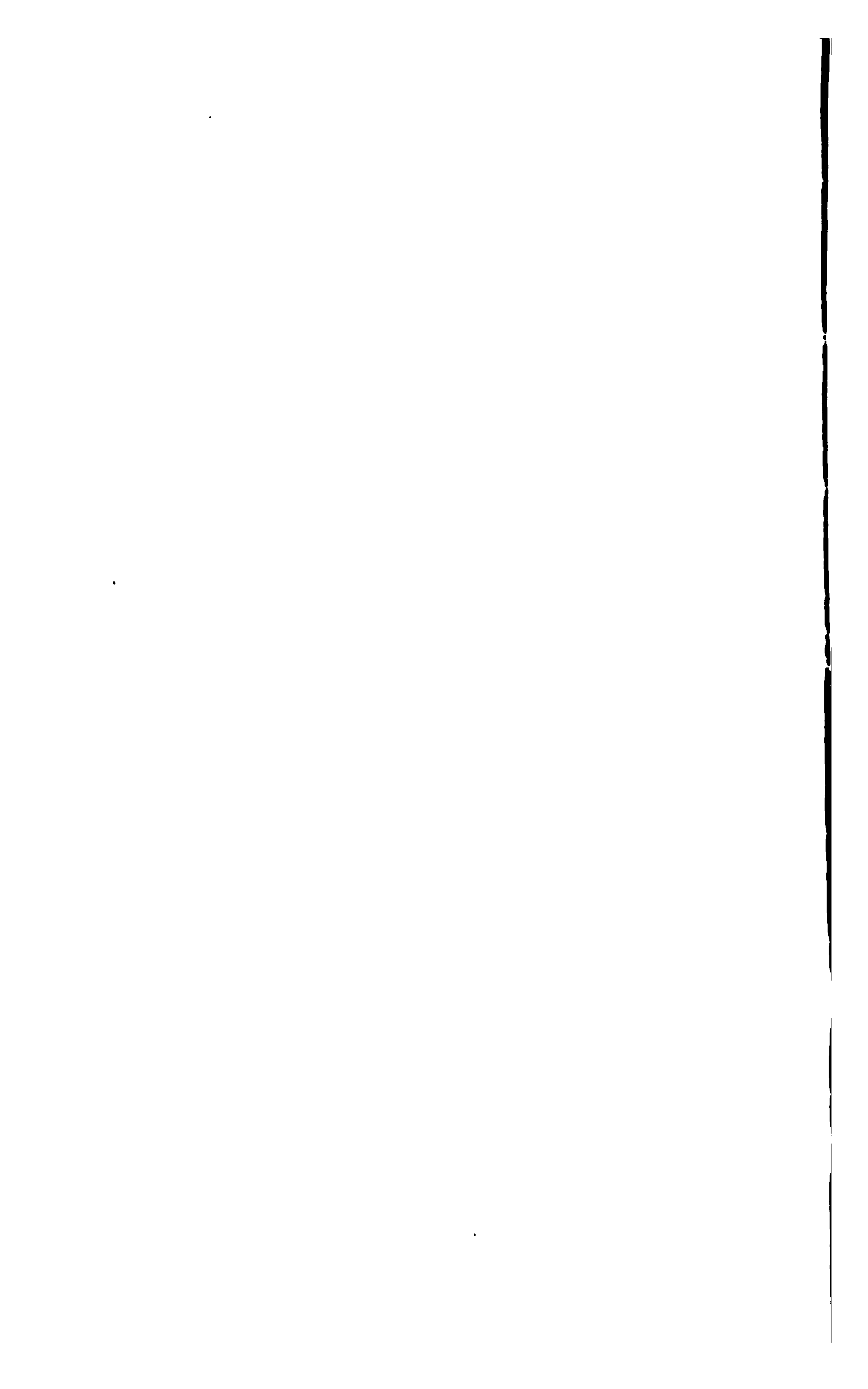
Vierteljahr

N





VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

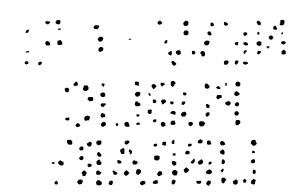
BERNHARD SEUFFERT

FÜNFTER BAND

WEIMAR

HERMANN BÖHLAU

1892



WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.

INHALT

Seite

Das Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik.

Es ist eine merkwürdige psychologische Thatsache, dass die Menschen gerne das ihnen Heilige verspotten, als wollten sie sich dadurch von dem Gefühle des Schauers befreien, das es in ihnen erregt. Parodien von kirchlichen Formen sind nicht selten, und gerade das herrlichste Gebet, das wir besitzen, das Vaterunser, wurde besonders häufig in politischen Gedichten parodirt. Fr. Leonard von Soltau sagt in der Vorrede zu seiner Sammlung 'Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder' (Leipzig 1836. [2] 1845 S. LXXVI) ausdrücklich, die Parodien auf das Vaterunser machten 'eine eigne Gattung' historischer Volkslieder aus. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert können wir zwei Typen dieser Parodien verfolgen, die nur wenig verändert wurden und dadurch Zeugniss ablegen, wie sehr sie dem Geschmacke des Volkes entsprachen. Bisher wurde noch nicht der Versuch gemacht, diese Typen genau festzustellen und durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Nur Soltau (a. a. O. S. LXXVI f.) gab Andeutungen, ihm stand aber weder der richtigste Text noch eine genügende Zahl von Fassungen zur Verfügung. R. v. Liliencron (Die historischen Volkslieder der Deutschen 3, 237—241) hatte einen anderen Zweck und erwähnt die Parallelen nicht. Weder Ditfurth in seinen Ausgaben, noch Vilmar in seinem 'Handbüchlein' haben diesen Volksliedern einen Platz angewiesen; da nun überdies das Material weit zerstreut und schwer zugänglich, ja zum Theil noch unbekannt ist, glaubte ich diese Gattung des Volksliedes im Zusammenhange betrachten zu sollen. Ich schliesse dagegen die Umdichtungen des Vaterunsers aus, wie sie mitunter von Dichtern versucht

wurden, z. B. 1825 von Grillparzer im Anschluss an Führichs Bilder (Grillparzer-Album S. 351 ff., dazu S. 544 Sauers Ausgabe[4] 2, 6 f.), sie gehören auf ein ganz anderes Blatt. Auch die Verbrecherlyrik, welche in Ton und Manier des Vaterunser sich bewegt (Avé-Lallemant, Deutsches Gaunerthum 1, 208—213, Werner, Lyrik und Lyriker S. 148) bleibt unberücksichtigt.

Älterer Typus. Bei dieser Parodie besteht der Witz darin, dass gleichsam das Lippengebet und die weit davon abliegenden Gedanken des Betenden neben einander ausgesprochen werden; es wechselt also ab der Wortlaut des Vaterunser und die unheiligen Gedanken. Ich kenne folgendes Material:

R. Das Reutlinger Vaterunser 1519 gedruckt bei Liliencron a. a. O. 3, 239 f. nach zwei Handschriften:

A gleichzeitige Handschrift in München Clm 1585 Fol. 183, darnach gedruckt in Aretins Beyträgen zur Geschichte und Litteratur. München 1805 4, 438, daraus verwerthet [?] von Hauff im Lichtenstein (Hempel 5, 29), ferner bei Soltau S. 241 f. (Nr. 40[a]), vgl. Heyd, Herz. Ulrich 1, 529; Kugler, H. Ulrich S. 59. Es ist unterzeichnet 'Eberhard Torex' und mit der Bemerkung versehen: 'Diss pater noster soll wirttenberg ausgeen haben lassen. Ich hoff im werd nit gelingen, dann vnnseres Schöpffers pr. no. geet vor allen Dingen'. Über das Nähere handelt Liliencron, dessen Herstellung aber kaum das Richtige trifft.

B gleichzeitige Handschrift im Besitze Haydingers, gedruckt bei Liliencron in den Anmerkungen.

D. Das Donauwörther Vaterunser 1603, aus einer Handschrift der Giessener Universitäts-Bibliothek Nr. 552, gedruckt bei Dr. J. V. Adrian, Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. Frankfurt a/M. 1846 S. 332 f. Es ist eingeleitet: 'Zu der Zeit als Donauwerth von Beyerfürsten eingenommen, ist das heylige Vatter Unser von den Papisten vff volgende Weiss Gotts lesterlich verkant worden wie hernach volgt'.

E. Das Engelstätter Vaterunser 1603, aus derselben Handschrift von Adrian gedruckt, es steht unmittelbar

hinter *D* mit der Angabe: 'Nun volfet [l. volget] das ander Vatter Vnser so ihnen die Lutherischen gemacht haben'.

Ähnlich aber in Prosa wird das Vaterunser verwerthet zur Parodie anderer unheiliger Gedanken, so findet sich bei Scheible, Volksprediger, Moralisten und frommer Unsinn (Das Kloster 1, 160—163) 'Das Paternoster des Wucherers', Fragment einer Kreuzpredigt Roberts von Corson; im Gesellschafter von Gubitz 1812 Nr. 119 steht, wie mir L. Geiger nachweist, gleichfalls das 'Vater unser eines Wucherers' von Bertram, das beginnt: 'Vater unser der du bist im Himmel. Schade dass man dich nicht auf Erden findet, ich wollte durch Connexionen schon an dich kommen'. Soltau erwähnt S. LXXVI Anm.* nach Meyer und Mooyers Altdeutsche Dichtungen, Quedlinburg 1833 S. 79 V. 79 ff. das Vaterunser eines Trunkenen. Abraham a Sta. Clara hat im Abrahamischen Gehab dich wohl! (Sämmtl. Werke Passau 1837 11, 359 ff.) ein Vaterunser des Neiders, S. 439 ff. das Vaterunser eines Hausvaters ausgeführt, dem sich S. 441 das Ave Maria eines Weibes in demselben Stil anschliesst.[1]) Aber schon in Lassbergs Liedersaal (3, 551 ff. Nr. 246) finden wir eine kleine Geschichte 'Des Buben Klage'; der junge Bursche wird im Wirthshause geprügelt, am nächsten Morgen jammert er, Gott habe ihn vergessen. Dann heisst es (V. 57 ff.):

Er wolt sprechen sin gebett,
Er wist nit recht wie er jm tett:
Wenn er sin ie ain wort gesprach
So clagt er sin lait sin ungemach.

Damit wird ganz deutlich die Art dieser Parodien bezeichnet, nur geht das Gedicht weiter als die Prosa, indem es dann die einzelnen Bitten auf die recht unheiligen Gedanken reimt:

[1]) Wenigstens in einer Anmerkung sei des Duetts zwischen einer Nonne und ihrem Bulen Herzeger dem 'pruoder' gedacht, das von J. V. Zingerle (Germania 14, 405 ff.) nach einer Wiener Handschrift von 1393 (Nr. 2885) und nach einer Innsbrucker Ferdinandeumshandschrift von 1456 mitgetheilt wurde und beginnt:

'Pater noster! vater mîn!
ich pinz diu liebe tochter dîn,
diu schœne swester Else.'

Pater noster, vatter unser,
Ich wart nächt getunsen
By dem har durch das kol
Daz waistu lieber her wol
Du bist in dem himel. u. s. w.

Auf diese Parodien gehe ich nicht weiter ein.

Für diese ganze Gruppe charakteristisch ist der lose Zusammenhang zwischen den Worten des Vaterunsers und den Gedanken, wenn auch Bertrams Parodie und 'Des Buben Klage' zeigen, wie der Weg weitergeht. In den Liedern giebt der Reim ein engeres Band ab. Nun sehen wir weiter an dem bei Oscar Schade (Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, Hannover 1863. [2]2, 270) nach 'Der Papisten Handbüchlein' 1559 (Ph. Wackernagel, Kirchenlied S. 692 erwähnt zu Nr. 818 eine Ausgabe von 1563) gedruckten Vater Unser eigentliche Parodie bis zur Veränderung des Gebetes; es ist bezeichnet: 'Das wer auch wol ein Gebet für die Pfaffen D. M. L.', vorangeht das Benedicite und Gratias, dann folgt:

Das Vater Unser.

Bapst, vater aller verlöugneten christen!
Geschendet werd dein verflůchter nam!
Zů kum dein rich in der helle!
Dein teufelischer will můsse bald underligen wie im himel also auch auf erden!
Unser täglich brot gebe dir got nit!
Und erlass uns unser sünde nit durch dein verlognen ablass, wie wir auch nit wöllen vergebung von dir haben.
Für uns nit mer in versůchung, sondern got erlős uns von deinem übel.

Ebenso ist 'Der Gruss' und 'Der Barfüsser Münch zehen Gebot' gehalten. Mit diesen Vaterunser zu vergleichen ist das 'Mährische Vatter unser' aus dem Jahre 1619, das Weller, Die Lieder des dreissigjährigen Krieges S. 61 hat drucken lassen (vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur [2]2, 175 § 118, 1); es zeigt die reformirte Übersetzung des pater noster:

Unser Vatter Bapst, der du bist in Rom: Geschendet werde dein Nam. Zerstöret werde dein Reich. Dein will gescheh nimmermehr, weder zu Rom, in Böhmen, auch nicht bey uns in Mähren, noch in Schlesien, viel weniger in Teutschland. Unser

täglich Brod stihlstu uns heut. Und bezahl uns unser Schuld. was auff den Böhmischen Krieg gangen, wie du unsern Schuldigern gern mit einer Spanischen suppen zuvergeben meinest, Führ uns nicht in dein versamlung, noch auf den weg des bösen Feindes. Sondern erlöss uns von der Römischen Büberey. Dann dein ist hier das Reich, zu treiben Sünd, Schand, Sodomitisches Leben, Hurerey, Todtschlag, und andere unzehlige viel Laster und Schelmenstück, das ist dein Krafft und gestohlene Herrligkeit, welche dir in der Hellischen Pein bereitet ist in Ewigkeit.

Sehr ähnlich dieser Fassung ist: 'Das päpstische Vater Unser' (1620, in Gotha erhalten, angeblich gedruckt als: 'Auszug des Barnefelds Busspsalms. Gestellet und verfasset durch Johann Thurein, Professor zu Padua, Gedruckt zu Rom im Jahr MDCXX'); mitgetheilt ist es von Julius Opel und Adolf Cohn in ihrer Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen: 'Der 30 jährige Krieg' (Halle 1862 S. 32):

UNser Vater der Papst, verunheiliget werde dein Nam, umkomme dein Reich, dein Will vergehe, wie im Himmel also auch auf Erden, unser täglich Brod stielst uns armen Leuten und vergibst uns unser Schuld, und bist doch selbst des Teufels Schuldiger, und führe uns nicht in Verfluchung, sondern ergib dich dem Bösen, denn dein ist sein Reich und die Kraft seiner Greulichkeit, der Teufel holet [vielleicht: hole] den Papst in Ewigkeit, Amen.

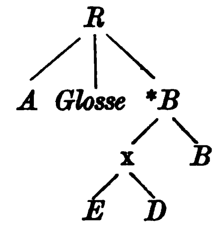
Noch muss einer ähnlichen Parodie gedacht werden, die sich von der voranstehenden nur durch die Reime unterscheidet, sie folgt in 'Der Papisten Handbüchlein' unmittelbar hinter 'Der Barfüsser Münch zehen Gebot' mit der Bezeichnung: 'Des Bapsts Gebet volget' (vgl. Schade a. a. O. S. 273):

Sein Vater Unser sprich im mit andacht,
die weil er gottes wort und den heiligen geist veracht.
Bapst vater unsinnig, der du bist zů Rom,
vertilget werd dein hochfertiger süntlicher nam!
verbrennet werde dein rich
iezund und ewiklich!
dein will nimmer gescheh also
weder zů Rom noch anderswo!
unser täglich speis verbeut uns nit,
weder iezund noch zů andrer zit!

dein zins, ablass und bullen
mögen nicht bezalen unser schulden.
auch füre uns nimmer in des bannes simonei,
sonder erlös uns, got, auss der pfaffen büberei!
Amen.

Sein Gruss volgt' .... 'Sein Glaub beschleusst' .... Alle diese Formen, die angeführt wurden, damit das ganze weitzerstreute Material beisammenstehe, lehren uns, wie beliebt diese Gattung war, sie gehören alle zum älteren Typus der Parodie.

Die älteste Fassung *R* besitzen wir nicht ganz zuverlässig, weder *A* noch *B* sind getreue Abschriften, wir vermögen aber ein ziemlich zutreffendes Bild des Originals zu gewinnen, wenn wir noch Nr. 314 aus Liliencrons Sammlung herbeiziehen: 'Aines frumen minchs gloss auf den vater unser vorsteend' (3, 241), diese 'Glosse' ist in *B* erhalten. Hauff sagt in einer Anmerkung zu seiner Fassung: 'Man vergleiche über diesen Volkswitz des Freiherrn von Aretin Beiträge etc. Der hier etwas abweichende Wortlaut ist folgender.' Darnach könnte man glauben, Hauff habe nur den Text *A* überarbeitet, dem scheint aber manches, besonders V. 3 f. zu widersprechen, so dass Hauff vielleicht dem Volksmunde nachgeschrieben hat. Hauffs Text aber steht *A* am nächsten; an éiner Stelle V. 9—12 hat wohl *E* das Ursprüngliche am treuesten gewahrt, während *A* und Hauff eine Lücke enthalten, die 'Glosse' aber damit stimmend (?) das ganze übergeht; in *B* und *D* begegnet eine andere Vertheilung des Vaterunsertextes. Sonst zeigen *D E* die grösste Verwandtschaft, so stehen sie z. B. V. 13 f. und 15 f. allen anderen gegenüber; in den Versen 3 f. und 8 zeigen sie Ähnlichkeit mit Hauff, während *A* und *B* von ihnen und unter einander abweichen. In V. 17 f. ist *D* ähnlich *A* und Hauff, während *E* ähnlicher *B*. Darnach stellt sich der Stammbaum für diesen älteren Typus etwa so dar:



Den Text bei Hauff habe ich deshalb nicht eingereiht, weil ich nicht weiss, ob der Dichter nur eine Bearbeitung von *A* vornahm oder aber einer volksthümlichen Überlieferung folgte, was man auch aus der Bezeichnung 'dieser Volkswitz' schliessen könnte; ist das letztere der Fall, dann müsste Hauffs Text vor *A* auf diesem Ast abgezweigt werden. Ob der von der 'Glosse' benutzte Text den Fehler von *A* und Hauff V. 9—12 theilte, lässt sich nicht bestimmen, wenn ja, dann müssten wir eine gemeinsame Quelle, etwa **A*, für *A* und 'Glosse' annehmen.

Unzugänglich blieb mir 'Neugemachtes Vatterunser Friederich Pfaltzgrafen bey Rhein' o. O. 1621 in 4°, welches Weller a. a. O. S. XXVI ohne Fundangabe anführt; ob es zum älteren oder jüngeren Typus gehört, muss dahingestellt bleiben. Ich habe es in Berlin, Göttingen, Hannover, Heidelberg, Strassburg i/E., Salzburg vergebens gesucht.

Der Text des älteren Typus nach *R* lautet:

Vater unser:
    Reitling ist unser.
der du bist in den himmeln:
    Essling wölln wir auch gewinnen.
5 geheiliget werd dein nam:
    Hailprun vnnd Weyl wölln wir auch han.

---

3 f. Der du bist: Esslingen hab dir ain claine frist — in den himeln: Ehingen und weil welln wir gewinnen. *B.* Der Du bist — Esslingen hat nicht lange Frist, *Hauff.* 4 Tibing vnnd Essling *A.* Liliencron macht darauf aufmerksam, dass Tibing falsch sein müsse, weil Tübingen würtembergisch war, er setzt deshalb nach *B* 'Ehing' ein, während Heyd es in 'Gemünd' besserte. Die *Glosse* sagt: 'Das ist ein grossmerklichs wunder, Wirtemperg spott gottes und des Vater unser, darinn er meldt, Reutlingn ist mein: damit er sich bekennt am reich mainaidig ze sein! weiter Esslingn zu gewinnen: das helfen im die mainaidig poswicht besinnen Hanns Lienhart von Reischach vol aller schand und doctor Vollenband.' Darnach kann *R* 'Ehingen' nicht genannt haben, sonst nähme die *Glosse* Rücksicht darauf. Merkwürdig ist Hauffs Fassung, welcher 'in den himmeln' weglässt und auch nur 'Esslingen' nennt, man vgl. unten die Parallelen. — 6 Hail-

---

Parallelen: 2 Donauwerdt ist unser. *D.* Engelstatt ist vnser. *E.* — 3 f. der du bist. Der Pfalzgraff ist übler christ. *D.* der du bist. Vff den Schellenberg ist man wol grüst. *E.* — 6 Lauringen mues auch

zukomme vnns dein Reich:
Der Ulmer pund ist vnns kaynen gleich.
dein will der geschehe:
10 die Müntz hat gereyt ein ander Geprege;
. . . .
. . . .
Gib vns unnser täglich prodt;
wir haben geschutz für alle not;
15 vergib vnns vnnsere schuld:
wir haben des künigs von Franckreichs Huld;

---

prunn und Wimpfn soln uns nit entgan *B.* Heilbronn und Weil wollen wir han; *Hauff.* er well auch Hailprunn und Weil han: er muess aber ee sein aign land und leut verlan! *Glosse* später. — 8 der U. p. wirt uns geleich *B.* Ulm sieht uns auch gleich; *Hauff.* im müess ulmer pund werden gleich: der herzog muess pald habn ain ander reich! *Glosse.* Diese Wendung der *Glosse* bürgt für *A.* — 9—12 dein will gescheh in himmeln als auf erd: schwebisch Gmind wirt unser vogelherd. *B.* dein Will geschehe, die Münz' hat gereit ein anderes Gepräge; *Hauff.* Die Glosse gibt keinen Anhalt. Liliencron nimmt keine Lücke wegen des fehlenden 'wie im Himmel also auch auf Erden' an, giebt es vielleicht eine Vaterunserfassung ohne diesen Zusatz? 13—15 Unser täglich Brod — Wir haben Geschütz für alle Noth — Gieb uns heut und vergieb uns unsere Schuld, *Hauff.* und dass er hab geschutz für alle not: der mord an dem von Hutten begangen wird sein tod! *Glosse.* Nach dieser *Glosse,* welche folgende Reihenfolge voraussetzt: Reutlingen — Esslingen — Ulmer Bund — Heilbronn und Weil — Geschütze, möchte man für *R* annehmen:

geheiliget werde dein nam, zukomme vnns dein Reich:
der Ulmer pundt ist vnns kaynen gleich.
dein will der geschehe:
die Müntz hat gereyt ein ander Geprege
im himmel vnnd auff Erden:
Heilprun vnnd Weil müssen vnser werden.
Gib vns vnnser täglich prodt:
wir haben geschutz für alle not;

aber die anderen Fassungen stützen diese Herstellung nicht, die *Glosse* muss also von der ursprünglichen Reihenfolge abgewichen sein. — 16 in

---

bald dran. *D.* Am Rhein kommen die Lutherischen zusam. *E.* — 8 Nördlingen sieht vns auch gleich. *D.* Schrobenhausen vnd Straubing sieht vns gleich. *E.* — 9—12 Dein Wille geschehe im himmel als vff Erden, Vlm mues auch bald vnser werden. *D.* Dein Will geschehe, Ihr Bayern seid nit zu gähe, Im Himmel vnd vff Erden. Aichstett muss auch vnser werden. *E.* 13 f. Vnser täglich Brod gib uns heut, Gundelfingen ist auch nicht weit. *D.* Unser täglich Brott gib vns heut, Windlingen liegt von Monchen nit weit, *E.* — 15 f. Vnd vergib vnss

als wir vergeben vnnsern schuldigern:
wir wöllnn den pundt das maul recht zerperen;
Lass vnns nit gefürt werden:
20 wir wöllnn pald kayser werden;
in kainer versuechung;
. . . .
sondern erlös von allem Vbel: Amen:
so behalten wir des kaysers namen.

Frankreich *Hauff*. und dass er hab des Franzosen huld: er hab nur ain cleine zeit geduld, sein gemelte mainaidige stück gross, und das, so er an Reitlingen begangen hat pos, würdet ine darzue gwisslichen pringen, dass er muess pald in gefengnus singen! *Glosse*. vgl. V. 18. — 17—19 als wir vergebn — das Bairland wirt uns ebn. unsern schuldigern; für uns nit ein — zu Augspurg hat man schlechten wein — *B*. — 18 Dem bund das Maul zusperrn! *Hauff*. 'Das gefengnus' in der *Glosse* könnte aus einem solchen 'zusperren' erklärt werden. — 19 Lass uns nicht versucht werden, *Hauff*. — 20 fehlt *B*. — 21—24 in kain ubel versuechen: sich auf unser aidgnossen puech. sunder erlos uns vor ubel. Amen. ich hoff es werd uns alle zusamen. *B*. 21 f. fehlen *Hauff*. 23 erlös uns vom Übel. Amen! *Hauff*. Die *Glosse* erwähnt wie *B* nichts vom Kaiserwerden, sondern liest: 'An seiner landschaft hat er verschult, dass sie von im wirdet ziehen ir huld, ime lassen umb that und schuld recht ergan, wie er sein underthanen umb unschuld hat gethan seines gefallens urtail lassen stellen, die dann die richter haben müessen fellen. Das alles wirdet die landschaft zu herzen fassen und ine den hencker strafen lassen, als er [l. eher] der herzog manchen piderman wider recht hat gethan, die ine und sein iezigen marschalch müessen meiden.' Das alles giebt keinen Stützpunkt und der Schluss mit der Angabe des Verfassers gehört nicht mehr hierher. Die Lücke V. 22 hat schon Soltau vermuthet, Liliencron nimmt sie an und ich bin ihm freilich mit Zagen gefolgt.

---

vnser schuldt, Pfaffingen ergib dich in Geduld. *D*. Vergib vns vnser schult, Pfaffenhausen ergib dich in geduld. *E*. — 17 f. Wie wir vergeben vnsern schuldigern, Augspurg vnd Biberach ergibt sich gern, *D*. Als wir vergeben, zu Kiebricht wollen wir leben. Vnsern schuldigern, Hohenwerth ergibt sich gern, *E*. — 19—22 Vnd füre vns nit in Versuchung. Schwäbischen Hall wir auch vber khommen. *D*. Vnd füre vns nit in Versuchung Kaisersheim gibt gute Landsknecht kuchen, *E*. — 23 f. Vnd erlöse vns vom Vbel Was ist Nürnberg mit ihrer Bibel. *D*. Sondern erlöse vns von dem Bösen Freisingen vnd Dillingen ist leicht zu lesen, Denn dein ist das Reich Die Jesuiten sehen dem Teuffel gleich, Vnd die Crafft, Sie haben nie nichts Gutes geschafft Vnd die Herrlichkeit Der Hell ist ihnen bereit. In Ewigkheit, Das ist der letzt Bescheid. Amen. Amen. Amen. *E*.

Zu diesem älteren Typus muss ein fliegendes Blatt gestellt werden, obwohl es im Wortlaute vollständig abweicht; es folgt aber ganz der älteren Art und nimmt sich wie eine gelehrte Nachbildung aus. Der Abdruck erfolgt genau nach dem Exemplar der Kgl. Bibl. in Berlin Yf 6624 aus Meusebachs Besitz, Sammelband mit der Bezeichnung: 'Gedichte zum 30jährigen Kriege 1631—1650.' Nach einem Exemplar auf der Züricher Stadtbibliothek gedruckt bei Weller a. a. O. S. 204—207 mit geringen orthographischen Verschiedenheiten. Es sind 4 unpag. Bll. 4°.

Ein eyveriges | Andåchtiges Christliches | Vater Vnser der E- | vangelischen Hertzen vmb Stürtzung fal- | scher Lehr auch vmb Schutz vnnd Beystand der | H. Engeln zu bewahren das Hoch Kǒni- | gliche Bluth | Dess Durchlauchtigsten Grossmächtig-| sten von Gott gesandten Kǒnige | Herrn GVSTAVI A- | DOLPHI etc. der Reich | Schweden ꝛc. | [Druckstock] | Durch einen aussgeplůnderten Pfarrern | continuirt vnd gedruckt | Im Jahr. | O IehoVah In te nostra FIDVCIa | RefVgIVMqVe sIt. [1631.]

Das Schwedische Vater-Vnser nach den
sieben Propheten
Propheceyung

VAter vnser der du bist im Himmel
Das Bapstthumb soll fallen mit grossen Getümmel
Geheiliget werde dein Name,
Es stossen fünff Könige zusammen.
5 Zukomme dein Reich,
Sie werden im Babstthum bitten zu gleich,
Dein Wille geschehe,
Die Bischöffe vnnd Cardinäl werdens nicht gern sehen.
Wie im Himmel,
10 Wann der Bapst den Halss bricht vom Schemel.
[Aij^{b}] Also auch auff dieser Erden.
Was sie gestolen haben, soll vns doppelt werden.
Vnser täglich Brod gib vns noch heute,
Die Münche vnd Pfaffen geben vns gute Beute.
15 Vnd vergib vns vnser grossen Schuld
Wir armen Evangelischn habn vns lange gedult
Als wir vergeben vnsern Schuldigern
Zwiefach vnd doppelt solls vns ob GOtt wieder werden
Vnd führ vns O HERR nicht in Versuchung,
20 Wir hoffen es soll nicht kommen zu Vergleichung.

Marginalnoten: V. 1 f. 'Matth. 6 § 9. Luc. 11 § 2.'

Sondern Erlöss ach GOTT vns von allem Vbel,
Sie müssen alle ja alle in dess Teuffels Kübel
[Aiij] Dann dein (vnnd nicht dess Bapsts) ist das Reich,
Es stehet in aller Orthen nicht gleich.
25 Vnd die Krafft auch die grosse Macht
Darnach haben die Diebischen IESVVVITEN getracht
Vnd die vnausssprechliche Herrligkeit
Nun wirds den losen Schelmen werden leid
In Ewigkeit Amen O hilff Christe Amen.
30 Im fewrigen Pfuell kriegt sie der Teufel zusammen
Amen das heist es werde wahr.
GOtt gebe Glück es geschehe in diesem 1631. Jahr.
Jesus Christ wahrer GOtt vnd Mensch ist,
Der bleib Adjunct aller betrübtn Christ.
35 Vnnd helff auss vorstehender grosser Gfahr,
[Aiij[b]] Dass sie jhn lobn nun vnd jmmerdar.
Lobt GOtt, lobt GOtt jhr Menschen Kinder,
Vnd zunehmen im Glauben jmmer.
Auch rühmen die grossn Thaten zugleich,
40 Leipzig vnd anderswo gschehn im Reich.
O König Gustave vns von GOtt gsand,
Zu erlösen von Münchn Jesuwiten Band,
Adolphe in Frembden Landn vnbekandt,
Das edle Lebn dein bfehl in GOtts Hand.
45 Sihe dich für ach das bitte ich,
GOtt gleite mit seinen Engeln dich.
Vnnd fortpflantzest GOttes Wort im Reich,
Dazu die hohen Sacramentn gleich.
Auff dass ein vnsterblicher Nam dir,
50 Auch allen Rittern mög gegeben hier.
Auch bekennen vnd rühmen Weib vnnd Man,
[Aiiij] Dass DEUS almipotens solches gethan.
Vnsern Goliath gzüchtiget zwar,
Mit Geschoss nicht weit vom Leben dar.
55 Bekehre dich nun O du Sauls Kind.
Auff dass du ja nicht gar werdest blind.
Sthe ab von deiner Vnsinnicheit,
Das vergossene Blut schreit vbrweit
Ach GOtt wiltu solches nicht rechen,
60 Vnd seinn Muettwillnd Tyranney brechen.
Erhör allr Witbn vnd Weisslein seufftzen,
Wie auch der kleinn Seuglingen Heulen.
Aller Jungfern Bdrangnus vnnd Schmertz.
Ach Gott lass es gehen durch dein Hertz.

---

29 'Apocal. Joan. 20 § 10.' — 31 'Cantio'. — 33 'Matth. 16 § 16. 20 § 20'. — 42 Müchn *Druck*. — 53 f. '1. Sam. c. 17. Actor. 9. § 4'. — 64 durch *Druck*.

65 Auff dass allr bedrengten Menschen Mund
Dich O Gott loben auss Hertzen Grund
Amen Amen hilff zu aller Zeit
Aus grossen Nöthen die armn Christen weit
[Aiiij[b]] Geschrieben im 1631. Jahr.
70 Da ebn der Sontag vorm Montag wahr.
In einem Hauss so GOtt ist bekandt
Für allm Vnglück thuen bwaren zu Hand
Amen, Amen ja zu aller Stund
HILff HILff MIer bItte VVIr aVs eIVrn Hertzen GrVnD
75 ENDE.

Ach Waffen, Ach Waffen
Vber vns arme Münche vnd Pfaffen
Wir haben zu lange geschlaffen
GOttes Wort ist auffgestanden
80 Vnsere Büberey wirdt bekandt in allen Landen.
Hoc Vaticinium scriptum in templo Erphordiense
invenies, nomine Barfüssern Klostern.

Neben diesem älteren Typus sehen wir nun im Jahre 1599 eine neue Form auftauchen, welche sich von jener dadurch wesentlich unterscheidet, dass nun die einzelnen Bitten des Vaterunser nicht mehr den Anfang machen und gleichsam den canto firmo bilden, um welchen sich die anderen Motive wie fiori schliessen, sondern dass die Ausdrücke des Vaterunser den Verspaaren des Gedichtes als Schluss dienen, gleichsam als ein fortlaufender zusammenhängender Refrain. Nun eigentlich wird das Vaterunser erst parodirt, indem es einen integrirenden Bestandtheil des Gedichtes, die Ergänzung seines Sinnes, darstellt. Wir finden zuerst so das lateinische pater noster verwendet. Ich bezeichne diese Gestalt als

Übergangsform. Sie findet sich unter dem Titel 'Das Spannisch pater noster' in der Handschrift Nr. 103 der Giessener Universitätsbibliothek Bl. 29—30[a], gedruckt bei Adrian, Mittheilungen S. 333—335. Am Ende steht die Jahreszahl 1599.

Von Spannien vnd Spannischen sitten
Bewahr vns, herr, darumb wir dich bitten pater noster

Von inen mustu geteuschet werden
Auch verspottet allhie auf erden qui es in coelis.

5 Am Anfang könnten sie sich wohl wagen,
Dass, welcher sie siehet, muss sagen Sanctificetur.

	Darnach aber, vnd das ist die clag,	
	Verfluchen sie den ganzen tag	nomen tuum.
	Wenn sie etwas bei dir thun sehen	
10	Von stund an thun sie also krähen	Adveniat.
	Wollen auch so stattlich sein	
	Dass sie bald werden verzehren fein	regnum tuum.
	Gib mir gelt, oder ich bring dich vmb,	
	Alsdan sagen sie in einer summ	fiat.
15	Was wir verdient haben frey,	
	Darvmb ein ieder glaub dass es sei	voluntas tua.
	Verschaff, herr, im Römischen Reich,	
	Damit kein Spannier hinein schleich	sicut in coelo.
	Wie sie im himmel seind vnbekhannt,	
20	Dass sie gleicher weiss werden zu schand	et in terra.
	Wenn irr Pferd kein haber hanndt,	
	So geben sie inen, ists nit ein schandt,	panem nostrum quotidianum.
	Und wenn wir etwas wollen sparen,	
	So thun sie vns alsbald anfahren	da nobis hodie.
25	So hilfft auch nit der Khinder clagen,	
	Wenn sie schon bitten vnd sagen	et dimitte nobis.
	Doch sind die Spannische Bosswichten	
	Ein Vrsach dass wir nicht entrichten	debita nostra.
	Dass sie auch wollen irr leiber	
30	Reiben an unser hüpsche weiber	sicut et nos.
	Wellen wir nit werden geschlagen,	
	Müssen wir alsbald sagen,	dimittimus.
	Das ist nit genug, sie thun einziehen	
	Das gelt, so wir haben geliehen	debitoribus nostris.
35	Erbarm dich vnser, o herr, hierbey	
	Und wehre inen solch Tyranney	et ne nos inducas.
	Lass einen guten friden erschallen	
	Damit wir nicht thun fallen	in tentationem.
	Von den Spanniern und irem Schindt	
40	Von iren weibern, knecht vnd khindt	sed libera nos.

29 f. Diese Verse erinnern an V. 31 f. des jüngeren Typus: 'Sie thun so grossen Mutwillen treiben, Vnd wöllen ligen bey vnsern Weibern Als wir.' — 31 f. Vgl. unten zu V. 27 f. des jüngeren Typus: 'Thun wir's dann nicht, sind wir geschlagen, zu uns Bauern sie höhnisch sagen: Vergieb uns. *S.* Und wenn sie auch uns Bauern schlagen, So wird zu ihnen keiner sagen: Vergib uns! *M.*

Sieh vns mit gnedigen augen an,
Erlös vns auch all, weib vnd man a malo.

Gib vns auch ein gutes ende
Die Spanier aber sent in teufels hände. Amen.

CIↃ IↃ IC

Diese Übergangsform deutet also schon auf das folgende hin.[2]) Noch stärker ist dies mit der nachstehenden der Fall. Aus dem Januar 1621 stammt nämlich 'Das Heydelbergische vnd Rebellen Vater Vnser. Aus Heydelberg den 14. Januarij. Im Jahr M. DC. XXI', wie es am Schlusse heisst: 'Gedruckt zu Leyden, Im Jahr M. DC. XXI'. 4°. 4 Bll. neugedruckt bei Soltau Nr. 73 S. 460—462 und bei Weller a. a. O. S. 121—123. Von diesem Gedichte besitzt das Strassburger Stadtarchiv eine gute Handschrift, welche den Text verbessern hilft; Ernst Martin hatte die grosse Güte, mir eine eigenhändige Abschrift zu senden, da ihn H. Dr. Winckelmann auf dieses Stück hinwies. Ich behalte die Druckeintheilung des Originales bei, da auch die Handschrift übereinstimmt, zähle daher die Vaterunserbitten als besondere Verszeilen; durch *Druck* bezeichne ich

V. 43 f. sind schwer leserlich und nicht ganz sicher, so sagt Adrian; sie erinnern aber an das unten zum ersten Male gedruckte Vaterunser gegen Montecuccoli V. 41 f.: 'Darumb o Gott, dich zu vnss wendt, lass vnss nit komben inss gugerls hendt Sondern erlösse vnss'.

[2]) Sehr merkwürdig ist die Übereinstimmung mit dem Pater Noster dei Lombardi contro i Francesi aus dem 16. und dem Pater Noster contro gli Spagnuoli aus dem 17. Jahrhunderte, mit denen ich erst nach Abschluss meiner Arbeit bekannt wurde; das erste wurde von F. Novati nach einem handschriftlichen Chronikon ab origine mundi usque ad ann. 1527 und einem undatirten Druck zum erstenmal gedruckt Giornale di filologia romanza (1879) 2, 148 ff., das andere nach zwei Handschriften zuerst von G. Carducci in L'Ateneo Italiano (1866) I 1, 90 ff., wiederabgedruckt bei Novati a. a. O. S. 150 ff. Novatis Vermuthung, das erste Vaterunser stamme noch aus dem 15. Jahrhundert, obwohl es zum Jahre 1520 erwähnt wird, ist nicht einleuchtend. Ob nun das deutsche aus dem italienischen geflossen sei, vermag ich nicht zu behaupten, denn wir dürfen nicht vergessen, dass das deutsche Vaterunser gegen die Spanier älter sei als das italienische Pater noster gegen die Spanier. Leider verbietet mir der Raum, diese italienischen Fassungen zum Vergleich abdrucken zu lassen, es muss daher die weitere Untersuchung einem anderen Orte vorbehalten werden.

die Übereinstimmung von Soltaus und Wellers Lesart, durch *Hs.* die Strassburger Fassung. Die Anmerkungen verweisen noch auf die Ähnlichkeiten des Heydelbergischen Vaterunser mit dem jüngeren Typus, wobei die unten gebrauchten Siglen als bekannt vorausgesetzt werden.

Hs. führt den Titel: 'Das Heidelbergische und Rebellen Vater unser'; das Datum fehlt.

Als Heydelbergk vff Prag kam zur stund
Schrin die Rebellen vnser König kömpt vnd
Vatter,
Heydelberger dacht bey jhm selbst zur frist
5 Das gantze Böhmische Königreich ist
Vnser,
Dargegen für die trawrigen Papisten
Führt der teuffel her die Calvinisten
Der du bist,
10 Ist gewiss, dass euch bald stürtzen wird
Der Herr, so oben vff regiert,
Im Himmel,
Dann gäntzlichen man gar keinen find
Der aus dem Heydelberger Hoffgesind
15 Geheiliget werd,
Weil sie Kirchen vnd Klöster stören
Fluchen, schänden, lestern vnd schwören
Dein Nahm,
Aber es schreyen Keyser Ferdinand
20 Das geworbene Volck auss Beyerland
Zukomme vns,

V. 1 Alss Heidelberger uf *Hs.* — 2 Schrien .... kompt *Hs.* — 3 Vatter *Hs.* Zu V. 4 ff. vgl. *V* 3 f. Denckt jhm darneben zu jeder Frist, Bawer was du hast das alles ist, Vnser. — 4 Heidelberg *Hs.* ... selbs *Hs.* — 5 ganze Königreich [Böhmische fehlt] *Hs.* — 7 Dagegen die traurige *Hs.* — 8 Fiehrt der teufel her den Calvinisten *Hs.* — Zu V. 10 ff. vgl. *V* 7 f. Sey gewiss dass dich noch straffen wirdt, Der Herr der oben auff regiert, In Himmel. — 10 das dich bald *Hs.* — 11 so] der *Hs.* — auf *Hs.* — 13 ff. vgl. *V* 9 f. Ich glaub nit dass man einen findt, Der auss disem verfluchten Gsindt Geheiliget werde. — 13 gäntzlichen] gewisslich *Hs.* — kein *Hs.* — 14 auss ... Heidelbergischen *Hs.* — 15 werde *Hs.* — 16 Weilen sy .... steren *Hs.* — 17 vgl. *V* 12 durch welches mehr gelästert wert dein Nam. — Fluechen, schenden, lästern vnd schweren *Hs.* — schwören] schmehen *Druck.* — 18 Name *Hs.* — 19 Aber es schreien Ferdinandt *Hs.* — Keysers *Druck*, die Besserung ist wohl begründet. — 20 Das] Alles *Hs.* — geworbne Volckh *Hs.* — aus *Soltau.* — 21 Zue komme *Hs.*

Auch schier vnd bald in vnsern nöthen
Damit sie auch erhalten vnd erretten
Dein Reich,
25 Da Beyerfürste wolt vff die Rebellen schlagen
Theten alle Keyserische Soldaten sagen
Dein Wille geschehe,
Wir wollen erlangen gute Beuth
Beyneben haben gross Ehr vnd Frewd
30 Wie im Himmel,
Dargegen der Winter König in Böheimb
Sampt der Bestia Bethlehem
Also auch
Graff von Thurn vnd sein Anhang
35 In gefahr solln werden bang
Auff Erden,
Dieweil sie verführt viel Land vnd Leut
Geschmählert mit jhrem Meyneid streit
Vnser täglich Brod,
40 In Böhmische, Hunger vnd Mehrenland
Für jhr begehren gar ohne schand
Gib vns heute,
Die wir aus zwang jtzt verlassen müssen
Lass vns Herr nicht aus vngnad geniessen
45 Vnd vergieb vns,
Da man vns verführt vnd betrogen
Wir bekennen, es ist vnerlogen
Vnser schuld,
Die wir Eyd vnd Pflicht haben gethan

22 vnd fehlt *Hs.* — 23 auch fehlt *Hs.* — erreten *Hs.* — 25 ff. vgl. *V* 17 f. Wann du sie alle liessest schlagen, So wurd die gantze Bawrschafft sagen Dein Wille geschehe. — 25 Der Bayrfirst . . auf *Hs.* — 26 all *Hs.* — 27 will geschech *Hs.* — 28 guete peut *Hs.* — 29 Beneben . . . . . grosse . . . . freudt *Hs.* — 31 Entgegen . . . . . konig in Beham *Hs.* — 32 sampt dem Bestia Betlehem *Hs.* Darnach möchte das Reimpar wohl lauten: 'Behem: Bethlem', gemeint ist natürlich Bethlen Gabor. — 34 Graf *Hs.* — 35 sollen *Hs.* — 36 Auf *Hs.* — 37 verfiehrt vil *Hs.* — 38 Geschmelert mit Irem menayd *Hs.* — 40 Gans Behem Hungarn vnd Mahrenland *Hs.* — 41 Für *Soltau* Was *Hs.* — ir begeren *Hs.* Für beide Lesungen lässt sich manches anführen, doch scheint die *Hs.* mit ihrem 'was' (= war) richtiger. — 43 ff. erinnert wenigstens an V. 27 f.: Wir haben gleichwol diss alles verschuldt, Nimb vns Herr wieder auff zuhuldt Vnd vergib vns. — 43 auss . . itzt . . . miessen *Hs.* — 44 nit mit *Hs.* — 46 Da] Dann *Hs.* — verfiehrt *Hs.* — 47 Wir bekennen es nit unverborgen *Hs.* — 49 ayd *Hs.* —

50 Werden empfahen jhren Lohn
Also auch wir,
Dann wegen des Meyneids vnd Vbermuth
Hat itzo mancher sein Haab vnd Gut
Vergeben,
55 Dem Heydelberger bracht es heimlich leid
Entgegen aber andern grosse frewd
Vnsern Schuldigern,
O Gott gib schier die Stund vnd Tag
Dass ich Pfaltzgraff zum Böhmischn Fuhrman sag:
60 Vnd führ vns,
Pfui niwer König frech vnd stoltz
Dich lest Spinola jtzt in der Pfaltz
Nicht ein,
Wir Schlesier thun nach dir nicht fragen
65 Must gewisslich verzweiffeln vnd verzagen
In Versuchung,
Ich Prag sag forthin, du Calvinist
Du hast vns verführt mit Lügn vnd List
Sondern erlöse vns,
70 Aber vnsern König Ferdinand gekrönt
Behüte Gott biss in sein End
Vor allem Vbel, Amen.

Jüngerer Typus. Er ist am weitesten verbreitet, ich kenne nicht weniger als 15 Fassungen, welche vom Jahre 1610 bis in unser Jahrhundert reichen. Im Inhalte berührt er sich mit dem Gespräche, das Bolte 'Der Bauer im deutschen Liede' (Acta germanica 1, 3. Berlin, 1890 S. 41—46) nach einem fliegenden Blatte des 17. Jahrhunderts veröffentlicht. Am ähnlichsten sind folgende Stellen:

---

50 empfangen *Hs.* — 51 Als *Hs.* — 52 Denn *Hs.* menaydts *Hs.* — 53 jtzo *Weller,* fehlt *Hs.* — manicher *Hs.* — Guet *Hs.* Vgl. *V* 25 Sie nemmen vnser Gut vnd Haab. — 55 Heidelberger *Hs.* — laid *Hs.* — 56 fraid *Hs.* — 58 O fehlt *Hs.* — gab *Hs.* — 59 das *Hs.* — Behmischen furmann *Hs.* — 60 führe *Soltau.* — 61 niwer] neuer *Hs.* nimer *Druck.* — 62 last *Hs.* — iezt *Hs.* — der] die *Hs.* — 63 nit ein *Hs.* — 64 thuen *Hs.* — nit mehr fragen *Hs.* — 65 Muest . . . verzweiflen *Hs.* — 67 forthin] fahr hin *Hs.* — 68 verfiehret mit lugen *Hs.* — 69 Sonder *Hs.* — 71 Behüet got biss an sein endt *Hs.* — 72 Darnach zwischen zwei Strichen 'Gedruckt zu Leyden, Im Jahr M. DC. XXI'. *Druck.*

Soldat.

Wenn ich wieder ziehe in den Krieg,
Nehme ich frisch Gelt auff die Hand,
Zum Musterplatz ich mich verfüg,
Reise durch Städte vnd Landt,
Sprech etwa einen Bawren an:
Glück zu, Vater, sprech ich alssdann,
Freundlich
Vmb ein Zehrung bitt ich dich,
Weil Frost vnd Hunger plaget mich
Schändtlich.

Bawer.

Ich sprech wol: Danck hab, guter Freund,
Bist aber willkommen nicht,
Dieweil dein Hertz viel anders meynt,
Als dein Mund zu mir spricht;
Geb' ich dir gleich ein Stück Brot
Oder ein Zehrung, das weis Gott
Gar wol,
So denck ich doch bey mir geschwindt:
Das der Teuffel das lose Gesind
Weg hol.

Soldat.

. . . .
Rinder, Ochsen, Schafe, Pferde vnd Küh,
Die nehme ich vnd verkauffe sie
Für mich . . .
Frag nichts darnach; wenn ich bin satt,
Alssdan ich mich vmbschawe,
Ob der Bawer glatte Töchter hat
Oder eine schöne Frawe,
Die sprech ich vmb ein Nachtlager an:
Wil sie nicht, so muss sie dran
Endlich,
Das thut dir Bawr im Hertzen weh,
Wenn man dir bricht deine Ehe
Schändlich . . . . .

Verzeichniss der Drucke, chronologisch geordnet:

L. 'Das Bauern Vatter vnser wider die mutwilligen | oder vnbillichen Landsknecht'. Darunter ein Bild in Holzschnitt, drei Scenen darstellend, die aus drei verschiedenen Holzstöcken zusammengesetzt sind. Am Schlusse die Angabe: 'Im 1610. Jahr'. Ein Blatt in Folio, erhalten in der Strassburger Landes- und Universitätsbibliothek, in der

Sammlung Heitz als Nr. 4993; eine eigenhändige Abschrift danke ich der Liebenswürdigkeit Ernst Martins. Es ist der älteste, bisher unbekannte Druck des jüngeren Typus.

El. 'Das Vaterunser so im Elsass anno 1610 ist gebetet worden von den Bauern', handschriftlich erhalten im Strassburger Stadtarchiv, mitgetheilt von Alcuin Holländer im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs. Strassburg 1889. 5. Jahrgang, S. 112—114. Es ist mit folgender Einleitung versehen, welche sich auf die beiden Erben, den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, sowie auf Leopold, den Administrator des Bisthums Strassburg bezieht:

Der beeden Fürsten Volk in das Elsass ist kommen,
Was die Leopoltschen verlassen, das haben sie genommen
Und gebeeten, wie zu sehen an diesem Vaterunser
Haben doch nit viel darmit ussgericht etwas besonder. —

V. 'Der Soldaten | VATTER | VNSER. | [Stock] | Getruckt | Im Jahr 1621'. Aus Heyses Bibliothek in der Berliner Kgl. Bibliothek Yh 9731, mit folgender Notiz Heyses versehen: 'Nach einer Handschrift sehr fehlerhaft abgedruckt bei Soltau: Histor. Volkslieder. Vorrede S. LXXVI. Dieser Druck enthält den echten Text'. Es ist ein Quartheft von 2 Blättern, der Text beginnt 1[a], die weiteren Seiten tragen die Bezeichnung 2 und 3 und die Norm Aij. Für freundliche Zusendung dieses Druckes sowie einer Reihe der weiter benutzten Werke bin ich der Kgl. Bibliothek in Berlin zu grösstem Danke verpflichtet.[3]) Erwähnt ist dieser Druck bei Weller a. a. O. S. XXVI.

---

[3]) Ausserdem danke ich den Bibliotheken in Wien und Lemberg, ferner für Abschriften besonders Ernst Martin und Ludwig Geiger; freundliche Hilfe boten meiner Arbeit die HH. Dr. Ed. Bodemann-Hannover, Reinhold Köhler, Gustav Roethe, Anton E. Schönbach, Max Freiherr von Waldberg. Durch weitere Nachweise von Vaterunserparodien würden mich die Fachgenossen ausserordentlich verbinden. Vielleicht werden meine Zusammenstellungen auch anregen, der Frage nachzugehen, welche ich ganz ausser Acht lassen musste, ob diese Parodien deutschen oder fremden Ursprungs sind. Erst nach Abschluss der Arbeit machte mir Reinhold Köhler Francesco Novatis 'Studi cri-

W. 'Der Werderischen Pawren gebet oder Vater vnser wieder die Soldaten oder Conföderanten'. Es hat sich erhalten in einer handschriftlichen Gedichtsammlung des Danziger Schreibers Michael Hancke, welche zwischen 1629 und 1640 aufgezeichnet wurde, gedruckt von Theodor Hirsch, 'Literarische und künstlerische Bestrebungen in Danzig während der Jahre 1630—1640' in Neue Preussische Provinzial-Blätter. Königsberg 1849 7, 215—217, vgl. S. 55 f. und Goedeke 3², 27. Es bezieht sich auf den schwedisch-polnischen Krieg 1626—1629 (vgl. Hirsch S. 56).

B. 'Der Soldaten Vatter vnserr' aus der handschriftlichen Braunschweigischen Chronik des 17. Jahrhunderts im Besitze Leysers gedruckt bei Soltau a. a. O. S. LXXVI f.

A. 'Algemeiner Bauren Vatter Vnser Wieder die Vnbarmhertzigen Sollthaten'. Darunter ein feinerer Holzschnitt, eine Plünderungsscene, Soldaten in spanischer Tracht, darstellend (vgl. *S*). Ein Folioblatt in dreispaltigem Drucke, erhalten in der Strassburger Landes- und Universitätsbibliothek, Sammlung Heitz 4981, Angabe des Jahres fehlt, auf dem Einband steht die Jahreszahl 1622. Auch hiervon schickte mir Ernst Martin eine eigenhändige Abschrift. Der Titel stimmt mit der Angabe Wellers a. a. O. S. XLVIII bis auf das erste Wort, das im Ulmer Exemplar 'Algemeines' lautet, auch steht hier ein Kupfer, kein Holzschnitt. Mit dem folgenden ist daher *A* nicht identisch, obwohl es ihm ausserordentlich nahesteht. Da Weller ausdrücklich bemerkt, diese Fassung sei bei Scheible gedruckt, und auch der von ihm mitgetheilte Anfang mit *S* stimmt bis auf die Orthographie, so müssen *A* und *S* auseinandergehalten werden. Übrigens halte ich *A* für jünger als *S*.

S. 'Allgemeines Bauren-Vater-Unser wider die unbarmherzigen Soldaten' gedruckt bei J. Scheible, Die Fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart 1850 S. 177—180, vgl. H. R. Hildebrand, Soltaus deutsche historische Volkslieder. Zweites Hundert. Leipzig 1856 S. XXI. Joh. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, Acta Germa-

---

tici e letterari' (Turin 1889) zugänglich, worin S. 175—310 'La Parodia sacra nelle letterature moderne' behandelt ist; darauf sei verwiesen.

nica 1, 3. Berlin 1890 S. 122. Maltzahn, Deutscher Bücherschatz II Nr. 590, dieser setzt hinzu: 'Aus: W. Drugulins Hist. Bilderatlas II Nr. 1197'. Weller a. a. O. S. XLVIII zeigt folgende Orthographie des Titels: 'Algemeines Bauren Vatter Unser Wieder die Unbarmhertzige Sollthaten'. Vgl. die Bemerkung zu *A*.

K. 'Das Vater Unser der Köllnischen Bauern im Schreckensjahr 1704'. Ohne Quellenangabe gedruckt in: Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. 1837, XXVI. Jahrgang der gesammten und VIII. der neuen Folge. Leipzig: G. Reimer S. 9 ff., erwähnt bei Hildebrand a. a. O. S. XXI. Damit identisch

P. 'Vater unser der Cölnischen Bauern (vom Jahre 1704), aus Jahns Nachlass gedruckt bei Heinrich Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1863 S. 178—180, vgl. S. 209, erwähnt von Bolte a. a. O. S. 122.

C. 'Der holsteinischen Bauern Vater-Vnser 1713'. Aus M. S. Nr. 177. 4° betitelt: 'Anecdota variorum ingeniorum poemata' etc. der gräflich Ranzauischen Bibliothek zu Breitenburg, vgl. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte 7, 331 f. Eine Abschrift schickte mir freundlichst Karl Kochendörffer in Kiel.

R. 'Das Soldatenvaterunser' vom Jahre 1763 gedruckt bei H. M. Richter, Österreichische Volksschriften und Volkslieder im siebenjährigen Kriege. Wien 1869 S. 165 ff.

H. 'Hannöversches Vater Unser' in Fliegenden Blättern 'gegen den Schluss des vorigen Jahrhunderts' gedruckt, nur der Anfang mitgetheilt von Soltau a. a. O. S. LXXVII.

N. Vaterunser der Bauern vom Jahre 1813 auf den gestürzten Bonaparte bei Scheible, Volkswitz 3, 121; vgl. Hildebrand a. a. O. S. XXI und L. Geiger, Münchner Neueste Nachrichten 1890 Nr. 415 vom 11. September (Feuilleton).

M. 'Das Bauern-Vaterunser' gedruckt bei Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Berlin 1885 S. 181 f. Vgl. Bolte a. a. O. S. 122.

G. 'Bauernvaterunser' gedruckt von Hugo Gaedcke, Volkslieder aus Mecklenburg bei Robert Prutz' Deutsches Museum. 5. Jahrgang 1855, Juli — December S. 769—771, erwähnt bei Bolte a. a. O. S. 132.

Die Vergleichung der einzelnen Texte lehrt uns, dass weder *L* noch *El*, obwohl die ältesten Fassungen, irgendwie das Original sein können, ja zum Theil viel schlechtere Lesarten bieten als mehrere jüngere Fassungen; vor allem *V* scheint dem Originale am nächsten zu kommen, ich habe darum *V* als Text drucken lassen; mit Rücksicht auf das Versmass und die anderen Fassungen möchte nur etwa zu bessern sein: V. 15 'Ja, lieber Herr, wenn sie nur kundten', so lesen *El W B R*, während die anderen stark ändern; V. 16 'Zuplündern sie sich understundten', das 'auch' fehlt in *L El W B R*; in V. 26 vielleicht: 'Und schneiden uns vor dem Maul ab' statt 'vorm'; V. 27 muss gelesen werden 'Wir hab'n gleichwohl diss all's verschuldt', was *V* bietet, ohne dabei die Elisionen anzudeuten, und dies gilt auch noch von anderen Versen, die nicht erst besonders aufgeführt zu werden brauchen, nur aus *V* können die verschiedenen Lesarten von V. 27 erklärt werden; V. 30 habe ich 'wurdens' von *V* schon im Texte zu 'wurden' verbessert; V. 34 ist vielleicht 'all's' einzusetzen und zu lesen: 'Müssen wir all's umbsonsten schier'; V. 37 lies 'd'Rösslein'; V. 40 'in d'Stuben'; V. 41 wohl zu lesen: 'Welch's uns dann schmertzlich ins Hertz dringt'; V. 42 lies 'manch'', sonst hat *V* hier gewiss das Richtige bewahrt, denn dadurch, dass der Bauer in seine Stube nicht hineingelassen wird, kommt die darin mit dem Soldaten bleibende Frau in Versuchung, man denke der Rede, welche dem Soldaten in dem oben citirten Gespräche zugeschrieben wird; V. 43 lies wohl: 'solchs'; V. 44 'lange'; V. 46 'b'hüte'. Die Fassung *V* scheint daher in allen Fällen mit Ausnahme von V. 15 und 16 die richtige Lesart, wenn auch nicht überall die richtige Schreibung zu überliefern, aber nach den Änderungen in den anderen Fassungen möchte man fast vermuthen, dass auch das Original die vollen Formen und nicht die Kürzungen enthalten habe. Besondere Rücksicht müssen wir noch auf die Verse 23—26 nehmen, denn hier bieten nur *V* und

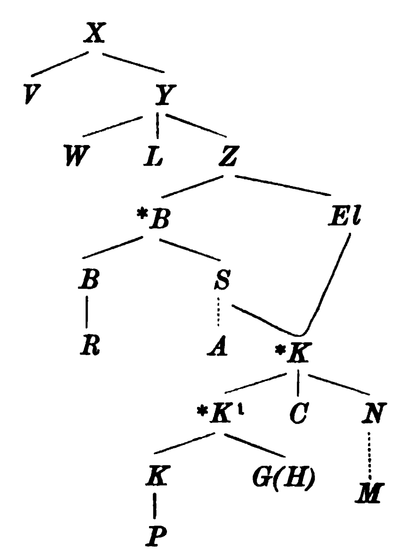
M gegenüber allen anderen folgenden Wortlaut der fünften Bitte: 'gib uns heute unser tägliches Brod', was bekanntlich der katholischen Übersetzung von 'panem nostrum quotidianum da nobis hodie' entspricht, während die übrigen Fassungen die Reihenfolge 'unser tägliches Brod gib uns heute' übereinstimmend mit der protestantischen Übersetzung wahren. Der Zusammenhang der einzelnen Verspaare ist in unserem Gedichte kein so fester, dass wir daraus Schlüsse ziehen könnten; allerdings wäre es sinngemässer, zuerst zu sagen, die Soldaten nähmen den Bauern ihr Hab und Gut, sogar das tägliche Brod, und daran die Bitte um ihre Vernichtung zu schliessen. Andererseits lässt sich aber auch der Zusammenhang von *V M* rechtfertigen, denn das Vaterunser führt zuerst die Qualen der Bauernschaft an (V. 1—16), erwähnt dann, wie glücklich sie wäre, wenn alle Soldaten erschlagen und die Bauern dieser Pein ledig würden, merkt hierauf an, sie könnten im Himmel so wenig gelten als auf Erden und schliesst daran die Bitte, dass die Soldaten noch heute erschlagen würden, denn sie nähmen den Bauern Hab und Gut, sogar das tägliche Brod, freilich sind wir selbst Schuld daran, aber vergieb uns, sonst treiben uns unsere Schulden ins Elend. Für und wider lässt sich also gleich viel sagen und es ist immerhin wahrscheinlicher, dass die durch *VM* vertretene katholische Reihenfolge des Originales von den übrigen Texten wegen des gewohnten protestantischen Wortlautes geändert wurde, weil nur *KPN* auch den Schluss des protestantischen Vaterunser: 'Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen' parodirt haben. Die ganze Frage würde wesentlich erleichtert, wenn wir eine Geschichte des Vaterunsertextes besässen, die aber, soviel ich weiss, nicht existirt; Julius Zacher soll eine solche vorbereitet haben, ohne zu einem Abschlusse gekommen zu sein. Die Zusammenstellungen bei Johann Severin Vetter (Proben deutscher Volks-Mundarten. Leipzig 1816 S. 1—38) reichen nicht aus, von Johannes Geffckens Werk: Der Bildercatechismus des funfzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1855) war mir nur der erste Theil zugänglich, in welchem S. VIII ein weiterer Abschnitt

über das Vater Unser angekündigt ist, diese Fortsetzung muss aber unterblieben sein (vgl. Kayser).

Was nun weiter die Verwandtschaft der einzelnen Fassungen betrifft, so zeigen vor allem *N* und *M* gemeinsame Fehler; *N* macht den Eindruck, als sei Anfang und Schluss willkürlich ergänzt worden, weil sie nicht mehr im Gedächtniss hafteten; auch *M* ist unvollständig; neben anderem beweist vor allem V. 13 f. den Zusammenhang von *N* und *M*.

Bis auf Kleinigkeiten in den Versen 10. 12. 17. 33. 36. 38. 44. 46 identisch sind *K* und *P*, ohne dass *P* bloss Abschrift von *K* wäre; mit *N (M?)* ist eine nähere Berührung durch den Schluss gegeben; ich verweise für *MKP* noch auf die Verse 2 und 9. Zu *KP* stellt sich aber auch *G*, was am besten daraus hervorgeht, dass V. 43 ff. die Lesart von *KP* die Voraussetzung von *G* ist. Soweit sich dies beurtheilen lässt, stand *H* (vgl. V. 1. 2 und 3) *G* näher, so dass wir eine Gruppe *KP — G (H) — N (M)* feststellen dürfen, die wir durch **K* bezeichnen wollen; zu ihr muss auch *C* gehört haben. V. 29 f. vor allem beweist nun, dass **K* und *El* aus denselben Quellen geflossen sein müssen, vgl. auch V. 28. Anderseits weist **K* und *SA* insofern auf eine gemeinsame Vorlage, als V. 31 willkürlich ergänzt wird, was darauf hindeutet, dass dieser Vers gefehlt habe und in der That sehen wir in *BR* diese Lücke noch gewahrt; so gelangen wir zu einer Klasse **B*, welche durch den Ausfall des Verses 31 charakterisirt war; **B* und *El* rücken V. 4. 11. 19. 38 so aneinander, dass wir eine gemeinsame Vorlage *Z* gewinnen, die mit *W* aus derselben Fassung *Y* stammen muss. *Y* und *V* vertreten uns das verlorene Original *X*. Wir erhalten also folgenden Stammbaum, dem ich noch eine Bemerkung vorausschicke.

Die Kreuzung bei **K* fällt um so weniger auf, als wir nicht bloss schriftliche, sondern auch mündliche Fortpflanzung anzunehmen haben, freilich beide nebeneinander, denn der Ausfall von V. 31 ist nur durch das Abirren des Auges von dem 'treiben' in V. 30 zu dem im V. 31 zu erklären. Merkwürdig bleibt nur die Ähnlichkeit von *El* und *S (HMG)* im ersten Verse, die mit dem übrigen nicht stimmt.



T e x t. Ich bringe im folgenden *V* zum Abdruck, was Orthographie und Sprachformen betrifft, weil es unmöglich ist, ein genaueres Bild des Originals zu gewinnen; unter dem Texte stehen die Lesarten der übrigen Fassungen, wobei natürlich rein graphisches ausgeschlossen wurde, deshalb gebe ich auch die Unterschiede von *A* und *S* nur an, wenn sie in Wortformen bestehen, die dialektisch wichtig sind.

Bauern-Vater-Unser.

Wann der Soldat zum Bawrn geht ein,
Grüsst er jn mit freundlichem Schein. Vatter

Titel. Die Ausgaben schwanken zwischen der Bezeichnung 'Bauern'- und 'Soldaten-Vaterunser'; jene Form steht in *LElWASKP CNMG*, diese in *VBR*, *H* ist unbestimmt; thatsächlich haben wir es aber mit einem Vaterunser der Bauern gegen die Soldaten zu thun und darum muss diese Bezeichnung gewählt werden. Das Nähere über den Titel sehe man im Verzeichniss der Drucke.

1-12 in *N* völlig abweichend: 'Vater unser, der Du bist im Himmel, Befrei uns von dem Kriegsgetümmel, Und von der Tyrannei Gezücht, Auf dass ihr Unternehmen nicht Geheiliget werde, Und dass nicht Frankreichs frecher Same Bei uns mehr gelte als Dein Name'. — 1 = *LElVWBCR* nur mit folgenden Abweichungen: Wenn *LElBR* — der Soldat] Moskowiter *C* — geht zum Baur *L* — Pawer *W* Bauren *D* Bauern *ElR* — geht] tritt *W* kehret *BR* kehren *C* ist gangen *El* — ein] hein *El* am ähnlichsten der Lesart

Denckt jhm darneben zu jeder frist,
Bawr was du hast das alles ist — Vnser,
5 Dessgleichen denckt jhme der Bawr,
Der Teuffel holle dich du Laur, — Der du bist
Sey gewiss dass dich noch straffen wirdt,
Der Herr der oben auff regiert — Im Himmel,
Ich glaub nit dass man einen findt,
10 Der auss disem verfluchten Gsindt — Geheiliget werde

---

von *S*. — Die anderen Fassungen lesen: O Gott der Soldat kam nächten [Necht *A*] heim *SA* Wo nur der Franzmann kehret ein *KP* Der Soldat tritt ins Haus hinein *H* Sobald der Soldat kommt herein *M* Der Franzos, der tritt ins Haus hinein *G* — 2 Ganz abweichend *El*: 'So hat er ihn mit unfreundlichen Worten gegrüsset fein: Vater'. Damit steht es ganz allein. — Grüsset *BR* So grüsst *WKPM* So sagen *C* — er] fehlt *SA* sie *C* — ihn] mich *SA* uns *KPM* fehlt *C* — für diese Worte stehen: Und spricht zum Bauern *H* Und spricht zum Hauswirth *G* — mit] fehlt *SA* aus *CHG* im *M* — freundlichem] falschem *WKPCHG* fälschlich *SA* fehlt *M* — Schein] also im Schein *SA* Friedensschein *M* — Vater unser *M*. — 3 f. fehlen *M*, lauten in *HG*: Alles was [was nun *G*] vormals war dein, Das soll nunmehro jetzo [und muss nunmehr *G*] sein — 3 Denckt] Danckt *W* Danket *ElBR* Bald aber heissts *C* — jhm] fehlt *C* — darnebn *L* fehlt *C* — zur *C* — jeder] dieser *El* aller *WBR* selben *C* — Man höret bald zur selben Frist *KP* Sagt er, gieb raus du loser Christ, *SA* — 4 Dein Hab' und Gut und Alles ist unser! *C* — Bawr] Spricht, Pawer, *W* Mein Vater, *KP* denn *S* dan *A* — das alles] das *WKP* alles *ElBR* dasselbig *SA* — 5 f. Dessen [Desn *A*] ich erschrak, kratzt mich im Helm, dacht heimlich bei mir, o du Schelm, Der du bist *SA* Der Bauer dachte bei sich schlecht: Du Schelm warst mir eben recht Der du bist *G*. Wir Bauern denken uns im Friedenssinn: Der Teufel hol' diess Gesind dahin der du bist *M* — 5 Dessgleichen] Hirgegen *El* Dargegen *LWKPR* Darauf so *C* — dencket *L* danckt *W* danket *ElBR* spricht *KP* — jhm *L* ihm *ElWBR* fehlt *KPC* — der arme *C* — 6 Führt dich der Teuffel her *CL* — holle dich] hol' dich *C* führ dich hin *El* führt dich her *W* furet dich her *B* führet dich her *R* — du] loser *C* — Laur] Baur *K* Bau'r *C* — 7 f. Das Fluchen ist ihnen angeborn, Kein Heiliger bleibt ungeschorn im Himmel *M*. Wir arme Bauern leiden Noth Und klagen es dem lieben Gott im Himmel *G* — 7 Die Strafe Dich gewisslich rührt, *C* Bat ihn, und sagt, lass mich in [mit *A*] Fried, *SA* — Sey] Seye *El* Sagt *W* fehlt *KP* — gewiss *L* — dass] dass der *El* es *KP* — dich noch] dich Gott *L* fehlt *KP* — straffen wirdt] wird noch treffen dich *KP* — 8 So lange noch ein Gott regiert *C* Sonst wird dich strafen, der regiert: *SA* Der Herr ist über Dich und mich *KP* — oben auff] alle Ding *C* — aufstehen wird *W* — 9 f. Er sprach, daran thu ich mich nicht kehren [kehrn *A*], bring mir Wein, dass der Tag

Es lebt kein Volck auff diser Erdt,
Durch welches mehr gelöstert wert — Dein Nam
Jhr maiste Wort seyn jedes mals,
Was der Bawr hat dasselbig als — Zukomme vns
15 Ja lieber Herr wann sie kundten,
Zuplündern sie sich auch vnderstundten — Dein Reich
Wann du sie alle liessest erschlagen,
So wurd die gantze Bawrschafft sagen — Dein Wille geschehe

mit Ehren [Ehrn] Geheiliget werde *SA* — 9 Ich zweifle, dass *C* Man zweifelt ob *G* — nit] fehlt *LWBKPCRMG* — einen] kaum einen *WBR* selten einen *L* keinen *KPM* — 10 auss] uss *El* unter *KPCMG* — verfluchten Gsind] wilden Gesind *L* gotlosen Gesind *W* losen *KP* Laster-Gesind *M* Volksgesind' *C* Kriegsgesind' *G* — geheiligt *LKC* — 11 f. Oder beim tausend Sackerment [Sackvolendt *A*], wirst du's [Würstüs *A*] nicht thun, so wird geschändt Dein Name [Nam *A*] *SA* — 11 Ach Gott, es lebt kein Volk auf Erd *C* Ach Gott, kein Volk lebt auff der Erd *L* Ach Gott es lebt kein Volk auf erden *W* Ach Godt kein Volk lebet [lebt *El*] auf dieser erden [Erd *R* uf Erd *El*] *ElBR* Ach Gott, das ist des Teufels Thier *KP* — lebt] ist *M* — 12 Von welchem *El* Wodurch *G* — welchen *BR* — mehr] noch mehr *G* so *M* fehlt *KP* — wird gelästert schier [hier *P*] *KP* — werde *WBR* wird *G* — Name *ElWBSKPCRNMG* — 13 Auch sagt das Lästermaul vielmal, *SA* Sie drücken uns mit grosser Last *C* Sie thun uns grossen Überlast *KP* Sie quälen ohne Ruh und Rast *NM* Sie rauben unser Ruh und Rast *G* — meistes *LWR* meisten *B* nechstes *El* — seyn] ist *LElWBR* — jedesmol *El* — mahl *WBR* — 14 Bauer, was du hast, dasselbig all: *SA* Und sprechen [sagen *KP*]: Alles was Du hast *CKP* Und schreien: Bauer, was du hast *NM* Und machen, dass sehr grosse Last *G* — hat] fehlt *R* — dasselbige *El* dasselbe *BR* fehlt *W* — alls *L* all *R* alle *B* vberal *W* soll *El* — Zu komm uns *SA* Zu uns komme *GN* es komme zu uns *M* — 15 O Herr, wo du sie nicht wirst hindern *G* Ach Gott, wenns stünd in ihrer Macht, *KP* Sie würden, könnt es nur geschehn *C* Könnten [Konten *A*] sie dich, Gott, bekommen *SA* Sie rauben, plündern immerdar *NM* — vnd wenn *L* — sie] sie nur *ElWBR* — künten *L* — 16 Zu plündern wären sie bedacht *KP* Zu plündern würden sie nicht [würten nicht sie *A*] schonen *SA* So werden sie doch endlich plündern *G* Und wenn sie könnten [können *N*] auch sogar *NM* — sie sich] gar sich *C* sich *WBR* — auch] fehlt *LElWBCR* — unterstünden *L* unterstehn *C* — 17 Willst du sie tödten nah und fern *C* — Wenn] So *ElWBR* O wenn [wan *A*] *SA* Herr wenn *NM* Ach *G* — du sie] würden sie *G* — alle liessest] alle werdest *El* wirst alle *W* wurdest *B* würdest *R* wollst all *N* thetst alle *L* thätst all *M* nur thätst *S* nur detz *A* doch *G* — erschlagn *L* erslagen *B* erschlan *A* todtschlagen *G* schlägst [schlügst *P*] mit Todesqual *KP* — 18 So spricht der Bauer herzlich gern *C* Wir

	Wann wir ledig weren diser Pein,	
20	So wurden wir arme Bawrn seyn	Wie im Himmel
	Ich waiss nit wo das Gsind hinghört,	
	Im Himmel zuseyn, seyn sies nit werth,	also auch auff Erden.
	Dass wir sie alle in diser Nacht,	
	Erschlagen mögen mit gantzer Macht	Gib vns Heut.
25	Sie nemmen vnser Gut vnd Haab,	
	Vnd schneiden vns vorm Maul ab	Vnser täglich Brodt.

Bauern wollten gern all sagen [Alle san *A*] *SA* Wir Bauern würden [thäten *M*] mit Freuden sagen *NM* So wollen wir mit Freuden sagen *G* Wir wollten sagen all zumal *KP* — So] So, so *El* — würde *WR* wurde *B* würd *LEl* — die] der *El* — gantze] gemeine *L* Arme *W* fehlt *El* — Bawrschafft] Bawersafft *V* Burgerschafft *B* Bürgerschaft *R* Bauer dan *El* — sagn *L* — Will *S* — gescheh *L* — 19 f. Denn wenn man nichts von ihnen hört', So lebten wir auf dieser [hier auf der *M*] Erd' *NM* — 19 Dann wolln wir armen Bäuerlein *SA* — Wenn *BKPCRG* — wir] sie *W* fehlt *C* — ledig] nur los *L* los wir *C* los *KPG* frey *W* queit *B* quitt *ElR* — weren] wern *L* würden *ElC* — diesen Feind *G* — 20 Wir armen Bauern wollten seyn *KP* Wir armen Leute würden sein *C* bei meiner Seel [Sehlle *A*] so froh seyn *SA* — wurden] würden *W* weren *B* wären *R* wolte *L* wollen *G* würd *El* — wir] die *W* den *El* — armen *LElWBR* voller *G* — Bawrn] Bauern *L* Freuden *G* — seyn] fein *BR* — 21 Es wird dies Volk von uns ernährt *KP* Oder jags [sags *A*] zum Teufel unter [vndr *A*] die Erd *SA* — Wer weiss *CG* — wo] wohin *G* wem *NM* — diess *LCNMG* — Volk *CNMG* — hingehört *C* gehört *NMG* hinfert *B* hinfährt *R* — 22 Es [Und *KP*] ist ja [doch *KP*] nichts im Himmel werth *CKP* — zuseyn] fehlt *LBRNMG* — seyn] sind *LElWSARNM* werden *G* — sies] sie *LWBSARNMG* — nit] nicht viel *BR* gar nichts *NM* gar *L* — werth] unwerth *L* geehrt *G* — auch] fehlt *G* — uf *El* — 23 f. steht hinter 25 f. in allen mit Ausnahme von *V* und *M*, das aber im Wortlaut stark abweicht; in der katholischen Kirche ist bekanntlich nur die Reihenfolge üblich, welche der Text bietet; vgl. übrigens die Einleitung. — *N* zeigt von da an keine Ähnlichkeit mehr, ich theile diese Fassung daher als Anhang mit und setze nur die wenigen Anklänge hierher. Auch *M* geht von hier seine eigenen Wege, bricht überdies bald ab, so dass es gleichfalls in den Anhang verwiesen werden muss. — 23 f. O, dass man ihre ganze Macht Vertilgen mög' in einer Nacht gieb uns heute! *C* Schreien uns nach: Vater, Vater [fahter *A*], lang uns heraus Strümpf, Schuh, oder: Gieb uns heut *SA* Sie sagen: Bauer, schaff uns frei Fressen und Saufen gleich dabei gib uns heute *G* — 23 wir] man *KP* — sie] fehlt *El* — all *LBKP* — diser] einer *L* — 24 Mugen erslagen *B* Mögen erschlagen *R* Möchten erschlagn *L* Todtschlagen möcht' *KP* — möchten *El* — gantzer]

	Wir haben gleichwol diss alles verschuldt,	
	Nimb vns Herr wider auff zuhuldt	Vnd vergib vns
	Wann dise Leuth lang bey vns bleiben,	
30	So wurden vns ins Ellend treiben	Vnsere Schuld
	Sie thun so grossen Mutwillen treiben,	
	Vnd wollen ligen bey vnsern Weibern	Als wir.
	Was nur ansehen die Augen jr,	
	Müssen wir vmb sonsten schier	Vergeben.

grosser *BR* unserer *El* — 25 Weil die Mausköpf stehlen [steln *A*] all Gut und Hab *SA* — nemmen] rauben *CG* — vnser] uns *El* — Gut vnd Haab] Fleisch und Speck *C* [vgl. V. 4] — 26 schneiden] stehlen *G* fressen *C* — unserm *G* — vor dem *ElBSAR* für dem *L* vom *KP* für das *W* fehlt *G* — Maule *CKP* Munde *SAG* — ab] weg *C*. — 27 f. Thun wir's dann nicht, sind wir geschlagen [geschlan *A*], zu uns Bauren [Baurn *A*] sie höhnisch sagen: Vergieb uns *SA* Und wenn sie auch uns Bauern schlagen, So wird zu ihnen keiner sagen: vergib uns! *M* [Doch was frommt das Klagen? Lasst uns nicht mehr nachgiebig sagen: Vergib uns! *N*] Ach Herr, wenn wir in diesem Jahr Dir bringen keine Gaben dar, Vergib uns *G* — 27 Diess [Das *KP*] alles haben wir *WKP* — diess gleichwol alle *BR* das gleichwohl *El* solchs gleichwol *L* wol *W* zwar den Zorn — vorschuldt *W* Verschulden *El* verdient *C* — 28 Sei du uns aber nun versühnt und vergieb uns, *C* — Doch nimb [nimm *KP*] *ElKP* — O Herr *W* fehlt *ElKP* wieder] fehlt *W* — zuhuldt] zu Hulden *El* mit Huld *L* in Huld *KP* in geduldt *W* — vorgib *W* — 29 f. Dan diser Leut wir nit thun lachen Sintemahl sie nur thun grösser machen unser Schulden *El* Ach, ach, der hochbetrübten Zeit! Sie machen grösser weit und breit unsre Schuld! *KP* Denn lässt uns diese Noth nicht los, So werden endlich gar zu gross unsere Schulden. *C* Sie bringen uns von Gut und Ehr', Dass wir nicht können bezahlen mehr unsere Schuld *G* — 29 Wann] Ja wan *A* Ja, wenn *S* Wo *BR* Solten *W* — dise] die *LW* das *SA* — Leuth] Leute *WBR* Gsind *S* Gesindt *A* — bey uns lange bleiben *W* sollt lang bleiben *SA* hie bleibn mit List *L* — 30 Treibns vns gar ins Elend, solchs ist Vnser Schuld *L* — So] fehlt *SA* — wurdens *V* würden *W* werden *BR* würt *A* wird *S* — uns noch *SA* — ins] in *ABR* — elende *W* — Vnser *A* Unsre *S* fehlt *BR* — Schulde *W* fehlt *BR* — 31 fehlt *BR* — Auch ist doch wahrlich gar [Je *A*] nicht fein *SA* Ganz listig wissen sie zu spassen, *G* Solch' Volk hat man gesehen nie: *KP* Sie schänden unsre Töchter sehr *C* — Auch thun sie *El* Täglich sie *W* — so] fehlt *LElW* — Mutwill *El* — treibn *L* — 32 Wollen slaffen bey vnsern tochtern vnd weibern *BR* Wolln schlaffn bey vnsre Kind, Gsind vnd Weibn, *L* sie bschlafen unsre Weiber [bschlaffn vnsr weibr *A*] und Töchterlein *SA* Wenn sie bei unsern Weibern schlafen *G* Bei unsern Weibern liegen sie *KP* Und brauchen unsre Weiber mehr *C* undt wollen doch im Lande bleiben *W* — als auch wir *LElBKPR* gleich wie wir *W* — 33 f. Wann nur ein Henn die Augen jhr Sehn, habn sies, müssn also

35 Niemand bleibt nichts darumb auch wir,	
Müssen bezahlen die Schulden jr	Unsern Schuldigern.
Keiner kan brauchen die Rösslein sein,	
Ohn vnderlass sprechens, Bawr spann ein	Vnd führe vns
Im Hauss ist alle Tag vil prassen,	
40 Gar offt sie vns in die Stuben lassen	nit ein.

---

vmb sonst schier Vergeben *L* Man weiss nicht mehr, wo Herr und Knecht, Im Hause muss der Wirth sein Recht vergeben. *C* Und dazu sollen wir mit Schmerzen Noch schweigen und mit gutem Herzen vergeben *G* Das g'heit uns Bauren [Baurn *A*], macht so toll, wann wir den Teufelsköpfen solches [teufelsköpn solchs *A*] solln: Vergeben *SA* — 33 Und was sie nur anfangen schier [hier *P*] *KP* — nun *W* — sehen *El* — 34 Das Alles müssen ihnen wir *KP* — alles vmbsonst schier *ElWBR* — vorgeben *W* — 35 f. Müssn oft jhr Schuld zahln, danckn uns nit, Da wir vor gnug zu thun hattn mit Vnsern Schuldigern, *L* Sie fordern Geld, sie fordern Vieh Und keinen Heller lassen sie unsern Schuldnern *C* Sie trachten stets uns nach das Leben Und da wir sonst auch wol vergeben unsern Schuldigern *G* — 35 Noch wollten wir gern alles [als *A*] dulden *SA* Dies macht uns grosse Ungeduld *KP* — nichts] fehlt *BR* — drumb *W* — auch] fehlt *El* — 36 Wir müssen zahlen ihre Schuld unsern Schuldigern *KP* Wenn [wan *A*] wir nicht zahlen dürften [zahln dorft *A*] ihr Schulden: Unsren [Vnsern *A*] Schuldigern *SA* — schulde *B* schuldt *W* — vnseren *BR* ihren *K* — 37 Kein Pferd ist, das man brauchen kann, *C* — Keiner] Kein Mann *KP* Niemande *W* Niemandt *BR* Wenn man *G* Sie *SA* — kan] fehlt *SAKPG* — brauchen] nützen *L* fehlt *KPG* — d. R. sein] unser Ross ingemein *SA* sein Pferd mehr brauchen kann *KP* kein Pferd noch haben kann *G* — Rosse *ElW* — sein] fein *B* — 38 Ohn vnderlass] fehlt *SAKPCG* — sprechens] sagen alle [all *A*] Tage *AS* Schrei'n sie *G* heists *LW* heisst es *ElBR* Es heisset *KP* Es heisst nur *C* — Bawr] Cujon, *G* — spanne *W* spann eilend *KP* geschwind spann *C* spann Ochsen *G* — ein] an *KPCG* — führ *SAK*. — 39-41 Bhausn wirs, thun jhn schon guts durchauss, Dörffns wol vns selbst in vnserm Hauss Nicht in Die Stubn lassn, welchs durchs Hertz schmirtzt hin, *L* — 39 f. Sie jagen uns zur Thür hinaus Und uns gehört jetzund das Haus nicht *C* Fragen wir nach dem Lohn gleichfalls, sagen [san *A*] sie, Du sollt haben [habn *A*] so viel als: Nicht *SA* Das macht sie sind im Lande eben Und schonen unsrer Leute Leben nicht *G* [vgl. 'Darum verachten sie uns eben, Dass gleichsam so Wie wir vergeben' *N*]. — 39 Sie prassen stets bey vollem Schmaus *KP* — In dem *BR* — hause *WBR* — alle Tag] täglich *W* — aller *El* — Tage *B* — vil] gut *El* — Prassen] frassen *W* — 40 Und lassen uns in unserm Haus *KP* — Das sie vns *W* — sie vns] uns selber *El* — die] der *BR* — wollen lassen *W* — ein] fehlt in allen ausser *VL* und *El*,

Welches vns dann schmertzlich ins Herze tringt,
Vnd manche ehrliche Fraw offt bringt — In Versuchung.
Doch alle die solche Laster treiben,
Lass Herr nit lang bey vns bleiben — Sondern erlöse vns
45 Die frommen aber spar gesundt,
Vnd behüte sie zu aller Stundt — Vor allem vbel. Amen.

In *SA* folgt:

welche letzteren aber 'in' lesen. — 41 f. Weiber und Töchter die unser sein, Die führn sie tagtäglich ein in Versuchung *G* Wenn dieses währte Tag und Jahr, So fiel ein armer Bau'r gar in Versuchung *C* — 41 Solchr Zwannck vnd trang ins hertz tring *A* Solcher Zwang und Drang uns kränkt *S* Das kränket, wenn man denket d'ran *KP* — Weliches *B* — vns] fehlt *WBR* — dann] denn *BR* fehlt *El* — ins Hertze tringt] ins hercz eindringt *W* eindringet [ins hertze fehlt] *BR* ins Herz thut dringen *El* — 42 Und manchen Bauern oft thut bringen Versuchung [!] *El* Auch manchen armen Manne bringt in Versuchung *W* Und uns arme [arm *A*] Leut endlich noch bringt [bring *A*] in V. *SA* Und bringt den armen Bauersmann in V. *KP* — mannigen *B* manchen *LR* — ehrlichen *LBR* — Mann *LBR* — bringt in [: hin] *L* — Versuchung *W* — 43 f. Drum bitten wir dich, lieber Gott, straf uns nicht lang mit dieser Noth [Roht *A*]: Sondern erlöse uns *SA* Ach Gott, lass sie bei uns nicht lang, Die Schelmen thun uns angst und bang, sondern erlöse uns *KP* Drum gieb, o Herr, nicht länger zu, Dass uns dies Volk solch Herzleid thu, sondern erlöse uns, *C* — 43 Doch] Auch *ElBR* Ach *L* fehlt *W* Dieweil *G* — alle die] all die *L* sie *G* — solche Laster] solchen Mutwilln *L* solch böss Thun *El* solches böses *WBP* sonst gross Übel *G* — treibn *L* — 44 Lass] Lass jo *L* Die lass *ElBR* So lass sie *G* — nit] fehlt *El* — Herr] Herr Gott *El* fehlt *G* — lang] lange *WBR* mehr *G* fehlt *El* — nit bleiben *El* — bleibn *L* — sondern] sond' *V* fehlt *G* — erlöss *L* erlös' *K* — vns] fehlt *El* — 45 f. Denn [Dan *A*] ihrer hat man kein Nutzen, sagen wohl [woll *A*], sie wolln uns schutzen: Von allem Übel [Vbel *A*] *SA* Gieb, dass der Plag ein Ende sei Und mach' uns armen Bauren frei vom Übel *C* — 45 Erhalt' uns arme Leut' gesund, *KP* Vielmehr gib, dass wir arme Leut *G* — frommen Landsknecht all *L* fromen Bauern *El* — aber] fehlt *LElW* — spar] spare Got *W* verfahe *El* — 46 Befrey' [Befreie *P*] uns zu aller Stund' *KP* Bald mögen werden ganz befreit *G* — Vnd] fehlt *W* — behüt *El* Erlöse *W* hilff *L* — sie] jhn vnd vns *L* — zu aller] alle *L* — vor] von *LWSAKPRG* — allem] dem *G* — 47 Die Moscowiter sammt dem Czaren Lass sie zu allen Teufeln fahren Amen! *C* — Amen] fehlt *SAKPG*

Zu fressen, saufen, seind sie gut,
sagen: Hey, Baur sey wohlgemuth: Denn dein ist das Reich.
Solchen Hohn und Spott von ihn' wir hören,
50 weil wir im Land all haben verloren: Die Kraft.
Treiben uns aus mit Weib und Kind,
denn jetzund hat das los Gesind: Die Macht.
Hoff aber, Gott werd es schicken bald,
dass wir ihn' nehmen mit Gewalt: Die Herrlichkeit.
55 Und jagen sie aus'm Land zu Haus,
sonst bringt sie wohl kein Teufel naus: In Ewigkeit.
Dann sprechen wir Bauren allsamen:
hinaus in aller Teufel Namen,
dass ihr müsst erkrummen und erlahmen. Amen.

Anders lautet der Schluss in *KP*:

Vom Himmel treff' sie Donner und Blitz
Auf Erden der Kartaunen Hitz denn Dein ist das Reich
Zu tödten diese bösen Leut,
50 Verleib uns Stärk' und jederzeit die Kraft
Lass ihnen seyen [sein *P*] zu ihrem Lohn
Der Höllen Schuld, des Teufels Lohn [Hohn *P*] die Herrlichkeit
Die sie verdient zu ihrer Qual,
Die gottlosen Schelmen allzumal in Ewigkeit
55 Nun kommt ihr Bauern überall
Und sprechet [sprecht *P*] mit mir in grossem Schall Amen.

V. 23 ff. lauten in *N*:

Feig, ohne Treue, ohne Glauben,
Sind sie nur tapfer, wenn sie rauben Unser tägliches Brod;
25 So treiben sie's an allen Orten,
Ihr Deutsch besteht bloss in den Worten: Gib uns!
Drum wär es uns die grösste Freude,
Wenn sie verstummten lieber Heute
Als morgen. Doch was frommt das Klagen?
30 Lasst uns nicht mehr nachgiebig sagen: Vergib uns!
Denn lassen wir sie stets so walten,
So ist's, wenn sie für dumm uns halten, Unsere Schuld.
Darum verachten sie uns eben,

---

48 hey] heun *A* — 49 Solche *A* — jhn *A* — hörn *A* — 50 han verlorn *A* — 52 dan itzund *A* — 53 werd] wer *A* — 54 jhn *A* — 55 ausm *A* — 56 woll *A* — 57 Baurn *A*

	Dass gleichsam so Wie wir vergeben	
35	Uns unsre Ehre, unsern Ruhm,	
	Vergeben wir uns zum Eigenthum	Unsern Schuldigern.
	Misstrauet künftig ihren Lügen	
	Und krähen sie von ihren Siegen,	
	So lasst es zwar dabei bewenden,	
40	Doch sagt mit aufgehob'nen Händen:	Und führe uns nicht in Versuchung!
	Lass, lieber Gott, von ihren Tücken,	
	Uns auch in Zukunft nicht berücken,	Sondern erlöse uns
	Von Frankreichs und des Teufels Bund,	
	Von Bonaparte's Einfluss und	Von dem Übel
45	Der allgemeinen Monarchie!	
	Der Deutschen Ehre welke nie,	Denn dein ist das Reich.
	Vergebens floss viel Menschenblut	
	Doch nun ists aus, es fehlt der Muth	Und die Kraft;
	Der Franzmann läuft mit langer Nase.	
50	Zerplatzt ist nun die schöne Blase	Und die Herrlichkeit
	Die Schande folgt In Ewigkeit. Amen.	

In *M* folgen auf V. 22 in einer anderen Fassung nunmehr V. 23—30, das weitere fehlt.

	Sie wollen gar nicht warten lang,	
	Sondern haben stündlich den Gesang:	gib uns heut
25	Sie thun uns ganz erschrecklich plagen,	
	Dazu kommt noch das verfluchte Schlagen:	unser täglich Brod!
	Und wenn sie auch uns Bauern schlagen,	
	So wird zu ihnen keiner sagen:	vergib uns!
	Wir können uns ja nicht erholen,	
30	Wenn wir nebst dem noch zahlen sollen	unsere Schuld.

Eine Gruppe für sich bilden drei Gedichte, welche zwar an den jüngeren Typus noch in einzelnen Versen erinnern, wie sie seine Methode der Parodie theilen, welche jedoch selbständiger sind als selbst die am stärksten abweichenden Fassungen des jüngeren Typus. Sie haben nicht nur verschiedene Verspaare gemein, sondern auch den Charakter, insofern sie nicht gegen einen Stand sondern gegen eine Person gerichtet sind.

T. 'Das Torstensohnische Vatterunser', ein fliegendes Blatt in Kleinfolio o. O. u. J. (1646) ist erhalten in der Züricher Stadtbibliothek und gedruckt bei Weller a. a. O. S. 263—264.

Ra. 'Das Ragozische Vatter vnser selzam', erhalten in einer Handschrift der Münchner Hof- und Staatsbibliothek (Cod. lat. 8564 Blatt 205) unter der Überschrift: 'Volgen etliche Teutsche sachen zulesen', erwähnt bei Novati S. 236 Anm. 1. Ich danke eine wortgetreue Abschrift Franz Munckers Freundlichkeit. Der Codex stammt aus dem Jahre 1658.

Mo. 'Bauern Vatter unsser, welcher für den Herrn General Graff Monte guckherl. genandt etc.' Es findet sich in einem Sammelbande, in welchem eine Hand des 17. Jahrhunderts auf einer Reihe von leeren Blättern nach der gedruckten Chronik Thurmaiers verschiedene Bemerkungen zur Geschichte und Culturgeschichte nicht immer leicht leserlich niedergeschrieben hat. Dem Gedicht unmittelbar voran geht die Beschreibung einer Feuersbrunst in Achen vom 2. Mai 1656 und eine Specification über die Feuersbrunst vom 27. April 1662 zu Passau; nach einer Wendung in dieser Specification, die aber nicht ganz klar ist, könnte man annehmen, der Schreiber habe zu Passau im neuen Markt gewohnt, wenn sich dieser Satz nicht etwa auf einen Passauer Spitalschreiber bezieht. Den Sammelband besitzt Se. Excellenz FML. Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach zu Tiefenbach und Masswegg in Salzburg, ich danke ihm auch an dieser Stelle für die freundlich gestattete Benutzung. Das Gedicht ist bisher, soviel ich sehe, ungedruckt, wird wenigstens nirgendwo erwähnt; uns liegt natürlich nur eine Abschrift vor, wie schon die abgekürzte Form des Titels beweist.

Die Grundlage von *T, Ra* und *Mo* herzustellen, hätte keinen Sinn, weil es sich nicht ausmachen lässt, ob nicht *Ra* und *Mo* aus *T* geflossen seien, d. h. nicht Handschrift aus Handschrift, wohl aber Volkslied aus Volkslied. Auch ist es nicht thunlich, *Ra* und *Mo* etwa nur in den Anmerkungen zu *T* mitzutheilen, eben weil sie hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, wohl aber verweisen die Anmerkungen zu *T* auf die Ähnlichkeiten zwischen den Gedichten.

T. 1646.

	Mein Dorstensohn waist aber wass	
	Du kanst noch nit betten dass	Vatter Unser.
	Ich glaub nit das auff Erden jemahls,	
	Ein solcher Schalck gewesen als	Der du bist.
5	Du stilst, und raubst, trachtest nur nach schatz,	
	Darumb wirst du haben gar kein platz	Im Himmel.
	Du suchst nur Ruhm, und Eittel Ehr,	
	Fragst nit darnach ob Gott der Herr	Geheiliget werde.
	Du hast verdient, darffs gut rund sagen,	
10	Das man soll an den Galgen schlagen	Dein Nam.
	Vil guet und Gelt, so du bekommen,	
	Und uberal hinweggenommen	Zukomme unss.
	Ich zweifle nit, du loser gesöll,	
	Ess werdt dort sein die Ewig Höll	Dein Reich.
15	Mein Torstensohn bildtss dir nit ein,	
	Dass alzeit soll geschehen und fein	Dein Will.
	Alss unheyl so du für und für,	
	Und hast vermaint, Gott gebe ess dir	Geschehe.
	Wolt Gott das auff der gantzen Erden,	
20	Kein Dorstensohn solt gefunden werden,	Gleich wie im Himmel.
	Weil dann deiner niemandt begert,	
	So bist im Himmel gantz nichts werth	als auff Erden.
	Was du mit Unrecht und Bösen sorgen	
	Unss gestohlen hast, Wart nit biss Morgen	Gib uns heut.
25	Nimbst alless hinweck, und führst darvon,	
	Ist doch nit dein, wessen ist ess dann.	Unser.
	Dorstensohn du milter Frass,	
	Du bist nit werdt, das du Frist das	Täglich Brot.
	Durch stellen, und rauben bist du Reich,	
30	Dass dirss der liebe Gott verzeich,	Und vergib.
	Du muest in der Höl werden, gerochen,	
	Dan der Himmel ist lengst versprochen,	Unss.
	Der Teiffel wirdt dich dort einschliessen,	
	Wass giltss du wirst thür bezahlen müssen	Unser Schuld.
35	Weil du der Kirchen nit underthenig,	

---

1 f. = *Ra* 1 f. *Mo* 1 f. — 3 f. = *Ra* 3 f. *Mo* 3 f. — 5 f. = *Ra* 5 f. — 9 f. = *Ra* 9 f. *Mo* 9 f. — 11 f. = *Ra* 11 f. — 13 f. = *Ra* 13 f. erinnert an *Mo*, vgl. die Anmerkung. — 15 f. = [*Ra* 15 f.] *Mo* 15 f. — 17 f. = [*Ra* 17 f.] *Mo* 17. — 18 Und] lies: Uns. — 19 f. wenigstens der Reim derselbe wie *Mo* 19 f. — 21 f. vgl. jüngerer Typus V. 21 f. *Ra* 21 f. *Mo* 21 f. — 23 f. Sinn wie *Ra* 23 f. und *Mo* 23 f. — 25 f. = *Ra* 25 f. — 27 f. ähnlich *Ra* 27 f. — 29 f. = *Ra* 29 f. *Mo* 27 f. — 33 f. = *Ra* 31 f. *Mo* 29 f. — 35 f. = *Mo* 31 f. vgl. *Ra* 33 f.

	So würdt dir Gott deine Sündt so wenig	Als auch wir vergeben.
	Gib her was du uns gestolen hast,	
	Das wir bezalen den grosen last	Unseren Schuldigen.
	Du sprichst, Soldat schon das Pferdt nit,	
40	Was nit wil mit gehen, das Tribe mit	Und führe.
	O Teuffel du fauler Huren Sohn,	
	Komb baldt holl nur den Torstensohn	Uns nit
	Weil Möhren gleichsamb soll sein dein Diern,	
	Darumb hast du auch wöllen Prün einführn	In versuchung.
45	Aber sey trüllnt dich so sehr	
	Du schreist verlass uns nit O Herr	Sonder erlöse unss.
	Gott hört nit an dein falsche bitt,	
	Er wirt dich auch erlösen nit	Vor allem Ubel.
	Dass du am Bodengran leidest grosse schmertzen	
50	Günnen wir dir von gantzen Hertzen	Amen.

Das 'Ragozische Vatter vnser' schliesst sich genauer an das Torstensohnsche an, als das gegen Montecuccoli gerichtete. Da *T* 44 der vergeblichen Belagerung Brünns durch Torstensohn 1645, sowie *T* 49 seines Podagras gedenkt, das ihn 1646 zur Niederlegung des Commandos nöthigte, gehört *T* etwa 12 Jahre vor *Ra*. Die Beziehungen Torstensohns zu Rágótzy I. könnten die Vermuthung nahe legen, *Ra* beziehe sich auf diesen, wozu aber, wie sich zeigen wird, die übrigen historischen Angaben gar nicht stimmen.

Ra hat folgenden Wortlaut:

[1658]

	Höre Fürsst Ragozi, weiss du was,	
	du khanst villeicht nit betten das	Vatter vnser,
	wann ist in Polln' doch iemals	
	ein solcher tyrann gwesen als	der du bist?
5	Du stilst vnd raubst gar kirchen schaz	
	desswegen hastu ganz khain plaz	im himmel,
	Du hettest gern die Pollnisch Cron	
	fragst nit ob Gott in seinem thron	geheiligt werd

37 f. = *Ra* 35 f. — 39 f. vgl. jüngerer Typus V. 37 f. *Mo* 35 f. ähnlich *Ra* 37 f. — 41 f. vgl. *Ra* 39 f. — 42 Torstenschon *T*. — 43 f. vgl. *Ra* 41 f., es scheint in *Mo* 39 f. mit seinem Reim: 'dentiert: verfürt' durchzuschimmern. — 45 f. vgl. *Ra* 43 f. — 47 f. = *Ra* 45 f. — 49 Bodengran] meint natürlich: Podagram. — 49 f. vgl. *Ra* 47 f.

	Du hast verdient wil dirs Teutsch sagen	
10	das an den galgen werd geschlagen	dein name,
	Das gellt vnd guet so du in Polln	
	reichen vnd Armen hast abgestolln	zuekhome vns.
	Dein lohn wird sein du wilder gsell	
	bei allen Teuflen in der höll	dein reich.
15	Gedankhen dir nie khommen solln	
	das allzeit gschehen wird in Polln	dein will.
	Alles Vnglükh du grausames Thier	
	hast angericht. Gott geb, das es dir	geschehe.
	Darfür muest du ins Sathansreich	
20	dort gehets vil anderst her gleich	wie im himel.
	Zu Polln deiner niemand begert	
	im himel bist noch vil weniger wert	also auch auf erden
	Was du bluetwiettrich in ganz Polln	
	mit deinen dieben geraubt vnd gestolln	gib vns heut.
25	Dann alles guet, so du führst hindan	
	das ist nit dein. wessen ist es dann	vnser
	Du Land Verderber der du bist	
	durchaus nit wert, das du mer frisst	täglichs Prot.
	Mit armen schwais vnd bluet bist reich	
30	mainstu das dirs Gott verzeich	vnd vergeb.
	Wann dich der Teufel wird einschliessen	
	wird dein schietter Palg zalen müessen	vnsere schuld.
	Der wahren kirchen bist khain glid	
	so wird dir Gott dein sünd auch nit	als auch wir vergeben.
35	Gib her was du geraubet hast	
	so wird bezallt der grosse last	vnseren schuldern.
	Still, mörde, Raub, vnd greif brand an	
	Was nit gehen wil, das treib daruon	Vnd führe
	O Teufel du stinkhfauler gsell	
40	den Ragozi führ zu dir in dhöll	vns nit
	Brennen ist vnter deinen officieren	
	du aber wirst nit alle verführen	in versuchung
	Das blat wird sich wenden so sehr	
	schweig nur. Verlass mich nit o Herr,	sonder erlöse vns.
45	Aber Gott erhört khain falsche bitt	
	drumb wird er dich auch erlösen nit,	von allem übel
	Ehe du haim kombst, wirst leiden schmerzen	
	holl dich der Teufel. ich vergun dirs von herzen	Amen.

---

32 schietter] Die Lesung ist zweifelhaft, man könnte auch 'schiebter' oder 'schielter' lesen. — 41 Brennen] dürfte für 'Bremen' verlesen sein.

Dieses Vaterunser verdammt den siebenbürgischen Fürsten Georg Rágótzi, der im Jahre 1657 seinen Einfall in Polen bewerkstelligte. Schon seinem Vater, dann aber im Jahre 1654 ihm selbst war die polnische Krone angetragen worden, wenn er den Polen zu Hilfe käme; er liess aber die Antwort 'in suspenso', wie sich Samuel Grondski de Grondi in seiner Anno M DC LXXVI geschriebenen Historia Belli Cosacco-polonici (hg. v. Carl Koppi 1789 S. 238) ausdrückt; auf diese gleichzeitige Quelle hat mich mein College Semkowicz hingewiesen. Rágótzi hatte die Polen lange hingezogen, Freundschaft geheuchelt, dann aber ein Bündniss mit den Schweden und Kosaken geschlossen und brach im Januar 1657 trotz den widrigsten Wetterverhältnissen von Szamos Uyvar gegen Lemberg auf (S. 361 ff.). Grondski erzählt von den Verwüstungen (S. 406 ff.): 'Progrediendo quid actum sit, non est quod referam aliud, nisi caedes, caedes, et continua incendia, quibus ardere visa est tota Polonia!', von den Erpressungen (S. 414) der Kosaken, so dass wir die Klagen des Vaterunser begreifen (man vgl. noch S. 420). Das Vaterunser muss 1657 entstanden sein, da in diesem Jahre der Krieg auch beendet wurde. Die Aufzeichnung in der Münchner Handschrift ist also fast gleichzeitig.

Das folgende Vaterunser richtet sich jedesfalls gegen den berühmten Feldherrn und Kriegsschriftsteller Raimund Grafen Montecuccoli, welcher 1609 geboren, 1664 Generallieutenant wurde und 1680 starb. In seinem reichbewegten Leben dürfte vor allem die Zeit nach dem Türkenkriege vom Jahre 1663 für unser Gedicht in Betracht kommen. Damals wurde zu Wien grosser Kriegsrath gehalten und eine allgemeine Insurrection verfügt; gegen die Türken operirt er mit Glück, schlägt sie in der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab 1664; es wird ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen, welcher aber den Türken vortheilhaft ist. Gegen Montecuccoli erhebt sich damals Opposition. Wahrscheinlich also entstand in dieser Zeit das Gedicht gegen ihn, denn V. 37 spielt auf die glücklich abgewendete Türkennoth an, V. 2 lässt sich als Andeutung der Ungnade fassen. Dazu passt sehr gut, dass vor dem

Gedicht ein Ereigniss des Jahres 1662 erwähnt wird. Über Montecuccoli vgl. Allgem. deutsche Biographie 22, 183—189 und wegen des Türkenkrieges vor allem den Aufsatz von Rintelen in der Östreichischen militärischen Zeitschrift 1828, besonders 3, 18. Da Montecuccoli fortwährend Schwierigkeiten mit der Verpflegung hatte, waren Fouragirungen nothwendig, veranlasste doch eine solche das Unglück, welches am 1. August 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard das Centrum der Reichstruppen traf (Rintelen a. a. O. 3, 10). Es ist begreiflich, dass deshalb die gedrückten Bauern ihrem Gefühle Luft machten. Ob freilich Montecuccoli nach dem Frieden von Vasvár sich in Ofen aufhielt, vermochte ich nicht festzustellen.

Mo. (1664?)

Bauern Vatter unsser, welcher für den Herrn General Graff Monte guckherl. genandt etc.

Mein welscher guckherl. waist du was,
sytz nur zu Offen, vnd bett das . . . . . Vatter vnsser,
Dan zu Theuschen khrieg niemals
So schlimber hundt gewesssen als . . . . der du bist,
5 Du bringst vnss in Angst vnd in Nott,
das waiss der liebe högste Gott, ... Im hümel,
[2] Ess gehe wie es woll, bey dir gildts gleich,
du fragst nit ob das Römisch Reich . . geheylliget werdt,
Hast woll verdient, kann es woll sagen
10 das man soll an den galgen schlagen . dein Namen,
dan du sags selbs wolan Soldat,
diss alles woss der Bauer noh hatt . . . Zukomb vnss,
Für dein Lohn auf diser Erdten
kan woll der wiener Berg noh werdten dein Reich,
15 Mein lieber guckherl bildt dir nit ein,

Titel: nach 'Monte' ist 'khu' gestrichen — 'Guckerl' ist ein Euphemismus für Teufel, wie Kuckuck, vgl. das Grimmsche Wörterbuch; die Abkürzung des Namens hat also tiefere Bedeutung. — V. 1 *Hs.* liest 'welcher' — 1 f. = *T* 1 f. — 3 f. = *T* 3 f. — 3 Theuschen] natürlich: deutschen — 6 dz *Hs.* und so immer — d' *Hs.* — 7 *Hs.* schreibt immer 'h' statt 'ch' — 9 f. = *T* 9 f. — 11 f. muss mit dem jüngeren Typus *V* 13 f. verglichen werden, besonders mit *NM* — 13 f. ist im Sinn *T* sehr ähnlich, denn auf dem Wiener Berg stand die Teufelsmühle, so meint *Mo* wohl, was *T* sagt: 'Ich zweifle nit, du loser Gesöll, Ess werdt dort sein die Ewig Höll Dein Reich'. — 15 f. = *T* 15 f.

das alle Zeitt soll geschehen allain . . . dein will,
dass vnhaill, so du ver, vnd für,
vnss Theuschen vermaints gott geb das dir, geschehe,
So ein lossser Tropff. würdt hartt erfundten werden
20 alss du bist erfundten wordten . . . . . wie im himmel,
Weill dan deiner Niemandt begerth,
So bist Im Himmel gar nichts werdt, . . alss auch auf Erdten
Dein Diebstall, maht mir Angst vnd bang,
gib ales wüder, wardt nit lang, ... gib vnss heindt her,
25 Ess hatt vnss woll der Teuffel beschüsssen,
Dass vnss vom Maull, host weg gerisssen, vnsser täglich brod,
Du würst mit laudter Diebstal reih,
Thun wür dür vnreht so ver zeih; . . . vnd vergib vnss,
[3] Ist aber wahr würdt dür nit erspriessen
30 wass gildts, du würss noh Theyer zallen müessen . . . vnssern schulden
Weill du beraubst, so grosse menig,
so würdt dür gott, dein Sündt so wenig. alss wür vergeben
So vill diebstall hasst du gethan,
das man zu hülff nit kumben kan . . . vnssern schuldigern,
35 khue, kölber, Oxssen verschonst du nit,
Soldatt, nimb du nur ales mit . . . . . . vnd führe
dan der Türckh ist ietzt weidt von mihr,
Frisch auf Soldat, ietzt förhten wür . . . vnss nit
hast aber dein Tag nichts dentiert,
40 Sondern vnss nur bloss verfürt . . . . . In Versuchung,
Darumb O. Gott, dih zu vnss wendt,
lass vnss nit komben Inss gugerls hendt Sondern erlösse vnss
Dan Alle Bauern Zu fruern [?] tagen,
miessen Ja mit schmerzen sagen, ... von dem vbel,
45 Drumb wünschen wür Im vill glükh vnd heill,
Zu seinem Endt vill Strickh vnd Saiell, . Amen.

Noch bleibt ein Gedicht zu erwähnen, welches in der Methode der Parodie mit dem jüngeren Typus übereinstimmt, wie die eben besprochenen Vaterunser gegen eine Person gerichtet, aber sonst ganz selbständig ist; an Stelle

---

17 f. = *T* 17 f. — 19 f. erinnert wenigstens an *T* 19 f. — 21 f. = *T* 21 f. jüngerer Typus 21 f. — 23 f. ähnlich *T* 23 f. — 27 f. = *T* 29 f. — 29 f. = *T* 33 f. — 31 f. = *T* 35 f. — 35 f. vgl. *T* 39 f. — 39 f. vgl. *T* 43 f. — 41 f. vgl. das Spanische Vaterunser V. 43 f. — 42 Sond' *Hs.* — 46 seinē *Hs.*

der Reimpaare treten vierzeilige Strophen, im Wortlaut findet sich kaum hie und da ein Anklang mehr. Es steht in einer Handschrift der hiesigen Ossolińskischen Bibliothek Nr. 334 klein fol. Bl. 368[a]—370[b] und schlechter überliefert in der handschriftlichen Sammlung Michael Hanckes, gedruckt von Th. Hirsch 1849 in den Neuen Preuss. Provinzial-Blättern 7, 212—215 vgl. oben *W.* Der mehrmals genannte Sigismund ist der Sohn Johanns II., welcher von Carl IX. entthront worden war. Wie Hirsch S. 56 angiebt, beziehen sich die von ihm veröffentlichten Lieder, darunter das unsere, auf den schwedisch-polnischen Krieg 1626—1629, ich erwähne in den Anmerkungen die Parallelen aus den übrigen Liedern von Hanckes Sammlung; diese zeugen zum grössten Theil für die grosse Begabung ihrer Verfasser und verdienten bekannter zu sein, als ihre versteckte Publication ermöglicht.

1.

Der Werderschen Pawern Vater Vnser
auff Gustauum Vermeinten König
in Schweden gerichtet.

Diesen Vater Vnser thuen beten
Die Pawern in Angst Vndt nöthen
Im Werther gross vndt Kleine
Sampt der betrognen Gemeine
5 Von Gustaws Hande.
Auff das Sigismundus Komme
Der Gerechte Vnndt fromme
Vndt schlage diesen Bösewicht
Der Viel herzleid hatt angericht
10 In Preussen Lande.
Alss Gustauus erst in Preussen Kam

Lesarten von *W.* Titel: 'Der Werderischen Pawren Vatervnser vom Gustauo'. — V. 1 Diesses — bitten — 2 'Pauren' und do immer — ängsten — 3 Werder — klein — 4 Sampt] Mit — betrogenen Gemein — 5 fehlt — 7 vndt sehr — 10 fehlt — vor 11 steht: Folget das Vater vnser. — 11 erstlich.

Parallelen. V. 2 f. vgl. *W* S. 209: Wen wir in höchsten nöten sein, Wir Werderischen Pawren gross vndt klein vndt wissen weder hulff noch radt . . . So ist das vnser trost allein, das wir in vnserm Jammer vndt leidt [l. Pein] Dich Sigismunde ruffen an, den wir meinen dich han verlahn. — c f. ebenda: O Sigismunde Königk from Zu dir wir arme Pawren kommen . . .

Eine heilige gestalt er an sich nam
Bildets auch menniglichen ein
Das er Von Hertzen wolte sein
15 Vnser Vater
Willkommen G. König, willkommen
Recht haben wir Vernommen
Dass das Regiment Kommen ist
Auff dich Gustaw, o böser Christ
20 Der du bist.
[368b] Der König Gustaw geschwinde,
Mit seiner Gottlossen gesinde,
Leugt vor den Pawren ahn allen spott,
Vnndt schweret bey dem ewigen Gott,
25 Im Himmel
Das er in Warheit nichts nicht achte,
Sondern nur alleine darnach trachte,
Wie er mit nutz das Landt Vermehr,
Auff das dein Gottes Nahm vndt ehre[!],
30 Geheiliget werde:
O Kuhdieb falscher Bösewicht,
Gott lest sich Ihn Verspotten nicht,
Von deiner lügen vndt falschheit,
Ist worden bekandt weit vndt breit,
35 Dein Nahme
Nach dan du diebisch hast gehandelt,
Alle trew Vndt Erbarkeit verwandelt,
Gutt, Gelt Vndt Viehe geraubet alhier,
Alss wan es Von Rechtswegen dir,
40 Zu Komme.

---

12 ein — 13 bildet — 16 Willkom Gnädiger Herr willkom, — 17 Recht] Nun — wir erst recht vernohmen — 19 auff den gancz gotlosen Christ — 21 Gustauus geschwindt — 22 seinem — gesindt — 23 leugneten für — alle — 24 schwur — 26 nichts] gancz — acht — 27 S allein nur das betracht — 28 das] dieses — Landes ferner [!] — 29 ehr — 32 lest ferner sich spotten — 36 Nachdem das du hast — 37 vorwandelt — 38 geraubt — 39 wens von.

---

21 ff. *W* S. 124: Mit seinem wordten linde bethört er Landt vndt leut, damit sein nacket gesinde bekomme gelt vndt beut. — *W* S. 118: Viel Städte hastu betrogen, mit deinen worten lindt, vndt ihnen uorgelogen, gleich einem kleinen kindt — 28 f. *W* S. 120: Gustauus wil regieren noch mehr der Landt vnd leut — 31 *W* S. 209: den Schwedischen Kuhdieb, 204 sagt Gustav: dessen zu einem wahren schein, bringe ich mit in hauffen Vieh, wie ihr iczundt sehet hie, An Schaffe, Kühe, Schweine vndt Pferdt . . . und so noch wiederholt. — 38 vgl. *W* S. 204, oben zu V. 31.

Der Teuffell hatt dich gar besessen,
Drumb hastu Ehr Vnd Eydt vergessen,
Gehandelt wieder Eydt, Recht vndt Pflicht,
Dan Pohlen ist ja warlich nicht,
45 Dein Reich.
Alle Bubenstucke hastu geŷbet,
Manchen armen Mann herzlich betrübet,
Wilst nun einführen eine Newe Lehr,
Gott geb das nun Vnndt nimmer mehr,
50 Dein Will geschehe.
O Herre Gott dir seys geklaget,
Wie offt hatt Gustaw Zue gesaget,
[369a] Das man in ganzen Lande nun,
Soll haben Schutz, friedt vndt ruh,
55 Wie im Himmell.
Aber durch deine Schelmische handt,
Hastu Verstöret, Verheret, Verbrandt,
Beraubet Reich vnndt arme Leutt,
Inn Meer vndt Strömen, Weit Vndt breit,
60 Also auch auff Erden.
Durch deinen Ehrlossen wandell,
Ist verdorben Vnser handell,
Durch dein Rauber in diesem Landt,
Hastu gestohlen, Vndt Vns entwandt,
65 Vnser täglichs Brodt.
Ach lieber Gott lass dich erbarmen,
Errette doch vndt hilff vnns Armen,
Wende Vnser Elendt noth Vndt schmertzen,

---

42 Darumb — vorgessen — 43 Eydt] fehlt — 44 den — ja] ie — 46 All Bubenstück — 47 manchen Man vndt Weib h. — 48 Wilst hirin führen ein ander lehr, — 49 gebe — 51 sey es — 52 Gustauus gesaget — 53 im — 54 solte — ruhe — 57 verhöret vndt — 58 arme vnd reiche — 59 im — 60 auch] fehlt — 61 dein gotlosen — 62 ist ganz — 64 hast vns g. vndt entwandt — 65 täglich — 66 dichs

---

41 *W* S. 125: 'Der Teuffel den du ehrest' und so wiederholt, nach Hirsch' Anm. eine Anspielung auf Gustav Adolphs tapferen Waffengenossen, den Obersten Teuffel, dessen Name zu allerhand Scherzen Anlass gab. — 48 vgl. die Auseinandersetzung bei Hirsch S. 57 f. — 51 ff. vgl. *W* S. 211: zu dem er vns auch nicht behaget, er helt nicht, was er zugesaget, er schert die Pauren genczlich über den Kam, vndt wünschet das wir wehren schlaf [l. schaf] allesam. *W* S. 220: Den Pauern schwert er tausendtmahl thut ihn gross schucz zusagen, . . . — 63 f. vgl. *W* S. 211: Gustauus vns gar nicht gefeldt, hat weder hülffe, volck noch geldt, brennet, raubet vndt stilt geldt Pferdt vndt Kuh.

Ganz reine Vndt getrewe hertzen,
70 Gieb vnns Heute
Auff das wir sembtlich Zue gleiche
Beiderseits arme Vndt Reiche
Mögen ruffen mit einem Munde,
Komm rette Vns ô Sigismunde,
75 Vnnd vergieb Vns
Das wir sindt schendlich betrogen,
Gustauus hatt vns vorgelogen,
Ist derhalben ô Rauber dein,
Gustaue, Vndt nicht allein,
80 Vnsere Schulde.
Das Wir sein Von dir geplagt,
Von Vnsern hab Vndt gutt Verjagt,
Alle Erbarkeit hastu Verwandelt
Mitt Vnserm Viehe Vndt gutt gehandelt
85 Alss Wir
[369b] Landt Vndt Leute du ganz Verherest,
Vndt auch mit bössem gewissen beschwerest,
Dantzigk die Stadt ohn allen Spott,
Vndt hast also den Gerechten Gott,
90 Verlassen.
Wegen sein Vnndt Isabellæ Pracht,
Hatt er Viele Meineydig gemacht,
Vndt seindt durch ihn fast alles Quit
Nicht dürffen wir auch handeln mitt
95 Vnsern Schuldigern
Wan er nun hatt geraubet woll,
Erfüllet Stadt Vndt Dörffer Voll,
So heist er Bürger Vndt Pawersmann,
Nimb Ross Vnndt Wagen Spanne an
100 Vndt führe Vnns
Den Raub zue Schiff vndt mitt dauon,
Ach Gott gib ihm den rechten lohn,
Stroff ihn nach deinem rechten Gericht,
Vndt lass Vns doch ja fallen nicht,
105 In Versuchungh

69 reine] newe — 72 *Hs.* vor 'arme' 'Reiche' gestrichen — 74 ô] fehlt — 75 vorgib — 76 Den wir schändtlich werden — 78 Ist nun derhalben R. — 79 Gustauus — 80 vnser — 81 wir so seindt — geplaget — 82 geiaget — 83 hat er vorwandelt — 85 wie wir — 86 vorherest — 87 vnd mit bösen — 89 rechten — 90 vorlassen — 91 sein] dein — 92 hastu vns meineidig — 93 sindt — ihn] dich — 94 handlen — 96-105

82 vgl. jüngerer Typus V. 25 — 96 ff. ebenda V. 37 f.

Das ohne deine Göttliche Handt
Kan Kein Königreich Vndt landt,
In seinem Regiment bestehn,
Ach Gott lass Vns nicht Vntergehn
110 Sondern erlöse Vnns.
Von dieser grossen Rauberey,
Vnndt stehe Vns in gnaden bey,
Gieb Vnserm Könıgk Vndt herrn gewalt,
Auff das er Kom, Vndt rett Vns balt,
115 Von allem Vbell.
Dan ohne dich herr seindt wir verlohrn,
Wendt ab Von Vns dein gerechten Zohrn,
[370a] Stürz den landtrauber mit deiner macht,
Die Weil er dein gebott nicht acht,
120 Welche du mit den Finger dein,
geschrieben in einen harten stein,
So wollen wir allesamen
Dich loben Vnndt Preissen.
Amen. Amen.

125 Dan dein ist das Reich. etc.

Interpretatio.

Ich Gustaw beichte meine Schuldt,
Das Ich in Grosse Vngedult,
Geführet hab zue aller stundt,
Dich grossen König Sigismund.
130 Dan dein ist das Reich.

O Herre Got wir bitten dich,
Du wollest iczo gnädiglich,
zu vns wenden dein angesicht,
vnd retten von dem Bösewicht
Vndt führe vns nicht
Das lose Schwedische Reich,
mit deiner gnade nicht von vns weich,
den Streiffer gross hinweg thue treiben,
sonst müssen wir lange stecken bleiben
in Vorsuchung.

106 Das] Den — 107 vndt] noch — 108 bestehen — 109 vntergehen — 113 gib vnserm Könige gewaldt, — 114 komme vndt vns baldt — 116-119 fehlen — 120 fingern — 121 geschrieben hast im harten — 122 alle zusammen — 124 nur éin 'Amen'. — 125-163 fehlen.

---

98 ebenda V. 37 f. — 111 f. vgl. *W* S. 224: Ach lieber Got stehe vns bey vndt stürcz Gustaui Tyranney, ... — 113 *W* S. 211: 'Der König von Pohlen stehe vns bey.

Welches ich diebisch geraubet an Mich,
Schelmisch gehandelt Wieder dich,
Darff mich Vnter dein Angesicht
Mit ehren Stellen nimmer nicht,
135 Die Krafft
Durch Welche Ich habe bestohlen,
Klöster Vndt Kirchen hir in Pohlen,
Kompt gentzlich Von dem teuffel her,
Von Gott hab ich nimmermehr,
140 Die macht.
Das ich Verderbet hab landt Vndt leutt,
Beraubet, Bestohlen, Weit Vndt breit,
Den Armen Vndt auch Reichen Mann,
Drumb ich auch nicht geniessen kan,
145 Die Herligkeit.
Ich glaube Vndt Weiss Warhafftig woll,
Was mir zue buesse Werden soll,
[370b] Der Teuffell hatt mir Zuebereit,
Ein badt Im Nickelssbergk so weit,
150 Von Ewigkeit.
Wehme Ich gedienet gibt mir den Lohn,
Gott hatt ja mit mir nichts zue Thuen,
Dieb, Rauber, Vndt Mörder billig sitzen.
In dieser Badtsuben Vndt schwitzen.
155 Zue Ewigkeit
Drumb lieben Christen in Gemein,
Wolt Vmb Ihn Vnbekümmert sein,
dieWeil er gestohlen, geraubt vndt gebrandt,
Verzehret, Verhehret, Leutt vndt landt,
160 Doch möcht ihr dennoch tretten zuesamen
Vndt beten alle in Gottes Nahmen,
Das Ihn der Teuffel balt hohle
Ameń Amen. etc.

Den Beschluss dieser Reihe von Vaterunserparodien macht ein Gedicht, welches Karl Schäfer (Ein historisches Volkslied des Odenwaldes. Frankfurter Zeitung 1888 April) aus einer Handschrift veröffentlicht hat; es gehört ganz

---

148 vgl. *W* S. 223: so dürffet ihr nicht mausen im Heckelsberg mit grausen — Der Satanas aus Heckelsfeldt. *W* S. 224: Gib dem Mausskönige bessern sin, das er sich recht bedencket, mit leib vndt Seel nicht fahr dahin, wohin ihn Satan lencket, sonst muss er hier in dieser weldt vndt ewig dort im Heckelsfeldt mit zeenklappen vndt grausen samb seinem gesellen mausen. — Nickel als Name für den Teufel vgl. Grimm, Mythologie [4]S. 889.

zum jüngeren Typus, wendet sich wieder gegen die Soldatenqual, erinnert aber im Wortlaut gar nicht mehr an die Vorgänger; seine Kenntniss verdanke ich Reinhold Köhler. Schäfer theilt die historischen Voraussetzungen dieses Pfaffenbeerfurther Vaterunser mit. Im Jahre 1802 wurde das aus Scheffels Rodensteinliedern bekannte Dorf Pfaffenbeerfurth von Kurpfalz an Hessen abgetreten, womit aber die Einwohner gar nicht zufrieden waren; sie weigerten sich nach Lindenfels zu kommen und den Unterthaneneid zu schwören. Da Güte nicht half, Drohungen nicht verfingen, wurde im Spätherbst 1802 ein Fussoldat als Einquartirung nach dem Dorfe geschickt, der abwechselnd bei jedem Bürger ins Quartier zu legen war; aber auch dies fruchtete nichts und so wurden im Januar 1803 statt des éinen zwölf Soldaten geschickt, welche nicht eben zart und liebevoll mit den widerspänstigen neuen Landeskindern umgingen, so dass diese bald nachgaben. In dieser Zeit entstand das nachfolgende Gedicht, dessen Schluss in der Handschrift unleserlich ist.

Pfaffenbeerfurths Vaterunser.

Von Darmstadt aus scheint uns der Stern
Drum rufen wir jetzt dahin gern — Vater unser.

Ach Ludwig! denk der Schuld nicht mehr
Verzeih uns als ein gnädiger Herr — Der Du bist.

5 Verzeihest Du uns unsere Schuld —
Dann hat auch Gott mit Dir Geduld — Im Himmel.

Und dann wird nun, und immerfort
Dein Name hier in unserm Ort — Geheiligt werden.

Darum dass Du so gnädig bist.
10 Denn Landgraf heist und Ludwig ist Dein Name.

Zu uns ist nun — wer hätts gedacht?
Von Mittag und von Mitternacht — Dein Reich komme.

Von nun an bist Du der Regent
Drum soll auch bis an unser End Dein Wille geschehen.

15 Du hast jetzt über Jung und Alt —
In unserm Örtchen die Gewalt — auf Erden.

Regierst Du uns nach Recht und Pflicht
Dann Ludwig sind wir so vergnügt — Wie im Himmel.

	Zwar haben wir jetzt wenig Freud,	
20	Denn es verzehren Deine Leut —	unser täglich Brod.
	Auch quälen sie uns bis aufs Blut	
	Und sprechen immer: Geld und Gut —	gib uns heute.
	Drum bitten wir von Herzensgrund	
	Lass die Soldaten ziehen, und	vergib uns unsere Schuld.
25	Es ist ja auf der ganzen Erd	
	Kein Völkchen so beklagenswerth —	wie wir.
	Die Grossmuth zieret jeden Fürst	
	Und drum hoffen wir Du wirst	vergeben.
	Wir sind jetzt gar bedränget sehr	
30	Bezahlen können wir nicht mehr	unsern Schuldigern.
	Drum flehen wir vor Deinem Thron,	
	Nach Lindenfels, wir zittern schon,	führ uns nicht.
	Es ist uns ja von Herzen bang.	
	Denn Heidelberg führt uns schon lang	in Versuchung.
35	Weil die Soldaten folgen Dir	
	So lass sie doch nicht länger hier	sondern erlöse uns von dem Ubel.
	Nunmehr sehen wir es ein	
	Wir müssen Dir gehorsam sein	Denn Dein ist das Reich.
	Drum Ludwig schaff uns wieder Ruh	
40	Denn Du allein hast ja darzu	die Kraft.
	Wenn die Soldaten ziehen fort	
	Alsdan ist hier in unserm Ort	Die Herrlichkeit.
	. . . .	
	. . . .	[in] Ewigkeit
45	Darum thu uns	
	Und sprich	Amen.

Ob 'Das neueste Vaterunser eines Oesterreichers', Wien 1848 fol. bei M. Lell als Einblattdruck, hierhergehört, vermochte ich nicht festzustellen, erwähnt ist es bei Frh. v. Helfert, Der Wiener Parnass im Jahre 1848 (Wien 1882) S. 78 Nr. 474 und als 'Andere Auflage' bezeichnet. 'Des Bettlers Vater Unser' von Joh. Nitschner (vgl. ebenda S. 144 f. Nr. 793) gehört nicht hierher, da es nur die Bitte 'Gib uns heut' unser tägliches Brot!!' als Refrain ver-

werthet und ganz unvolksthümlich ist. Anzuführen bleibt noch: 'Das Vaterunser der constitutionellen echt deutschen Bauern in Ungarn. Von M. Anton Lenzi' (1 Bl. 4°) ebenda S. 214 (Nr. 1164), das ich gleichfalls nicht kenne.

Zum Schlusse sei hervorgehoben, dass das 'Vater Unser eines Unterwaldners', welches Soltau a. a. O. S. LXXVI mit der Bemerkung versieht: 'auch aus neuerer Zeit soll es dgl. geben, z. B. das V. U. eines Unterwaldners a. d. 90r Jahren, wenn dies nicht etwa ein Bild ist?' nach Jakob Bächtolds freundlicher Mittheilung folgenden Titel führt: 'Das Vater Unser eines Unterwaldners erfunden von J. Martin Usteri in Zürich ausgeführt und in Tuschmanier geäzt von Marquard Wocher in Basel' 1803; das ziemlich seltene Werklein besteht aus 7 Blättern, ein Bild und darunter die Beschreibung enthaltend; z. B. das erste Blatt: 'früher Morgen: die Herden gehen auf die Waiden, der alte Älpler tritt mit seinem munteren Enkel vor seine Hütte; der rings um ihn auf Höhen und im Thal verbreitete Segen stimmt seine Seele zu dankbaren Empfindungen, und er betet: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name!' Im weiteren Verlauf werden die Bitten zur Schilderung der französischen Invasion in Unterwalden benutzt. Auf dem letzten Blatt seufzt der Unterwaldner, von den schreienden Unthaten der Franzosen empört: 'Erlöse uns von allem Übel!' In Usteris Werken fehlt dieses Vater Unser, wie mir Reinhold Köhler schreibt, der es einmal bei einem verstorbenen Freund als fliegendes Blatt mit Bild gesehen hat. Immerhin scheint auch Usteri von dem volksthümlichen Typus beeinflusst zu sein, wenn er ihn gleich mit idyllischem Aufputz versieht. Auf einzelnen losen Blättern besitzt dieses Vaterunser auch Se. Excellenz FML. Baron Teuffenbach, der es mir gütigst zur Verfügung stellte.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Nachlese über die Neuberin.

Zu der von v. Reden-Esbeck, C. Neuber und ihre Zeitgenossen 1881 S. X, verzeichneten Litteratur trage ich aus der seither erschienenen folgende Neues enthaltende nach: Allgem. Deutsche Biographie 23, 472—476; Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst N. F. 9; Grenzboten 1882 2, 75 ff. 1887 2, 444 f.; Hamburger Correspondent 1888 Nr. 291—295; Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch. 4, 159—166.

Das von mir aufgefundene, aus dem Jahre 1749 stammende Gedicht der Neuber an den kursächsischen Conferenzminister Johann Christian Grafen von Hennicke ist in Webers Archiv für die Sächsische Geschichte N. F. 5, 177 f. und von v. Reden-Esbeck a. a. O. S. 325 unvollständig veröffentlicht. Ich theile hier die Ergänzungen aus dem Originale, erhalten im K. S. Hauptstaatsarchive, mit.

Den Worten: 'Ich wusst es freilich wohl' steht voran:

Verehrungswerther Graf
Nie gnug gepriessner Mann!
O! dass ich Dir die Hand nicht unterlegen kan,
Damit Du Deinen Fuss nicht auf die Erde setztest
Und Dich durch keinen Tritt der Dich beschwert, verletz[t]est
Wie dank ich Dir genug, dass Du mich hast erhört.
Im ersten Ansehn hab ich was verwegenes begehrt.

Nach den Worten: 'will bezahlet sein' und vor: 'ach Herr! errette mich!' heisst es:

Die Hände sind mir ja auf tausend Arth gebunden
Bey keinem als bey Dir hab ich Gehör gefunden.
Mit zwanzig Leuthen hat mich Hunger, Durst geplagt
Ich hätte Dir das gern zum ersten mahl gesagt
Als mich Dein Gnadenblick so liebreich konte leiden,
Jedoch ich hielt es selbst für mich zu unbescheiden
Jedoch kein andrer weiss die Noth so gut als ich,
Kein andrer sagt es Dir.

An den Versanfang: 'bis Alles ist bezahlt' schliesst sich an:

Ich flieh nochmahls zu Dir
So sehr ich zittern muss Dir dieses vorzutragen
So heisst mich doch die Noth dass äusserste noch wagen
Errette mich dadurch und lass mir so viel Zeit,

Dann folgt: 'Nur bis Michaelis .... zu leben hatten' und darnach noch:

Gott! Der der Menschen Herz wie Wachs erweichen kan
Sprach selbst bei Dir für mich, der nehm sich meiner an,
Er schenke Dir die Kraft dich dahin zu bewegen
Dass Du mich retten hilfst und geb Dir seinen Sägen!
Er mach Dein Leben leicht und steh Dir täglich bey!
Dass Seine Kraft in Dir und durch Dich käntlich sey!

Ew. Hochweisgräfl. Excell.

unterthänigste

Friderica Carolina
Neuberin.

Auf der Rückseite (an Stelle der Adresse) steht:

Hochgebohrner Graf u. Herr!
Lass Dir danken, Dich verehren
Weil wir alle, ohne Dich, hier in Noth vergangen wären.

Auch ein bisher ganz unbekanntes Gedicht der Neuber, an den mächtigen kursächsischen Premierminister Heinrich Reichsgraf von Brühl gerichtet, kann ich vorlegen. Ich fand es kürzlich inmitten völlig gleichgültiger 'Bettelgedichte' im K. S. Hauptstaatsarchive (Locat 790 Gedichte u. s. w. Bl. sub ⨀). Das Gedicht fällt in die erste Zeit nach dem Spiele der Neuber in Hubertusburg[1]), wo die Künstlerin mit einer gereimten Rede nach der Vorstellung vom 5. November 1737[2]) aufgetreten war.[3]) Die an sich unbedeutenden Verse zielen auf die Wiederertheilung des Prädicates Hofkomödianten an ihre Truppe und auf die Widersacher der Neuberschen, Müllers. Sie lauten:

Nimm Hochgebohrner Brühl!
von mir diess Dancklied an!
Weil ich es mündlich itzt nicht mehr verrichten kan.
Im Elend baht ich Dich um des Augustus Namen
Um Seinen kalten Leib, von dem die Kräfte kamen
5 Die deine Wohlfarth so vollkommen schön gebaut

[1]) Man vgl. hierzu auch die k. poln. u. churf. sächs. Hof- und Staatskalender v. d. Jahren 1738 u. 1739.

[2]) In demselben Jahre verbannte bekanntlich die Neuber den Hanswurst von der Bühne.

[3]) Vgl. v. Reden-Esbeck a. a. O. S. 221 ff. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden 2, 383 f.

Dass man Dich itzo noch zu Seinem Nachruhm schaut.
Ich bathe den August der lebet und regieret,
Der itzt nach Ihm wie Er den Königs Zepter führet,
Dass Er mir gnädig sey. Die doppelt Hohe Kraft
10 Hat alle Noth und Qvaal auf einmahl weggeschaft.
August hat mich erhört, und Du hast mich gehöret,
Dass mir der Neid nichts nimmt, dass mich kein Lügner stöhret.
Nunmehro steh ich still, und denck mit Lust zurück
Ich bin dem Kummer gut, ich ehre nun mein Glück
15 Das mir die Gnade bringt, ja dürft ich ohn Verletzen
Der allerhöchsten Gnad gar nichts entgegen setzen,
So wolt ich noch einmahl ins erste Elend gehn
Nur diese Hohe Gnad, nur Deine Huld zu sehn,
Die mich itzund erhält; das hätt ich wissen sollen
20 Wie gerne hätt ich Dich damahls verschonen wollen
Mit meinem Klaggeschrey. Allein verzeihe mir,
Ich flohe dazumahl in meiner Noth zu Dir
Nicht nur allein um mich, nein, alle meine Pflichten
Auch in der grössten Noth gebührend auszurichten.
25 Die Wahrheit muste Dir auch nicht verborgen seyn,
Sie ehrt den Landes-Herrn, macht das Gesetze rein,
Setzt diesen, der es schreibt ins festeste Vertrauen;
Deswegen liess ich mir vor keinem Umstand grauen,
So hertzhaft machte mich Dein Ruhm und meine Pflicht.
30 Vergieb mir noch einmahl, ô Herr! und zürne nicht
Dass ich es wiederhohl. Sonst klagt ich so im Leide
Itzt sag ich eben das aus wahrer Herzens Freude,
Nun bin ich doppelt stark an Einsicht Muth und Treu,
Du machst mir jeden Wunsch und alle Hoffnung neu,
35 Du nimmst Dich meiner an; Nun hab ich nichts zu klagen
Als dieses: Dass ich Dir nicht Danck genug kan sagen.
Gott! Der zwey Königen das Hohe Hertz gelenckt,
Dass jeder Dich, ô Herr! mit Seiner Huld beschenckt,
Erhalte Dich dabey, dass Dein Geschick vollkommen.
40 Und ohne Wanken bleibt, so wie es zugenommen!
Dass an des Königs Wahl man Deinen Werth erkennt,
Und jeder Dir Dein Glück und Deine Hoheit gönnt,
Dass Reich, Staat, Land und Volck mit allen Freuden hören:
Gott schenckt Dir seine Huld, August hält Dich in Ehren!

Ew: Reichs-Hochgräfl. Excell.

Leipzig am 23. Nov. 1737.

unterthänige
Friderica Carolina Neuberin.

v. Reden-Esbeck theilt a. a. O. S. 5 das Taufzeugniss und S. 41 den Trauschein der Neuberin mit, möge hier auch ihr Todtenschein, den ich auch sonst noch nicht ver-

öffentlicht gefunden habe, Platz finden. Der betreffende Eintrag im Kirchenbuche zu Leuben bei Dresden lautet (unter 1760) also:

Frau Friederica Caroline Neuberin, weyl. Herrn Johann Neubers, gewes. Comoedianten in Dressden hinterl. Wittwe starb Sonnabends d. 30. Nov. früh gegen 1 Uhr und wurde Sonntags früh in der Stille beerdigt. Alt. 68 Jahr.

Dresden-Blasewitz. Theodor Distel.

Klopstock-Studien.

I. Die ältesten Sammlungen der Oden.

Die Untersuchung, mit der ich eine bunte Studienreihe über Klopstock[1]) eröffne, ist mir durch die Übungen des Marburger Germanistischen Seminars aufgedrängt worden. Ich hatte für das verflossene Wintersemester die Oden als Gegenstand der gemeinsamen Arbeiten angesetzt und glaubte uns durch die neue, von Muncker und Pawel mit Unterstützung des Klopstockvereins zu Quedlinburg besorgte Ausgabe für alle Fragen und Aufgaben der äussern wie innern Textgeschichte aufs beste ausgerüstet. Ein Vergleich mit Pawels ungeschickten, aber nicht ganz unverdienstlichen Vorarbeiten wie mit den Ausgaben von Boxberger (bei Hempel) und Hamel (bei Kürschner) zeigte nicht nur obenhin, sondern auch überall da, wo eine erste Prüfung einsetzte, reiche Vermehrung des gedruckten wie des handschriftlichen Materials; der Druck des Textes wie der Anmerkungen verdient das Lob grösster Sauberkeit, und die Einleitung entwickelt verständige Grundsätze, obwohl sie weniger knapp und mehr präcise vorgetragen sein könnten.

Bei diesem Eindruck von Reichthum und Reinlichkeit berührt der Titel doppelt angenehm, auf dem jedes anspruchsvolle Prädicat der eigenen Leistung vermieden ist.

[1]) Ein zweiter Aufsatz wird den Dramen gewidmet sein, ein dritter und vierter Sprachliches und Stilistisches zum Gegenstand haben.

Die Bezeichnung 'historisch-kritisch' ist allerdings in der letzten Zeit durch Fabrikanstalten und Fabrikproducte, die keines näheren Hinweises bedürfen, dermassen in Verruf gekommen, dass sich Gelehrte, die in der Lage sind, ihre Titel selbst zu wählen, auf Jahre hinaus vor ihr hüten werden.

Die Recension der Klopstockschen Oden ist keine schwierige Leistung, für die Emendation giebt es so gut wie nichts zu thun — die Hauptaufgabe wird immer die Interpretation bleiben. Der Herausgeber hat in der Ausgabe letzter Hand (*G*) eine Textgrundlage, die er kaum antasten darf: die Lesarten älterer Fassungen und was einzelne Drucke und Handschriften Abweichendes bieten, gehört in den Apparat; was in ihm nicht zur Geltung kommen kann, mag in extenso als Parallelversion abgedruckt werden. Wird die Anordnung der Ausgabe *G* auf Grund anderweitiger Nachrichten und Beobachtungen einmal aufgegeben, woran die Litteraturgeschichte ein Interesse und ein Recht hat, so erscheint auch die Einordnung der von Klopstock selbst übergangenen Stücke erlaubt. Auch hier, wo wir zuweilen mehrere unabhängige Überlieferungen, aber keine authentische Redaction haben, findet der Herausgeber keine schwere Arbeit, wenn auch etwas mehr als Muncker geleistet hat.[2])

Die Hauptarbeit fällt jedesfalls der Einrichtung des kritischen Apparates zu, und wo für den Text so wenig zu thun ist, muss auf die Lesarten um so grössere Sorgfalt verwandt werden. Man muss, auch ohne dass graphische Unterscheidungszeichen angewendet werden, erkennen können, wieweit man es mit besondern Redactionen, mit Übergangsversionen, oder mit einzelnen Varianten einer unsichern oder verderbten Tradition zu thun hat: man muss im Stande sein, den Werth der wichtigern Textquellen aus den Lesarten zu bestimmen, — und man darf nicht unnöthig durch Lesarten belästigt werden, die in unvollstän-

---

[2]) Muncker hat in weitherziger Collegialität den eifrigen Variantensammler Pawel mit auf den Titel genommen, obwohl er selbst die Hauptsache gethan hat und die Verantwortung allein trägt. Dank und Kritik werden sich also an seine Adresse richten.

diger Auswahl willkürlich einer abgeleiteten und verderbten, vom Herausgeber selbst missachteten Fassung entnommen sind und in der weitern Überlieferung nie wieder auftauchen.

Lässt sich die Quelle oder gar die directe Vorlage einer abseits gelegenen Druckversion ermitteln, lässt sich weiterhin nachweisen, dass sie in der Textgeschichte ohne Nachfolge ist, dann gehört sie nicht in den Apparat. Oder aber — ein Grundsatz, den ich nicht billige, der indessen seine Vertheidiger finden wird, —: der Apparat strebt absolute Vollständigkeit an und hat dann bis zur Ausgabe letzter Hand herab alle erreichbaren Lesarten zu vereinigen. In keinem Falle darf es dem Herausgeber überlassen bleiben, die einzelnen Quellen nach ungefährem Gutdünken abzuschätzen und bald voll aus- bald nur obenhin abzuschöpfen. Er selbst muss sich über den Werth jeder einzelnen Überlieferung klar geworden sein, und wenn er nicht gerade Lachmann oder Haupt heisst, so verlangen wir auch, dass er seine Leser wenigstens über Gewähr und Bedeutung derjenigen Quellen unterrichtet, die auf fast jeder Seite wiederkehren.

Nun hat sich Muncker keine Mühe verdriessen lassen, die Zeugen der Tradition und Verbreitung Klopstockscher Oden in grösster Vollständigkeit zu citiren: aus Handschriften und Einzeldrucken, aus Almanachen und Zeitschriften wird eine Fülle bisher unbekannter Varianten aufgebracht und mancher Zusammenhang ungesucht erläutert. Es wird nicht viel sein, was sich hier nachtragen lässt; ich selbst habe weder den Ehrgeiz noch die litterarischen Hilfsmittel, mit Muncker zu wetteifern, und möchte nur die eine Frage aufwerfen, ob nicht, nachdem das Gleimsche Archiv so reiche Schätze hergegeben hat, auch die litterarischen Nachlässe anderer Personen, wie etwa Boies, Herders, Knebels, einige Ausbeute verspräche n? Vielleicht können Weinhold und Suphan hierüber Auskunft geben.

Wenn Muncker aber des weiteren, unterstützt von seinem Verleger, tüftelige Untersuchungen über die verschiedenen Drucke der Ausgabe letzter Hand anstellt (Vorrede S. X—XIII), so fragen wir uns verwundert, warum wir über den

Charakter und Werth so vielfach benutzter Textquellen wie der Darmstädter Ausgabe (*D*), der Ausgabe Schubarts (*Sch*) und der Abdrücke Cramers (*C*) auf S. IX mit wenigen allgemeinen Wendungen abgespeist werden. Man merkt deutlich, der Herausgeber selbst ist hier nicht zu völliger Klarheit durchgedrungen, und der Apparat bestätigt diesen Eindruck: in die Geringschätzung dieser Quellen mischt sich hin und wieder etwas wie heimliche Sorge; dann werden plötzlich ein paar Lesarten aufgeklaubt, wir begegnen vereinzelten orientirenden Bemerkungen, haben auch hin und wieder die Überzeugung, dass Muncker den Werth oder Unwerth einer in jenen Sammlungen enthaltenen Odenversion richtig erfasst hat und demgemäss mit den Lesarten verfahren ist. Aber im ganzen überträgt sich diesen vielcitirten Chiffren *Sch*, *D* und besonders *C* gegenüber ein Gefühl des Unbehagens vom Herausgeber auf die Leser.

Darüber mussten wir im Seminar hinwegkommen, und wir konnten es mit dem dürftigen Bücherbestand unserer Bibliothek nur an wenigen Stellen. So nahm ich die Arbeit auf mich, für jene drei Sammlungen eine vollständige Quellenuntersuchung zu liefern, und nachdem sie fertig ist, scheue ich mich nicht, sie den Fachgenossen darzubieten, obwohl ich weiss, dass der Gang, den ich sie führe, wenig Reize und Ausblicke bietet. Des stillen Dankes derer, denen ich das Studium des Odentextes und seiner Geschichte erleichtert habe, bin ich um so sicherer.

Die Untersuchung, auf drei Kapitel angelegt, ergab gleich in den Anfängen die Nothwendigkeit, ein viertes (3.) einzuschalten: es gilt dem Ausbund flüchtiger Poesien, und ich muss ausdrücklich hervorheben, dass Muncker auch diese Quelle zuerst aufgefunden hat, freilich, um sie alsbald wieder zu verschütten (S. X oben).

Ich habe keinerlei Handschriften eingesehen, aber mit Ausnahme einiger Einzeldrucke, bei denen ich mich glaubte auf Munckers Collationen verlassen zu können, und des 6. Bandes[3]) der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, der einen Nachdruck des 'Schlacht-

[3]) Das Berliner Exemplar dieses Bandes ist leider unvollständig.

liedes' enthält, alle gedruckten Hilfsmittel selbst verglichen, soweit sie bei Muncker benutzt sind; durch neue habe ich sie, abgesehen von der vollständigern Verwerthung des Ausbundes, nicht vermehrt. Die Bibliotheken von Berlin, Bern, Darmstadt, Giessen, Göttingen, Königsberg, Marburg und Zürich haben mich unterstützt, Jak. Bächtold, Karl Kochendörffer und Albert Köster haben mir in einzelnen Punkten Auskunft ertheilt, und im Beginn der Arbeit hat der kundigste Helfer, Carl Redlich, die Schritte des Suchenden geleitet. Ihm vor allem verdanken die Fachgenossen, dass das Quellenverzeichniss zu Schubart so vollständig erscheint.

1. Die Ausgabe Schubarts.

Ich stelle sie an die Spitze, weil sie am frühesten hergerichtet, bereits im Spätherbst 1770 abgeschlossen und jedesfalls zur Leipziger Ostermesse 1771 ausgegeben wurde, früher vielleicht als der Druck der Darmstädter Sammlung vollendet war, wenn auch nicht früh genug, um auf diese noch Einfluss zu üben.

In Schubarts Briefen an Gottfried Böckh vom Juli bis October 1770 (bei Strauss 1, 159—169) lernen wir den Plan und Fortgang der Sammlung kennen und sehen, wie Schubart die Hauptarbeit mehr und mehr auf den gewissenhaftern und bedächtigern Schwager ablädt. Schon die Lektüre dieser Briefe bringt die Überzeugung, dass den beiden nichts Handschriftliches zugänglich war. Gleichwohl meint Pawel, Klopstocks Oden (Leipziger Periode) S. 9, die Sammlung sei 'für den Textkritiker doch von Wichtigkeit', denn sie liefere 'die Oden meistentheils aus anderen Handschriften als nach denen sie in der frühern Ausgabe (!) erschienen'. Und auch Muncker hat diesen Standpunkt vorsichtigen Respects noch nicht ganz überwunden, wenn er S. IX die Ausgabe mit der Darmstädter auf dem gleichen Fusse behandelt und von beiden, *Sch* und *D*, bemerkt, sie schöpften 'meistens (!) unselbständig aus *S* oder andern ältern Drucken'.

Es ist bekannt, welchen schroffen Empfang Klopstock selbst der Ausgabe im 'Wandsbecker Bothen' vom 12. April 1771 und zugleich in der 'Hamburgischen Neuen

Zeitung' Nr. 57 bereitete. Er bezeichnete 6 Gedichte als solche, 'an die er die letzte Hand nicht legen, und sie daher auch nicht herausgeben' werde: Nr. 5. 8. 11. 18. 21. 41; und 13 als unecht: Nr. 4. 6. 10.[4]) 13. 15. 16. 19. 20. 22. 26. 27. 28. 29. Des Dichters Abwehr und Kritik wurde durch T (Ebeling) in die Allgem. deutsche Bibliothek 16, 267 f. übernommen, auch im Leipz. Musen-Almanach f. 1772 S. 73 fand die Sammlung eine herbe Abfertigung.[5]) Aber durchaus nicht überall war man zu so schneidiger Kritik gerüstet, und z. B. die von Pawel S. 9 als 'scharfe Beurtheilungen' bezeichneten Anzeigen in der Kieler gel. Zeitung 1771 1, 246 ff. und den Göttinger gel. Anzeigen 1771 S. 956 ergehn sich in fast einwandsloser Anerkennung des Geleisteten.

Mein Quellenregister beschränkt sich selbstverständlich auf den ersten Theil der Ausgabe, die den Gesammttitel 'Friedrich Gottlieb Klopstocks kleine poetische und prosaische Werk. Frankfurt und Leipzig, im Verlag der Neuen Buchhändlergesellschaft [d. i. Mezler]. 1771' führt und in einem zweiten, besonders paginirten Theile (ohne Titelblatt) 'kleine prosaische Werke', d. i. Aufsätze aus dem 'Nordischen Aufseher' bringt.

1. Elegie (Die künftige Geliebte) aus *N*(eue Beyträge) IV 6, 446 ff.
2. Ode an Daphnen (An Fanny) . . . . *S* I 3, 230.
3. Ode an Herrn Ebert (An Ebert) . . . . *S* I 4, 269.
[4. Ode an die selige R*** (von Giseke: Poet. Werke S. 129) *S* I 4, 273.]
5. Der Adler, eine Ode (Die Verwandlung) . . . . . *S* I 5, 373.
[6. Ode an Herrn *** ('Freund, kaum schlägt noch mein Herz', von Joh. Chph. Schmidt, vgl. Quellen u. Forschungen 39, 22) *S* I 5, 376.]
7. Ode an Fanny (Bardale) . . . . *S* I 5, 378.
8. Ode auf die G. und H. Verbindung (Die Braut) . *S* I 5, 381.
[9. Ode an Herrn Klopstock ('Wie in einsamer Nacht', von Joh. Chph. Schmidt, vgl. Quellen u. Forschungen 39, 18. 24 — 26) *S* I 6, 477.]

---

[4]) Nr. 9 brauchte er nicht ausdrücklich zurückzuweisen.

[5]) Auf Schubarts Sammlung und nicht auf die Darmstädter bezieht sich auch das wegwerfende Urtheil Boies: an Knebel 28. Mai 1771 (Knebels Nachlass 2, 98; Weinhold, Boie S. 175).

[10. Eine Choriambische Ode (von Giseke: Poet. Werke S. 142) *S* I 4, 312.]
11. Elegie ('Der du zum Tiefsinn') . . . . *S* II 5, 361.
12. Ode an Herrn Bodmer (An Bodmer) . . . . . . *S* II 5, 367.
[13. Ode an Herrn Cl(ausen) (von J. A. Schlegel: Gedichte 1, 311) *S* II 5, 389.]
14. Abschiedsode; an Giseke (An Giseke) . . . . . . *S* II 6, 433.
[15. An eine Freundinn (von Giseke: Poet. Werke S. 167) *S* II 6, 435.]
[16. Ode auf Cramers Eheverbindung (von J. A. Schlegel: Gedichte 1, 302) *S* II 6, 484.]
17. Ode von der Fahrt auf der Zürchersee (Der Zürchersee) *S* II 5, 369.
18. Ode als er den Messias zu singen unternahm (Die Stunden der Weihe) . . . . . Züricher Freymüthige Nachrichten 25. September 1748. (Muncker *N*).
[19. Ode an Herrn S** ('Noch flieht mein Auge der Schlaf' v. J. A. Cramer) *S* I 6, 445.]
[20. Ode an Damon (von Giseke: Poet. Werke S. 147) . . *S* III 2, 135.]
21. Ode an Gott (An Gott) . . . . Raubdruck (nach Munckers Bezeichnung *A*)
[22. Germanikus und Thusnelde (von Füssli) . . . . Göttinger Musen-Almanach f. 1770 S. 56.]
23. Hermann und Thusnelde . . . . *S* III 3, 216.
24. Elegie. Daphnis und Daphne (Selmar und Selma) *S* I 5, 370.
25. An Young . . . . *S* III 3, 198.
[26. An Daphne (von Giseke: Poet. Werke S. 222) . . . . *S* III 4, 306.]
[27. An Damon (von Giseke: Poet. Werke S. 186) . . . . *S* III 5, 388.]
[28. 'Der Abschied' (von Giseke: Poet. Werke S. 223) . . *S* III 5, 390.]
[29. An Elisen (Verf. unbekannt) . . Göttinger Musen-Almanach f. 1770.]
30. An den König (Die Königin Louise) Hamburger Einzeldruck 1752 (Muncker *H*).
31. Ein Psalm (Für den König) Kopenhagener Einzeldruck 1753 (Muncker *K*).
32. Die Hoffnungen der Christen (Dem Erlöser) . . . . Leipziger Musen-Almanach f. 1770. (Muncker *L*).
(33. Henoch (Fragment a. d. Messias, später XVIII 619—638). *A* Nordischer Aufseher 1, 25).
34. Über die Allgegenwart Gottes (Dem Allgegenwärtigen). *A* Nord. Aufseher 1, 44.
35. Das Anschaun Gottes . . . . *A* Nord. Aufseher 2, 78.
36. Ernsthafte Beschäftigungen auf dem Lande (Die Frühlingsfeyer) *A* Nord. Aufseher 3, 157.
37. Lobgesang für die Genesung des Königs von den Blattern (Die Genesung des Königs) . *A* Nord. Aufseher 3, 125.
38. Auf das Fest der Königlichen Souveränität in Dännemark (Das neue Jahrhundert) . . . *A* Nord. Aufseher 3, 177.

39. Rothschilds Gräber (Fragment von V. 15 an, abgesetzt wie in freien Rhythmen) . . . . Gerstenbergs Schleswig. Litteratur-Briefe 1766, 2. (Muncker *M*).
40. Parallele zwischen Engelland und Deutschland (Wir und Sie) . . . Leipziger Musen-Almanach f. 1770 (Muncker *M*).
41. Eine Parodie auf das Stabat Mater des Pergolesi . . Schmids Anthologie der Deutschen Bd. 2 (1771). (Muncker *A*.)

Für diesen Quellennachweis kann ich auf Grund der Einsicht sämmtlicher angeführten Originale ohne Vorbehalt bürgen. Man sieht deutlich, wie das Ganze zu Stande gekommen ist: den Eindruck der Briefe bestätigt die Quellenliste. Nach dem einzigen Stück aus den alten Bremer Beyträgen kommt die Sammlung vermischter Schriften an die Reihe: Stück auf Stück wird ausgeschrieben, darin allein besteht die 'chronologische Ordnung' (Vorbericht S. XXXVIII, Strauss 1, 160), und auch sie wird nicht streng gewahrt, denn mehrfach trägt der Sammler — oder sein schwägerlicher Genosse — das Resultat einer prüfenden Ährenlese nach oder entschliesst sich nachträglich zur Aufnahme eines anfangs verworfenen Stückes (so bei Nr. 10, vgl. Strauss 1, 162); zweimal wird die Reihe auch willkürlich durch Stücke anderer Herkunft unterbrochen (Nr. 18 und 22). Es folgen weiterhin (Nr. 29 — 32) vier Stücke aus Almanachen und Einzeldrucken, sechs aus dem Nordischen Aufseher (Nr. 33 — 38), das Fragment aus 'Rothschilds Gräbern', gegen dessen Aufnahme sich Böckh anfangs gesträubt hatte, 'Wir und Sie' aus dem Almanach der deutschen Musen f. 1770, und zum Schluss ein Stück, das dem Sammler erst kurz vor Thoresschluss zukam: der 2. Band von Schmids Anthologie des Deutschen trägt die Jahreszahl 1771, muss aber zur Herbstmesse 1770 herausgekommen sein, wie in der Regel die Almanache.

Nur weniges bleibt noch zur Erläuterung hinzuzufügen. Nr. 36, die später 'Frühlingsfeyer' betitelte Ode, hatte der Nordische Aufseher zweimal gebracht: beide Fassungen haben den Sammlern vorgelegen. Der Reihenfolge nach sollte man den ersten Text, aus Bd. 2 St. 94, erwarten, und nur aus dem Inhaltsverzeichnisse dieses Bandes kann auch das *Ernsthafte* des Titels stammen; aber es scheint, dass Böckh bei der Revision zwar den von Schubart ge-

wählten Titel beibehielt, aber die Textfassung von Bd. 3 St. 157 vorzog: wir wissen aus Strauss 1, 169, dass ihm Schubart diesen Band am 13. October 1770 übersandte.

Die Nr. 18, später 'Stunden der Weihe' genannt, geht gewiss durch handschriftliche Vermittelung auf den Erstlingsdruck zurück, mit welchem Bodmer den Messiassänger dem schweizerischen Publicum in den Züricher Freymüthigen Nachrichten vom 25. September 1748 (*N*) vorstellte und der im Archiv der Schweitzerischen Kritick 1768 S. 19 (*A*) lediglich wiederholt ist. Die Königsberger Gel. u. Pol. Zeitungen von 1769 St. 87 (*K*) können die Vermittelung nicht geleistet haben, denn die Abschrift, auf der diese fussten, enthielt ganz singuläre Varianten, wie V. 5 *Im Chor* st. *Im Thor*, in der ersten Plusstrophe *Thorn* st. *Narrn*. Es ist also wohl abschriftliche Weiterverbreitung an den zahlreichen Fehlern Schuld, die den Text gerade dieser vielgepriesenen Ode bei Schubart verunzieren; ich hebe aus ihnen[6]) mit Umgehung der bloss metrischen Entstellungen heraus: V. 12 *den h. Schatten* st. *dem h. Schatten* *N*; 1. Plusstrophe V. 2 *Rings um denken* st. *Rings um mich denken* *N*; V. 27 *Freude* st. *Freunde* *N*; V. 31 *du mir* st. *du nur* *N*; 2. Plusstrophe V. 3 *unter Enkeln* st. *unter unsern Enkeln* *N*.

Für Nr. 41 wird die Quelle durch die Lesart V. 55 *Da, Versöhner, da von dir!* = *A* gegenüber *Versöhner, da von dir!* *H* verrathen; aus Schmids Anthologie stammt denn auch die Bezeichnung *Gesang* im Register, die dann Schubart unter dem Text wieder ausdrücklich zurücknimmt.

Die Textabdrücke bei Schubart sind durch eine Menge von Flüchtigkeitsfehlern entstellt, welche die Pietät des Abschreibers in bedenklichem Licht erscheinen lassen. Man vermisst bei Muncker jedes Princip für Aufnahme und Verwerfung. Ich billige es recht wohl, wenn Varianten wie in Nr. 1 V. 48 *keinem Beobachter* st. *keinem beobachtet*, Nr. 3 V. 60 *Jammer* st. *Immer*, Nr. 36 V. 44 *alles Macht!* st. *alles Allmacht!* unberücksichtigt bleiben; aber es ist mir

[6]) Da Muncker keine einzige angiebt.

durchaus unverständlich, warum dann Abschreibefehler wie in Nr. 37 V. 9 *Gebet* st. *Befehl'*, V. 46 *Jehovens* st. *des Herren* in den Apparat aufgenommen sind: gerade hier wissen wir aus dem Briefwechsel, dass der betreffende Band des Nord. Aufsehers (3) beiden Sammlern zur Hand gewesen ist! Am schlimmsten steht es um die Oden. welche der Sammlung vermischter Schriften entnommen sind: aber hier war die Quelle Schuld! So sorgfältig unter Gärtners Leitung die Correctur der Bremer Beyträge gewesen war — musterhaft ist der Erstlingsdruck der 'Künftigen Geliebten' —, so schmachvoll stand es um die Überwachung des Druckes in der angeblichen Fortsetzung. Die Klopstockschen Oden, welche hier, grossentheils zum ersten Male, gedruckt wurden, sind durch die allergröbsten Schnitzer entstellt — Druckfehler, die man merkwürdigerweise bei Muncker vergeblich sucht, obwohl sie fast sämmtlich noch eine kleine Nachgeschichte haben. Ich führe ein paar davon zum Beleg an: Nr. 7 (Bardale I) V. 24 *Rein Göttern und Göttinnen! S Sch D* st. *Keinen*: Nr. 12 V. 21 *ins Feuer S Sch D* st. *ins Ferne Z*; Nr. 17 V. 20 *des Liedes Werth S Sch D* st. *werth Z*; V. 58 *geniessen S Sch D* st. *giessen Z.* Schubart hat allerdings die Mehrzahl dieser Böcke durchgehn lassen, er lässt selbst *Gleinen* st. *Gleimen* (Nr. 17 V. 22) stehn und hat für metrische Entstellungen weder Auge noch Ohr. Aber seinen und seines Setzers neuen Sünden stehn doch auch ein paar verständige Besserungen gegenüber, so in Nr. 32 V. 17 richtig *Aufgang* st. *Anfang*, V. 59 *lehrt den Hoheit, führt ihm* st. *dem ... ihn*; beidemal hat *D* den Fehler des ersten Drucks *L* gedankenlos wiederholt. Nr. 38 V. 6 *altem* st. *alten A* hat dagegen auch *D* eingeführt.

Hat die Sammlung Schubarts für kein einziges der mitgetheilten Stücke Quellenwerth, so ist sie auch auf die fernere Textgeschichte ohne jeden Einfluss geblieben. Der ganze Band enthält, von orthographischen Varianten und leichten metrischen Verstössen (wie *hört* st. *höret*, *Narren* st. *Narrn* und umgekehrt), deren anderweitiges Vorkommen nichts Auffälliges hat, natürlich abgesehen, nur noch zwei unbedeutende Lesarten, die in der weitern Überlieferung

durch Zufall wieder auftauchen. Beide scheinen Druckfehlern entsprungen zu sein, obwohl die eine einen ganz guten Sinn giebt: Nr. 5 V. 57 *Schaffe zum Adler mich um, Sch* st. .... *mich nun S*; es handelt sich um die zweite Verwandlung: V. 45 *Schaffe zur Nachtigall mich!* Aber auch *umschaffen* passt hier, und das Verbum ist nicht unklopstockisch, vgl. 'An Ebert' (I) V. 53, 'Delphi' V. 84. Die Lesart kehrt in *D* unabhängig, vielleicht als Druckfehler, wieder und ist daraus in $A^b C$ übergegangen. Klopstocks Entscheidung besitzen wir nicht, da er die Ode in keine seiner Ausgaben aufgenommen hat. — Nr. 18 V. 31 *Doch, dass du mir, vom Weltgerichte (..... Dich unterredest) Sch* st. *dass du nur vom Weltgerichte* giebt dem Ausdruck eine falsche und schier komische Wendung; der gleiche Druckfehler kehrt in *C* wieder, wo aber der Setzer *mir* und *nur* auch sonst gelegentlich verwechselt (2, 310, s. u. S. 80).

Das ist das ganze Resultat einer sorgfältigen Collation sämmtlicher Texte Schubarts. Ich denke, nach diesen Ergebnissen dürfte der Sigle *Sch* für künftig eine Stelle im kritischen Apparat der Klopstockschen Oden durchaus versagt sein. Es ist nichts ungerechter als mit dieser Sammlung die Darmstädter über einen Leisten zu schlagen, wie es augenscheinlich bei Muncker S. IX geschieht.

2. Die Darmstädter Sammlung.

Ich verweise auf Erich Schmidt, Quellen u. Forschungen 39, 82 ff., Pawel, Klopstocks Oden (Leipziger Periode) S. 6 ff. und stelle wieder eine Inhaltstafel nebst Quellenregister voran.

1. Das Landleben (Die Frühlingsfeyer). S. 1—6 . . . A^1 d. i. Nordischer Aufseher 2, 94.
2. An Gott. S. 7—12 . . . aus einem unberechtigten Einzeldruck (*A* bei Muncker).
3. Das Anschaun Gottes. S. 13—18 . . . . *A* d. i. Nordischer Aufseher 2, 78.
4. Die Allgegenwart Gottes (Dem Allgegenwärtigen). S. 19—27 *A* d. i. Nord. Aufseher 1, 25.

(5. Henoch (Fragment, später Messias XVIII 619—638). S. 28 u. 29 . . . . *A* d. i. Nord. Aufseher 1, 25.)

6. Die Hofnungen der Christen (Dem Erlöser). S. 29—31 Leipziger Musen-Almanach f. 1770 (Muncker *L*).

7. Stabat Mater. S. 32—35 . . . . . Schmids Anthologie d. Deutschen Bd. 2 (Muncker *A*).
8. Als der Dichter den Messias zu singen unternahm (Stunden der Weihe). S. 35—37 . . . . aus den Züricher Freymüthigen Nachrichten 1748 (Muncker *N*).
[9. Germanicus und Thusnelda (von Füssli[1]). S. 37—39 . . . Göttinger Musen-Almanach f. 1770].
10. Psalm (Für den König). S. 40—43 . . . . Einzeldruck (Muncker *K* oder *H*).
11. Ode an den König (Die Königin Luise). S. 43—47 . . Hamburger Einzeldruck (Muncker *H*).
12. Danklied für die Genesung des Königs von den Blattern (Die Genesung des Königs). S. 48—52 . . . . . *A* d. i. Nord. Aufseher 3, 125.
13. Auf das Jubelfest der Souveränetät in Dännemark (Das neue Jahrhundert). S. 52—56 . *A* d. i. Nord. Aufseher 3, 177.
14. Rothschilds Gräber. S. 57—60 . . . Flensburger Einzeldruck (Muncker *F*).
15. Zueignung des Messias an den König von Dännemark (Friedrich der Fünfte). S. 60—62 . . . . . Messias von 1751 (Muncker *H*).
16. Die beyden Musen. S. 63—65 . . . . . handschriftlich; erster Druck.
17. Die Nachahmer (Fragen). S. 65—66 . . handschriftlich; erster Druck.
18. Wir und Sie. S. 66—68 . . . . Leipziger Musen-Almanach f. 1770 (Muncker *L*).
19. Verhängnisse. S. 68. 69 .. handschriftlich; erster Druck.
20. Elegie (Die künftige Geliebte). S. 70—73 . . *N*(eue Beyträge) IV 6, 446.
21. Hermann und Thusnelde. S. 74. 75 . . . . . . *S* III 3, 216.
22. An Herrn Ebert. S. 76—79 . . . . *S* I 4, 269.
23. Die Verwandlung. S. 79—82 . . . . *S* I 5, 373.
24. An Herrn Bodmer. S. 83. 84. . . . . *S* II 5, 367.
25. Elegie (Der du zum Tiefsinn). S. 85—88 . . . *S* II 5, 361.
26. Aedon (Bardale). S. 89—91 . . . . *S* I 5, 378.
27. Elegie. Daphnis und Daphne (Selmar und Selma). S. 92—94 . . . . *S* I 5, 370.

---

[1]) Nr. [9] und [39] sind längst, Nr. [40] ist neuerdings von Muncker in Goedekes Grundr. 2², 95 als Heinrich Füsslis Eigenthum erkannt. Sie stehn alle drei unter seinem Namen in der Schweitzerischen Blumenlese von Joh. Bürkli: in Thl. 1 (1780) die 'Ode an Meta', in Thl. 2 (1781) 'Hermann und Thusnelde' und 'Germanicus und Thusnelde'.

28. Fahrt auf der Zürcher See. S. 95—98 . . . . *S* II 5, 369.
29. An Daphnen (An Fanny). S. 99. 100 . . . . . *S* I 3, 230.
30. An Young. S. 101 . . . . *S* III 3, 198.
31. Petrarch und Laura. S. 102—105 . . . handschriftlich; erster Druck.
32. Abschiedsode an Gieseke (An Gieseke). S. 106. 107 *S* II 6, 433.
33. An Fanny (Der Abschied). S. 108—113 . . . . . Leipziger Musen-Almanach f. 1771 (Muncker *L*).
34. An des Dichters Freunde (Wingolf). S. 114—125 handschriftlich; erster Druck.
35. Auf die G. und H. Verbindung (Die Braut). S. 126. 127 . . . . *S* I 5, 381.
36. Kriegslied (Heinrich der Vogler). S. 128. 129 . . . . *S* I 5.
[37. Trinklied. Zur Nachahmung des Kriegsliedes.*) S. 130. 131. . . . . . *S* I 5]
[38. Liebeslied. Zur Nachahmung des Trinkliedes.*) S. 132. 133. . . . . . *S* I 5]
[39. An Meta (von Füssli). S. 134—139. Zürcher Freymüth. Nachrichten 1760, S. 210 f.]
[40. Thusnelda (von Füssli). S. 140. 141. Ebenda 1760, S. 219 f.]
41. Die Welten. S. 142. 143 . . . handschriftlich; erster Druck.
42. Eisode (Die Kunst Tialfs) S. 144—148 . . handschriftlich; erster Druck?
43. An Herrn Gleim. S. 149—151 . . handschriftlich; erster Druck.
44. Die Chöre. S. 152—154 . . . handschriftlich; erster Druck.
45. Ode (Die Zukunft). S. 155. 156 . . handschriftlich; erster Druck.
46. Der Tod. S. 157 . . . . . handschriftlich; erster Druck.
47. Siona. S. 158. 159 . . . handschriftlich; erster Druck.

*) Die beiden Stücke [37] und [38] schreiben E. Schmidt, Quellen u. Forschungen 39, 18 f. und mit neuen Gründen Hamel in seiner Klopstock-Ausgabe (Kürschner Bd. 46) 1, LVIII f. Klopstocks Vetter Joh. Chph. Schmidt zu, und ich stimme ihnen, wie Muncker, in der Hauptsache bei. Nur hat man dabei einen Punkt nicht beachtet, der doch vielleicht nicht ganz bedeutungslos ist. Im ersten Druck *S* (und ebenso in *D*, s. o.) giebt sich 37 als Nachahmung von 36, 38 wieder als Nachahmung von 37! Wird so beidemal der gleiche Autor schreiben? Liegt nicht vielmehr die Vermuthung nahe, es möchten sich in Klopstocks Freundeskreise zwei Genossen wetteifernd überboten haben? Der Dichter der einen Parodie mag immerhin Schmidt sein, aber wer war der andere? Vielleicht Ebert, dem Weisse (an Ramler, Herrigs Archiv 77, 15) das 'Kriegslied' selbst zuschreibt? vgl. Vierteljahrschrift 1, 492.

Ich verspare mir die Betrachtung der aus handschriftlichen Quellen geschöpften Oden bis zum Schluss.

Da Schubart für die Untersuchung, wie wir oben S. 62 f. sahen, ausscheidet, so tritt für die folgenden Stücke überhaupt keine zweite Quelle in Concurrenz: Nr. 3. 4. (5.) 6. 12. 13. 20. 21. 22. 23. 25. 26. 27. 29. 30. 32. 35. [39. 40].

Bei Nr. 1 stimmen alle Lesarten[9]) zum ersten Abdruck, der zweite (Nord. Aufseher 3, 157) wird schon durch die erste Zeile ausgeschlossen: *Welten alle* A^1D gegen *Welten Gottes* A^2.

Bei der reichen Benutzung der Sammlung vermischter Schriften ist es von vorn herein wahrscheinlich, dass alle dort gedruckten Klopstockschen Gedichte direct übernommen wurden. Für Nr. 24 und 28 beweisen dies die oben unter Schubart S. 62 besprochenen Lesarten; in Nr. 36. [37. 38] ist das mehrfache Zusammenstimmen in einem *wann* *ND* gegenüber *wenn* *S* natürlich kein Gegenbeweis.

Für Nr. 2 giebt Muncker fälschlich *H* resp. *L* als Quelle an: aber alle Lesarten stimmen zu *A*, so gleich V. 4 *ich wohne* *A D* gegen *ich weine* *H*; V. 5. 6. . . . *Unsichtbarer, Dein Blick der schauet* *A D* gegen . . . *Unendlicher, Dein Blick, der Seher,* *H*.

Für das 'Stabat Mater' Nr. 7 wird die Quelle durch die gleiche Lesart wie oben S. 61 bei Schubart bestimmt.

Bei Nr. 8 könnte wohl neben *N* der Neudruck im Archiv der Schweitzerischen Kritick von 1768 in Betracht kommen, der keine originellen Lesarten aufweist.[10]) Aber auch eine zweite, uns unbekannte Ableitung von *N* ist möglich: es bleibt immerhin auffällig, dass *D*, obwohl es keinen Fehler mit Schubart theilt, ihm in der Form des Titels nahesteht, der freilich auch beiderseits neu gebildet worden sein kann: 'Als der Dichter den Messias zu singen unternahm'. *D* — 'Ode als er den Messias zu singen unternahm'. *Sch.*[11])

---

[9]) Ich verweise, wo Munckers Angaben genügen, stillschweigend auf sie.

[10]) Ausgeschlossen ist *K* ebenso wie oben (S. 61) bei Schubart.

[11]) Im Inhaltsverzeichniss S. XLII 'Als Klopstock den Messias zu singen unternahm': auffällig ist besonders das beiderseitige *unternahm*.

Den Göttinger Musenalmanach für 1770 und nicht seine Quelle, die Zürcher Freymüthigen Nachrichten von 1760 (S. 260 ff.), habe ich als Vorlage von Nr. [9] angesetzt, ohne entscheidende Lesarten zu haben: es würde auffallen, das Stück, wenn es direct aus den Freym. Nachrichten entnommen wurde wie Nr. [39. 40], so weit von diesen getrennt zu sehen. Und an sich lag der Göttinger Musen-Almanach gewiss näher.

Die Einzeldrucke *K* und *H*, die für Nr. 10 in Frage kommen, sind so gut wie identisch. — Bei Nr. 11 fällt Munckers angeblicher Abdruck *N* weg, *L* scheidet wegen der isolirten Lesart V. 19 aus, zwischen *K* und *H* entscheidet die Lesart V. 34 *Den K* — *Die HD*.

Für Nr. 14 kommt ein zweiter Einzeldruck, *L*, immerhin in Frage, denn der metrische Fehler V. 17 *äussere FD* st. *äussre L*, ist keine genügende Stütze für *F*. Die Entscheidung ist aber ebenso gleichgiltig wie bei Nr. 15, wofür trotz Muncker der Text der Messias-Ausgabe von 1751 (*H*) ausser Zweifel steht (entscheidend sind die Lesarten V. 9. 19. 25. 37. 41. 45, wo *D* überall zu Munckers *H*-Varianten stimmt) und nur etwa einer der werthlosen Sonderabdrücke [12]) in die Druckerei gewandert sein könnte.

L als Quelle von Nr. 18 wird, in Ermangelung anderer Varianten, durch die Interpunction gesichert.

Bei Nr. 33 ist die Entscheidung durch V. 54 gegeben: *mehr als es selbst sagt LD* statt *mehr als es selbst seufzt KU*.

So wären für 35 Stücke, darunter für 29 Klopstockische Oden, die gedruckten Vorlagen oder Quellen in einer Weise bestimmt, dass wir den Apparat von ihren Lesarten getrost entlasten dürfen. In der weitern Geschichte der Überlieferung spielen nur die Varianten derjenigen Stücke eine — ganz kleine — Rolle, welche von dem Dichter in *B* ausgelassen und darum theilweise von A^b übernommen wurden.

Überblicken wir die Quellentafel noch einmal, so glaubt man das allmähliche Zustandekommen der Sammlung einigermassen beobachten zu können: den Grundstock, der von vorn

[12]) Ich habe keinen von ihnen zu Gesichte bekommen.

herein zur Hand war, bildeten offenbar die Sachen aus dem Nordischen Aufseher (6) und die Einzeldrucke (4), dazu traten ein paar Stücke aus neuern Anthologien und die Messiaswidmung. Bei Nr. 16 kam die erste handschriftliche Spende, bei Nr. 21 begann die Ausschöpfung der Sammlung vermischter Schriften; und nachdem man noch für Nr. [39. 40] die Zürcher Freymüthigen Nachrichten erwischt hatte[13]), traf, unmittelbar ehe das Manuscript zum Druck gelangte, eine werthvolle Sendung ungedruckter Oden ein.

Die Abschriften älterer gedruckter Stücke waren von sehr verschiedener Sorgfalt. Nicht alle haben gleiche Schuld an dem schlechten Ruf, in dem die Sammlung steht; die Wiedergabe von Nr. 20 z. B. ist von grosser Genauigkeit: von 185 Interpunctionszeichen der Vorlage *N* sind 184 richtig gewahrt, eines ist ausgelassen und drei sind nicht unpassend neu hinzugefügt. Wir haben es da schwerlich mit einer Abschrift von Damenhand zu thun, sehen aber auch, dass den Setzer bei den Entstellungen anderer Texte gewiss die kleinste Schuld trifft.

Unter den Novis, welche die Darmstädter noch zu guterletzt zugesandt erhielten, war eines, Nr. 42, vielleicht bei seinem Erscheinen schon kein Ineditum mehr: die 'Eisode' gelangte 1771 auch in der zweiten Auflage des 'Hypochondristen'[14]) nach der gleichen, kurz darauf in *B* stark umgearbeiteten Fassung zum Abdruck. *D* bietet vielfach bessere Lesarten als dieser Text *H*, so V. 5 *schwebet.* V. 10 *halt ein!* V. 12 *Dämmert (Donnert H).* V. 21 *des Telynors.* V. 32 *Tag.* V. 33 *O du in die Hermeline gehüllt.* V. 70 *sank er wieder.* V. 89 *Wendungen fort.* V. 91 *auf den Teich.* V. 97 *Sie tanzten fort.* Nach Munckers Angabe[15]) könnte man glauben, *D* sei ein Abdruck aus *H*.

Für 4 Stücke bietet uns *D* in Munckers Apparat die unbedingt älteste Quelle: Nr. 19 'Verhängnisse', Nr. 31 'Petrarch und Laura', Nr. 44 'Die Chöre', Nr. 46 'Der Tod'.

---

[13]) Die also schwerlich schon für Nr. 9 zur Hand waren.

[14]) Boie hatte sie im Mai bereits in Händen (Knebels Nachlass 2, 98).

[15]) '*H*, ferner in *DBGg*.' Die Collationen Pawels für *H* wie für *D* sind ungenügend.

Die beiden letzten wurden bald hernach in *B* aufgenommen, Nr. 31 fand erst in *G* Gnade und Nr. 19 blieb dauernd ausgeschlossen.

Der Werth der übrigen ungedruckten Stücke resp. der ihnen zu Grunde liegenden Handschriften ist ein sehr verschiedener. Für alle 7 bisher nicht besprochenen sind zugleich Abschriften Gleims (*Gl*) erhalten, was sowenig ganz Zufall als für die Herkunft allgemein entscheidend ist. Bei Nr. 17 'Die Nachahmer' (später 'Fragen') steht die Fassung *D* zwar *Gl* nahe und repräsentirt mit ihr gemeinsam eine von *R* (Rings Abschrift) abweichende Version, es sind aber originelle und gute Lesarten in *D* enthalten, welche die Herkunft aus *Gl* unbedingt ausschliessen, so V. 9 *Und nie die Stirne mit edelglühender* statt *Und doch die Wange niemals mit glühender*; ferner V. 10. 12. 18f. 28.

Für Nr. 41 und Nr. 43 dagegen findet die Herkunft aus Gleims Sammlung, ja die directe Abstammung von den bei Muncker mit *Gl* bezeichneten Copien in den Varianten kein Hinderniss: diese sind durchweg werthlose Erzeugnisse sorgloser Abschreiber. Ebenso hat die grosse Freundschaftsode Nr. 34 in *D* jeden Werth für die Textkritik eingebüsst, nachdem wir durch Muncker eine zwanzig Jahre ältere Abschrift Gleims kennen gelernt haben. In den meisten Fällen lässt sich die Lesart von *D* als Fehler bequem erklären.[16])

Ein evidenter Nachweis für den directen Zusammenhang von *D* mit *Gl* lässt sich für 'Die beiden Musen' (Nr. 16) führen. Zwar fehlt es auch hier nicht an Abweichungen, man vergleiche nur Munckers Angaben zu V. 1. 3. 10. 18. 23. 25. 27. 34. 42. 46. 48. 50 und trage nach: V. 24 *im E.*, V. 28 *ich es*, V. 29 *weitre*, V. 33 (34) *Sinn es nach*, V. 47 *leichten* fehlt. Aber die meisten dieser Varianten sind völlig belanglos, keine findet einen Rückhalt an der sonstigen Überlieferung, keine trägt den

[16]) Ich unterlasse es daher auch, die unvollständige Collation Munckers resp. Pawels zu ergänzen, und führe nur an: V. 109 *nährst* V. 120 *Stimme* V. 135 *die Thränen* V. 140 *in sich hervorzubringen* V. 165—166 *unsterblichen* | *Höhern Gesänge* V. 170 *säume nicht* fehlt V. 189 das erste *voll* fehlt V. 200 *welchem du winkst* V. 202 *Gesichtern*.

Stempel der Originalität — denn die allerdings recht originelle Lesart zu V. 8, die Muncker aufführt, ist nur der flüchtigen Feder Cramers entflossen (s. u. S. 85). Und nun beachte man die Textform von V. 23. 24 in *D*:

Zwar bey Barden
Wuchs ich mit dir im Eichenhayn auf:

im kann Klopstock nicht geschrieben haben, denn in den übrigen 12 Strophen hält er den Dactylus als zweiten Fuss regulär fest. Also *in dem*? Ja und nein. Die Vulgata freilich hat diese Fassung:

Ja bey Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

und so bietet ausser *BG* auch schon *Gl*. Aber Muncker giebt an, *in dem* sei hier aus *zwar im* verbessert. Eine ganz ähnliche Handschrift muss auch *D* vorgelegen haben, vielleicht die Vorlage von *Gl*, in welcher *zwar im* als eine erwogene Lesart überschrieben war; etwa so

Ja bey Barden
zwar im
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhayn auf;

Die Lesart von *D* kam dann so zu Stande, dass der Abschreiber *zwar* als Ersatz für *Ja*, *im* als Ersatz für *in dem* nahm.

So würden wir hier direct auf eine Originalhandschrift des Dichters zurückgeführt? Ich glaube es, und wenn nicht in diesem, so haben wir im folgenden Falle ein unabweisbares Kriterium für diesen vornehmen Ursprung.

In Nr. 47 'Siona' lauten die beiden letzten Zeilen in *BG*: (Siona nimmt)

Die Posaun', hält sie empor, lässt sie laut
Im Gebirg' hallen! und ruft Donner ins Thal!

Dieses echt Klopstockische *ruft Donner* ist aber erst jung: die Gleimsche Abschrift bietet dafür noch *ruft donnernd*, und *D* hatte offenbar eine Vorlage (oder deren Copie) vor sich, in welche der Dichter selbst die Neuerung rechts schräg über *donnernd* eingetragen hatte; so kam die wunderliche Lesung zu Stande:[17])

---

[17]) Sie fehlt bei Muncker.

Die Posaun, hält sie empor, läst sie laut Donner
Ins Gebirg' hallen! Und ruft donnernd ins Thal!

Eine ähnliche Beobachtung machen wir bei Nr. 45 'Die Zukunft'. Hier fehlt der Abschrift *Gl* noch eine Strophe, die vierte in *B* (V. 13—16); *D* hat sie bereits, aber sie ist falsch eingestellt, hinter der fünften[16]) (V. 17—20): in der Vorlage wird sie am Rande gestanden haben.

Die kritische Durchsicht des Bestandes von *D* hat unsere Werthschätzung auf- und niedergeschaukelt. Die grosse Anzahl der Inedita auf der Quellentafel durfte manchen überraschen, die nähere Prüfung liess uns einige von ihnen recht niedrig taxiren, andern aber haben wir fast den Charakter von Originalmanuscripten zugewiesen; und das ist um so mehr werth, als die Zahl der wirklichen Autographa bekanntlich eine sehr geringe ist.

Dass Gleim für diese ungedruckten Sachen der Hauptlieferant gewesen ist, glaube ich wahrscheinlich gemacht zu haben: sie können aber ihren Weg auch über Boie nach Darmstadt gemacht haben, denn wir wissen aus Weinhold S. 174, wie hart man gerade ihm zusetzte bis zum letzten Augenblick, wir wissen aus Knebels Nachlass 2, 98, dass er u. a. die 'Eisode' (Nr. 42) abschriftlich besass, und wir wissen auch, dass Boie einer der begnadeten Vierunddreissig war. Er wird es gewesen sein, dessen Sendung gerade zum Abschluss der Sammlung in Darmstadt eintraf.

3. Der Ausbund flüchtiger Poesien.

Auch nachdem im Herbst 1771 durch die Hamburger Ausgabe der Oden das dringende Verlangen des Publikums nach einer authentischen Sammlung gestillt war, ruhte der Sammeleifer und die buchhändlerische Speculation nicht. Vermisste man doch eine Reihe von Gedichten, die am schwärmerischsten bewundert, am eifrigsten hier verbreitet, dort gesucht worden waren, Stücke die wie die Ode 'An Gott' und die 'Als der Dichter den Messias zu singen unternahm' mit Klopstocks Dichterruhm aufs engste verknüpft erschienen. Hatte man früher alles zusammen-

[16]) Danach sind Munckers Angaben zu berichtigen.

gerafft, dessen man habhaft werden konnte, so galt jetzt die Sammlerparole einmal den aus *B* fortgelassenen und dann den seit 1771 neu hinzugekommenen Stücken. Jene zog der hessen-darmstädtische Regierungsrath Carl Georg von Zangen aus der Darmstädter Sammlung aus und liess sie in einem — für die Kritik selbstverständlich werthlosen — Heftchen drucken: 'Einige Oden von Klopstock. Wetzlar 1780'.[19]) Höher hatte sich das Ziel der unbekannte Herausgeber des 'Ausbunds flüchtiger Poesien der Deutschen' gesteckt, dessen erster (und einziger) Band 'Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1778' herauskam und auf dem Titelblatte das Porträt des Odendichters in einer hübschen Kupfervignette trug. Diese Anthologie wird eröffnet durch 'Zwanzig[20]) Gedichte von Klopstock'. Die Vorrede ist 'G—, am 17ten Februar 1778' unterzeichnet und thut sich auf die Klopstockiana nicht wenig zu gute. Die von dem Dichter selbst verworfenen seien zwar 'Seiner unwürdig', gehörten aber noch immer 'unter unsere besten Gedichte' und böten überdies das Interesse, 'die Fortschritte eines solchen Genies auf dem Wege zur Unsterblichkeit bemerken zu können'. 'Einige andere sehr unvollendete Stücke' hält der Herausgeber zurück, erklärt aber die Echtheit aller dargebotenen, mit einem hochmüthigen Seitenblick auf Schubart, für unanfechtbar. Er wusste also nichts davon, dass Klopstock die Nr. 10 beim Erscheinen von Schubarts Ausgabe alsbald abgewiesen hatte, auch war ihm die Ausgabe der Sämmtlichen Werke des Wandsbecker Bothen (1. u. 2. Theil, Hamburg 1775, vgl. Redlichs Ausgabe 1, 16) unbekannt geblieben, nach deren Erscheinen Chr. H. Schmid schon im Almanach d. deutschen Musen auf 1776 S. 23 seine falsche Angabe in betreff Nr. 11 (Almanach d. deutschen Musen auf 1772) zurückgenommen hatte.

[19]) Die Vorrede ist allerdings schon vom 6. Januar 1779 und eine handschriftliche Widmung in dem Exemplar der Darmstädter Hofbibliothek vom 17. März 1779 datirt. Das Heft umfasst folgende Nummern von *D*: 2. 8. 7. 25. 31. 33. [39]. 35. 23. 19. [9]. (5). 36. [37. 38].

[20]) Auffälligerweise schränkt ein zweites Vorblatt die Ankündigung auf 'Neunzehn Gedichte' ein. Hatte der Herausgeber etwa in etzter Stunde die Unechtheit von Nr. 10 (oder Nr. 11) erfahren?

Wenn er demnach dem Kreise Klopstocks persönlich kaum nahe gestanden haben kann, so waren doch seine Quellen nicht übel. Er schöpfte aus der kostbaren Darmstädter Ausgabe und er konnte sich sogar einiger 'noch ungedruckter Stücke' rühmen, die ihm von einem Freunde des Dichters, 'mit der Erlaubniss, sie bekannt zu machen', mitgetheilt seien. Welche Gedichte er damit meint, wird unten klar werden; hier sei es gestattet, eine Vermuthung über den Gewährsmann des Ausbündlers einzuschalten.

Auf die Klopstockschen Sachen folgen direct 'Drey Gedichte von J. A. Cramer', dann ein Gedicht auf Klopstock (von Joh. Chph. Schmidt) und eines auf Cramer. Diesem wird also sichtbar eine Vorzugsstellung neben dem Höchstgefeierten eingeräumt. Das letzte der mitgetheilten Gedichte Klopstocks, 'Fürstenlob', ist einem eben erschienenen Buche des jungen Cramer entnommen. Anderseits hat dieser Sohn, C. F. Cramer, wie wir unten (S. 79 ff.) sehen werden, die Texte des Ausbunds sichtbar bevorzugt, namentlich der Darmstädter Ausgabe gegenüber. Und auch das bleibt beachtenswerth, dass in unserer Sammlung, was wir weder in *Sch* noch in *D* oder sonstwo vorher treffen, hin und wieder an der Überlieferung metrische Kritik geübt wird, schliesslich dass eines der mitgetheilten Gedichte, Nr. 3, hier zuerst mit einem Titel auftaucht, der dann in das Hauptwerk C. F. Cramers überging und von Klopstock selbst in die Ausgabe letzter Hand übernommen wurde.

Nach alledem wird man vermuthen dürfen, dass die Familie Cramer dem Herausgeber des Ausbunds nicht fern gestanden hat. Ihn selbst ausfindig zu machen, muss ich einem Kundigern überlassen, der in den Personalien der Litteratur besser zu Hause ist.

Ich lasse zunächst wieder ein Inhaltsverzeichniss mit Quellenangaben folgen:

1. Salem S. 1—8 . . . . . . handschriftlich; erster Druck.
2. Petrarka und Laura S. 9—14 . . . . *D.*
3. Die Stunden der Weihe. S. 15—17. . . abschriftlich aus *N* (Züricher Freym. Nachrichten 1748) oder *A* (Archiv d. schweitz. Kritik 1768).
4. Verhängnisse. S. 18. 19. . . . . *D.*

5. An Gott. S. 20—28 . . . . . *L* (Leipziger Musen-Almanach f. 1770).
6. An Fanny (Der Abschied). S. 29—38 . . . *U* (Hamburger Unterhaltungen 1770) oder *K* (Königsberger Zeitung 1770).
7. Elegie ('Der du zum Tiefsinn'). S. 39—45 . . . . *D*.
8. Auf die G. und H. Verbindung (Die Braut). S. 46—49 . *D*.
9. Die Verwandlung. S. 50—54 . . . . *D*.
[10. Germanikus und Thusnelde (von Füssli). S. 55—58 . . . . . *D*. oder Göttinger Musen-Almanach f. 1770].
[11. Trost (von Claudius, Ausg. v. Redlich 1, 16). S. 59 . . . . Leipziger Musen-Almanach f. 1772].
12. An Done S. 60. 61 . . . . . handschriftlich (nicht nach Königsberger gel. u. polit. Zeitung 1764).
13. Cidli (Das Rosenband). S. 62 . . . *M*[2], d. i. Gött. Musen-Almanach f. 1774.
14. Lyda (Edone). S. 63 . . . . *M*, d. i. Gött. Musen-Almanach f. 1775.
15. Weissagung (An die Grafen Christian und Friedr. Leop. zu Stolberg. S. 64—66 . . *M*, d. i. Gött. Musen-Almanach f. 1774.
16. Klage. S. 67 . . . . . . *V*, d. i. Vossischer Musen-Almanach f. 1776.
17. Jesus am Kreuze (Stabat mater). S. 68—71 . . . . . . *L*, d. i. Hillers zweite Ausgabe 1776.
18. Warnung. S. 72. 73 . . . . *V*, d. i. Voss. Musen-Almanach f. 1776.
19. Die Erscheinung. S. 74—77 . *V*, d. i. Voss. Musen-Almanach f. 1778.
0. Fürstenlob. S. 78—80 . . . . . *C*, d. i. Cramer, Klopstock. Tellow an Elisa (I) S. 173.

Vor allem interessiren uns 'die noch ungedruckten Stücke', welche die Vorrede ankündigt. Muncker hat nur Nr. 1 'Salem' als solches anerkannt, und allerdings ist es das einzige Gedicht, das hier zum ersten Male gedruckt erscheint. Aber dem Herausgeber muss mindestens noch ein zweites handschriftlich und in einer Weise zugekommen sein, dass er es als ein Ineditum ansehen musste: diese Erwägung führt auf Nr. 12 'An Done'.

Die Ode an Sidonie Diedrich gehörte zu den besondern Lieblingen der Zeitgenossen. Sie war 1764 in den Königsberg. Gel. und Polit. Zeitungen abgedruckt worden, aber bald wieder verschollen, und so blieb sie auch für die Darmstädter Sammler unerreichbar (Weinhold, Boie S. 174).

Erst im September 1771 kann Herder 'das langgedachte Gedicht' der Braut übersenden (Aus Herders Nachlass 3, 93): 'Ich ha'bs unvermuthet erwischt: es ist aber, nach dem, wie mir Stellen im Gedächtniss schweben, verändert'. Herder hatte wohl als Königsberger Student die älteste Druckfassung gelesen, und von dieser weicht allerdings sowohl die Gleimsche Abschrift (*Gl*) als diejenige ab, welche dem Herausgeber des Ausbunds mitgetheilt wurde; gleich in der ersten Strophe V. 3 haben *GlA*ᵇ: *Dies saget dir mein Herz voll Liebe, K: Dies sagt mein Herz mit einiger* (!) *Empfindung*. *GlA*ᵇ repräsentiren die gleiche, verlorene Vorlage, und darum wird man diejenigen Lesarten, in welchen gleichwohl eine von ihnen mit dem isolirten *K* stimmt, in den Text aufnehmen müssen, für den eine weitere Quelle oder gar eine authentische Ausgabe nicht existirt; man lese also V. 1 *zweifelst, ob ich A*ᵇ *K* st. *dass ich Gl*; V. 6 *Dies hier im Staub, und jenes dort; A*ᵇ*K* st. *Das hier Gl*; (V. 18 *jetzt A*ᵇ*K* st. *itzt Gl*).

Von den übrigen 18 Nummern kann der Herausgeber selbst keine für ungedruckt gehalten haben. Nr. 2—10 waren in *D* vereinigt: man muss aber bezweifeln, dass ihm das Heft von vornherein zur Hand war, da er einige dieser Stücke unzweifelhaft aus andern Quellen abdruckt. Für Nr. 5 wird dies durch die Lesart V. 57 bewiesen: *L* hat die metrische Überladung *Die Liebe grubst du auch tief in mein Herz hinein! A*ᵇ bessert mit Beibehaltung des falschen *tief*: *Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein!* Bei Nr. 6 ist *D* wegen seiner falschen Lesart V. 1 *dich* st. *dir KULA*ᵇ, *D* sammt seiner Quelle *L* wegen V. 54 *seufzt LD* st. *sagt KUA*ᵇ ausgeschlossen; zwischen *K* und *U* kann man schwanken, doch zeichnet sich in jedem Falle *A*ᵇ durch bessere Interpunction und Beseitigung einiger metrisch unrichtigen Schreibungen (V. 25 *andere*, V. 106 *geliebt*, V. 134 *bemerkt*) aus. Es ist auch wohl möglich, dass der Sammler diese Nr. 5 und Nr. 6 bereits anderweitig in Händen hatte, ehe ihm *D* (direct oder indirect) zugänglich wurde. — Auch Nr. 3 kann er nicht aus *D* geschöpft haben: ihm fehlt der Schnitzer V. 23 *Nicht höret*, mit dem *D* gegenüber *Nicht fühlet NAKSch* allein

steht. Da nun *K* und *Sch* durch andere Fehler ausgeschlossen sind, so wird die Abschrift, welche dem Herausgeber des Ausbunds zugleich mit dem definitiven Titel 'Die Stunden der Weihe' zukam und die ihrerseits nur éine neue Lesart (V. 27 *Mir nahe* st. *Annäh're*) bietet, direct auf *N* oder *A* zurückgehn.

Für Nr. 2 und Nr. 4 ist eine andere Quelle als *D* ausgeschlossen, für Nr. 7. 8. 9 ist es praktisch gleichgiltig, ob *D* oder dessen Vorlage *S* abgedruckt ward, es lohnt nicht die unbedeutenden Sächelchen aufzuzählen, welche für *D* sprechen. Noch weniger interessirt uns die Entscheidung zwischen *D* und dem Göttinger Musen-Almanach für das unechte Stück 10.

Für die gleichfalls unechte Nr. 11 wurde der Leipziger Almanach für 1772 benutzt, der das Gedicht zuerst Klopstock zugesprochen und V. 3 die falsche Lesart *Wächset* st. *Keimet* eingeführt hatte. — Die Vorlage von Nr. 13 wird durch den Titel 'Cidli' bestimmt, der im Göttinger Musen-Almanach f. 1774 zuerst auftaucht. Ähnlich steht es bei Nr. 14 'Lyda'. — Bei Nr. 17 entscheiden die Lesarten V. 9 *Drang*, V. 36 *gebeut* für die angegebene Vorstufe gegen alle früheren Abdrücke.

Bei den nun noch übrigen Stücken ist ein Zweifel über die Quelle nicht möglich, und es wäre völlig gleichgiltig, wenn nachträglich etwa noch ein bei Muncker fehlender Abdruck aufgefunden und auf Grund graphischer Varianten als die Zwischenstufe, die eigentliche Vorlage, nachgewiesen werden sollte.

Als originale Quelle kommt der Ausbund nur für Nr. 1 und Nr. 12 in Betracht, aber für die weitere Textgeschichte haben auch einige andere Stücke Interesse, wie sich im folgenden Kapitel herausstellen wird.

4. Odentexte und Lesarten in Cramers 'Klopstock. Er; und über ihn'.

Von C. F. Cramers grossem Commentar zu Klopstocks Leben und Werken, der bekanntlich Torso geblieben ist, kommen für die Textgeschichte der Oden nur die Bände

1, 2, 3 (Hamburg 1780, Dessau 1781[21]), 1782) in Frage. Über die Hilfsmittel, die Textquellen besonders, welche dem Sohne Johann Andreas Cramers zur Verfügung standen, konnte man leicht übertriebene Vorstellungen hegen, wie das noch Pawel S. 10f. thut. Muncker theilt dies Vorurtheil nicht (S. VIII. IX der Ausgabe), aber auch er hat keinen Versuch gemacht, Cramers Lesarten gegenüber eine feste Stellung zu gewinnen. Vielmehr spielen die mit *C* bezeichneten Varianten in seinem Apparat eine unklare und bedenkliche Rolle, und so erscheint eine Quellenuntersuchung auch hier dringend nothwendig.

Was uns Cramer selbst dafür an die Hand giebt, ist nicht viel. Die Hauptquelle für seine Textabdrücke (aber keineswegs die einzige, wie es nach Muncker S. IX oben scheinen muss), die Ausgabe *B* braucht er uns freilich kaum ausdrücklich zu nennen (2, 396). Von *D* hatte er das Exemplar Boies in Händen (1, 222) und er charakterisirt die Sammlung hart, aber richtig; weiterhin bezieht er sich ausdrücklich auf sie 1, 251. 3, 367. 378. 403. Den 'Ausbund' nennt er 1, 251, die 'Sammlung vermischter Schriften, Theil 3' citirt er 3, 382, gegen Schubarts Kritik der Ode 'An Gott' wendet er sich 2, 301, und auch 2, 351, in der Anmerkung zur Ode 'Die Verwandlung', verräth sich Bekanntschaft mit Schubarts Ausgabe, indem er den Titel 'Der Adler', der dorther stammt, als gleichberechtigt — aber gleich unecht — zur Wahl stellt. Des Besitzes von Originalhandschriften oder directen Copien rühmt er sich nirgends — und er hat auch in der That keine einzige besessen!

Ich schalte nun abermals eine tabellarische Quellenübersicht ein, wobei ich zur bequemern Benutzung alles nicht aus *B* Stammende mit einem * auszeichne.

1. Der Lehrling der Griechen. 1, 164—168 . . . . *B*.

[21]) Die von Pawel (a. a. O. S. 10), Hamel (Klopstocks Werke 3, XXIV) und Muncker (Klopstocks Oden 1, 60, Lesarten) benutzten Exemplare des 2. Bandes mit der Bezeichnung 'Leipzig und Altona 1790' müssen einer von dem Verleger der Fortsetzung (Bd. 4. 5) veranstalteten Titelauflage angehören. Das Marburger Exemplar hat richtig 'Dessau, in der Gelehrten Buchhandlung. 1781'.

2. Wingolf. 1, 169—220 . . . . *B.*
*2 a. Ältere Lesearten zu Wingolf (aus der Darmstädter Ausgabe). 1, 221—244 (im Strophenskelett) . . *D.*
*3. Verhängnisse. 1, 245—251 . . . . A^b.
4. Die künftige Geliebte. 1, 252—269 . . . . *B.*
*4 a. Ältere Lesearten zu dieser Elegie. 1, 269—271 *D.*
5. An Giseke. 1, 277—279 . . . . *B.*
*5 a. Ältere Lesearten. 1, 282 [22]) . . . . *D.*
6. An Ebert. 2, 11—17 . . . . *B.*
*6 a. Ältere Lesearten. 2, 17—20 . . . . *D.*
*7. Petrarka und Laura. 2, 259—264 . . . . A^b.
8. Selmar und Selma. 2, 264—268. . . . . *B.*
*9. Die Stunden der Weihe. 2, 269—272 . . . . A^b.
*10. Salem. 2, 272—277 . . . . A^b.
11. Bardale. 2, 278—284 . . . . *B.*
*11 a. Ältere Lesearten. 2, 284—286 . . . . *D.*
12. An Fanny. 2, 285—290 . . . . *B.*
*12 a. Ältere Lesearten. 2, 290. 291 . . . . *D.*
*13. An Fanny (Der Abschied). 2, 291—300 . . . . A^b.
*14. An Gott. 2, 301—309 . . . . A^b.
*14 a. Ältere Lesearten. 2, 309. 310 . . . . *D.*
*15. Elegie (Der du zum Tiefsinn). 2, 332—339 . . . . . A^b.
*16. Auf die G. und H. Verbindung (Die Braut). 2, 339—342 A^b.
17. Heinrich der Vogler. 2, 343—345 . . . . *B.*
*17 a. Ältere Lesearten (Kriegslied). 2, 345. 346 . . . . *D.*
[*18. Liebeslied. Zur Nachahmung des Kriegsliedes. 2, 346—348 *D.*]
[*19. Trinklied. Zur Nachahmung des Kriegsliedes (!). 2, 349—351 *D.*]
*20. Die Verwandlung. 2, 351—354 . . . . A^b.
21. An Bodmer. 2, 377—379 . . . . *B.*
*21 a. Ältere Lesearten. 2, 379 . . . . *D.*
22. Der Zürchersee. 2, 380—388 . . . . *B.*
*22 a. Ältere Lesearten. 2, 388. 389 . . . . *D.*
23. Friedrich der Fünfte. 2, 390—398 . . . . *B.*
*23 a. Lesearten 'von 1755'. 2, 396—397 . . . . *K* (Kopenhagener Ausg. des Messias 1755).
*23 b. Lesearten 'von 1751' (zum Text von 1755). 2, 397—398 . . . . *H* (Messias von 1751) oder *D.*
24. Friedrich der Fünfte. An Bernstorf u. Moltke. 3, 14—18 *B.*
[*25. An Meta (von Füssli) 3, 19—25 . . . . *D.*]
26. Dem Erlöser. 3, 308—319 . . . . *D.*
*26 a. Ältere Lesearten. (Die Hofnungen des (!) Christen). 3, 319—320 . . . . *D.*
27. Die todte Clarissa. 3, 320—325 . . . . *B.*
28. An Cidli (Die Verwandelte). 3, 326—331 . . . . *B.*

---

[22]) Die Seiten-Zählung überspringt hier 2 Zahlen.

29. Friedensburg. 3, 332—337 . . . . *B*.
30. Die Königin Luise. 3, 348—358 . . . . *B*.
*30a. Ältere Lesearten. (An den König) 3, 357. 358 . . *D*.
31. Herman und Thusnelda. 3, 359—362 . . . . *B*.
*31 a. Ältere Lesearten. 3, 362 . . . . *D*.
32. Fragen. 3, 363—368 . . . . *B*.
*32 a. Ältere Lesearten. 3, 367. 368 ('aus der darmstädt. Sammlung') . . . . *D*.
33. Die beiden Musen. 3, 369—379 . . . . *B*.
*33a. Ältere Lesearten. 3, 378. 379 ('aus der darmstädt. Ausgabe') . . . . *D*.
34. An Young. 3, 380—382 . . . . *B*.
*34 a. Ältere Lesearten. 3, 382 ('aus der Sammlung verm. Schriften') . . . . *S* III 3, 198.
35. An Cidli ('Unerforschter als sonst'). 3, 383—389 . . *B*.
36. An Cidli (An Sie). 3, 390. 391 . . . . *B*.
37. Cidli (Ihr Schlummer). 3, 392. 393 . . . . *B*.
38. An Gleim. 3, 394—403 . . . . *B*.
*38 a. Ältere Lesearten. 3, 403. 404 ('aus der darmstädt. Sammlung') . . . . *D*.
39. Cidli (Furcht der Geliebten). 3, 405 . . . . *B*.
40. Der Rheinwein. 3, 426—433 . . . . *B*.
41. Für den König. 3, 434—442 . . . . *B*.
*41 a. Ältere Lesearten ('Psalm'). 3, 442 . Einzeldrucke (*K*, *H*) oder *D*.
42. An Cidli (Gegenwart der Abwesenden). 3, 443—447 . *B*.
43. Cidli (Das Rosenband). 3, 448 . . . . A^b.
44. Die Genesung. 3, 449—452 . . . . *B*.

Zählen wir die drei unechten Stücke ab, von denen Nr. 18. 19 wahrscheinlich, Nr. 25 ausdrücklicher Angabe gemäss aus *D* entnommen sind, so bleiben 41 vollständige Odentexte übrig. Von ihnen sind 31 aus *B*, der Hamburger Ausgabe von 1771, abgedruckt; bei dem Rest von 10 Stück habe ich den Ausbund (A^b) als Quelle angegeben, was zu begründen bleibt. Denn Muncker notirt als Quelle Cramers den Ausbund nur da, wo dieser den Erstlingsdruck bietet: bei Nr. 10 'Salem'.

Bei Nr. 3 ergiebt sich A^b als Vorlage von *C* durch Gleichheit der Interpunction: V. 6 *ist:* A^bC *ist.* *D*. — V. 26 *sie;* A^bC *sie* — *D*. — V. 27 *lieben;* A^bC *lieben,* *D*. — Ebenso stimmen die grossen Anfangsbuchstaben in V. 21 *Himmlischen* A^bC und V. 26 *Geringers* A^bC gegen *D*. Wichtigere Lesarten fehlen.

Für Nr. 7 wird das Verhältniss schon im Titel durch *Petrarka* $A^b C$ *Petrarch* *D* angedeutet, durch V. 1 *von mir kaum angeschaut* $A^b C$ gegenüber *mir kaum angeschaut* *D* wahrscheinlich gemacht[23]) und durch das Fehlen der beiden Plusverse von *D* nach V. 40 festgestellt.

Nr. 9: für ein nahes Verhältniss zum Ausbund entscheidet die Überschrift 'Die Stunden der Weihe', die dort zuerst auftaucht. Im übrigen hat *C* in dieser Ode zwei Fehler, die zufälligerweise auch bei Schubart vorkommen: in der ersten Plusstrophe (der ältern Fassung) *Narren* st. *Narrn* und V. 31 *du mir* st. *du nur*. Der metrische Verstoss, den auch *D* begeht, will gar nichts besagen, und der andere ist ein Setzerversehen, das bei Cramer noch einmal, 2, 310 in einer Lesart aus *D* wiederkehrt: 'An Gott' V. 90 *sich nur* st. *sich mir*. — *D* ist als Quelle schon durch V. 23 *nicht höret* st. *nicht fühlet* *NAKSchA*^{b}*C* ausgeschlossen: dass aber *C* in V. 27 eine isolirte Lesart von A^b *Mir nahe* st. *Annähre* *NAKSchD* nicht mitmacht, darf nur so erklärt werden, dass Cramer diese Ode, die zu den bekanntesten und gefeiertsten gehörte, zu gut im Kopfe hatte. Es ist übrigens das einzige Mal, dass wir zu diesem Auskunftsmittel zu greifen brauchen.

In Nr. 13 bringt *D* gleich V. 1 einen Fehler *über dich* st. *über dir* *KULA*^{b}*C*. *D* und zugleich seine Vorlage *L* werden ferner ausgeschlossen durch V. 54 *mehr als es selbst sagt* *LD* statt *mehr als es selbst seufzt* *KUA*^{b}*C*. Der Ausbund schliesslich wird gegenüber *KU* als Quelle erwiesen durch den Fehler V. 83 *mein unbemerktes Leben* $A^b C$ st. *m. u. Lieben* *KU(LD)*.

Nr. 14 'An Gott' bietet die Redaction des rechtmässigen Einzeldrucks *H*, während der unbefugte Erstlingsdruck *A*, der *D* zu Grunde liegt, eben nach *D* in den Lesarten erscheint. *H* ging in *L*, den Leipziger Musen-Almanach f. 1770, über und erfuhr hier u. a. die Entstellung V. 57 *Die Liebe grubst du auch tief in mein Herz hinein,* indem *tief* aus V. 53 eindrang. Mit diesem Fehler ging die Fassung in A^b über. Cramer sah wohl, dass der Vers über-

[23]) Über die vermuthlich verloren gegangene echte Lesart s. S. 86 f.

laden war, aber statt das fehlerhafte *tief* wieder herauszuwerfen, beseitigte er *Liebe* und schrieb: *Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein.*

Nr. 15 weist freilich A^b zwei leicht zu bemerkende Druckfehler auf, die in *C* wieder beseitigt sind: V. 2 *aller* st. *alter*, V. 31 *brauchbaren* st. *brauchbarern*. Dagegen sind zwei metrische Fehler A^bC (und nur diesen) gemeinsam: V. 17 *hört* st. *höret*, V. 67 *sahst* st. *sahest*; die Interpunction stimmt an etwa einem Dutzend Stellen auffällig, und völlig entscheidend ist für die Verwandtschaft der Wechsel V. 42 *Jezo* — V. 51 *Izo* A^bC, während *D* beidemal *Izo*, *S* beidemal *Jezo* bietet.

Bei Nr. 16 fehlen entscheidende Lesarten. In der Schreibung und Interpunction aber spricht für A^b als Quelle von *C.*: V. 16 *vorrüberrauscht*; A^bC gegen *vorüber rauscht*; *D.* — V. 33 *Ja!* A^bC gegen *Ja, D.* — V. 40 *Thorheit,* A^bC gegen *Thorheit D.*

In Nr. 20 hat *C* den Hiatus V. 53 *liebe, im* A^b beseitigt: *lieb', im* = *D.* Aber die Interpunction spricht entscheidend für A^b als Vorlage; ich greife nur die Anwendung des Ausrufungszeichens heraus: V. 4. 6. 10 *mehr!* A^bC *mehr. D.* — V. 15 *Erschaffne!* A^bC *erschafne, D.* — V. 26 *warst!* A^bC *warst. D.* — V. 54 *nicht!* A^bC *nicht. D.*

Es bleibt Nr. 43, wo auch die Kriterien der Interpunction nicht ausreichend sind, um zwischen A^b und seiner Quelle, dem Göttinger Musen-Almanach f. 1774 zu entscheiden: man wird es aber schwerlich mehr gewagt finden, dass ich, nachdem A^b für alle andern (9) ihm mit *C* gemeinsamen Odentexte als Quelle festgestellt ist, getrost auch diesen zehnten und letzten auf sein Conto gesetzt habe.

Das Resultat, welches meine Tabelle vorausnahm, ist jedenfalls gesichert: für die vollständigen Textabdrücke hat *C* überall, wo ihm *D* und A^b zur Verfügung standen, zu A^b gegriffen: in 8 Fällen. Ausserdem entnahm Cramer A^b eine ältere Ode 'Salem', welche dort zum ersten Male gedruckt war, und eine jüngere 'Das Rosenband', für die ihm eventuell auch der Göttinger Musen-Almanach zur Hand war. *D* ist für die Texte nirgends benutzt.

Um so reichlichere Ausbeute gewährte *D* für die Anmerkungen, in welchen Cramer 'Ältere Lesearten' verzeichnet. Solche Varianten sind zu 19 Oden gegeben (zu 18 aus *B*, zu einer aus A^b abgedruckten), und zwar zu Nr. 23 von zwei Texten, wahrscheinlich direct aus den Messias-Ausgaben von 1755 und 1751. Zu Nr. 34 giebt Cramer die 'Sammlung vermischter Schriften' (*S*) als Quelle an: es ist das der gleiche Text wie in *D*. Dieses selbst, die Darmstädter Ausgabe, wird viermal ausdrücklich für die Lesarten citirt: zu Nr. 2. 32. 33. 38, aber auch in allen übrigen (13) Fällen kommen wir damit aus, keine einzige Lesart weist mit Bestimmtheit über die Darmstädter Fassung hinaus — obgleich freilich an Abweichungen kein Mangel ist.

Diese Abweichungen, die in Munckers Apparat zu gefährlichen Ehren gelangt sind, lassen sich etwa in vier Rubriken unterbringen: 1) zunächst ist eine Anzahl unbedeutender Varianten theils übersehen, theils mit Absicht übergangen; 2) ungemein häufig tritt der bekannte Collationsfehler auf, dass als Variante der Grundtext, die Vorlage *B*, wiederholt wird; 3) nicht selten begegnet der Fall, dass durch Contamination beider Texte eine scheinbare Übergangsvariante entsteht; 4) unter dem Eintragen der Lesarten hat Cramer, in den meisten Fällen stillschweigend, Emendationen vorgenommen: dabei sind nicht nur eine Reihe von Lesarten unter den Tisch gefallen, sondern auch neue, originelle, tauchen auf.

Es ist daher nicht nur überflüssig, sondern geradezu verhängnissvoll, die Cramerschen 'Lesearten' in den Variantenapparat einer Odenausgabe aufzunehmen: wer, ohne über das oben klar gelegte Quellenverhältniss und über Cramers Verfahren genau unterrichtet zu sein, sich aus diesen Varianten (wie sie etwa bei Muncker stehn) einen Text reconstruiren wollte, würde in den meisten Fällen nicht auf die wirklich collationirte, meist *D* entnommene, Fassung kommen, sondern auf einen Text, der zwischen *D* und *B* in der Mitte steht (Fehlerquellen 1, 2, 3) und überdies noch originelle Lesarten aufweist (Fehlerquelle 4).

Muncker sagt uns nun freilich S. IX der Vorrede, er habe *C* nur dann ausdrücklich angeführt, 'wenn Cramer

in wichtigen Punkten von *D* abweicht, besonders wenn er für Fehler seiner Vorlage brauchbare Conjecturen angiebt'. Unter 'brauchbaren Conjecturen' versteht man doch nur die, welche dem Kritiker die Wiederherstellung eines verderbten Textes, einer entstellten Version erleichtern. Kommen derartige Conjecturen Cramers wirklich in Frage? So viel ich sehe, nirgends! Die Lesarten von *C*, welche den Variantenapparat Munckers zuweilen unverdaulich machen, sind bei näherem Zusehen grossentheils solche, die nur einer Confusion oder Contamination der beiden verglichenen Texte ihr Dasein verdanken; eine kleinere Gruppe stellt allerdings metrische Emendationen dar — aber durchweg an Stellen, wo sie durch die anderweitige gute Überlieferung hinfällig werden!

Freilich giebt es bei Muncker eine Anzahl von *C*-Varianten, die sich wie gute Conjecturen ausnehmen, aber die verdanken wir nur einem höchst wundersamen Verfahren des Herausgebers, der da, wo Cramer eine Variante zu *B*, sei's aus Versehen sei's aus Gleichgiltigkeit, unterdrückt, ihm die Lesart des *B*-Textes selbst unterschiebt. Das tritt in verblüffender Weise zu Tage bei Nr. 2 'Wingolf', beispielsweise V. 109 und V. 163 des alten Textes. V. 109 bot die älteste uns zugängliche Fassung Gl_1: *Wenn du nur einen jedes Jahrhundert rührst,* und auf sie geht die Lesart *nährst D* zurück: eine Verlesung, aber keine sinnlose. *B* hat dafür das blassere *nimst*, wie es Klopstock schon in die Gleimsche Abschrift eingetragen hat (Gl_2). Cramer nun will, ausdrücklicher Angabe gemäss, die Abweichungen von *D* gegenüber *B* notiren, übersieht aber jenes *nährst*[24]), und nun trägt Muncker '*nimst C*' in seinen Apparat ein! Ähnlich liegt es in V. 163, wo *C* die Lesart *Neigung D* übersehen hat und nun mit der von *B Reizung* in die Varianten kommt.

Hier sind dem guten Cramer 'brauchbare Conjecturen' untergeschoben, an die er wahrlich entfernt nicht gedacht hat; sehen wir uns nun ein paar an, die ihn thatsächlich zum Urheber haben. Nr. 2 V. 42 *Lieb vom Homerus*[25]),

---

[24]) Wie übrigens auch Muncker es übersehen hat.

[25]) *Homerus* schreibt der junge Klopstock auch 'An Giseke' V. 11.

lieb vom Maro Gl hat *D* entstellt: *Lieb vom Homer, lieb vom Maro*; wenn nun *C*, dem Verse metrisch aufhelfend, schreibt: *Lieb vom Homer und lieb vom Maro*, hat diese Conjectur für uns, die wir aus *Gl* ja die ursprüngliche Fassung kennen, überhaupt einen Werth? — V. 110 heisst es in *Gl*: *Und ihn den weisern Sterblichen zugesellst*; *D* gerieth in V. 107 zurück und schrieb *Und den weisern Völkerschaften zugeselst*; *C* änderte aus metrischer Empfindlichkeit *Und weiser Völkerschaften ihn zugesellst*, hat aber dabei weder der Grammatik noch dem Sinn Genüge gethan. Gleichwohl kommt die Lesart bei Muncker in den Apparat — doch nicht als 'brauchbare Conjectur'? — Fortgelassen hat Muncker dagegen die Varianten von *D* und *C* zu V. 140 *Die dich in sich zu erschaffen stark sind Gl*; *D* setzt nachlässig für *zu erschaffen* ein *hervorzubringen*; *C* bemerkt die Überladung des Verses, wirft aber irrthümlicher Weise *in sich* heraus und schreibt: *Die dich hervorzubringen stark sind.* Das wäre eine Conjectur, zu der ein Herausgeber vielleicht als Nothbehelf greifen durfte, so lange ihm die ältere Fassung der Freundschaftsode nur aus *D* bekannt war. Jetzt aber, wo wir *Gl* besitzen und den Gang der Verderbniss übersehen, sind solche Varianten nur werthloser Ballast, wo nichts schlimmeres. Eine Lesart z. B., wie sie Muncker zu 'Bardale' (ältere Form) V. 24 anführt, muss jedermann auf die Vermuthung bringen, dass *C* mindestens hier eine handschriftliche Fassung vor sich hatte: im Text steht *Keinen Göttern*, die Variante aus *C* hat *Nicht den Göttern.* Ein Blick in die Darmstädter Ausgabe klärt die Sache auf: *D* hat aus *S* den Lesefehler *Rein Göttern*[26]) übernommen, und Cramer, der für metrische Fehler ein feines Ohr, aber kein Auge für graphische Entstellung hatte, emendirte *Nicht den* statt des naheliegenden *Keinen*, indem er sich zugleich an die jüngere Fassung von *B* anlehnte.

Das waren Beispiele für die unter 1) und 4) angezeigten Abweichungen. Für die unter 2) markirten mögen einige besonders kräftige Proben genügen. Bei Nr. 22 ('Zürchersee') ist als Lesart des Schlusses (V. 76—78) die Fassung von *B* wiederholt; noch ärger bei Nr. 14 ('An

---

[26]) Fehlt bei Muncker.

Gott'), wo als angebliche Plusstrophe der ältern Fassung eine ganze Strophe (V. 49—52) in extenso abgedruckt wird, die dem voranstehenden *B*-Text durchaus nicht fehlt.

Die Contaminationen (oben 3) sind verschiedener Art. Mehr vereinzelt ist ein Fall wie in Nr. 33 ('Die beiden Musen') V. 8, wo *C* aus zwei Zeilen von *D* eine neue, ganz unsinnige Lesart zusammenmischt. Der Vers lautet in *D* ganz wie in *GlB*: *Wehende Palmen im Abendschimmer*, Cramers Auge aber irrte auf V. 10 *Kühn in die Schranken* u. s. w. ab, und so entstand die Missgeburt *Kühn in dem Schimmer des Abends Palmen.* Sie ist sogar mit der Chiffre *D*(!) in Munckers Apparat gekommen! — Weit häufiger und im Apparat weit lästiger sind jene Lesarten, wo *C*, indem er eine Lesart von *D* notiren will, doch halbwegs in seinen Grundtext zurückfällt, sodass es den Anschein hat, als ob seine Variante resp. der Text, aus dem er schöpft, zwischen *B* (resp. A^b) und *D* (resp. *S*) in der Mitte stehe. Beispiele:

Nr. 5 V. 12

verweht B *rauscht D*

weht C.

Nr. 6 V. 31

Ach in schweigender Nacht B *Um die Mitternachtszeit D*

Ach um Mitternachtszeit C.

Nr. 11 V. 42

Bist du Bläue der Luft B *Bist du ein blauer Olymp D*

Bist du blauer Olymp C.

Nr. 14 V. 38

Dir schnelle Augenblicke, A^b *Die Augenblicke, weinend D.*

Dir Augenblicke weinend C.

V. 34 V. 2. 3.

. . . . . *dass sie dir rinnen,* . . . . . *und, dir zu rinnen,*
stehn *steht*
Schon die freudige Thränen B *Manche freudige Thräne S*

. . . . . *und dir zu rinnen stehn*
Manche freudige Thränen C.

Der psychologische Vorgang, der zu derartigen ungenauen Angaben in zahlreichen Fällen geführt hat, erscheint höchst einfach, wie ich die Beispiele hier vorführe. So

aber wie sie bei Muncker hier und da im Apparat stehn, müssen sie verwirren und irre leiten. Wir kommen also zu der unabweisbaren Forderung, dass principiell aus einem Apparat zu Klopstocks Oden nicht nur Cramers Texte, sondern vor allem auch seine Lesarten fern zu halten sind: die Texte wie die Lesarten sind durchweg aus uns bekannten und bequem zugänglichen Quellen geschöpft, die Lesarten überdies durch Willkür und Unachtsamkeit in einem Grade zerrüttet, dass sie im Apparat nur Unheil stiften können.

Anhang: Zur Beurtheilung der Odenausgabe von 1798 (*G*).

Ich lasse diesem principiellen Verlangen alsbald eine kleine Einschränkung folgen. Von Cramers Textabdrücken nämlich haben einige für die weitere Geschichte des Odentextes eine gewisse Bedeutung, die bisher nicht gewürdigt worden ist; denn Klopstock selbst hat sich mit ihnen beholfen, als er für die Ausgabe letzter Hand eine Auswahl unter den in *B* nicht aufgenommenen Oden seiner Jugendzeit traf. Er nahm in diese Ausgabe *G* nachträglich — ausser dem 'Rosenband', das in *B* bekanntlich nur durch ein Versehen fortgeblieben war — die folgenden Stücke auf: 'Salem' 1, 39. 'Petrarcha und Laura' 1, 45. 'Der Abschied' 1, 57. 'Die Stunden der Weihe' 1, 65. 'An Gott' 1, 68. 'Die Braut' 1, 78.

Dass der Titel 'Die Stunden der Weihe' zuerst in A^b auftaucht und aus *C* in *G* überging, ward erwähnt. Zum mindesten bei noch drei weiteren Stücken lässt sich die Benutzung des Cramerschen Textes oder aber des Ausbunds wahrscheinlich machen.

Zunächst bei 'Petrarcha und Laura', wo schon Erich Schmidt für die Fortlassung der beiden in *D* erhaltenen Plusverse nach V. 40 Cramer (genauer dessen Vorlage A^b) verantwortlich gemacht hat (Quellen und Forschungen 39, 82). Hier ist übrigens noch das eigenthümliche Schicksal der ersten Zeile bemerkenswerth; sie lautet in der ersten Fassung *D*:

Andern Sterblichen schön, mir kaum angeschaut;

wenn man sich ähnlicher Dative bei Klopstock erinnert, wie etwa 'Künftige Geliebte' (*ND*) V. 48

will da
Keinem Zeugen behorcht, keinem beobachtet sein,

und bedenkt, wie viel leichter in solchem Falle ein Flickwort, als etwa ein *von* fortgelassen werden konnte, so erscheint die Conjectur berechtigt.

Andern Sterblichen schön, mir kaum ⟨*noch*⟩ *angeschaut.*

Anders ergänzten A^bC: *von mir kaum angeschaut*, und Klopstock selbst besserte abermals: *kaum noch gesehn von mir.*

Ein zweites Gedicht, das Klopstock aus *C* nahm, ist 'Der Abschied' (früher 'An Fanny'). Hier hat er V. 83 den in A^b aufgekommenen Druckfehler *mein unbemerktes Leben* st. *Lieben KULD*, an dem auch *C* keinen Anstoss genommen hatte, in die Ausgabe letzter Hand verpflanzt.

Am merkwürdigsten erscheint es, dass der Dichter sogar für die Ode 'An Gott', von der er selbst doch eine Einzelausgabe besorgt hatte, seine Zuflucht zu Cramer nahm: aus ihm hat er die Fassung des V. 57 entnommen: *Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein!*, deren Vorgeschichte ich oben S. 80 f. gegeben habe.

Damit ist aber auch die Bedeutung Cramers für die Kritik und Geschichte des Klopstockschen Odentextes erschöpft: für die Würdigung von Stil und Form, ja für das poetische Verständniss der Gedichte wird sein grosses Werk stets einige Bedeutung behalten, und wer immer die Stimmung der engern Klopstockgemeinde kennen lernen will, wird an Cramer einen zwar weitschweifigen und überschwänglichen, aber unleugbar feinfühligen Führer finden.

Marburg i. H. Edward Schröder.

Schröders Bearbeitung des 'Kaufmanns von Venedig'.

Die Bearbeitung des Shakespeareschen 'Kaufmanns von Venedig', die Friedrich Ludwig Schröder für die Hamburger Bühne im Jahre 1777 fertig gestellt hat, galt bis-

her für verloren. Genée (Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland, Leipzig 1870 S. 250 Anm.) sagt darüber: 'Es existirte wohl ein unrechtmässiger Druck davon, den ich jedoch bis jetzt nicht erlangen konnte', und Litzmann (Schröder und Gotter, Hamburg und Leipzig 1887 S. 82 Anm. 29): 'Die Bearbeitung scheint nie gedruckt worden zu sein'. Auch andern, die in allerneuester Zeit über Schröders Beziehungen zu Shakespeare gehandelt haben [1]), ist diese Bearbeitung unbekannt geblieben. Schröders 'Kaufmann von Venedig' ist aber im Druck erschienen und zwar in dem allerdings selten gewordenen Werke: 'Theatralische Sammlung, Wien bei Johann Jos. Jahn, 1791' Band 16 S. 1 ff. unter dem Titel: 'Der Kaufmann von Venedig, ein Lustspiel in vier Aufzügen von Schröder'. 'Unrechtmässig' kann man diesen Druck insofern nennen, als er nicht vom Verfasser, sondern vom Verleger veranstaltet wurde. Da aber diese Bearbeitung mit den Nachrichten, die Schröder in den Briefen an Gotter selbst darüber giebt, genau übereinstimmt (wie unten gezeigt werden soll) und da ferner eine handschriftliche Fassung an der Bibliothek des Hamburger Stadttheaters (wo z. B. Schröders Macbeth handschriftlich liegt) nicht vorhanden ist [2]), so muss uns der Wiener Druck genügen.

Im Frühling 1777 hat Schröder begonnen für die Hamburger Bühne, die damals seiner Leitung unterstand, den 'Kaufmann von Venedig' zu bearbeiten. Er sandte die Handschrift der Arbeit zur Begutachtung an Gotter, mit dem er seit 1776 freundschaftlichen Verkehr pflegte. Gotter

---

[1]) Neben dem ältern Aufsatz des Freiherrn von Vincke: Shakespeare und Schröder, Shakespeare-Jahrbuch 11, 1 ff., und Unflad, Die Shakespearelitteratur in Deutschland, München 1880, vgl. vor allem: Merschberger, Shakespeare-Jahrbuch 25, 214—268; Albert Köster, Schiller als Dramaturg, Berlin 1891, S. 62—67 (über Schröders Macbeth) und Brauns, Die Schrödersche Bearbeitung des Hamlets, Breslau 1890. Brauns stellt hier die unhaltbare Vermuthung auf, dass Lessing den Monolog 'Sein oder nicht sein' für Schröders Bearbeitung verfasst habe (Anzeiger f. deutsches Alterthum u. deutsche Litt. 17, 175 f.). Vgl. auch Hauffen, Das Drama der klassischen Periode 2, 1 (Deutsche National-Litteratur Bd. 139) S. 94—96.

[2]) Wie mir H. M. Riccius freundlichst mitgetheilt hat.

besass ein aussergewöhnliches Geschick fremdländische Bühnendichtungen zu übersetzen, nachzuahmen und zu localisiren und er ward ein eifriger Mitarbeiter an Schröders Übersetzungen. Er hat, wie wir aus den Briefen Schröders an ihn ersehen[3]), auch an der Bearbeitung des 'Kaufmanns von Venedig' theilweise mitgeholfen. Im October war die Arbeit fertig und am 7. November 1777 ward das Stück in Hamburg zum ersten Mal aufgeführt. Dorothea Ackermann gab die Porzia, Schröders Gattin die Nerissa, Schröder selbst erzielte als Shylock den grössten Erfolg. Über sein Spiel berichtet Schütze[4]): 'Schröder errang als Jude Shylock neue Lorbeern in dem Kranze seines Ruhmes. Eine treffliche Nachahmung jüdischer Sitte und Benehmens mit dem feinsten Beobachtungsgeiste der Judennatur abgelauscht'; und Meyer[5]): 'Der Jude stand da, den Shakespeare sah! Mir ist kein Schauspieler vorgekommen, der sich ihm genähert'. Das Stück hielt sich auf der Bühne. Es wurde bis Ostern 1778 sechsmal aufgeführt. Für das darauffolgende Jahr fehlen die Nachrichten. 1781 wurde es einmal, von 1786—1795 noch zwölfmal gegeben.[6])

Schröders Bearbeitung hat vier Acte, die der Scenenfolge bei Shakespeare also entsprechen: Schröder Act I = Shakespeare I, 1. 3. II, 2. Schr. II = Sh. I, 2. II, 1. 7. 9. 8. III, 1. 3. Schr. III = Sh. III, 2. (4). Schr. IV = Sh. IV, 1. (2).

Wie bei seinen übrigen Shakespearebearbeitungen ist Schröder auch hier vor allem bemüht, das Drama des grossen Briten dem platten Theatergeschmack seiner Zeitgenossen anzupassen, Einheit der Zeit und des Ortes zu ermöglichen, den dramatischen Aufbau zu vereinfachen, durch Striche und Verschiebungen den beschwerlichen Wechsel der Decorationen zu vermeiden, alles Aussergewöhnliche, Poetische in der Handlung und den Charakteren in die Sphäre des Alltäglichen und Spiessbürgerlichen herabzudrücken. Aber nur dadurch, dass Schröder sich bei der

[3]) Litzmann, a. a. O. S. 45. 58. 68. 74. 77. 79.
[4]) Schütze, Hamburger Theatergeschichte 1794, S. 461.
[5]) Meyer, F. L. Schröder 1819 1, 297.
[6]) Merschberger, a. a. O. S. 226 f.

Bearbeitung Shakespearescher Dramen vom einfachen Hausverstande, statt von dichterischer Empfindung und Einbildungskraft leiten liess, dadurch, dass er in seinem Lear, Hamlet, Othello, Richard II. den tragischen Ausgang vermied oder milderte, die Grossartigkeit des Hintergrundes opferte, den Kampf des Helden gegen das Schicksal zu einem vorübergehenden Ereigniss in dessen Leben umwandelte, dadurch machte er überhaupt eine Aufführung dieser Dramen zu seiner Zeit möglich. Seine Bearbeitungen stehen doch hoch über den Shakespeare-Verballhornungen eines Heufeld, Grossmann, Engel, Dalberg, Brömel, Petzel, Schink, Stephanie u. a. in derselben Zeit. Schröders Erfolg: die endgiltige Einbürgerung Shakespeares auf der deutschen Bühne rechtfertigt sein Verfahren.

Gestrichen hat Schröder aus dem Personenverzeichniss des 'Kaufmanns von Venedig' die Episodenfiguren Jessica und Lorenzo. Lorenzos Flucht mit der schönen Tochter Shylocks und die weiteren Schicksale des Liebespaares werden nur gelegentlich erzählt; so berichtet Graziano am Schluss des I. Actes den Inhalt von Shakespeare II, 3—6.

Die Zeitdauer der Handlung erscheint bedeutend eingeschränkt. Schröder schreibt an Gotter (S. 45): 'es (das Stück) spielt anstatt der drei Monate und einige Tage bei Shakespeare, drei Tage bei mir'. Dies ist auch in der Bearbeitung wirklich der Fall. In der Scene I, 5 (S. 16) erklärt sich Shylock bereit, die dreitausend Ducaten zu leihen: 'Allein höchstens auf einen oder zwei Tage'. Antonio antwortet: 'Nun dann, bis Morgen, länger nicht. Morgen um diese Zeit sollt Ihr euer Geld wieder haben'. Um nun die Entwicklung der ganzen Handlung in dieser kurzen Zeit möglich zu machen, bringt Schröder eine Reihe von kleinen Änderungen an, darunter als wichtigste das neue Motiv mit dem Cassirer, dessen er auch in einem Brief an Gotter gedenkt (S. 74): 'Mein Plan war, Antonio sollte der Flucht seines Cassirers wegen so zerstreut sein, dass er an Shylock nicht [denkt]; denn hätte er an ihn gedacht, so hätten so viele Freunde als Antonio hat, ihm gewiss geholfen'. In der Bearbeitung selbst wird I, 1 (S. 8) und I, 5 (S. 19) erzählt, dass Antonio für den nächsten Tag, an dem ja seine

Schuld schon fällig ist, seinen Cassirer, einen treuen und pünktlichen Bediensteten, mit 5000 Ducaten zurückerwarte. In II, 10 (S. 55 f.) aber erfahren wir, dass dieser Cassirer mit der ganzen Summe durchgegangen ist. Antonio ist nun ausser Stande, dem Juden die Schuld zurückzuerstatten; in der Verwirrung lässt er ausserdem die Frist der Rückzahlung verstreichen, ohne sich nach Hilfe umzusehen: 'Ich habe diesen ganzen Nachmittag zugebracht, meinem Cassirer nachzuschicken und seiner habhaft zu werden. — Erst vor einer halben Stunde erinnerte ich mich seiner [nämlich Shylocks]. — Der rechtschaffene Bardetto versprach mir in einer Stunde zu helfen. — Überdiess glaube ich nicht, dass Shylock, der wegen seiner Tochter Entführung ausser sich ist, heute an mich denken wird'. Doch gleich darauf kommt der Jude und überliefert den Schuldner dem Gerichte.

Die Porzia-Scenen des ersten und zweiten Actes sind bei Schröder alle im zweiten Act zusammengestellt und folgen einander ohne Unterbrechung. Die beiden ersten Freier Porzias sind bei Schröder nicht Prinzen von Marocco und Arragon, sondern ein Don Rodrigo und ein Vicomte de Querchy. Der Bearbeiter will nur dämpfen und besonders die fremdartige Gestalt des Mohrenprinzen vermeiden. Aus einem ähnlichen Grunde macht er Antonio zum Bruder Bassanios. Antonios Opferwilligkeit soll dadurch minder aussergewöhnlich erscheinen.

Wie in seinen übrigen Bearbeitungen, so schiebt Schröder auch hier biedermännische Lehren ein. Am bemerkenswerthesten ist der nachstehende Zusatz, der in eine Reihe mit den zahlreichen Äusserungen des theoretischen Philosemitismus in den Dramen dieser Zeit [7]) gehört. Am Schlusse der Scene nämlich, in welcher sich Shylock ein Pfund vom Fleisch Antonios ausbedingt, sobald der letztere die Schuld verfallen lassen sollte, sagt Antonio (S. 20): 'Des Juden Absicht seh' ich freilich ein. Nichts als die pünktlichste Erfüllung der Bedingung würd' ihn befriedigen. Aber ich

---

[7]) Näheres darüber s. bei Hauffen, Das Drama der klassischen Periode a. a. O. 1, XXXIII.

hab' ihn gereizt, seine Vorwürfe verdient. Vorurtheile der Erziehung und des Umgangs machen auch den Vernünftigsten gegen sein Volk ungerecht. Mich diesem Kontrakte zu unterwerfen ist eine Art von Genugthuung, von Wiedererstattung'.

In der Prosa aller Shakespeare-Übertragungen Schröders ist der Stil der Quelle kaum wiederzuerkennen. Der sprachliche Ausdruck erscheint auch in seinem 'Kaufmann von Venedig' ausserordentlich gekürzt, möglichst nüchtern, verständlich und hausbacken, von allen schroffen und derben Äusserungen, allen anstössigen Witzen und Anspielungen befreit, aber auch jedes Schmuckes der Poesie, aller Bilder und Figuren entkleidet. Schröder hat überhaupt Shakespeare nicht unmittelbar übertragen, sondern sich an die vorhandenen älteren Übersetzungen gehalten, in denen Shakespeares Verse bereits in Prosa aufgelöst waren. Er hat dabei in der Regel Eschenburgs Übersetzung stärker benutzt, als die Wielandsche, weil jene seiner Vorliebe für einen klaren, verständlichen Stil besser entsprach.[8]) Seine Hamletbearbeitung, die sich in der ersten Fassung an Heufeld und Wieland anschloss, hat Schröder für die zweite Ausgabe (1778) nach der inzwischen (1777) erschienenen Eschenburgschen Hamlet-Übersetzung verbessert u. s. w. Nachfolgende Stelle des 'Kaufmanns von Venedig' mag herausgegriffen werden, als ein Beispiel wie kahl und kurz Schröder die breitausgeführten, reichgeschmückten Reden Shakespeares wiedergibt. Zum Vergleich werden von Eschenburg (der Shakespeare ohne wesentliche Kürzungen übertragen hat) nur jene Sätze angeführt, die Schröder benutzt hat.

Schröder II, 5	Eschenburg II, 10 (Shakespeare II, 9)
Vicomte (da er zwischen den Kästchen wählt): Nun Glück, begünstige meine Hoffnungen! Gold, Silber und Bley! — 'Wer mich erwählt wagt alles was er hat'. — Du müsstest schöner	Prinz: Begünstige nun, o Glück, die Hoffnung meines Herzens! — Gold, Silber und Bley. — 'Wer mich erwählt, wagt alles, was er hat'. Du müsstest schöner aussehen, eh

[8]) A. Köster, Schiller als Dramaturg S. 62—67.

aussehn, wenn ich etwas um dich wagen sollte. — Was sagt das goldene Kästchen? — 'Wer mich erwählt, gewinnt, was manche wünschen'. — Was manche wünschen? — Ich mag nicht, was manche wünschen, mag nicht mit gemeinen Geistern nach dem Ziele laufen, noch mich unter die ungesittete, thörigte Menge stellen. — Zu dir, du silberne Schatzkammer! 'Wer mich erwählt, gewinnt, was er verdient'. — Schön gesagt, recht schön! — Wer darf sich vermessen, das Glück zu betrügen, und um sein herrlichstes Geschenk zu buhlen, ohne den Stempel des Verdienstes. Mit dem Verdienste will ichs halten. Wir sind alte Freunde und Schulkameraden. — Den Schlüssel zu diesem Kästchen!	ich etwas um dich wagte. Was sagt das goldne Kästchen? 'Wer mich erwählt gewinnt was manche wünschen'. — Was manche wünschen? — — — Ich will nicht wählen, was manche wünschen, weil ich nicht mit gemeinen Geistern nach dem Ziele laufen, noch mich unter die ungesittete Menge stellen will. — Zu dir also du silberne Schatzkammer! — 'Wer mich erwählt, gewinnt was er verdient'. Recht wohl gesagt, in der That! Denn wer darf sich vermessen, das Glück zu betrügen, und sich um Ehre zu bewerben ohne den Stempel des Verdienstes? — — — — — Mit dem Verdienste will ich's halten; geben Sie mir den Schlüssel zu diesem Kästchen und schliessen Sie mir in diesem Augenblicke mein Glück oder Unglück auf!

Bei Wieland zeigt diese Stelle (S. 66) manche Abweichungen von Eschenburg und Schröder. Bei ihm lauten die Aufschriften der Kästchen: 'Wer mich erkiest' (für 'erwählt') u. s. w. Der Prinz sagt unter anderm: 'Ich will nicht wählen, was manche wünschen, weil ich nicht mit gemeinen Geistern lauffen, noch mich unter die barbarische Menge stellen will. — Ich will es mit dem Verdienst halten; gebt mir den Schlüssel zu diesem, und schliesset' u. s. f.

In den gereimten Sprüchen folgt Eschenburg oft wörtlich der Wielandschen Übersetzung. Wo sie von einander abweichen, folgt Schröder bald dem einen, bald dem andern. Z. B. in der eben herangezogenen Scene sagt Wieland: 'Hängen und Weiben steht nicht jedem frei', hingegen Eschenburg und Schröder: 'Hängen und Freien steht nicht jedem frei'. Anderseits sagt Eschenburg in der Scene III, 2

Und wirb um sie, zum frohen Gruss
Durch einen liebesvollen Kuss.

Doch Wieland und Schröder (III, 1)

Und eigne sie, zum frohen Gruss
Durch einen liebe(s)vollen Kuss.

Dies ist unter anderm ein Beweis hiefür, dass Schröder bei seiner Bearbeitung zuweilen auch Wielands Übersetzung zu Rathe gezogen hat.

In der gleichen Scene (III, 1, bei Shakespeare III, 2) hat Schröder den Gesang weggelassen, der ertönt, während Bassanio bei den Kästchen mit sich zu Rathe geht. Er begründet diese Streichung in einem Brief an Gotter (S. 74): 'Die Arie werde ich auch nicht singen lassen, sie zieht den Zuschauer vom pantomimischen Spiel des Bassanio und der Portia ab'.

Schröders 'Kaufmann von Venedig' hat nur vier Acte. Auch dies erfahren wir schon aus den Briefen an Gotter (S. 86), wo Schröder den Erfolg der ersten Aufführung mittheilt: 'Das Haus war sehr voll, die Meinungen getheilt, aber viel lauter Beifall — die Decoration des letzten und vierten Acts (ist) sehr applaudirt worden'.[*]) Schröder hat den ganzen V. Act Shakespeares weggelassen und die Lösung der Porzia-Fabel unmittelbar an die grosse Gerichtsscene des IV. Actes angeschlossen. Porzia und Nerissa geben sich ihren Ehemännern gleich im Gerichtssaale zu Venedig zu erkennen, ehe sich noch diese bestimmen liessen, ihre Trauringe zu verschenken. Dieser neue Schluss Schröders lautet folgendermassen:

Bassanio: Vergebt mir, Signor, dieser Ring ist ein Geschenk von meiner Braut. Als sie ihn mir an den Finger steckte, musst ich ihr geloben, dass ich ihn niemals weder verkaufen, noch verschenken, noch verlieren wollte.

Portia: Eine sehr alltägliche Entschuldigung, um Euer Geschenk zu behalten. Wenn Eure Braut keine Närrin ist, und erfährt, wie wohl ich den Ring verdient habe, wird sie wahrhaftig darüber keinen ewigen Unwillen auf Euch werfen, doch ich will Euch dieser Gefahr nicht aussetzen.

Gratiano (hat heimlich mit Nerissen gesprochen): Die Juristen von Padua sind des Henkers auf Ringe; der Schreiber hier will mir auch meinen abschwazen.

Antonio: Bassanio! Lass sein Verdienst um unsre Freundschaft das Verbot deiner Braut überwiegen. Gieb ihm den Ring.

---

[*]) Es war die 'neue Decoration eines perspektivischen Kolonaden-Ganges', vgl. Shakespeare-Jahrbuch 11, 22.

Bassanio: Ich kann nicht.

Portia: Und ich will aufhören, länger in Euch zu dringen. Eure Braut ist die Glücklichste ihres Geschlechts. — Aber seht mich doch an, Bassanio! ist es möglich! dass ihr unter dem Doktor von Padua, eure Portia nicht kennen solltet! (nimmt den Hut ab.)

Bassanio: Ist's möglich?

Nerissa: Und du erkennst in dem kleinen Schreiber deine Nerissa nicht?

Gratiano: Ich falle aus den Wolken!

Portia: Ihr erstaunt? Leset diesen Brief von Bellario meinem Vetter, und Alles wird Euch klar wie der Tag sein.

Bassanio: Ach, Portia! nur der innige Antheil an dem Schicksale meines Freundes konnte mich so blind machen.

Gratiano: Das war klug, dass wir mit den Ringen an uns hielten, Bassanio! Lass uns das immer eine Warnung sein, unsrer Weiber Ringe in Acht zu nehmen.

Antonio: Euch also schöne Portia dank' ich mein Leben? O, könnte mein Dank — —

Portia: Nichts davon. — Nur das gestehet: dass die Liebe nicht weniger thätig ist, als die wärmste Freundschaft.

Bassanio: Auf also — in die Arme der Liebe und der Freundschaft!

Ende des Lustspiels.

Gleichzeitig mit Schröder hat F. J. Fischer in Prag eine ganze Reihe Shakespearescher Dramen für die deutsche Bühne bearbeitet. Für seinen Macbeth hat Schröder Fischers ältere Bearbeitung desselben Dramas (wie Köster a. a. O. jetzt gezeigt hat) im Wortlaut und in der abgeänderten Scenenfolge vielfach benutzt. Fischer hat auch den 'Kaufmann von Venedig' bearbeitet und diese Fassung veröffentlicht: 'Der Kauffmann von Venedig oder Liebe und Freundschaft. Ein Lustspiel von Shakespeare in dreyen Aufzügen. Fürs Prager Theater eingerichtet von F. J. Fischer. Prag bei Wolfgang Gerle 1777'. Auch diese Bearbeitung hat Schröder in Einzelheiten benutzt, so sehr er im allgemeinen davon abweicht. Gleich zu Beginn. Schröder und Fischer eröffnen das Stück mit der zweiten Hälfte der ersten Shakespeareschen Scene, mit dem Gespräch zwischen Antonio und Bassanio. Auch Fischer vermeidet die lange Frist von drei Monaten, ohne eine bestimmte kürzere dafür anzugeben. Ein ähnliches Motiv, wie das des Cassirers bei

Schröder klingt schon bei Fischer an, wenn dieser (S. 11) Antonio zu Bassanio sagen lässt: 'Es ist ja hier nichts zu besorgen; kommen vor dem Tage meine Schiffe nicht, so kommen doch meine Wechselbriefe ganz gewiss an'. Diese erhofften Wechselbriefè aber werden von Shylock (S. 14. 29. 66) hinterlistiger Weise unterschlagen. Endlich hat auch Fischer den V. Act Shakespeares gestrichen. In seinem letzten (III.) Act folgt auf die Gerichtsscene eine Reihe kleinerer Scenen, die in einem Gasthof zu Venedig spielen. Hier treffen Porzia und Nerissa mit ihren Männern zusammen, tadeln sie wegen der Verschleuderung der Ringe und geben sich ihnen dann als Doctor und Schreiber von Padua zu erkennen. Die Schlussworte bei Fischer sind dann wörtlich dieselben, wie bei Schröder:

Portia: Sehet, Antonio; die Liebe ist nicht weniger thätig, als die wärmste Freundschaft.

Bassanio: Auf also, in die Arme der Liebe, und der Freundschaft.

Fischers Bearbeitung ist in dem gleichen Jahre (1777) erschienen, in welchem Schröder schon seit Beginn des Frühlings den 'Kaufmann von Venedig' bearbeitete. Seine Abhängigkeit von Fischer ist nur in den äusserlich angehefteten Schlussworten unzweifelhaft. Wir können darum auch annehmen, dass Schröder, der bekanntlich vor jeder Aufführung an seinen Bearbeitungen gefeilt hat, jene Schlussworte erst später angebracht hat, nachdem ihm eben Fischers Ausgabe in die Hände gerathen war.

Im Jahre 1783 brachte der Freiherr von Dalberg den 'Kaufmann von Venedig' auf die Mannheimer Bühne. Kilian hat jüngst (Shakespeare-Jahrbuch 26, 1—15) ein ausführliches Scenarium und die drei letzten Scenen dieser Bearbeitung nach der Handschrift des Mannheimer Theaterarchivs veröffentlicht. Ein Vergleich mit Schröders Bearbeitung ergiebt, dass Dalberg in vielen Punkten Schröder benutzt hat; wahrscheinlich stand ihm dessen Bühnenmanuscript zur Verfügung. Auch Dalberg verkürzt die Frist zur Rückzahlung auf wenige Tage, lässt den Cassirer mit fünftausend Dukaten fliehen, giebt den Freiern die von Schröder gewählten Namen, verwerthet den oben erwähnten

toleranten Ausspruch und fügt unmittelbar an die grosse Gerichtsscene die Erkennung und den Schluss an. Im übrigen, im Wortlaut wie in der Anordnung der Scenen ist Dalberg von Schrödern unabhängig.

Es mag hier noch erwähnt werden, dass auch Heinrich Laube, der im Jahre 1851 als Director des Wiener Burgtheaters den 'Kaufmann von Venedig' für diese Bühne bearbeitet hat, den selbständigen V. Act vermeidet. Er sagt darüber (in seiner Schrift: Das Burgtheater S. 214): 'Diese Shylockaffaire ist dem Publikum das Hauptinteresse des Stückes. Ein noch folgender ganzer Act erscheint für den Zuschauer nebensächlich und überflüssig'. Es folge Schwächeres auf Stärkeres, darum rüste sich das Publikum am Schlusse des IV. Actes zum Weggehen. Laube eröffnet nun in seiner Bearbeitung den letzten Act mit der grossen Gerichtsscene, ordnet dann unter Musik bei offener Scene die Verwandlung nach Belmont an und lässt hierauf in wenigen Minuten bei starker Kürzung des Shakespeareschen Textes 'die spielerische Auflösung mit den Ringen an uns vorüber gehen. So dass wir am Ende sind, ohne des schwächern Themas bis zur Störung unseres Antheils inne geworden zu sein'. Ob Laube Schröders Bearbeitung des 'Kaufmanns von Venedig' gekannt habe, muss bezweifelt werden; wir wissen aber, dass Laube in seiner für das Burgtheater besorgten Bearbeitung Schröder gefolgt ist und wie jener Cordelia am Leben beliess mit der Begründung, 'dass das Opfern der ehrlichen liebenswürdigen Cordelia bei der Darstellung stets als Misston wirke'.[10])

Prag. Adolf Hauffen.

Briefe von Goethe und Herder.

I. An die Brüder Knebel.

1. Goethe an Karl Ludwig v. Knebel.

Ich freue mich mein Guter dass du wohl angekommen bist und unsrer in Liebe gedenckst, möge dir dein Hin und Her-

[10]) Vgl. Shakespeare-Jahrbuch 11, 17 f., vgl. aber Laube, Burgtheater S. 213.

wandern zwischen Freunden und Einsamkeit recht heilsam werden.

Bald sind es zehen Jahre dass du in mein Zimmer tratst und mich zum erstenmal begrüstest, wie viele wunderbare Verhältnisse haben sich an iene Stunde geknüpft. Du bist mir wie der Morgenstern des Tags den ich hier verlebt habe. Wir rufen keine Stunde davon zurück, lass uns zusammennehmen, was geblieben was geworden ist und es nutzen und geniesen ehe der Abend kommt.

Mein Bote bringt einen osteologischen Aufsatz an Lodern, wenn er besser gearbeitet ist sollst du ihn auch sehen. Ich muss mir die Idee mit der ich mich schon zu lang getragen habe einmal wegschaffen.

Mögte dich doch auch die Liebe zu den natürlichen Wissenschafften auf eine oder die andre Weise ergreifen! Wie schön könntest du ihr nachhängen.

Mich haben die Geister hinein wie in eine Falle geführt eine Methode die sie mit mir öffters beliebt haben.

Ich konnte den Effeckt voraussehen den die Erscheinung des neuen Charackters in Jena machen würde und in diesem Sinne fand ich es auch gut. Wenn du keinen Werth und Unwerth drein legst wirds auch gewiss gut seyn.

Der Herzog lasst Dich grüsen, er wird iezt in Strasburg seyn. Desgl. Frau von Stein und Friz. Lebe recht wohl.

d. 30 Oktbr 1784 G

Das Original, 2 SS. 4° mit weissem Nebenblatt, befindet sich zu Weimar in Privatbesitz. Ich entdeckte es Ende April dieses Jahres, zu spät leider, um es als Redactor-Gabe den Nachträgen zur IV. Abtheilung der Weimarer Ausgabe zuführen zu können, mit denen der damals bereits fertig gedruckte 7. Band S. 367 abschliesst. Gerade als letzte Nachtrags-Nummer war hier ein kleines Bruchstück 'An C. v. Knebel' aufgenommen, welches der Kanzler v. Müller in einem Hefte mit der Aufschrift 'Auszüge aus Knebels und Goethes Briefen' gerettet hatte: die Stelle 'Du bist — Abend kommt', Zeilen, die jetzt im Zusammenhange doppelt schön wiederkehren. Wie wohl Eduard von der Hellen als Herausgeber daran gethan hatte, der Sprachgestalt jener wenigen Zeilen gegenüber alle skeptischen Anwandlungen zu unterdrücken (a. a. O. S. 372), dafür giebt der nachträglich gemachte Fund die erfreulichste Bestätigung.

Am 27. October war Knebel nach Jena zurückgekehrt. 'Knebel geht morgen wieder weg', schreibt Goethe an

Charlotte v. Stein, 'er hat nur einmal sich etwas von mir vorsagen lassen, das Steinreich lockt ihn nicht, er ist ein Freund des Menschlichen Wesens, und ich kan es ihm nicht verdencken'. Dem unruhigen, leicht erregten Freunde sendet er dennoch den Rath nach, seinem Beispiel zu folgen und sich der stillen, leidenlosen Natur zu ergeben.[1]) Knebel, der selbst am 29. an Goethe (und Herder) geschrieben hatte, hat am 31. bereits die Antwort, unsern Brief, durch besondern Boten erhalten. 'Brief von Goethe durch Götz' ist unter letzterem Datum in seinem Schreibkalender vermerkt. Der Überbringer, der zugleich den osteologischen Aufsatz, die Abhandlung vom os intermaxillare, an Loder zu befördern hatte, ist Paul Götze, Goethes Diener und 'Zögling'.

Zwei Wochen hatte Knebel in der Nähe der Freunde und in regem Umgang mit ihnen zugebracht. Das Hin und Her zwischen dem stillen Tiefurt, wo er Quartier genommen, und Weimar, dies Pendeln zwischen Geselligkeit und Einsamkeit hatte seiner 'animula vagula' wohlgethan. Sein Tagebuch verräth uns, wie es in der Zeit vor der Reise und noch in den ersten Tiefurter Tagen um sein Inneres bestellt war. 'Vermischte Stimmung. . . Gespannt und schwer in Nerven'. — 'Etwas schwer im Blut und traurig': den 11. October. — Am 13.: 'Sehr gedrückt. Loder sagt mir der Fräulein v. Stein plötzlichen Tod. — — Um 9 Uhr von Jena ab nach Tiefurth'. Dieselbe Litanei noch am 14.: 'Kalt und trüb. Sehr gedrückt in mir. Furcht vor Kälte. Hämorrhoidalisch.' Am 16. dann: 'Etwas leichter'. Was ihn beschwert und gedrückt und sicherlich zur Reise getrieben hat, erfahren wir im nächsten Verfolg. 'Zu Fuss nach der Stadt. Göthe bey Frau v. Stein. Dem Oberstallmeister [v. Stein] die Eröfnung wegen meiner Schulden an seine Schwester gemacht'. . . . Die Nachricht also, die ihm Loder am 13. gegeben, hatte ihn in eine peinliche Lage versetzt, aus der er sich nun durch offene Erklärung befreit. Wenn Goethe am 18. October dem Herzoge mit-

[1]) Zu der weiteren Erklärung über sein eigenes Verhältniss zur Naturwissenschaft stimmen spätere briefliche Äusserungen: W. A. IV, 9, 277,23. 297,10.

theilte, Knebel sei aus Jena gewichen, um Schlözer aus dem Wege zu gehen, so gab er damit jedenfalls nur einen secundären Grund an.[2]) Nicht mit dieser Verlegenheit, sondern mit einer Unannehmlichkeit andrer Art anscheinend steht im Zusammenhang, was Goethe am 16. der Frau v. Stein aufträgt: 'Schreibe Knebeln nur einfach dass ich die Sache nicht redressiren könnte, sag ihm aber nicht dass ich einen Augenblick böse war'. Unter dem 14. enthält der Schreibkalender zum Schluss die Angabe: 'Ludekus [Schatullier und Secretär der Herzogin Amalia] sagt mir von meinem Major-Patent'. Knebel hoffte durch eine Anstellung im Staatsdienste seine Lage zu verbessern. Mit dem 'neuen Charakter' war ihm wenig gedient, er konnte ihn zunächst kaum als ein Schmerzensgeld für die bereitete Enttäuschung ansehen. So wird er der Frau v. Stein gegenüber den Wunsch geäussert haben, die Patentirung möge nicht erfolgen. Noch in seinem ersten Brief aus Jena ist Knebel, wie Goethes gelassene Erwiderung zeigt, auf die Angelegenheit zurückgekommen. —

Doch genug der einzelnen Anmerkungen. Es giebt Stücke und Stellen, die man lieber in Noten gesetzt, als mit Noten versehen haben möchte. Unser Brief gehört dazu. Nicht bloss jene der Erinnerung an erstes Begegnen gewidmeten Sätze, die einst den Kanzler v. Müller anmutheten, das ganze Schreiben ist ein Ausdruck inneren Einklangs, Sprache, ja ich möchte sagen Musik eines Herzens, das 'einen tiefen Ton der Freundschaft hat'.

2. Herder an Max von Knebel.

Weimar, den 18. Sept. 89.

Als ich auf meiner Rückreise Ihnen vorüber eilte, herzlicher lieber Freund, war ich im Geist mehr bei Ihnen, als Sie mich aus Güte erwarten konnten; aber meine Segel waren so aufgespannt, und durch mancherlei Umstände ward mein Schiff so fortgetrieben, dass es nicht frühe gnug in seinen Hafen einlaufen konnte. Verzeihen Sie also, dass ich mir selbst das Vergnügen versagen musste, Sie wieder zu sehen u. mein ehemaliges brüderliches Zimmer zu bewohnen.

---

[2]) Am 10. Abends war Knebel mit Schlözer, nach Ausweis des Tagebuchs, bei Loder zusammen.

Um so mehr freute es mich, da ich hörte, dass Sie mein Nachfahr über die Alpen würden. Der Himmel gebe Ihnen glückliche Fahrt u. Rückfahrt; Ihre eigne Vorsicht u. Mässigkeit wird gewiss diesen guten Wunsch zur Wirkung bringen, u. dem Himmel seine Sorge erleichtern.

Mit einem Fürsten zu reisen, hat sein Unbequemes, sobald man für sich selbst auf einen Zweck gespannt ist; findet sich dieses nicht, so ist die Gelegenheit, also zu reisen, sehr erwünscht u. man kann das fremde Land mit Vortheilen sehen, die ein einzelner Reisender entweder aufgeben muss, oder theuer erkaufet. Ich kann also nicht anders, als Sie glücklich schätzen, Lieber; [3]) über die Gelegenheit, die sich Ihnen darbeut, da ich Ihren gesetzten, schlichten, guten u. männlichen Sinn kenne. Die Reise wird Ihnen tausendfach nützlich seyn, da sie uns, auch gleichsam wider Willen, über tausend Dinge die Augen u. Sinne öfnet. Dass Sie dieses bei sich thun lassen, ist meine einzige Bitte u. der vornehmste Rath, den ich Ihnen zu geben habe. Sehen Sie alles, wozu sich Ihnen die Gelegenheit darbeut; alles aber ohne Anstrengung u. widernatürliche Spannung, die ein Deutscher seiner Ehrlichkeit wegen, wie ich von mir selbst weiss, nur mit Mühe ableget. Ganz Italien mit allem, was Ihnen Natur, Politik u. Kunst darbeut, sei Ihnen wie ein Guck-Kasten, den Sie mit Musse u. Gemächlichkeit, ohne Anspannung u. innere Unruhe sehen. So sehen Sies am besten; das Clima u. die ganze Lebensart der Menschen wird sie dazu einladen, u. die Wahrheit zu sagen, eines Mehreren ist auch die ganze Reise fast nicht werth. Alles sehen kann man doch nicht; und was hülfe es, wenn mans gesehen hätte? Die Seele kann es doch nicht fassen; das Gedächtniss doch nicht alles behalten; u. wie nun alle diese Mühe anwenden? da Enden aller Geschichte, aller Kunst, des ganzen Alterthums, der Gesetze, Kirche u. f. [4]) in diesem geographischen Stiefel, zumal an seiner Wade in Florenz u. Rom zusammengehen. Also muss man hier auch, wie Sokrates durch den Jahrmarkt [5]), mit offnem [6]), aber heitern Auge gehen, sehen u. merken, so viel man kann, u. das Beste in der Erinnerung erwarten. Diese wird Ihnen nachher

---

[3]) Davor eine durch spätere Überkritzelung unlesbar gemachte Silbe (vielleicht nur ein Buchstab) nebst Komma.

[4]) u. f. = und ferner; Herder schreibt es selten aus.

[5]) Das sokratische Apophthegma (Diog. Laërt. II, 25. Cic. Tusc. V, 32, 91) gehört zu Herders Lieblingscitaten. Ich habe den häufigen Gebrauch desselben schon in der Zeitschrift für deutsche Philologie 6, 180 ff. (1875) nachgewiesen. Vgl. Werke 6, 523 zu 294. 29, 721 zu 46. Im kurzen Spruchgedicht 1774 (Wandsbecker Bote): 'Ein Sokrates im bunten Trödel spricht: Was alles darf (= bedarf) ich nicht'.

[6]) Davor gestrichen: 'auf', Ansatz zu 'aufgeschlossnem'.

gewiss einen reichen Schatz von Bemerkungen gewähren [7]), deren Sie sich selbst beim Anblick der Dinge nicht bewusst waren: Sie werden mit genährtem u. erweitertem Geist, mit weiterer Brust, mit geläutertem Auge über hundert u. tausend Dinge zurückkehren; u. eine ungewohnte neue Freude an Deutschland, einen Hang fürs ruhige häusliche, sittliche Leben mitbringen, das Sie in Italien sehr vermissen werden. Geschwister, Freunde, alles was Sie das Ihre nennen, Aufklärung, Deutscher Umgang u. f. f. wird Ihnen lieber werden: Sie werden sich unter dem schönen Himmel zum guten Muth eines immer frohen Lebens gestärkt haben; was kann man mehr wünschen oder von einer Reise erbeuten? Wie werde ich mich freuen, wenn ich einst nach einer glücklichen Wiederkunft höre, dass ich ein wahrer Prophet gewesen sei, u. wenn Sie mich selbst dessen versichern werden.

Die Reise durch die Alpen wird Ihnen ungemein angenehm seyn; die Natur u. selbst die Menschenart ruffen dem Reisenden zu, dass er hier die wahre Deutsche Schweiz finde. Ich wünschte, wenn ich zum Regenten bestimmt wäre, ein Landgraf von Tirol zu seyn, in den mittlern Zeiten. In Inspruck insonderheit z. E. in der Hauptkirche sind schöne Denkmale vom Geist der Zeiten, die jetzt leider nicht mehr sind, u. schwerlich wieder kommen werden. Wenn Sie über den Alpen sind, bietet sich Ihnen die schöne Gegend von Verona dar, wo alle nordische Völker zuerst das Paradies sahen, das sich durch die ganze Lombardei bis nach Mailand zu ausbreitet. Denken Sie an mich, wenn Sie oben auf dem Amphitheater (arena genannt) oder im Hofe des Philarmonischen Museum umhergehen, oder auf den Höhen der Justischen Gärten die Sonne untergehen sehen u. die Stadt unter sich, die Etsch (Adige) und einen guten Theil der Lombardie beschauen. Sollten Sie sich von Verona nach Venedig wenden: so denken Sie an mich im schönen Vicenza, dessen Gegend über Padua, an der Brenta, bis nach Venedig hin, ich das Paradies des Paradieses nennen möchte. Vicenza ist voll von Gebäuden des grossen Palladio, das Ufer der Brenta voll der schönsten Lusthäuser: die Menschen sind gut u. freundlich u. auf dem Campo Marzo zu Vicenza sehe ich noch meinen Geist, wie im schönsten Amphitheater zwischen Bergen wandeln. Der Anblick von Venedig wird Ihnen auf einige Zeit sehr angenehm seyn, weil man da wie in einer eignen Welt lebet; ich empfehle Ihnen insonderheit den Markusplatz nebst dem was daran liegt, weil hier die Republik zusammengedrängt ist, u. die Insel der Benedictiner, S. Giorgio Maggiore. An Gemälden wird Ihnen aus der Venetianischen Schule ein solcher Reichthum entgegenkommen, dass man zu sehen fast müde wird, u. doch ists noch nichts gegen Bologna, Florenz, Rom u. Napel. Im volkreichen Bologna sind Schätze der

[7]) Davor gestrichen: 'mitgeben'.

Kunst von Guido Reni, Guercino, Albano u. a., bis man dann nach Florenz als in den wahren Putzschrank von Italien kommt. Hier ist in der Galerie, im Naturalienkabinett u. im Palast Pitti[8]) alles so gesammlet, so geordnet, dass man sich nur Augen u. Zeit u. Musse wünscht, Alles sehen u. wiedersehen zu können; auch in mehreren Kirchen sind schöne Denkmale. Erfreuen Sie sich des schönen Landanbaues in diesem Lande, u. der feinen, höflichen, Geistreichen Sprache seiner Einwohner; Sie[9]) finden diese letzte sonst nirgend in Italien wieder. — Rom ist ein Ocean der Kunst u. Merkwürdigkeiten, das wohl soleicht kein Reisender erschöpfen wird, in welchem es aber auch gnug ist, nur so viel zu kosten, als für uns dienet. Wenn Sie sich da aufhalten, so werden Sie wahrscheinlich bald mit dem Rath Reifenstein bekannt werden, der die fremden Fürsten u. Standspersonen meistens führet; wollen Sie ausserdem für sich . . . en[10]) so ist H. Hirt, gleichfalls ein Deutscher, u. ein geschickter Mann, der ihr[11]) Wegweiser seyn kann. Ausserdem sind in Rom viel Deutsche Künstler, u. mich dünkt, der Marggraf[12]) selbst unterhält einige, die Ihnen dann ein Weiteres sagen werden. Es kommt darauf an, wie lange Sie sich aufhalten, u. wieviel Zeit Sie dran zu verwenden haben; so richtet sich der Führer darnach ein. Gehen Sie aber zuerst durch Rom nur durch, u. wenden sich gleich nach Napel; desto besser, da sind Sie[13]) wie im wahren Griechenlande. Grüssen Sie mir ja den schönen Himmel u. das schöne Meer, u. die lieblichen Inseln, die vor Ihnen liegen, den schönen Mond, die sanfte balsamische Luft u. die helleren Sterne. Grüssen Sie mir Portici, und das königl. Museum daselbst, wo Sie die ganze Lebensart der Griechen aus dem herausgegrabnen u. da aufbehaltnen Herkulanum mit Herzensfreude sehen werden. Sodann den Pausilipp u. alles was hinter ihm liegt, Bajä, die Elisäischen Felder, den Styx u. Acheron, das Misenische Vorgebürge; Gegenden, wo alle Fabeln der alten Dichter über Himmel u. Hölle entstunden, oder von Dichtern wenigstens benannt wurden. Auf der andern Seite versäumen Sie nicht, das alte Pompeji, die aufgegrabne Griechische Stadt zu sehen, wenn es seyn kann den Vesuv zu besteigen, u. Napel sowohl von der See, als von St. Elmo aus alles rings zu betrachten: denn es ist ein einziger Anblick in der Welt, der mich frölich macht, wenn ich an ihn gedenke. Ich habe Ihnen nur sehr allgemeine Sachen geschrieben; wüsste ich etwas Be-

---

[8]) 'im — Pitti' am Rande nachgetragen.

[9]) Hier und noch ein Mal klein geschrieben.

[10]) Der Anfang des Wortes (drei Buchstaben) wegen Rasur unleserlich. Einen?

[11]) Von späterer Hand 'I' über 'i'.

[12]) Über der Zeile ist von alter Hand zugesetzt 'von Ansbach'.

[13]) 'Sie' fehlt in der Handschrift.

sonderes, worüber Sie meine Gedanken wissen wollen, u. sobald ichs weiss, will ichs schreiben, wenn Sie mirs nur anzeigen. An [14]) Büchern haben Sie mit dem einzigen Volkmann (Nachrichten von Italien, neueste Ausg.) Alles, was, ja noch mehr als Sie brauchen, u. dem Weitern hilft ein gescheuter Lohnbedienter aus. Es ist leichter zu reisen, als man denkt, sobald man nur Geld, Gesundheit u. guten Muth hat. Um sich die Gesundheit zu erhalten, hüten Sie sich vor gar zu jäher Erhitzung u. Erkältung, vor der letzten insonderheit gegen die Nacht, an den Artikel der Weiber ohnedem, zumal in Napel, nicht zu gedenken. Verzeihen Sie mein Geschwätz u. leben wohl. Empfehlen Sie mich Ihrer Fr. Mutter u. Fräul. Schwester aufs ergebenste; ich denke an Euch Alle, Ihr herzlich lieben, mit inniger Liebe u. Theilnehmung. Leben Sie wohl, lieber Max u. lassen noch vor Ihrer Abreise was von sich hören. Gott mit Ihnen. Amen. Wenn Sie wiederkommen, werden Sie sich u. allen den Ihrigen neu geschenkt seyn, u. wie eine alte Haut abgestreift haben. Nochmals das beste Lebewohl u. Gott empfohlen.

Herder.

Vier Seiten in Quarto, eng beschrieben; ohne Adresse. Im Besitz des Herrn Rudolf Brockhaus zu Leipzig.

Am 14. September 1789 schreibt Karl Ludw. v. Knebel an seine Schwester Henriette nach Ansbach: 'Ich habe bei Hof gespeist, wo die Herzogin Luise wieder allein ist. Herder war mit zugegen. Er will gewiss noch an Max vor seiner Abreise schreiben. Sei Du nur nicht auch zu besorgt, gute Henriette!' u. s. w. [15])

So am Nachmittag. Der in der Frühe geschriebene Hauptheil des Briefes schliesst: 'Mache nur, dass Max innere Ruhe gewinnt, und alles sich so leicht machet als möglich'. Die Worte 'innere Ruhe' hat Knebel unterstrichen. Wir haben darin einen Fingerzeig zum Verständniss unsres Briefes. Der Inhalt richtet sich nach der Individualität des Empfängers, und diese muss als Complement in Betracht kommen überall, wo es sich darum handelt, Briefe als 'Quellen' zu benutzen. Das kann nicht oft genug gesagt werden.

Die beiden älteren Geschwister hegen gemeinsame Sorge um den Gemüthszustand des jüngeren Bruders. Sie tauschen

---

[14]) Corrigirt aus 'Von'.

[15]) Karl Ludwigs v. Knebel Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hg. v. H. Düntzer S. 95. 96 f. 99.

diese Sorge fast in denselben Worten aus. Henriette am 9. September (worauf der Brief vom 14. antwortet): 'Ich wünschte nur, dass er (Max) Deine Vermahnungen, leicht und ruhig zu sein, die ihm so wohlthätig sind, auch besser befolgen möchte, und dass er innerlich das wäre, wofür ihn hier die andern halten. Doch hoffe ich, dass ihm der Himmel seinen Frieden vielleicht aus dem fremden Lande mit nach Haus geben wird'. Knebel an die Schwester, den 24. October (um die Zeit der Abreise des Bruders): 'Ich glaube wohl, dass Max unruhig ist und Dich damit beunruhiget hat. . . . Es ist ein böses, abscheuliches Ding, diese Unruhe, wovon selbst die beste Überlegung nicht ganz befreien kann, wenn sie so tief wie bei uns durch Erziehung ist eingedrückt worden'. Er wusste gut genug, wie viel er selbst von diesem Erbtheil abbekommen hatte.

In diesem Gefühl hat er sich an Herder gewandt, dem es gegeben war (wie Knebel an sich selbst früher wie später erfahren hat) durch milde Zusprache anderen zu dem innern Gleichgewicht zu verhelfen, das ihm selbst nur in den besten Zeiten eigen war. 'Er will gewiss noch an Max vor seiner Abreise schreiben' — man merkt es diesen Worten an, welchen Werth Knebel diesem Freundesdienste beilegt, für den er alsbald ein Wort des Dankes nach Weimar hinübersendet. 'Sie sind ein gar guter Mann, dass Sie meinem Bruder und so bald haben schreiben mögen' (Jena 20. September). Die Antwort des Bruders ist, wie wahrscheinlich auch Herders Brief an diesen, durch seine Hand gegangen. Er sendet sie mit herzlichstem Gruss am 9. October, und Herder erwidert sogleich am 10.: 'Mich freute Ihres Bruders herzlicher muthiger Brief, grüssen Sie ihn aufs beste. Der Himmel gebe ihm eine glückliche Reise. Fällt mir noch etwas ein, was ich nach Rom oder Neapel bestellen könnte, so solls bald zu ihm hinüber'.[16])

Herder hatte sich bei Knebels in Ansbach äusserst wohl befunden, als er dort, auf der Fahrt nach Italien, kurze Rast machte. Er schildert sie alle mit grosser Wärme in den Briefen, die er von dort und von Augsburg nach Hause

---

[16]) Von und an Herder 3, 53. Knebels Litterar. Nachlass 2, 248.

sendet (21. 23. August 1788).[17] 'Die Mutter eine so würdige, feste, verständige, muntre Frau, als es ihrer wenige gibt... Die Schwester ist ein sonderbares Wesen, gar nicht schön. aber sie hat etwas Fremdes, Ausserweltliches in ihrem Auge, und ist zart und eingezogen wie eine Taube. Der Bruder ein trefflicher Mensch, ganz Herz und Familiengüte, unnennbar weich und doch elastisch, schnell und bieder'. Herder hat die anderthalb Tage 'recht brüderlich mit diesen seltnen Geschwistern gelebt'. Besonders aber hat er den Bruder in sein Herz geschlossen, der sich ebenso zu ihm sogleich hingezogen fühlte. 'Er wollte mich mit Gewalt bis Donauwerth begleiten, und begleitete mich bis Augsburg, weil es uns beiden zusammen recht wohl war... Er ist, was man sagen kann, ein liebenswürdiger, biedrer, guter, treuer, sittlicher Mensch, der die Knebelsche Laune so hübsch gedämpft und heruntergestimmt hat, dass es einem bei ihm recht wohl wird, ob er gleich hie und da etwas zu furchtsam und gut ist'. Aber es war doch in dem Wesen des jüngeren Mannes etwas, das den Seelenkenner schon damals für ihn bange gemacht hat. Herder hat es damals verschwiegen, wohl um nichts davon — denn er kannte die mittheilsame Art seiner Frau — an den älteren Bruder, für den jene Briefe auch bestimmt waren, gelangen zu lassen. Er wollte die daheim Gebliebenen froh machen, wie er selbst es auf der ersten Strecke seiner Reise war. Auf die Eindrücke und Beobachtungen, die er zur Zeit für sich behalten, kommt er zurück, nachdem Max v. Knebel dem Dämon der Unruhe erlegen war und sein Schicksal sich in erschütternder Weise früh erfüllt hatte. 'Ich widersprach ihr (der Kunde von seinem Selbstmord) vor der Gesellschaft'; — schreibt er an Karl Ludwig 28. Mai 1790[18]) — 'aber es fiel mir wie ein Schlag aufs Herz, dass ich nachher gleich zu meiner Frau sagte: 'es ist nicht unmöglich!' Die wenige Zeit, da ich mit Ihrem Bruder lebte, bemerkte ich etwas so Hastiges in ihm, eine Unzufriedenheit mit sich selbst bei seinem ewig dienstfertigen, geschäftigen, thätigen Charakter, und eine gewisse innerliche Zusammengebundenheit, die nicht heraus

[17]) Herders Reise nach Italien S. 34. 36 f.

[18]) Knebels Litterarischer Nachlass 2, 252 f.

aus sich kann, und die ich mir als einen Knoten des Daseins gedenke, den oft nur das Schicksal entwickelt; so dass ich immer noch an die bittere Thränenfluth denke, die zwischen Donauwerth und Augsburg aus seiner Seele so unversehens herausbrach, dergleichen ich nie sonst aus den Augen eines so festen, trefflichen, ganz guten Menschen hervorbrechen sah und hoffentlich nie mehr sehen werde. Ich glaube, ich habe Ihnen davon erzählt; wenigstens habe ich Ihnen den Eindruck, den sowohl diese Stunde, als die ganze Bekanntschaft mit ihm auf mich gemacht hat, nicht verschwiegen'.

Unter diesem Eindruck ist unser Brief geschrieben, dessen 'menschlicher' Zweck sich in dem Ton freundschaftlichen 'Geschwätzes' verbirgt. Was er sagt und was er verschweigt, ist durch diesen menschlichen Zweck bedingt, und nur von diesem Standpunkt aus ist er als ein Epilog zu der italienischen Reise zu betrachten, von der Herder am 9. Juli 1789 heimgekehrt war. Die Rückerinnerungen an das Erlebte und Gesehene bedürfen keiner Erklärung; die Geschichte der Reise giebt Haym in aller Ausführlichkeit.[19])

Auch Goethe hat dem Reisenden seinen guten Rath zukommen lassen; was Knebel von ihm, dem Erfahrenern, an den Bruder zu bestellen hat, klingt wie eine Bestätigung von Herders Sätzen, ist ihnen aber vorangegangen: 'Vor allem lässt Goethe auch diese Aisance, diese Bequemlichkeit, von der ich vor sprach' (es sind offenbar mündliche Äusserungen Herders, die er vorangestellt hat) 'rekommandiren, dass man sichs durchaus müsse wohl sein lassen, und das nehme immer zu, je näher es gegen Neapel käme. Übrigens empfiehlt er auch vorzüglich, mit eigenen Augen wohl zu sehen; das wäre das Beste, was man rathen könne.'[20])

II. Zu Goethes Briefen aus Italien. 1787.

Nach dem Volksglauben 'rücken' die unterirdischen Schätze und kommen einmal ans Licht des Tages. Das mag auch von den Handschriften-Schätzen gelten. Nicht alle lassen sich systematisch ausgraben (eruiren). Man

[19]) Herder 2, 398 ff. 411. (die 'Inseln').
[20]) Knebels Briefwechsel mit Henriette S. 96.

schreitet zur Veröffentlichung, wenn man sich des Erreichbaren vergewissert hat. Wollte man harren, ob etwa das gute Glück noch ein hie oder da versunkenes Stück zu Tage fördere, es käme kein Band, keine Reihe zu Stande. Umfassende Publicationen ziehen unumgänglich Zusätze und Supplemente nach, ja ihr Dasein erst in abgeschlossener Sammlung hat die Kraft, versprengte Glieder an sich zu ziehen.

Zwei Funde zum achten Bande unserer Brief-Abtheilung. Funde von der Art, die stets willkommen ist, nie zu spät kommt, theile ich im Folgenden mit.

Goethe an K. A. von Hardenberg.

Hochwohlgebohrner Freyherr,
Insonders hochgeehrtester Herr Geheimderath,

Ew. Exzell. erlauben einem alten Bekannten dass er aus der Ferne sein Andencken erneure, besonders, da ihn dazu eine Angelegenheit gleichsam auffordert.

Hr. Arends ein junger Mann, welcher Ihnen schon bekannt ist, hält sich seit einiger Zeit in Rom auf und eben da ihn seine Umstände nötigen diesen Ort zu verlassen, fühlt er nur einen desto stärckeren Beruf zu bleiben und hofft dass Ew. Exzell. nach denen ihm ehmals bezeigten Gesinnungen geneigt seyn könnten, ihn noch auf eine Zeit zu unterstützen. Da er zugleich einen Glauben hat, dass ein Zeugniss von meiner Hand ihm vortheilhaft seyn dürfte; so kann ich es nicht versagen, ob ich gleich überzeugt bin dass Sie ihn selbst günstig beurtheilen werden.

Ich kann aufrichtig versichern: dass ich ihn als einen solchen Künstler kenne, der vorbereitet genug ist Rom zu schätzen und zu nutzen; ich bin Zeuge wie wohl er seine Zeit anwendet, wie genau er sich durch wiederhohltes Beschauen und sorgsames Nachmessen zu unterrichten sucht, und ich wünsche ihm auf alle Weise, dass er sich im Stande sehen möge seinen Aufenthalt zu verlängern. Besonders da ich an mir selbst weiss: wie schwer es fällt sich von einem Orte losszureissen, wo man allein für Kunst leben und die gründlichsten Betrachtungen zu machen im Stande ist.

Sind Ew. Exzell. geneigt Hrn. Arends zu unterstützen; so wird ein wohldenckender junger Mann Ihnen die Ausbildung seines Talentes Zeitlebens zu dancken haben, indem Sie ihm eben in einem Augenblicke zu Hülfe kommen, der nie wieder für ihn erscheinen kann.

Ew. Exzell. mir genug bekannte Gesinnungen bürgen mir für die Vergebung der Freyheit, mit welcher ich die Wünsche eines braven Künstlers empfehle.

Darf ich zugleich bitten der Frau Gemahlin und meinen übrigen Braunschweigischen Gönnern und Freunden mein Andencken ehr-

furchtsvoll zu erneuern und Sich selbst, der lebenslänglichen Hochachtung zu überzeugen desjenigen der sich unterschreibt

Ew. Exzell. ganz gehorsamster Diener

Rom d. 3. Nov. 1787. JWvGoethe.

Der Brief befindet sich im Besitz von Frau Preusser, geb. v. Gutschmidt, in Dresden. In der Sammlung dieser Dame, einer Enkelin Friedrichs von Rochlitz, habe ich das Original (3 SS. 4°) gesehen; zuvor aber, im Februar dieses Jahres, war mir eine getreue Abschrift durch die Gefälligkeit einer dortigen Goethefreundin zugekommen, die sich mit Glück und Geschick auch sonst an den Arbeiten des Archivs fördersam betheiligt. Sie sandte den Brief mit dem Wunsche, er möge noch für Band 8 zu recht kommen; dieser aber war schon 1890 abgeschlossen, und eine Sammlung von Supplementen zur zweiten Reihe der Briefe (1788—1805) steht noch im weiten Felde.

Durch die Ermittelung unseres Stücks wurde eine offene Stelle im Briefregister von 1787 gedeckt. '[Nov.] an Hrn. Geh. [Rath] v. Hardenberg. Braunschweig.' (B. 8,421 Z. 1 wo 'Octb.' Versehen ist, vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 2,401 Mitte.) Ohne Zweifel ist dieser Brief an Karl August v. Hardenberg gerichtet, den 'alten Bekannten' von Oesers Privatstunden her (Dichtung und Wahrheit, Buch IX, Anfang, mit v. Loepers Bemerkung, Werke Hempel 21,314 Nr. 260). Hardenberg war damals Präsident des Braunschweigischen Kammergerichts. Ein Brief Goethes an denselben vom 12. Juli 1786 (B. 7,244 Nr. 2339) sagt uns, dass die Bekanntschaft nicht erst, wie man nach der einführenden Wendung glauben dürfte, gelegentlich dieser Empfehlung eines Fremden angefrischt worden.

Der junge Mann aber, für welchen Goethe Fürsprache einlegt, stand ihm schon zwei Jahre später wirksam zur Seite bei der Vorberathung, alsbald auch als ausführender Künstler 'an dem wichtigen Werke des Schlossbaues', und entsprach seiner Erwartung in vollem Masse. Der Name Arens[21])

---

[21]) Joh. Aug. Arens wurde am 2. October 1757 in Hamburg geboren, wo er sich 1789 oder 90 nach seinen mehrjährigen Studienreisen etablirte. Die Kgl. Preuss. Akademie der Künste machte ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb schon 1806 in Pisa. Dies nach Redlichs freundlicher Mittheilung.

wird dem Leser unseres neunten Briefbandes häufig begegnen in den Briefen Goethes an Carl August und an Voigt. Eingeführt wird er da (Februar 1789) durch die Betrachtung: 'Das beste was man für die Sache thun kann ist für die Menschen sorgen, die das was geschehen soll klug angeben und genau ausführen' (S. 88,27). — Im Verfolg dann (6. Februar 1790): 'Arens hat uns recht schön aufs Klare geholfen . . . und sich durchaus als ein geschickter, verständiger und redlicher Mann gezeigt' (S. 173). Und schliesslich: 'Ich habe viel Freude an ihm gehabt und hoffe viel von ihm' (Mai 1791. S. 266). Näheres über seinen Antheil am Bau erfährt man aus einem von Goethe angelegten, von Heinrich Meyer vervollständigten Actenstücke. Da heisst es: 'Arens Architekt aus Hamburg; von ihm rühren besonders die Treppe bis in die obere Etage und die Säulenhalle und Pforte des Schlosses her auf der Seite nach der Ilm hin'. Den Gästen des Goethe- und Schiller-Archivs zumal, die unter dieser Säulenhalle manchmal, und wohl auch durch das hintere Thor hinaus und zur Ilmbrücke geschritten sind, wird der Name des tüchtigen Mannes durch diese Angaben näher gebracht sein. Auch um den Weimarer Park und dessen Anlage hat Arens sich verdient gemacht (S. 173,10. 267,12).[22])

Goethe an C. F. Schnauss.

Das zweite Stück ist bereits gedruckt als Nummer 2610. Allein man hat sich mit einer gedruckten Vorlage behelfen müssen, die sich dem jetzt aufgefundenen Original gegenüber als äusserst mangelhaft erweist. Das Original, 4 S. 4°,

[22]) Zusatz. Seine Weimarische Thätigkeit können wir jetzt in den Acten des Grossherzogl. Haupt- und Staatsarchivs verfolgen, die zur Zeit im G.-Sch.-Archiv nach Goethischen Documenten durchforscht werden. In einem Schreiben an die Schlossbau-Commission vom 5. Juni 1791 befürwortet Goethe die Ertheilung des Charakters als Baurath an Arens (die auch alsbald erfolgt ist). 'Was seine Remuneration betrifft, so wünschte ich dass sie seiner Bemühung einigermassen gleichkäme da er nicht nur den ausgearbeiteten Plan der Haupt Etage geliefert und in mehreren andern Dingen beyräthig gewesen, sondern auch mit Serenissimo die ganzen Gartenanlagen durchgegangen, vieles schöne und nützliche angegeben und nun zu Hause auch noch manches nachzuarbeiten haben wird'.

hat sich nicht, wie Gutzkows sensationelle Bemerkung vor dem ersten Abdruck lautet (Unterhaltungen am häuslichen Herd, Jahrgang 1854 S. 810) 'wahrscheinlich unter jenen, bekanntlich vor zehn Jahren so beklagenswerth als Maculatur an einen Seifensieder und Lichtzieher in Weimar verzettelten Briefen Goethes' befunden. Es stammt vielmehr aus dem Besitz des Ministers v. Voigt und hat sich in der Familie seiner Schwiegertochter vererbt, wo es noch heute, wie der mir gleichfalls von dieser Seite anvertraute Brief Goethes an Knebel (oben S. 97 f.) als ein theures Eigenthum gehütet wird.

Aus jenem Besitzstand nun erklärt es sich wohl auch, dass Adolf Schöll, als er für Gutzkow Bemerkungen zu der 'italienischen Epistel' zusammenstellte, 'mit Sicherheit' als Adressaten v. Voigt bezeichnet hat. Erich Schmidt hat mit Bedacht 'An C. F. Schnauss?' über Nummer 2610 gesetzt, und mit Recht hat er dann das hyperkritische Fragezeichen bereut. Kein anderer als Schnauss ist der Empfänger gewesen. Wenn das schöne Stück in Voigts Hände gerieth, so hat dieser es sich zum Lesen erbeten; wenn es in seinen Händen verblieb, so hat eben 'der gute Alte' versäumt, sein Eigenthum einzufordern, und Voigt hat das Zurückgeben — vergessen. Das geschieht ja manchmal, selbst wenn der Besitzer vorsichtig ein 'sub lege retraditionis' aufgeschrieben hat.

Ich reproducire nun den ganzen Wortlaut. Zwar finden sich wörtliche Fehler mehrfach nur in den ersten und letzten Abschnitten; doch man mag auch die Besonderheiten der Schreibung und Kommatisirung bei einem solchen Werthstück nicht entbehren, die sich dann an und mit dem Ganzen besser darstellen als in vereinzelten Noten.

Fraskati d. 1 Oktbr 87.

Nun kann man endlich, nach überstandner Sommerhitze, wieder Athem hohlen! Ich habe mich aus dem tiefen Rom auf die heitern Gebürge gemacht, und hier bester Hr. Collega sollen Sie auch so gleich ein Briefchen haben, mit dem besten Danck für Ihr fortdaurendes Andencken. Zwar ist auch hier nicht gut Brief schreiben, man mag gerne den ganzen Tag spazieren und zeichnen und hat Morgends und Abends so viel zu thun die Blätter in Ordnung zu bringen, die Contoure zu laviren, oder mit der

Feder zu umreisen, man pfuscht auch wohl einmal mit Farben und so geht die Zeit hin, eben als wenn es so seyn müsste.

Die Zeit der Villegiatur ist nun da und alles macht sich aus Rom heraus, was nur irgend kann und weiss. Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde, und alle Arten von Hausrath[23]) sind jetzt wohlfeiler zu haben, weil alles Geld braucht. Man lebt und macht sich lustig, um als dann biss zum Carneval wieder eingezogen zu bleiben[24]).

Rom hab ich diese Zeit her soviel möglich war genutzt. Die zwey Sommermonate durfte man kaum aus dem Hause, ich habe indess an meinen Schriften gearbeitet, vier Bände werden ihre Aufwartung gemacht haben die übrigen sollen folgen. Die Hauptstadt der Welt ist übrigens still genug. Eben setzt sich der Obelisk in Bewegung der auf Trinita del Monte soll aufgerichtet werden, er lag bissher bey St. Giov. in Laterano. Der grosse, aber sehr beschädigte Obelisk, der noch im Campo Marzo liegt, soll, sagt man auch aufgerichtet werden. Es ist zwar nicht der grösste, der bey Giov in Lateran steht und der an der Porta del Popolo sind höher, aber mir kommen die Hieroglyphen viel einfacher und besser gearbeitet vor. Auch ist es ein recht altes Monument, er ward dem Sesostris zu Ehren errichtet und nachher dem August gewidmet. Er stand im Marsfelde als Sonnenzeiger der grossen Sonnen Uhr, und liegt jezt in einem Hofe, zerbrochen, an einer Seite durch den Brand beschädigt und auf römische Art besudelt.

Dass ich jede Gelegenheit ergreife die besten Sachen wieder und wieder zu sehen, können Sie leicht dencken. Je mehr man sie sieht, desto mehr wird man an ihnen gewahr und desto mehr möchte man sie sehen.

Und was machen denn Sie bester Hr. Collega? Sie sind fleissig, beschäftigt und tragen die Last des Staates. Unser gnädigster Herr ist wahrscheinlich wieder zurück, ich hoffe er wird wohl und vergnügt seyn. Er hat mir, auf eine gar edle Weise, meinen Urlaub verlängert. Ich binn überzeugt dass auch Sie und meine andern Hrn. Collegen mir diese Stunden und Tage gönnen die man nur einmal in seinem Leben geniessen kann. Ich werde meinen Aufenthalt hier so zu nutzen suchen, dass ich mir und andern zur Freude bereichert zurückkehre. Es vergeht kein Tag an dem ich nicht eine neue Kenntniss erwerbe, oder irgend eine Fähigkeit ausbilde.

Behalten Sie mich im freundschaftlichen Andencken und seyn Sie versichert dass ich mich Ihrer oft zur guten Stunde erinnre, auch Sie nur gar zu oft an diesen und jenen Platz wünsche, damit Sie mancher schönen Aussicht, manches unbeschreiblich reizen-

---

[23]) Zuerst: 'aller Art Hausrath'.

[24]) Corrigirt aus: 'leben'.

den Anblicks und wär' es nur auf kurze Zeit geniessen könnten. Denn man hat gar keine Idee wie schön das Land ist, und wir sind den Landschaftsmahlern viel schuldig, dass sie uns ein Bild davon über die Alpen schicken.

Leben Sie recht wohl, empfehlen mich den werthen Ihrigen und allen guten Freunden und gedencken

Ew. Hochwohlgebohrnen
gehorsamsten Dieners
und treuen Freundes
Goethe

Weimar. Bernhard Suphan.

Über den Gebrauch des Trimeters bei Goethe.

Unter den charakteristischen Versmassen des Alterthums hat der Trimeter sich am wenigsten in der deutschen Dichtung einzubürgern vermocht, — so wenig, dass er etwas Fremdartiges für unser Ohr behalten hat und dass die eigenthümliche Form, in der sich etwa die deutsche Sprache ihm anschmiegen könnte, bis heute nicht gefunden ist. Auch Goethe, der den fünffüssigen Iambus und den Hexameter gleichsam deutsch reden gelehrt hat, ist an den Trimeter erst spät herangegangen, ihm nicht dauernd treu geblieben und hat in der Behandlung mit sichtlicher Unsicherheit geschwankt.

Als Goethe sich in den achtziger Jahren in Elegien und Epigrammen 'antiker Form näherte', als er anfangs der neunziger Jahre im Reineke Fuchs den epischen Hexameter aufnahm, zeigte er noch nicht die geringste Neigung, auch im Drama das antike Mass sich zuzueignen. Wir haben kein Zeugniss, dass er etwa Iphigenie oder Tasso aus der Prosaform in den Trimeter hätte umsetzen wollen, und wenn sich im Tasso trotzdem eine nicht unbeträchtliche Anzahl von sechsfüssigen Iamben findet, so hat das um so weniger zu bedeuten, als diese Verse öfters weiblichen Ausgang zeigen und sich schon dadurch als blosse incorrecte Blankverse, nicht als Trimeter erweisen. Eine Anwendung des letzteren Verses mochte wohl mit Rücksicht auf seine Ähn-

lichkeit mit dem unmodern gewordenen Alexandriner bedenklich scheinen, und um ihn von diesem scharf zu scheiden, bedurfte es einer Einsicht in metrische Verhältnisse, wie sie Goethe nicht zu Gebote stand. Es scheint, dass Goethe durch Wilhelm v. Humboldt zuerst genaue Kenntniss des Trimeters vermittelt worden ist. Humboldt war schon während seiner beiden Aufenthalte in Jena in den neunziger Jahren mit der Übersetzung des Äschyleischen Agamemnon beschäftigt, die freilich erst 1816 erschien. Mit unermüdlicher Ausdauer hat er gerade an der Wiedergabe des Originalversmasses gearbeitet. Er hat damals Goethe einen besonderen Aufsatz über den Trimeter überreicht, von dem dieser sich eine Abschrift zurückbehielt (an Schiller 30. September 1800). Ob dieser Aufsatz in seinem Inhalt schon mit dem übereinstimmte, was Humboldt später in der Einleitung zum Agamemnon ausführte, ist nicht festzustellen; zu Tage gekommen ist der Aufsatz nicht.[1]) Am 18. März 1799 übersandte dann Humboldt aus Paris Goethe einige Scenen der Übersetzung.

Goethe selbst wandte den Trimeter zuerst[2]) in den Helena-Scenen an, welche er im Jahre 1800 für den Faust dichtete und die durch Erich Schmidt jetzt in der Weimarer Ausgabe veröffentlicht worden sind. Die 182 Iamben dieses Fragments sind im ganzen correct gebaut; doch finden sich darunter zwei Siebenfüssler (V. 105 und 222) und ein Fünffüssler. Der bedenkliche Einschnitt nach dem dritten Fusse ist meist vermieden oder doch durch andere Einschnitte unmerklich gemacht. Verse wie der 17.: 'In Bräutigams Gestalt entgegenleuchtete' sind selten. Dagegen fällt die grosse Einförmigkeit der Verse auf. Von den Abwechslung schaffenden Licenzen des antiken Trimeters, der im ersten, dritten und fünften Fusse die Länge statt der Kürze zulässt, der durch Auflösung der Längen in zwei Kürzen auch den Tribrachys und Daktylus ermöglicht, der sich auch gerne

[1]) In dem Convolut 'Rhythmik', welches das Goethe-Jahrbuch 8,65 N. 1 erwähnt, findet der Aufsatz (nach Mittheilung Bernhard Suphans) sich nicht.

[2]) Zwei Zeilen des Prometheus-Fragments von 1795 sind hierbei nicht in Anschlag gebracht.

statt des Iambus der Anapäste bedient, hat Goethe fast gar keinen Gebrauch gemacht. Anapäste finden sich im ganzen acht, und zwar niemals im ersten und im letzten Fusse.

Durch Goethes Vorgang wurde nun unmittelbar auch Schiller zur Anwendung des Verses angeregt und fügte der Jungfrau von Orleans die bekannten Montgomery-Scenen ein.[3]) Goethe schickt ihm zu dem Behufe den Aufsatz Humboldts und die Äschylos-Übersetzung zu. Schillers Verse unterscheiden sich von denen Goethes hauptsächlich durch die auch von Humboldt öfters angewandten Anapäste im ersten Fuss, die dem Rhythmus etwas Leidenschaftliches geben.[4])

Goethe selbst dichtete noch im selben Jahre das Festspiel Paläophron und Neoterpe in dem neu angeeigneten Masse. Entsprechend der eiligen Entstehung ist der Vers hier ziemlich nachlässig behandelt; es finden sich recht viele Fünffüssler, einmal sogar drei nach einander (26. 27. 28); auch ein Siebenfüssler drängt sich ein. Anapäste sind gar nicht vertreten; dagegen ein einziges Mal sehr auffällig der Daktylus: 'Könnte man auch fórdern, dáss ich ságte, wér ich séi'.

Das Jahr 1802 brachte darauf zwei Anwendungen unseres Verses, zunächst in den pathetischen Partien des Vorspieles Was wir bringen, und dann in dem Prologe vom 25. September (Hempel 11,234). In dem Vorspiel ist der Vers, der im 16. 17. 18. Auftritt neben anderen angewandt wird, sehr sorglos hingeschrieben; einmal hat er weiblichen Ausgang: 'So füllet weihend nun das Haus, Ihr Erdengötter';

---

[3]) Früher hatte Schiller bekanntlich selbst Euripides in fünffüssigen Iamben übersetzt; später wandte er den Trimeter noch in einer Scene der Braut von Messina an. — Man könnte sich wundern, dass Goethe und Schiller bei ihren Übersetzungen französischer Tragödien nicht daran gedacht haben, den Alexandriner durch den Trimeter wiederzugeben; allein Schiller hatte bei der Phädra schon das Vorbild des Mahomet und Tankred vor Augen, und von diesen hatte Goethe den ersteren schon längst vollendet, den letzteren bereits begonnen, als er sich an die Helena machte.

[4]) Schiller folgt hierin speciell griechischem Vorbilde, welches den Anapäst nur im ersten Fusse zulässt, während die lateinischen Dichter ihn überall ausser im letzten Fusse anwenden.

im 18. Auftritt folgen zwei Siebenfüssler unmittelbar auf einander. Anders in dem Prolog: hier haben wir den sechsfüssigen Iambus in correctester, aber auch in hölzernster Form, wenn dieser Superlativ gestattet ist; kein falscher Vers, aber auch nicht die geringste erlaubte Abwechslung. Auch erhebt sich die Diction wenig über die Prosa; das Ganze macht mehr den Eindruck einer bloss äusserlich versificirten Anrede.

Es folgten nun einige für die Poesie Goethes überhaupt unergiebige Jahre; doch schon 1807 bei Wiederaufnahme der dichterischen Production hielt sich Goethe wiederum an den Trimeter. Es waren das in diesem Jahr gedichtete Vorspiel politischen Inhalts und die den Dichter längere Zeit beschäftigende Pandora, in welchen beiden neben dem Reichthum verschiedenster Versmasse doch der Trimeter als das eigentliche Grundmass erscheint. In diesen Dichtungen ist die ganze Kraft und Fülle Goethischer Sprache in die antiken Rhythmen gegossen worden; geradezu unbegreiflich ist es, wie man wegen einzelner allzu kühner Sprachgewaltthaten hier die Redeweise eines Greises hat wahrnehmen wollen! In dem Vorspiel ist die Wirkung — man möchte sagen t r o t z des Versmasses erreicht; denn dieses ist durchaus einfach, auch in den erregtesten Partien gleichmässig behandelt; nur zweimal findet sich ein Anapäst eingeschoben. Anders in der Pandora; hier ist der Vers offenbar mit bewusster Kunst wechselnd behandelt. Schon in die Anfangsrede des Epimetheus sind Anapäste eingewebt; mit entschiedener Absichtlichkeit aber treten sie später in dem Dialog auf, der Pandorens Äusseres schildert; selbst zwei in einem Verse sind anzutreffen.

. . . Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, so sie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Verse von unregelmässiger Zahl der Metra finden sich unter den Trimetern der Pandora nicht; dagegen ist einmal statt eines Anapäst sogar ein Päon eingeschoben; 'Von Fülle zu Entbehren, von Entzücken zu Verdruss'.

Mit diesem antik-phantastischen Werke erreicht die Anwendung des sechsfüssigen Iambus bei Goethe zunächst ihr Ende; es sind von 1800 an also nur acht Jahre, in denen

er sich dieses Verses oft und gerne bedient hat. Mit dem Ende der specifisch antikisirenden Periode verschwindet derselbe, um sogar in dem der Pandora stilistisch so ähnlichen Epimenides nicht wiederzukehren, obgleich Epimenides' eigne gewichtig-pathetische Reden fast dazu aufzufordern schienen.

Erst sehr viel später als sich Goethe im höchsten Alter an die Vollendung des Helena-Actes machte, wandte er sich wieder dem Versmass zu, in welchem er ihn begonnen hatte. Hier ist es nun höchst interessant zu beobachten, dass er es absichtlich nach anderen Grundsätzen als früher behandelte. Dass in der That hier Grundsätze vorliegen, kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir die Umwandelung betrachten, die er mit dem früher Entstandenen vornahm. Wenn er schon in der Pandora nach grösserer Abwechslung des Verses gestrebt hatte, so ist dies Streben hier aufs consequenteste durchgeführt. Während in jenem Helenafragment nur acht Verse sich fanden, die Anapäste enthielten, sind es in dem entsprechenden Abschnitt hier neununddreissig; einunddreissig Verse sind also in dieser Absicht umgeformt. Ich gebe einige Vergleiche, indem ich die ältere und die jüngere Form mit *A* und *B* bezeichne.

A. Noch immer trunken von der Woge schaukelndem
Bewegen, die vom phrygischen Gefild' uns her,
Auf straubig hohem Rücken mit Poseidons Gunst
Und Euros Krafft, an heimisches Gestade trug.

B. Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf sträubig hohem Rücken durch Poseidon's Gunst
Und Euros Kraft, in vaterländische Buchten trug.

Hier könnte nun vielleicht jemand von Zufall reden und andere Absichten für die Umgestaltung annehmen; es giebt jedoch Fälle, welche die Sache ausser Zweifel setzen.

A. Denn Ruf und Schicksal gaben die Unsterblichen.

B. Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen.

A. Denn schon im hohen Schiffe blickte der Gemahl
Mich selten an und redete kein freundlich Wort

B. Denn schon im hohen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort.

Öfters wird nur durch Veränderung einer Wortform der Effect erreicht; so 'heiliger' statt 'heilger', 'mustere' statt

'mustre'. Indess noch anschaulicher wird uns Goethes Verfahren, wenn wir sehen, wie er auch in den erst in den zwanziger Jahren entstandenen Partien während des Arbeitens bemüht ist, die Anapäste in den Vers einzuführen. Unter den damals gedichteten Trimetern der Helena finden sich fünfundfünfzig, welche Anapäste enthalten. Dem Apparat der Weimarer Ausgabe lässt sich nur entnehmen, dass einunddreissig dieser Verse umgebildet sind aus ursprünglichen Entwürfen, die keinen Anapäst aufzeigten. Ausserdem ist in einem Falle noch ein zweiter Anapäst einem Verse eingefügt worden, der schon einen enthielt. Auch hier sind die Veränderungen manchmal sehr geringfügiger Art.

Aus (8954—8956):

Ist leicht zu sagen. Von der Königin hängt es ab
Sich zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig die behendeste —

wurde schliesslich:

Ist leicht gesagt: Von der Königin hängt allein es ab
Sich selbst zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste.

An anderen Stellen freilich benutzte Goethe diesen Anlass auch zu Einschiebungen höchst charakteristischer Art; so 9063:

Wie der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreissend anfasst,

Diese Worte wurden gesteigert durch den Zusatz:

Wie scharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreissend anfasst . . .

Wir finden endlich im zweiten Theile des Faust ausser dem Helena-Acte den Trimeter noch zweimal angewandt; in Fausts Monolog im Anfang des IV. Actes und in der Rede der Erichtho zu Beginn der Classischen Walpurgisnacht. Beide Stücke sind erst nach Vollendung der Helena verfasst. Im IV. Acte, wo der Monolog nur siebenundzwanzig Verse umfasst, findet sich nur einmal (im dritten Verse) ein Anapäst; jedoch ist gleich der erste Vers ein Siebenfüssler, in überraschendem Gegensatz zu dem Helena-Act, wo die grösste Sorgfalt gewaltet hat und weder Sieben- noch Fünffüssler haben passiren dürfen. Die Rede der Erichtho dagegen zeigt unter fünfunddreissig Versen sieben anapästische; und bei einem ist wiederum zu beobachten,

dass er erst nachträglich diese Gestalt erhielt: V. 7019 schrieb Goethe zuerst nach iambischem Rhythmus 'Gewaltigem' und 'Gewaltigstem'; schliesslich aber anapästisch 'Gewaltigerem'.

Auf die Anwendung der im Griechischen vorkommenden eigentlichen Daktylen im Trimeter hat Goethe wohl mit Recht auch in dieser Periode gänzlich verzichtet. Das deutsche Ohr ist offenbar nicht so feinhörig wie das griechische und würde aus dem scheinbaren Entgegenarbeiten des Daktylus nicht den Fortgang des iambischen Rhythmus herauszuhören wissen.[5])

Diese Übersicht hat gezeigt, dass Goethe nur in zwei abgeschlossenen kurzen Zeitabschnitten (1800—1808 und 1825—1830) sich des Trimeters bedient hat, und dass er auf zweierlei Art bemüht gewesen ist, ihn der deutschen Sprache anzupassen. Mir scheint es, dass es auch seiner Kraft nicht gelungen ist, diesen Vers mit dem natürlichen Tonfall des Deutschen zu vereinigen. Rein iambisch scheint er einförmig und trocken, durch die eingelegten Anapäste erhält er eher etwas Stossendes und Mühsames, als lebhaftere Beweglichkeit. Und so dürfte es wohl gerechtfertigt sein, wenn das Beispiel Goethes nur vereinzelt Nachahmung gefunden, und wenn im ganzen der Gebrauch des Trimeters auf die Übersetzungen beschränkt geblieben ist, wo er freilich für die charakteristische Wiedergabe des antiken Dramas unentbehrlich scheint, während der Blankvers eine lästige Modernisirung mit sich bringt.

Rom. Otto Harnack.

---

[5]) Die geringe Strenge Goethes in der Abmessung der Silben, die hier ebenso wie in seinen Hexametern zu bemerken ist, führt freilich dazu, dass manchmal geradezu Trochäen entstanden sind, wenn z. B. ein Vers mit 'Phöbus' beginnt. Doch liegt hier eine metrische Absichtlichkeit keinesfalls vor, ebenso wenig auch bei den streng genommen spondeischen Versfüssen ('vollbracht'), die Goethe nicht auf die erste, dritte und fünfte Stelle des Verses beschränkt, sondern überall sich sorglos gestattet.

Zur Kritik von Falks Goetheerinnerungen.

In der abfälligen Kritik, welche Riemer (Mittheilungen 1, 19 ff.) Falks Goetheerinnerungen zu Theil werden lässt, nimmt er bekanntlich wenigstens zwei Partien des Buches von seinem Verdammungsurtheil aus: den Bericht über Kotzebues Intrigen gegen das Goethische Kränzchen und die Wiedergabe von Goethes Urtheil über den König Ludwig von Holland. Es sei mir gestattet auf eine dritte Stelle der Falkschen Memoiren hinzuweisen, welche sich ebenfalls als im wesentlichen unanfechtbar und authentisch erweisen lässt und somit eine weitere Einschränkung der gegen Falk gerichteten Vorwürfe der Unzuverlässigkeit und subjectiver Willkür erforderlich macht. Sie findet sich in der leidenschaftlichen Auslassung Goethes vom 29. Februar 1809 über die Erbärmlichkeit und Enge der deutschen Schulgelehrsamkeit, und lautet: 'Übrigens lasst es euch nicht kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen. In der Mitte von Thüringen, auf dem festen Lande, haben wir unser Schiff gezimmert; nun sind die Fluthen gekommen und haben es von dannen getragen. Noch jetzt wird Mancher, der die flache Gegend kennt, worin wir uns bewegten, nicht glauben, dass die Fluthen wirklich den Berg hinangestiegen sind; und doch sind sie da.' (Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt [3] S. 31.) Ich denke zeigen zu können, dass diese Worte in der That echt Goethisch sind und daher, als Selbstcharakterisirung des Dichters, grössere Beachtung verdienen als ihnen bisher geschenkt worden ist.

Zunächst besitzen wir einen anderen Bericht über eine fast gleichlautende Äusserung Goethes. In einem seiner Gespräche mit Benjamin Constant im Frühjahr 1804 soll er auf eine ziemlich platte Schmeichelei seines Gastes über die Grösse seiner Schöpfungen und das Ansehn seines Namens geantwortet haben: 'Ich weiss; ich weiss all das; ich weiss auch dass die Welt mich ansieht als einen Schiffszimmermann, der auf einem Berge, tausende von Meilen von

der See entfernt, ein prächtiges Kriegsschiff gebaut hat. Aber das Wasser wird steigen, mein Schiff wird flott werden, und seinen Erbauer im Triumph zu Küsten tragen, die der menschliche Geist nie zuvor gesehen.'[1]) Allerdings, der Wortlaut dieses Berichtes ist keineswegs besser verbürgt als der von Falks Mittheilung. Wir verdanken ihn nicht Constant selbst[2]), sondern dem Amerikaner J. G. Cogswell, der während seines Aufenthaltes zu Göttingen im J. 1817 diese Geschichte von dem Besuche Constants bei Goethe als eine in den Professorenkreisen der Stadt cursirende Anekdote erzählen hörte und sie in einem Briefe in die Heimat weiter erzählte. Die wesentliche Authenticität derselben zu bezweifeln ist jedoch kein Grund vorhanden. Constant selbst war erst vier Jahre vor Cogswell in Göttingen gewesen[3]), und wird sicherlich seine Weimarer Erinnerungen gern zum besten gegeben haben.

Es liegen uns hier also zwei Äusserungen Goethes vor, zurückgehend auf den Bericht zwei verschiedener Männer, durch einen Zeitraum von fünf Jahren von einander getrennt, und dennoch in der Grundidee mit einander übereinstimmend. Dies allein würde uns schon berechtigen die Echtheit beider Äusserungen anzunehmen und zu constatiren, dass Goethe eine längere Reihe von Jahren hindurch (und zwar sind dies die Jahre seiner lebhaftesten Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen) seine eigene Thätigkeit unter dem Bilde eines einsamen Mannes aufgefasst hat, der

[1]) 'I know it, I know all that; I know too that the world regards me as a carpenter who has built a ship of war, of the first rate, upon a mountain thousands of miles from the ocean. But the water will rise, my ship will float, and bear her builder in triumph where human genius never reached before'. Brief J. G. Cogswells vom 16. März 1817 in: Life of J. G. Cogswell, by Anna E. Picknor, Cambridge, Mass., 1874, p. 55. Jetzt auch bei Biedermann, Goethes Gespräche VIII Nr. 1471, mit der unrichtigen Datirung 1803 statt 1804.

[2]) Die einzige Äusserung Constants, die man als eine Andeutung auf Goethes Worte ansehen könnte, ist die folgende Bemerkung in seinem Journal Intime: 'Pris congé de Goethe! Singulier système que celui de ne compter le public pour rien et de dire à tous les défauts d'une piece: 'Il s'y fera.' Revue Internationale 13,102.

[3]) cf. Revue Internationale 14,602.

auf Bergeshöhe mitten im Binnenlande ein Schiff baut, dann von der rings um den Berg ansteigenden Meeresfluth ergriffen, und endlich zu neuen, verheissungsvollen Ufern hingetragen wird. Wir können aber noch weitere Beweise für die Echtheit dieses Bildes beibringen, indem wir einige andere Äusserungen Goethes anführen, welche wenigstens einzelne Bestandtheile jenes Gesammtbildes in sich enthalten.

1. Die Vorstellung von dem einsamen Mann auf seiner binnenländischen Höhe erinnert an Goethes Bemerkung gegenüber Eckermann, bei Gelegenheit ihres Gesprächs über den Vortheil des grossstädtischen Lebens, 3. Mai 1827 (Gespräche 3, 111): 'Ihnen in Ihrer Haide ist es freilich nicht so leicht geworden; und auch wir andern im mittleren Deutschland haben unser bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben.' (Zahlreicher anderer ähnlicher Äusserungen gegenüber dem Kanzler v. Müller, Jacobi, Zelter u. a. nicht zu gedenken.)

2. Das Bild von der um den Berg ansteigenden Wasserfluth hat eine fast wörtliche Parallele in zwei Stellen in Dichtung und Wahrheit; obwohl die Anwendung des Bildes dort durchaus verschieden ist. B. 6 (Werke, Weimar. Ausg. 27, 63): 'Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte.' B. 7 (27, 93): 'Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnass angeschwollenen Wasserfluth die sich nur langsam verlief.'

3. Dass die Möglichkeit einer künftigen Fluth Goethe wiederholt beschäftigt hat, bezeugt u. a. Eckermann 21. März 1824 (1, 95): 'Er (Goethe) sprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Gesetzen, über eine mögliche Sündfluth bei fortwährender Wasserbejahung.' Und 26. September 1827, bei Gelegenheit eines Ausfluges auf den Ettersberg (3, 127): 'Immer die alte Geschichte, sagte Goethe; immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, dass es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten

Thale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, dass wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiss, ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesen Berg fliegt.' Dass der Übergang von der Annahme einer zukünftigen Naturkatastrophe zu der Verwendung dieser Katastrophe als eines Symbols für eine zukünftige Geistesrevolution sich in der Phantasie des Dichters leicht und natürlich vollziehen konnte, braucht kaum bemerkt zu werden.

4. Von den fast unzähligen Fällen, in welchen Goethe das menschliche Leben mit einer Seefahrt vergleicht, will ich nur drei hervorheben, die einen directen Bezug auf Goethe selbst enthalten. An Lavater schreibt er unterm 6. März 1776 (Briefe hg. v. Hirzel S. 19): 'Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.' In einem Gespräch mit Riemer am 31. März 1818 (a. a. O. 2,719 f.) über den Lauf seines eigenen Lebens weist er darauf hin, wie er 'bei entschiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erst dem Genius indulgirt, durchs Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen, und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu stranden, sich in [irgend] eine heilsame Bucht geworfen'. Soret gegenüber (Eckermanns Gespräche 3,201) bemerkt er am 10. Februar 1830: 'Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Bret ergreift das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist. Dieser Eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen'.

Fassen wir nun alle diese Zeugnisse zusammen, so kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, dass Falks Bericht über Goethes Bild von dem einsamen Schiffszimmermann der Form wie dem Inhalte nach authentisch ist. Ob Goethe bei der Wahl dieses Bildes irgend eine Heldenfigur der Sage oder Dichtung vor Augen hatte? Möglicherweise dachte er an Odysseus oder Robinson Crusoe, die er Riemer gegenüber (a. a. O. S. 720) als Repräsentanten einer 'Thätig-

keit die sich mit der Welt misst' bezeichnete. Möglicherweise an Noah, den Vater aller menschlichen Civilisation. Eckermann zufolge (2, 138) beschäftigte sich Goethe im J. 1830 mit der Conception einer Reihe colossaler biblischer Statuen; und unter diesen befand sich Noah, gedacht als 'eine Art Erlöser, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse frei machte.'

Cambridge, Massachusetts. Kuno Francke.

Schillers Fragment 'Die Flibustiers'.

Schiller trug sich zu verschiedenen Zeiten mit dem Plan eines Dramas, das auf einer fernen Insel oder dem Verdeck eines Schiffes spielen und die ganze bunte Bewegung des Seemannslebens entfalten sollte. Briefliche Äusserungen weisen darauf, und durch Skizzen und Fragmente im Nachlass ist seitdem genau bezeugt, dass Schiller diesem Stoffgebiete zwei Vorwürfe abgewann, deren einer, 'das Schiff', die Colonisten eines aussereuropäischen Eilands friedlich darstellte, während der andre, wie schon sein Titel 'die Flibustiers' besagt, ein kriegerisches Gegenstück bieten sollte. Für 'das Schiff' hat Max Dessoir, Vierteljahrschrift 2,562 ff., eine Untersuchung des Plans und der Quellen angestellt, wie sie 'die Flibustiers' noch nicht gefunden haben. Hier soll nun die Aufklärung einiger Fragen der Filiation versucht werden.

Die Correspondenz gewährt auch in diesem Fall nur spärliche Winke, und das Dunkel, das über der Entstehungszeit liegt, haben die Herausgeber und Interpreten bisher nicht gelüftet. Boxberger, im Archiv f. Litteraturgesch. 2,200, erwähnte allerdings, dass die Bibliothek des Dichters die 'Geschichte der Flibustier' von Archenholz als Autorgeschenk enthält und Schiller sich diesen Gegenstand als dramatisches Sujet im Kalender (S. 192) notirte, zog aber das Buch für seinen Neudruck (Spemanns Nationallitteratur Bd. 125) nicht heran; Erich Schmidt, Charakte-

ristiken S. 343, bezeichnete es kurz als Schillers Vorlage. Damit wäre ein terminus a quo gewonnen.

Zunächst ein Wort über 'Historische Schriften von J. W. von Archenholz, vormals Hauptmann in Königl. Preussischen Diensten. Zweyter Band, Tübingen . . 1803. Die Geschichte der Flibustier'. Zwölf Abschnitte schildern ohne strenge chronologische Folge und gelehrtes Gepräge die merkwürdigsten Unternehmungen jener Raubgenossen, die vom 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in Centralamerika unter dem Namen Flibustier (d. i. Freibeuter) allgemein gefürchtet waren. Diese aus dem verworfensten Gesindel sich recrutirenden Seeräuberschaaren verstanden es, sich durch eiserne Disciplin und eine eigene streng durchgeführte Verfassung zu einer Machthöhe emporzuschwingen, die sie befähigte, in den Händeln der europäischen Grossstaaten eine bedeutende Rolle zu spielen. Das lebhafte Interesse, das Archenholz an dem Schicksal dieser Raufbanden nahm und sich beim Publicum versprach, wird mit seinem, auch in der Zeitschrift 'Minerva' bezeugten Studium der französischen Revolution zusammenhängen. Daher finden sich auch in dem Buche viele Hindeutungen auf jene Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die demselben eine eigene, fast tendenziöse Färbung geben; besonders im dritten Abschnitt, der die Verfassung und Sitten der Flibustier beschreibt.

In der Darstellung ist französischer Einfluss unverkennbar, zuweilen bis zu wörtlicher Übertragung. Viele der Reden, die nach der Art antiker Historiker den handelnden Personen in besonders wichtigen Momenten in den Mund gelegt werden, sind Wort für Wort aus Raynals Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes (Haag 1774, 7 Bände) entlehnt, wie eine Gegenüberstellung von Raynal 4, 76 f. und Archenholz S. 372 f. am besten beweist (vgl. auch R. 100 = A. 55, R. 318 = A. 65, R. 370 = A. 76 und mehr). Der Stil ist oft unklar, holprig und sogar von grammatischen Verstössen nicht frei. — Und nun zu Schiller.

Die Verfassung der Flibustier beruht nach Schiller auf der 'Gleichheit' aller Genossen (Boxbergers Ausgabe 258, 8),

wie Archenholz (S. 100) sagt, dass 'an der Spitze dieses Raubreglements die Gleichheit' stand. Ein anderes Gesetz ist bei Schiller (259,1) so gefasst: 'Theilung der Beute, jeder muss schwören, dass er nichts beiseite gebracht hat'; Archenholz berichtet

S. 104: 'In Betreff der Beutevertheilung bestimmte eine jede Genossenschaft das Nöthige. Ein jeder Flibustier machte einen schriftlichen Vertrag mit seinem Anführer, worin er ihm Gehorsam angelobte und im Verweigerungsfall sich aller Ansprüche auf die nach vollendeter Reise zu theilende Beute begab. Auch musste er ihm diesen Gehorsam durch einen förmlichen Eid zusichern. Mit den Eidschwüren war man überhaupt nicht sparsam und mussten auch die Anführer nach jeder Expedition schwören, nichts von der Beute für sich entwandt zu haben'. S. 107: 'Alle Flibustier mussten sich mit den grössten Eidschwüren, die Hand auf Bibel oder Crucifix gelegt, verbinden, nicht das Mindeste von der Beute zu verheimlichen, was den Werth von fünf Sols oder anderthalb Groschen überstieg. Wer den Schwur brach, wurde sogleich aus der Gesellschaft verbannt'. S. 322: 'Auf dem halben Wege nach dem Castell Chager wurde Halt gemacht. Hier musste ein jeder schwören, dass er nicht das Geringste von der Beute verheimlicht hätte'.

Den Gesetzen des Flibustierstaates entnimmt Archenholz sodann folgenden Artikel:

S. 100: 'Keine Frauensperson . . . wurde auf den Schiffen geduldet, um Eifersucht und Zänkereyen vorzubeugen. Wagte es jemand, ein Mädchen, oder eine Frau verkleidet auf ein Schiff zu bringen, so wurde er bei der Entdeckung mit dem Tode bestraft'. (S. 476): 'Auch zwey Weibspersonen, . . . gesellten sich zu diesen Seeräubern; nicht als Lustdirnen, auch nicht verkleidet, sondern als wirkliche Raubgenossen in weiblichem Anzuge und in Matrosen-Hosen mit fliegenden Haaren, dabey mit Schwerdtern umgürtet; auch führten sie Pistolen vor der Brust und ein . . . Mordbeil vollendete ihre Rüstung'.

Schiller sagt 258,12: 'Ein weibliches Geschöpf steckt auch darunter, die als Mann verkleidet und einer der tapfersten ist', und 258,35: 'Das Frauenzimmer ein Seeräuber'.

Als einen hervorstehenden Charakterzug der Seeräuber bezeichnet Schiller (259,5) ihre 'Unmenschlichkeit'. Archenholz führt hiervon viele Beispiele an.

'Man dachte gewöhnlich nur durch schleunige Ergebung die Barmherzigkeit dieser Freybeuter rege zu machen, die bey einem

gereizten Unwillen, oft den Process der Überwundenen kurz endigten, indem sie solche alle ins Meer warfen' (S. 97).

Die Qualen, welche die Flibustier nach der Eroberung von Gibraltar (S. 245), Panama (320), Queaquilla (425) über die gefangenen Einwohner dieser Städte verhängten, werden in den grellsten Farben geschildert.

Die 'rohe Güte', die Schiller (257, 9; 258, 31) an den Flibustiern hervorhebt, erscheint mehrfach bei Archenholz z. B.

S. 93: 'Diess gehörte zu den Grundsätzen der Flibustier, sowie auch eine grosse Treue gegen einander ihnen eigen war'. S. 97: 'Bevor es zum Gefecht ging, waren sie andächtig, beteten ernstlich und schlugen sich dabey als reuige Sünder mit geballten Fäusten auf die Brust; sodann söhnten sie sich alle unter einander aus, baten sich gegenseitig die angethanen Beleidigungen ab und umarmten sich zum Zeichen der brüderlichen Versöhnung.' S. 321: 'Dieses verrätherische Betragen, das bekannt wurde, vermehrte das Mitleid der Flibustier — —, und selbst Morgan bekam einen Anfall von Gutmüthigkeit'.

Ferner charakterisirt der Dichter seine Helden folgendermassen (259, 3 ff.): 'Alles Gewonnene wird gleich verschwelgt. Ungeheure Verschwendung und grösster Mangel wechseln schnell aufeinander'. Archenholz erzählt entsprechend

S. 109: 'Die Flibustier wussten nicht, wie sie ihre Beute geschwind genug verschwelgen konnten, und überliessen sich daher, wenn sie ans Land kamen, ihren Phantasien . . . Bey solchen Grundsätzen hatten die Schwelgereyen dieser Menschen weder Mass noch Ziel. Alles trieben sie bis zur grössten Ausschweifung'. S. 41: 'Der Rest ihres Gewinnes aber wurde verschwelgt'. S. 358: 'Die Langeweile trieb auch diese Räuber oft zum Spiel, da denn viele von ihnen in Kurzem Alles, was sie hatten, die ganze Frucht ihrer Mühseligkeiten und Gefahren, verloren'. S. 423: 'Hier lebten die Flibustier dreyssig Tage lang in Freude und Herrlichkeit, . . . den ganzen Tag wurde Musik gemacht, . . . man tanzte und sang Tag und Nacht. Aller Kummer wurde vergessen'.

Bei solcher Unbesonnenheit und inneren Haltlosigkeit der Flibustier musste die Stellung eines Anführers unter ihnen eine bedenkliche sein. Darum vermerkt Schiller auch in seinem Plan die 'Unsicherheit eines solchen Räuberchefs vor seiner eigenen Mannschaft' (259, 9). Archenholz erzählt

S. 165: 'L'Olonois entwarf nun einen Plan, . . . allein alle seine Räuber empörten sich gegen diesen Vorschlag, den sie . . . als unausführbar bezeichneten. . . . Der Anführer hatte also den

Verdruss, abermals seinen Entwurf von seinen . . Raubkameraden verworfen zu sehen.' S. 325: 'Die Flibustier murrten . . . laut und sagten Morgan ins Gesicht, dass er die grössten Kostbarkeiten nicht in Anschlag gebracht, sondern sich allein zugeeignet hätte; . . . noch andre Klagen wurden mit diesen verbunden und es war eine Empörung zu fürchten. Der treulose Anführer . . . ging heimlich an Bord seines Schiffes und segelte ab. . . . Die andern Flibustier, die sich so schändlich verlassen sahen, wurden wüthend; sie wollten Morgan nacheilen und ihn angreifen'. S. 351: 'Hier brach die unter den Flibustiern lang geherrschte Unzufriedenheit in einen Tumult aus. Sie kündigten ihrem Anführer Sharp den Gehorsam auf und erwählten einen Namens Watling zu ihrem Befehlshaber'.

Aus der Kriegskunst der Flibustier erwähnt Schiller an mehreren Stellen das 'Entern' (256,11; 257,15), womit Folgendes bei Archenholz zu vergleichen ist:

S. 96: 'Sie wollten und mussten siegen, und siegten. Diess geschah immer durchs Entern, worin sie sehr geschickt waren. Von allen Seiten erkletterten sie in der Geschwindigkeit die zum Gefecht ganz unvorbereiteten Schiffe, die bey der Annäherung eines offenen Bootes nicht einmal die Möglichkeit einer Gefahr ahneten. Hatten sie einmal auf dem Verdeck festen Fuss gefasst, so war das Schiff ihre'.

An einer andern Stelle (S. 167) wird erzählt, wie die Flibustier ein reiches spanisches Schiff anfallen:

'L'Olonois . . . griff es sogleich mit seinem abgesonderten Schiff an . . .; die Spanier wehrten sich tapfer, schlugen die Freybeuter zurück und zwangen diese, mit ihrem Schiffe abzuziehen. Die Flibustier waren jedoch weit entfernt, ihr Vorhaben aufzugeben: ein fallender, dicker Nebel begünstigte sie; unter dessen Schutz füllte L'Olonois vier Böte mit seinen Leuten an, und erkletterte nun mit ihnen das Spanische Schiff, das in kurzem erobert war'.

Aber auch bestimmte Personen sind beiden gemein. Wenn Schiller von seinem Helden sagt (258,1): 'Wüthende Rachsucht gegen eine bestimmte Nation, gegen einen besonderen Stand (die Mönche) und Neid gegen die ganze civilisirte Gesellschaft beseelt ihn', so erinnert das lebhaft an folgende Worte bei Archenholz (S. 113):

'Zu dem Neid der Nationen über die gold- und silberreichen Länder der Spanier in America kam der Abscheu wegen ihrer in jenem Welttheil verübten Grausamkeiten . . .; daher viele junge Leute, sowie auch Männer von gesetzten Jahren nicht aus Liebe, noch durch Armuth, noch durch Raubsucht, sondern bloss aus Hass gegen die Spanier vermocht wurden, sich zu den Flibustiern

zu gesellen, und mit diesen Freybeutern gemeinschaftlich wider jene Nationen zu kämpfen. . . . Diess war unter andern der Fall mit einem jungen Edelmann . . ., der . . . dieser Nation einen unversöhnlichen Hass geschworen hatte. . . . Kaum war er volljährig, so verwandte er seine ganze Haabe auf die Ausrüstung eines Schiffes, womit er zu den Flibustiern stiess, und sich unter ihnen bald . . . als einen ihrer kühnsten und geschicktesten Anführer auszeichnete. Der Raub und das zügellose Leben hatten für ihn keinen Reiz, sondern allein die Rache'.

Ein derartiger Charakter musste Schillers Aufmerksamkeit um so stärker anziehen, als er eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Karl Moor aufwies. Überhaupt musste dieser Stoff den Dichter wie ein Nachklang aus der Periode der 'Räuber' anmuthen und vielleicht lässt sich von hier aus eine Brücke zu dem chronologisch noch nicht bestimmten Entwurf 'Die Braut in Trauer', einer Fortsetzung der 'Räuber', schlagen. Der Charakter des Flibustierhelden, wie er im Fragment geschildert wird, erinnert offenbar an den edlen Räuber.

Was die Erwähnung der Mönche in der oben angeführten Stelle anbetrifft (258,1), so spielen dieselben auch bei Archenholz eine ziemlich bedeutende Rolle. S. 226 wird erzählt, wie Morgan bei der Erstürmung von Porto Bello zuerst gefangene Mönche und Nonnen die Sturmleitern ersteigen liess, damit die Einwohner, aus Furcht, die Diener der Kirche zu verletzen, von einer regelrechten Vertheidigung Abstand nähmen.

S. 306: 'Man fand einige Franciscaner unter den Gefangenen, die . . . zur Absolution der Sterbenden sich der grössten Gefahr ausgesetzt hatten und jetzt vor Morgan geführt wurden, der über sie sogleich das Todesurtheil aussprach. Vergebens flehten diese armen schuldlosen Mönche um Barmherzigkeit; sie wurden alle mit Pistolen niedergeschossen'.

Von seinem Helden sagt Schiller (258,22): 'Ein Korsar Jones rettet eine Schöne aus der Gewalt seiner wüthenden Kameraden und imponirt diesen durch seinen Muth und Anstand. Er wird von der Liebe gerührt und flösst Liebe ein. Diese Person ist von dem ersten Adel und findet Rächer. Man verfolgt den Korsaren, der sie weg-

geraubt'.[1]) Archenholz sagt über die Behandlung weiblicher Gefangener (S. 108):

'Alle Personen weiblichen Geschlechts von jugendlichem Alter und guter Bildung, ohne Rücksicht auf Stand und eheliche Verbindungen wurden von diesen Unmenschen wie thierische Beute betrachtet; wobey nur allein der Selbstmord ein solches armes Geschöpf gegen viehische Unterwürfigkeit sichern konnte. Die Ausnahmen, wo man die Unschuld und Sittsamkeit respektierte, waren höchst selten'.

Hier muss auch die Erzählung von Morgans Benehmen gegen eine gefangene, edle Spanierin erwähnt werden, welche er zuerst, als sie seinen Werbungen widerstand, auf das grausamste verfolgte, dann aber, durch ihr Unglück gerührt. aus der Gefangenschaft entliess (317—22).

Schliesslich sind noch einige Einzelheiten zu erwähnen. in welchen die Ähnlichkeit zwischen Schiller und Archenholz besonders hervortritt.

Schiller verzeichnet eine Reihe von Namen für seine Seeräuber (258,32): 'Philipps. Martel. Anna Bonni. Marie Read. Mönbars, Eisenarm, Jones'. Alle diese Namen, ausser dem letzten, finden sich auch bei Archenholz:

S. 114: 'Diess war . . . der Fall mit einem jungen Edelmann aus Languedoc, Namens Monbars'.[2]) S. 127: 'Ein anderer Anführer der Flibustier war ein Französischer Edelmann, den man nicht anders als bey seinem Vornamen Alexander kannte, wozu man wegen seiner ausserordentlichen Leibesstärke das Beywort Eisenarm gefügt hatte'. S. 476: 'Ihre Häupter, die sich auszeichneten, waren: Misson, Bowen, Kidd, Avery, Teach, Martel, England, Vane, Bonet, Nackam Davis, Anstis, Roberts, Worley,

---

[1]) vgl. Braut von Messina II,4:

'Mit dem Schwerte springt der Korsar an die Küste
In dem nächtlich ergreifenden Überfall,
Männer führt er davon und Frauen
Und ersättigt die wilde Begier.
Nur die schönste Gestalt darf er nicht berühren,
Die ist des Königes Gut'.

In demselben Stück wird das Verschwinden der Beatrice durch plötzliche Landung von Seeräubern erklärt und der nach ihr ausgeschickte Bote kehrt zurück mit dem Ruf:

'Sie ist geraubt! Gestohlen von Korsaren!'

[2]) Bei Raynal (a. a. O. S. 56) wird dieser Name Montbars geschrieben.

Lowther, Evans, Phillips, Low, Spriggs und Smith. Auch zwey Weibspersonen, Mary Read und Anne Bonny, gesellten sich zu diesen Seeräubern'.[3])

Schiller spricht (256, 18) von einem 'Brand im Wasser'. Archenholz erzählt S. 106:

'Dafür hatten sie (die Schiffsjungen) . . . noch die Obliegenheit, die Schiffe, die man auf offener See weder verkaufen, noch aus Mangel an Mannschaft mitnehmen konnte, in Brand zu stecken'.

Einen grossen Theil des siebenten Abschnittes füllt die Erzählung von dem Kampf der Flibustier gegen die Flotte des Admirals Don Alfonso del Campo im Jahre 1669 aus. Es wird beschrieben, wie die Flibustier einen Brander ausrüsteten und gegen das feindliche Admiralsschiff trieben; S. 257:

'Der Admiral verlor jedoch seine Besonnenheit nicht; er liess eine Menge Spanier in den Brander springen, um die Masten zu kappen und wo möglich den Ausbruch der Flammen zu hindern; allein seine thätigen Feinde waren ihm zuvorgekommen, und hatten bey ihrer Entfernung bereits den Brander angezündet. Auch das Admiralsschiff fing nun Feuer, das sich schnell ausbreitete, und in kurzer Zeit sank es mit dem grössten Theil der Mannschaft in Abgrund des Meeres'.

Auch folgende Stelle gehört hierher S. 350:

'Die Spanier hatten den Entwurf gemacht, das Raubschiff zu verbrennen. Ein Mann schwamm auf einer ausgestopften Pferdehaut in der Nacht ans Schiff, zwängte sowohl in die Fugen, als zwischen dem Steuerruder Schwefel und andre brennbare Materien, und zündete sie an. Das Schiff war bald voller Rauch; das Steuerruder brannte schon, als die am Bord befindlichen Flibustier endlich den Ursprung entdeckten und glücklich das Feuer dämpften'.

Ferner spricht Schiller von einem 'Befehl des Anführers, mit brennender Lunte an der Pulverkammer zu warten' (258, 16) und Archenholz berichtet S. 185:

'Um diese Stimmung zu erhalten, rief Laurent einen der Entschlossensten zu sich, befahl ihm eine brennende Lunte zu holen, und nun wiess er ihm seinen Posten zwey Schritte von der Pulverkammer an; hier sollte er, nach Verlust aller Hoffnung, das von ihm zu gebende Signal zum Zünden erwarten'.

---

[3]) Die Namen werden bei Schiller durch die Interpunction in zwei Gruppen getheilt, deren eine durch Puncte, die andre durch Kommata geschieden wird. Die Namen der einen Gruppe stehen bei Archenholz an einer Stelle zusammen, die der andern an verschiedenen Orten verstreut.

Sodann notirt Schiller folgendes Motiv (257,14): 'Ein Schiffer sprengt sich in die Luft'; vgl. Archenholz S. 380:

'Der durch dies grausame Schicksal zur Verzweiflung getriebene Englische Befehlshaber glaubte die Schmach nicht überleben zu müssen, und sprengte sein Schiff in die Luft; auch das andre flog mit auf'; S. 239: 'Mitten unter diesem Jubel flog das Schiff in die Luft, und dreyhundert und funfzig Engländer nebst den gefangenen Franzosen wurden in den Wellen begraben'; S. 337: 'die Schiffe wurden von allen Seiten mit Musketen . . . beschossen. Es währte nicht lange, so flog eine Pulvertonne in die Luft, wodurch viele Neger ins Meer geschleudert, andere verbrannt wurden, ... es entzündeten sich noch mehrere Pulvertonnen, und richteten auf dem Negerschiff eine schreckliche Verwirrung an'.[4])

Wenn endlich Schiller sagt (259,7): 'Einer von den Seeräubern fällt den Karaiben in die Hände und wird gefressen', so erinnert das sehr an den Tod des Anführers L'Olonois bei Archenholz S. 172:

'Bey einer Landung fielen die Indianer von Darien, eine der wildesten Völkerschaften in America, über ihn her, machten ihn zum Gefangenen, rissen ihn lebendig in Stücken, rösteten seine Glieder, und frassen sie. Die meisten seiner mit ans Land gestiegenen Cameraden hatten ein ähnliches Schicksal, und wurden zum Theil lebendig verbrannt'.

Durch alle diese Übereinstimmungen wird das Archenholzsche Buch als Hauptquelle, das Jahr 1803 als Anfangstermin des Schillerschen Entwurfes festgestellt.

Nur noch ein Bedenken muss aus dem Wege geräumt werden. Das Fragment 'Das Schiff' ist in der Periode des 'Wallenstein' entstanden, wie Hoffmeister (Nachlese zu Schillers Werken 1858 3,240) aus dem 'überwiegenden Ideengehalt' desselben schliesst und Boxberger und Dessoir ihm zugeben. Noch ein weiteres Moment könnte für die Sicherung dieses Ansatzes geltend gemacht werden. Es

---

[4]) Übrigens könnte Schiller diesen Zug auch aus anderer Quelle übernommen haben, z. B. aus Le Vaillant, bei dem wir (Reise in das Innere von Afrika, in Forsters Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen 2,40) Folgendes lesen: 'Alle unsre Kapitäne waren kassiert worden, ausgenommen van Gennep, der einzige, der sein Schiff in die Luft gesprengt . . . hatte. Bei der Abfahrt nach der Bay war nehmlich allen befohlen worden, falls sie so angegriffen würden, dass sie sich nicht vertheidigen könnten, ihre Schiffe auffliegen zu lassen'.

findet sich nämlich folgende Stelle im 'Schiff' (Goedeke XV 1, 299, 12): 'Ein Akt, der lezte, kann in Europa spielen, wenn vorher in einem Zwischenakt der Oceanus aufgetreten und diesen ungeheuren Sprung launigt entschuldigt hat'. Ein derartiges unmotivirtes Eingreifen des humoristischen Prologs in den ernsten Gang der Handlung würde bei einem Dichter wie Schiller ganz unerklärlich sein, wenn nicht ein Brief desselben an Goethe (vom 28. November 1797) uns belehrte, dass er eben um diese Zeit dem Studium der Shakespeareschen Königsdramen oblag. In diesen aber ist es nichts Ungewöhnliches, dass ein Prologus auftritt und die Zuhörer bittet, dem Dichter in Gedanken über das Meer folgen zu wollen, z. B. vor dem III. und V. Aufzug von 'König Heinrich der Fünfte'.

Nun bestehen zwischen dem 'Schiff' und den 'Flibustiern' einige Ähnlichkeiten, welche nur darin ihre Erklärung finden können, dass beide Entwürfe einer und derselben Zeit angehören, ein Umstand, der unsere früheren Ergebnisse über den Haufen werfen würde, indem wir die 'Flibustier' weit über das Erscheinungsjahr des Buches von Archenholz hinaufrücken müssten. Betrachten wir zunächst die erwähnten Coïncidenzen:

Das Schiff (Boxberger):	Die Flibustier:
96, 1: Die Aufgabe ist ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen verbunden werden.	256, 15: Alle Hauptmotive, die in diesem Stoff liegen, müssen herbeigebracht werden.
96, 8: Schiffsregierung.	256, 14: Schiffsregierung.
96, 8: Charakter des Seemanns.	256, 24: Charakter eines grossen Seemanns.
96, 11: Landen und Absegeln. 96, 21: Wegsegeln und Dableiben. 99, 29: Ankommende und Abgehende. 100, 21: Die Ankunft, der Abschied.	257, 3: Abschied eines Seemannes von seinen Gefährten, oder doch sonst ein höchst rührender Abschied. Eine rührende Ankunft.
96, 11: Seetreffen.	256, 10: Die Anstalten zu einem Seetreffen.
96, 11: Meuterei auf dem Schiff.	256, 17: Auch eine Meuterei auf dem Schiff.
96, 12: Schiffsjustiz.	256, 8: Die Schiffsstrafe.
96, 14: Handel.	256, 21: Tauschhandel mit Wilden.

96,14: Seekarten, Kompass, Längenuhr.

100,19: Matrosengesang.

[98,24: Ein Käpitän, der von einer rebellischen Mannschaft ausgesetzt wird oder geworden ist.]

256,22: Mitreisende Gelehrte, Geographische Entdeckungen.

256,13: Chor der Matrosen. Ein Schiffslied.

[257,22: Ein Befehlshaber wird ausgesetzt, wenn das Schiff rebellirt hat. 257,27: Am Lande setzen sie den Kapitän, und wer ihm sonst noch folgen will, aus und segeln nun als Corsaren nach einem andern Welttheil.]

Die innere Zusammengehörigkeit beider Fragmente scheint hiernach ausser Frage gestellt. Nun zeigt sich aber bei näherer Beobachtung, dass in der obigen Übersicht sämmtliche Stellen aus den 'Flibustiern' mit Ausnahme der zwei letzten (die deshalb eingeklammert sind) den ersten beiden Abschnitten dieses Fragments entnommen sind. Diese Abschnitte aber (256,1—257,7) haben mit den 'Flibustiern' überhaupt nichts zu thun, müssen vielmehr dem Fragmentcomplexe des 'Schiffs' einverleibt werden, was unschwer zu erweisen sein wird.

Zu Anfang lesen wir nämlich (256,15—17): 'Alle Hauptmotive, die in diesem Stoff liegen, müssen herbeigebracht werden. — Auch eine Meuterey auf dem Schiff'. In unserm Fragment ist aber die Meuterei der Kern und der eigentliche Mittelpunkt des Stoffs, sie kann also unmöglich als ein in dem Stoff liegendes Motiv herbeigezogen werden. Überhaupt spricht die nebensächliche Erwähnung 'auch eine Meuterei' gegen die Zugehörigkeit dieser Stelle zu unserem Fragment. Dagegen ist sie im 'Schiff' ganz am Platze, besonders weil dort schon einmal eine 'Meuterei auf dem Schiff' erwähnt wird (96,11). Die Wiederholung derselben Motive kurz hinter einander findet sich öfter und ist kein Hinderniss.[5])

Sodann finden wir an jener Stelle: 'Charakter eines grossen Seemanns, der auf dem Meer alt geworden, die Welt durchsegelt und alles erlebt hat. — Der Held des Stückes ein junger werdender Seeheld' (256,24—26). Diese Charakteristik passt nun schlechterdings nicht in unser

[5]) vgl. 256,10 u. 256,20; 256,12 u. 256,19 u. a. m.

Bruchstück, ein Flibustieranführer kann unmöglich ein 'junger werdender Seeheld' genannt werden, und auch der andere Charakter passt nicht in diesen Rahmen. An späteren Stellen spricht Schiller ganz anders von seinem Helden. Vortrefflich passt jene Charakteristik aber in den Zusammenhang des 'Schiffes', in welchem auch von einem 'Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist und auf dem Meere wohnt' (97, 7), die Rede ist. Auch lässt sich die Parallele zwischen dem alten, erfahrenen und dem jungen, aufstrebenden Seefahrer und zwischen Wallenstein und Max leicht ziehen, was Erwähnung verdient, weil das 'Schiff', wie wir sahen, in die Zeit des 'Wallenstein' fällt. Demnach scheint der Schluss erlaubt, dass die Stellen, in welchen hiervon die Rede ist, nicht zu den 'Flibustiern', sondern zum 'Schiff' gehören, womit das letzte Bedenken, das sich unserer obigen Annahme entgegenstellen konnte, schwindet.

Mit dem Erweis, dass Archenholz der treulich benutzte Gewährsmann Schillers war, ist die Quellenfrage nicht erledigt. Auf französische Vorlagen deutet die Form 'Flibustiers' im Titel, 'Flibüstires' (Goedeke XV 1, 306,31) am Ende; letztere ändert Boxberger willkürlich in 'Flibustiers' um und für diese empfiehlt er ein dem Französischen fremdes, also auch bei Schiller unmögliches 'flibustiens' (S. 256 Anm.). Planmässige Lektüre der unserm Dichter zugänglich gewesenen Reisebeschreibungen oder ein zufälliger Fund mag einmal weiter führen.

Berlin. Carl Fries.

Ein zeitgenössisches Urtheil über Hans Sachs.

Dem 'Commentarius de cancellariis et procancellariis Bipontinis', Frf. et Lps. 1768, von dem Gelehrten G. Chr. Crollius [1]) ist ein 'Fasciculus Epistolarum Sitzingerianarum XXI

[1]) G. Chr. Crollius, geb. 1728, gest. 1790 als Rector des Zweibrücker Gymnasiums, Vorstand der Bibliothek und Historiograph des herzoglichen Hauses. Vgl. Molitor, Vollst. Gesch. der ehem. pfalz-bayr. Residenzstadt Zweibrücken, Zweibr. 1885, Generalregister. Auch Allg. Deutsche Biographie.

ex scriniis Georgii Christiani Joannis nunc primum editarum' als Appendix beigegeben. In der Einleitung zu diesen Briefen sagt Crollius, dass sein Grossvater G. Chr. Joannis [2]) dieselben einst im Neuburger Archiv abgeschrieben habe. Es sind zumeist Briefe von Ulr. Sitzinger [3]) an verschiedene Gelehrte wie Ph. Melanchthon, C. Peucer, C. Cruciger. Ein vom 28. April 1565 aus Sulzbach datirter Brief von Sitzinger an Peter Agricola [4]) enthält nachfolgende interessante Stelle über Hans Sachs:

Ineptus nuper fui, quod, cum Norimbergensem poetam nominares, non intellexerim. Sed paulo post, cum nondum a te monitus essem, succurrebat Saxo noster; quem ego non rhytmographum, sed celebrem et facundum nostrae linguae poetam dicere non dubito, et propter ingenii elegantiam et propter rerum varietatem, quas descripsit. Et profecto ipsius libri, quorum jam extant tria justa volumina, plus doctrinae et sapientiae in se continent quam multa hujus temporis scripta, etiam eorum, qui se inter sapientes numerari existimant. Fratri uxoris meae [5]) familia-

---

[2]) G. Chr. Joannis, protest. Geistlicher und Geschichtsforscher, geb. 1658 zu Marktbreit, 1702 bis 1717 Professor der Geschichte u. der schönen Wissenschaften in Zweibrücken, gest. daselbst 1735. Vgl. Jöcher: Molitor, a. a. O. S. 420 f. und Allg. Deutsche Biographie.

[3]) Ulr. Sitzinger, Rechtsgelehrter, geb. zu Worms 1525, genoss seine Jugendbildung in Nürnberg, ging 1544 nach Wittenberg, wo er noch zwei Jahre Luther hörte und in freundschaftliche Beziehungen zu Melanchthon trat. Im J. 1548 heiratete er Anna Münster, Tochter der Schwester von Melanchthons Gemahlin und des Rechtsgelehrten Sebaldus Münster aus Nürnberg, Professors an der Hochschule zu Wittenberg. Nach vorübergehender Thätigkeit in Nürnberg und in Worms kam Sitzinger 1551 als Regierungsrath nach Zweibrücken. Um diese Zeit wurde er von Karl V. in den Adelsstand erhoben. Im J. 1555 ernannte ihn Herzog Wolfgang zum Kanzler in Zweibrücken. Von 1558 bis 1561 war er Kanzler im Herzogthum Neuburg. 1561 übernahm er das Amt eines sulzbachischen Landrichters. Er starb 1574 auf seiner Burg Holestein bei Sulzbach. Vgl. Adami; Zedler; G. Chr. Crollius, a. a. O. S. 65 ff.; Molitor, a. a. O. S. 201 f.

[4]) Petrus Agricola ward 1561 auf Sitzingers Empfehlung Erzieher der Söhne Wolfgangs, später Erzieher am Neuburger Hofe und zuletzt Neuburgischer Rath. — In dem oben genannten Fasciculus sind mehrere Briefe von ihm an Sitzinger mitgetheilt.

[5]) Sebald Münsters gleichnam. Sohn. S. Jöcher u. Rotermund, sowie Will u. Nopitsch, Nürnb. Gel. Lex. — Sitzinger erwähnt seinen Schwager auch in einem Briefe S. 189 a. a. O.

riter notus est. Per eum si quid contra Esauitas[6]) cudendum est, facile praestabimus, modo tu argumentum suppedites.

München. Anton Englert.

Zur Faustsage.

1. Bild der Ewigkeit.

In einem kleinen katholischen Gebetbuch, das im Jahre 1603 auf Pergament geschrieben ist und u. a. den Anfang des Evang. Johannis enthält, steht S. 74 ff. 'Die Erbarmliche Clag der verdampten von Immerwerender straff vnd Pein der höllen'.

O Jamer vnnd noth O Höll vnnd Todt, O Sterben ohn Sterben, Alle stund sterben, vnnd Nimermer sterben, O Schaiden von Gott wie thust du so weh, O Hendt schigen [!] vnnd grissgramen seuffzen vnnd wainen, O Immer heulen vnnd Rieffen, vnnd Nimmermer erhert werden, Vnsere Augen mögen Nimmer anderst sehen, Dann angst [75] vnnd noth, Vnnsere Ohren nicht annderst hören, dann ach vnnd weh, O Ir Berg vnnd thal, was beittet Ir, was halt so lang auf, warum bedeckt ir vnns nit, fur dem Jämerlichen anplick, O leyden diser vnnd Jener welt, O Gegenwertige freudt, wie blendestu, wie treugst du, Ach vnnd weh das wir von Gott ohn allen trost vnnd zuuersicht miessen Ewig geschaiden sein. Wir begerten nicht liebers, Dann wann ein Milstain so braidt were, als Das ganntze Erdreich, vnd so gross das er den Himel [76] Allenthalben beruret, vnd käm ein klaines Vögelein, vber Zehen Tausent Jar nur ainmal, vnnd holet von Dem grossen stain, Nur so gros als ein Senffkörle, vnnd vber Zechen Tausent Jar aber mal ·1· vnnd fortan biss das der grosse Stain, Durch das Vögele weck getragen wurde, nicht liebers begerten wir verdampte, Dann das vnnser, Ewige Marter als dann ein endt möcht haben, Aber das kan nit sein, Darumb Schreyen wir ach vnnd weh bis in Ewigkait.

Dieser Klage wird im Spiessischen Faustbuch Kap. 16 (Neudruck S. 39) gedacht:

Darumb soltu, mein Herr Fauste wissen, dass die Verdampten auff kein Ziel oder Zeit zuhoffen haben, darinnen sie auss dieser Quaal erlösst werden möchten, Ja wann sie nur eine solche Hoff-

[6]) Vermuthlich sind speciell die Jesuiten in Dillingen gemeint, wo der Orden 1563 eine Filiale gestiftet hatte, um dem Protestantismus im Herzogthum Neuburg entgegenzuarbeiten.

nung haben köndten . . . da ein Sandhauff so gross were biss an Himmel, vnd ein Vögelein alle Jahr nur ein Körnlein einer Bonen gross darvon hinweg trüge, dass alsdann nach verzehrung desselbigen, sie erlösst werden möchten, so würden sie sich dessen erfreuen . . .

Ganz genau mit unserem Gebetbuche von 1603 stimmt Widmann-Pfitzers Faustbuch 1674 (Keller, Stuttg. litt. Verein 146, 610), in welchem sich die Klage nur etwas ausführlicher findet:

Sie werden ihre Hände über dem Kopff zusammen schlagen, ruffen und schreyen: O Jammer und Noth! O Höll und Tod! O Elend ohne Ende! O Sterben ohne Sterben, O alle Stunde sterben, und doch nimmermehr sterben! O Scheiden wie thust du so wehe, O Hände-schlagen, O Grissgramen, Seufftzen und Weinen! O immer Heulen und Ruffen, und doch nimmermehr erhöret werden! Unsere Augen mögen nimmer anders sehen denn Angst und Noth: unsere Ohren mögen nichts anders hören denn Angst und Wehe! O ihr Hügel fallet über uns, O ihr Berge decket uns! Ach was verweilet ihr? was haltet ihr so lang auf? warum überwerfft ihr uns nicht für dem jämmerlichen und greulichen Anblick? O Leiden dieser und jener Welt wie bist du so ungleich? O gegenwertige Pein, wie bist du so ungleich gegen der Freud und Wollust, die wir ehedessen genossen haben? Ach wehe und aber wehe, dass wir Mosen und die Propheten nicht haben wollen hören, dass wir anjetzo von Gott ohn allen Trost und Hoffnung ewig ewig müssen gescheiden seyn! Wir begehrten nichts liebers, denn wenn ein Berg wäre so breit als der gantze Erdboden, und um sich so gross, dass er allenthalben den Himmel berührte, und käme ein Vögelein je über hundert Jahr einmal, und holete von dem Berg so gross als ein Senffkörnlein, und so fortan, bis der grosse Berg durch soviel unaussprechliche Zeiten von dem Vögelein hinweg getragen würde, dass alsdenn auch unsere Marter ein Ende haben möchte! aber das kan nit seyn, darum bleiben wir ewiglich in der Pein, und können nichts als Ach und Wehe schreyen.

In dem Märchen 'Das Hirtenbüblein' (bei den Brüdern Grimm Nr. 152) lautet die dritte Frage des Königs an das weise Hirtenbübchen:

Wie viel Secunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein: in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde von der Ewigkeit vorbei.

Vgl. noch Reinhold Köhler in der Germania 8, 305 ff. und A. Musafia ebenda 9, 457 f.

2. Der Weintraubenzauber.

'Der Wathafftige [!] Sack der Kunsten, auss Lateinischen vnnd Italiänischen Sprachen verteutschet vnnd zusammen gebracht, vnnd mit etlichen natürlichen Kunsten, auch mit der schimpff Medicin geziert, kurtzweilich zu lesen vnd gantz nützlich zu wissen. Jetzt auffs newe gemehret und gebessert, auch mit schönen Künsten, die vor nie dergestalt gedruckt seind, vermehret. Gedruckt zu Cöllen bey Arnold Schlendter, Im Jahr 1650' enthält S. B 4 f. folgendes Recept 'Einen Weingarten zu machen vber einen Tisch, oder wo man will':

Nimb ein Kottorff oder Vrinal, vnd bindt den an ein Weinstock, wenn die Trauben geblühet haben, vnnd stecke einen Trauben in das Glass ohn quetschung dess Traubens, vnd mache dann das Glass gedicht zu mit Wachs, vnnd lass den Trauben reiff werden in dem Glass, wann er dann roht wil werden, so schneide jhn ab, vnd fülle das Glass mit Baumöl, vnd menge das vnder einander: Dieses öl in einer Lampe gebrant ohn zuthun andern Liechter, machet scheinen einen Weingarten mit reiffen Trauben in der Stuben oder Kammer, da die Lampe in brennet.

Vgl. auch Abraham à Sta. Clara, Passauer Ausgabe 6, 128 f. Schönbach, Vierteljahrschrift 1, 470.

Lemberg. Richard Maria Werner.

3. Fausts Weintrauben.

Bei Prätorius, Saturnalia, das ist eine Compagnie Weihnachtsfratzen, Leipzig 1663, S. 5 ist von den Wundern der Weihnachtsnacht die Rede; Prätorius stellt sie in Abrede:

Aber solcher Wein lässet sich nicht bey uns umb Weinachten im Felde finden: Es möchte denn anders verstanden werden: als in Zonâ Torridâ (wiewohl da nicht allenthalben der Bachus zu Hause oder da heime ist:) Wannen hero D. Faustus seine Weintrauben bekommen durch seinen geschwinden spiritum familiarem: Wie wohl solche auch vom Teuffel können aus dem Keller vornehmer und herrlicher Leute gestohlen worden; als in welchen sie Uvas, auff besondere Arten eine lange Zeit, im Winter hinein, können frisch und gut erhalten.

4. Fausts Heilkunde.

Im Jahre 1799 erschien 'bey dem Hofbuchdrucker Meinhold in Dresden, auch käuflich bey C P Dürr und Sohn

in Leipzig', das Stück zu 4 Pfennige eine 'Noth- und Hülfs-Tafel zur Verhütung der Rindviehpest oder Viehseuche', welche unter diesem Titel den Spruch aufweist: 'Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. Sal. Spr. XII, 10'. Sie ist 51 Centimeter lang und 42 breit und war offenbar dazu bestimmt, in den Häusern angeschlagen zu werden. Sie enthält eine grosse Zahl von Rathschlägen zur Verhütung des Eindringens der Rinderpest, welche meist auf Absperrung, grösste Reinlichkeit und sonstige Vorsichtsmassregeln hinauslaufen. Ein Fachmann versichert mir, dass dieselben Mittel auch heute noch fast genau so angewendet würden. Von Aberglauben und Zauberei findet sich nichts auf dem Bogen. Es trägt jedoch in der rechten Ecke die gedruckte Bemerkung '(Entworfen vom Doctor Faust zu Bückeburg.) 1799', — ein Beweis, wie man selbst am Ausgang des 18. Jahrhunderts Fausts Namen noch benutzen konnte, um etwas durchaus Vernünftigem und Heilsamem bei der Landbevölkerung Eingang zu verschaffen. Ich erhielt das Blatt von H. Referendar Felix Clauss in Dresden.

Leipzig. Alexander Tille.

Briefwechsel zwischen Baggesen und Gleim.

Im Jahre 1793 unternahm Jens Baggesen mit seiner Frau, einer Enkelin Hallers, mit der er sich in Bern auf seiner ersten Reise vermählt hatte, eine zweite grössere Reise, die ihn nach der Schweiz, Österreich und Italien führte. Auf dieser besuchte er auch den alten Gleim in Halberstadt, der den aufstrebenden Dichter mit offenen Armen aufnahm. Am 14. Juni waren sie zusammen gewesen. Schon am nächsten Tage schrieb Baggesen von Blankenburg aus einen schwärmerischen Brief, den Gleim am 19. Juni beantwortete. Gleims Brief erreichte den Adressaten in Weimar, wo Baggesen alle Freunde der Litteratur aufsuchen wollte. Der Originalbrief Baggesens und das Concept von Gleims Brief befinden sich im Gleimstift zu Halberstadt.

1. Baggesen an Gleim. Blankenburg 15. Juni 1793.

Liebster, theuerster, bester Vater im Lichte, in der Wahrheit, in Apoll, in allem guten und schönen!

Wir denken an den Handschlag, wir fühlen ihn noch in den bebenden Händen! Wir sprechen von nichts als von Gleim, wir sind noch im Tempel der Musen, wir sehen noch Ihre Nichten — wir hören noch Worte der sprechendsten Menschenliebe, Töne der singendsten Sympathie!

Glücklich waren wir schon oft an den Füssen liebender Väter, in den Armen liebender Brüder, glückseelig im Kreise der edleren Geister, der schöneren Herzen — glückseeliger nie als an Gleims Seite, Gleim gegenüber, knieend, den Huth des Einzigen auf den Kopf zu Vater Gleims Füssen.

'Und die Erinnerung blieb — o Gott! bewahre
Uns diese immer, immer, ewiglich!'

Und die Hoffnung dereinst mit geweihten Lippen, mit noch reineren Herzen, in einer schöneren, der hesperischen Natur, den Alpenfluren und Griechenlands Trümmern und noch blühenden Rosen abgelernten Sprache für jene Seeligkeit und diese Erinnerung denken zu können.

Der Himmel ist trübe, der Harz benebelt, aber in unsren Seelen, in unsren Herzen ist Licht, Licht, das keine Usurpation und keine Revolution nie erlöschen wird.

Ich überraschte meine Sophie mit dem Ringe, wovon sie nichts, und sie mich mit der Dose, wovon ich nichts wusste! Ich danke für diese unaussprechlich theure Geschenke nur mit Schweigen; denn ich kann nichts mehr; aber auch das glaube ich mit der tiefsten Empfindung der Dankbarkeit zu können.

Leben Sie wohl, theuerster, innigstgeliebter Vater! leben Sie lange! länger! ewig! Sie vergessen mich gewiss nicht; denn ein Herz wie das Deinige, mein Vater! vergisst nichts herzliches.

Grüsse noch die grosse und die kleine, die zehnte und die eilfte Nichte, wie man Musen grüsst — Empfehle uns noch einmal den braven deutschen Ritter (der um alles nicht Hofmann, nicht eines Hofmanns Vater seyn möchte) dem Grafen von Stolberg-Wernigerode. Auch Er hat unsre Herzen erobert, ein kleiner zwar aber wenigstens alle Dumouriers Siege übertreffender Sieg.

Erfreue die herrliche Gräfin Stolberg, die Mutter meines Geistes, bald mit einem Brief und mit der Nachricht, dass der beste Mann uns gut geworden ist!

Treu dem Lichte, dem Handschlag, den Musen und der Menschheit

Ewig
fünfundsiebzigjähriger Vater!
der Deinige
Jens Baggesen.

Grüssen Sie auch herzinniglichst den lieben lieben Klamer Schmidt von mir und meiner Sophie.

2. Gleim an Baggesen. Halberstadt 19. Juni 1793.

Ich kann mich, mein bester Baggesen, noch nicht zufrieden geben, dass ich nicht schon am Abend Ihrer Ankunft den 13., obs gleich schon spät war, Sie aufsuchte; wir hätten uns den Abend noch kennen gelernt, und wären den andern Tag schon offenherziger gegen einander gewesen, wiewohl ich glaube, dass wirs genug schon waren. Auch mach ich mir Vorwürfe darüber, dass ich nur ein paar Tage noch Sie bey mir zu behalten nicht vorgeschlagen habe, nach Jena sogleich einen Bothen zu schicken und ihr Ankommen abbestellen zu lassen. . . . .

Gestern Abend hatt' ich meinen Nachbar Schmid bey mir; ey! wie wurde da geschwatzt von Ihnen! wie gewünscht Sie wiederzusehen, wie wiederholt, was wir wusten von Ihnen! Ach ihre Reisebeschreibung, dass wir die nicht haben, ihre Lebensgeschichte bis ins 23. Jahr, dass wir die, wie Sie sie erzählten, mit den eignen Worten nicht haben! Sie müssen, bester Baggesen, müssen mit den eignen Worten sie aufschreiben! oder sie dictiren! Ihre liebe Schweizerin schreibt ja gern ihre Worte! Diesen Morgen hatt ich einen schönen Morgen, ich bekam von meinem beynah ältesten Freunde Hirzel ein Schreiben, ein liebevolles und sonst interessantes! Ich lass es meinen Nichten vor, und gleich waren wir wieder bey unsern lieben Baggesens! Nun sind sie bey Wieland! Nein! Noch sind sie bey Reinhold! So begleiten Euch unsre Gedanken! In diesem Augenblick seh ich Euch bey meinem einzigen Herder und bey meiner einzigen Herderin, und wäre so gern wie Petrarch bey Laura mitten unter Euch! Nach Weimar aber komme ich nicht, da wären der Freuden zu viel, sie wären dem alten Fünfundsiebziger nicht zum Ausstehen. Über Nacht lass ich in den Briefen über die Humanität! O dass es mit dem Plane derselben keine Dichtung wäre! Dass sich viele den Handschlag gegeben hätten, der einbrechenden Finsterniss entgegen zu arbeiten! Herder, der Mann des Lichts, wäre ihnen zur Anführung der rechte Mann. Tausend mahl tausend Empfehlungen an ihn und an sie! Gottfried Herdern haben Sie, hoff ich, in Jena gesehen!

Nach Tremsbüttel hab' ich geschrieben! Ihren Brief aus Blankenburg haben wir auswendig gelernt! Er passte zu unsern Empfindungen, wie Sonnen auf Sonnen passen würden. Nun aber verlangt uns zu erfahren, wie's in dem bösen Wetter Euch ergangen ist; die Sonne habt Ihr nicht gesehn, so wolkigt wars! Reinhold aber und Schiller heiterten wie Sonnen Euch auf, vermuth ich, und Ihr seyd zu Weimar glücklich angekommen, zu Weimar im deutschen Athen. Wäre der Herzog zu Hause und liess er Euch [nicht] vor sich, so wäre er der Herzog von Weimar, den ich immer mir denke, nicht, und Bertuch wäre Bertuch nicht; besuchen Sie doch ja den lieben Mann, den ich wegen seiner

Thätigkeit und seiner Kunstkenntnisse und seines braven Herzens sehr hoch schätze, bey Ihrem Dortseyn, und nicht zuletzt! Karsten und Boden auch nicht zuletzt! Ich umarme Euch wie meine lieben Kinder und bin von Euch von Allen Freund

Der alte Gleim.

Wilhelmshaven. Hugo Holstein.

Schiller und Moritz.

Bekanntlich war 'Anton Reiser' ein viel und gern gelesenes Buch in dem Familienkreise Schillers. Vielleicht ist die Stelle der 'Kassandra' 'Weinend um das eigne Leiden in des Reiches Untergang' eine Spur dieser Lektüre. Im 'Reiser', Neudruck S. 375, heisst es: 'Es traf bei ihm zu, was Homer von den Mägden sagt, die um den erschlagenen Patroklus weinten, sie beweinten zugleich ihr eigenes Schicksal'. In der offenbar von Moritz gemeinten Stelle Ilias XVII, 30 steht indessen nicht das, was Moritz sagt.

Wenn es ferner im 'Reiser' S. 48 heisst: 'Seine immer geschäftige Einbildungskraft belebte das Leblose um ihn her, und machte es zu wirklichen Wesen, mit denen er umging und sprach', so könnte man damit in Zusammenhang bringen die Stelle:

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Freilich kommt dieselbe Schilderung der Jünglingsseele auch schon in dem 1781 erschienenen Gedicht 'Die Freundschaft' vor:

Stünd im All' der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine.

Die Übereinstimmung würde nur zeigen, wie typisch dieser Zug ist, den Kuno Fischer, Schillerschriften 1, 41 u. 46 unter Hinweis auf die letzte Gedichtstelle besonders charakteristisch für Schillers Geistesentwickelung findet.

Leipzig. Sigmund Auerbach.

Zu Schillers 'Graf von Habsburg'.

Im Januarheft des Merkur von 1776 hatte Wieland in der Epistel 'An Psyche' Goethes Ankunft in Weimar gefeiert und die Gewalt des Dichters über die Herzen in folgenden Versen geschildert:

> [Wer kann] aus der Seele innersten Tiefen
> Mit solch entzückendem Ungestüm
> Gefühle erwecken, die ohne ihm
> Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

Als Schiller Ende April 1803 den 'Grafen von Habsburg' dichtete, liess er den Kaiser die Macht des Sängers in Worten preisen, die eine unverkennbare Beziehung auf jene Verse enthalten:

> Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
> So des Sängers Lied aus dem Innern schalt
> Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
> Die im Herzen wunderbar schliefen.

Ein Weimarer Leser jener Zeit, vor allen Goethe und Wieland selbst, musste fast mit Nothwendigkeit die vielfachen deutlichen Anklänge an das ältere, gewiss noch wohlbekannte Gedicht heraushören. Ob Schiller sich nur durch eine unwillkürliche Reminiscenz leiten liess oder eine bewusste Anspielung in die Verse hineinlegen wollte, will ich nicht entscheiden. Der Gedanke kehrt auch sonst bei ihm wieder z. B. in der 'Macht des Gesanges', er führt ihn dort ähnlich und doch ganz selbständig aus. Anderseits sind Reminiscenzen aus Wieland bei ihm bekanntlich nichts Seltenes. Ich füge bei dieser Gelegenheit ein paar auffallende, soviel ich weiss noch nicht beachtete Beispiele hinzu.

In das Stammbuch seiner Lotte schrieb er am 3. April 1788:

> Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
> Umhüpft — so, Lotte, spielt um dich die Welt;

offenbar summte ihm dabei der Anfang der 'Musarion' im Ohr:

> [Phanias] Der kürzlich noch von Grazien und Scherzen
> Umflattert war, der Sieger aller Herzen —

natürlich reimt nachher auch Schiller auf 'Scherzen': 'Herzen'.

Die viel citirte Schilderung der aufkeimenden Liebe in der 'Glocke':

Da fasst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,

zeigt, wie tief sich dem Dichter Wielands Apostrophe in 'Sixt und Klärchen' (im Märzheft des Merkur von 1775) eingeprägt hatte:

Des Busens wollustreiches Dehnen,
Dies dunkle namenlose Sehnen,
Wird unvermerkt zum stumpfen Schmerz.
Euch presst, Ihr wisst nicht was, das Herz,
Im trüben Auge schwimmen Thränen.

Dass Schiller gerade damals, als er den 'Grafen von Habsburg' schrieb, die ersten Jahrgänge des Merkur durchblättert haben mag, möchte ich daraus schliessen, dass in das unmittelbar darauf, im Mai 1803, abgeschlossene 'Siegesfest' eine Reminiscenz aus dem das Juniheft eröffnenden Gedicht 'Lotte bei Werthers Grabe' sich eindrängte. Der Anfang desselben:

Ausgelitten hast du — ausgerungen
Armer Jüngling, deinen Todesstreit,

hat unzweifelhaft Schiller 'im Ohre gelegen', als er die Verse schrieb:

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit.

Das Beispiel ist besonders charakteristisch, weil es zeigt, wie der blosse Klang, ganz unabhängig vom Sinn, also rein mechanisch beim Dichten noch fortwirkte.

Schulpforta. Gustav Kettner.

Fragment zu Schillers Tell.

Im Februar 1838 schenkte Schillers Sohn Karl, damals Oberförster in Rottweil, dem Präceptor Knoll in Balingen, den er in Gesellschaft als Verehrer des Dichters kennen gelernt hatte, eine 'Handschrifft Schillers', wie die eigenhändige Aufschrift des Oberförsters bezeugt. Diese Auf-

schrift steht auf einem andern Papier, auf dem das Fragment aufgeklebt ist. Das Ganze befindet sich, unter Glas und Rahmen wohl aufbewahrt, gegenwärtig im Besitz der Tochter des Präceptors Knoll, der Frau Stadtpfarrer Roller in Tübingen.

Der Inhalt des Fragments, das weder bei Goedeke noch bei Boxberger veröffentlicht ist, ist folgender:

> Milchweisses Firnwasser ist das kräftigste.
> Grat, zacken, spitze.
> Wirth und Gast zugleich
> Bergfirsten d. i. höchste Bergkuppen.
> Es wird frühe Morgen auf den Bergfirsten.
> Berge sind Erdwogen.
> Hinter dem Beiswind (Nordwind)
> Komlichkeit.

Über die Bedeutung und Beziehung dieses Bruchstücks wird man sich klar, wenn man liest, was Goedeke (hist.-krit. Ausg. von Schillers Werken 14, VII) über den Tell schreibt. Dort heisst es, Schiller habe sich beim Tell, wie bei allen seinen dramatischen Arbeiten, um Localfarbe zu gewinnen, aus den benützten Quellen J. v. Müller, Tschudi, Scheuchzer, Fäsi u. a. kurze Notizen gemacht. Darnach enthält also das Fragment Notizen zum Tell und in der That lässt sich ihre Entlehnung und ihre Benutzung im Drama fast Zeile für Zeile nachweisen. Die erste Zeile weist auf Scheuchzer, Naturgeschichte 2. Auflage von Sulzer; dort heisst es 2,165 also: 'Unsere Alpenbewohner trinken herzhaft allen fremden Gästen milchweisse Gletscherwasser zu, versichern auch aus langer Erfahrung, dass dies die gesündesten Wasser von allen' u. s. w. (bei Joachim Meyer, Schillers Tell, Nürnberg 1839/40 S. 31). Die Ausdrücke 'Grat, zacken, spitze' erinnern an die Excerpte aus Fäsi (bei Goedeke a. a. O. S. X ff.). Die übrigen Notizen lassen sich zunächst zwar nicht nach ihrem Ursprung, aber zumeist wenigstens im Schauspiel Tell selbst nachweisen, wie auch die erste Zeile. In II, 2 V. 1004 f. sagt Melchthal:

> Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
> Die in den Runsen schäumend niederquillt.

Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf die beiden nächsten Verse 1006 f.:

> In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
> Mein eigner Wirth und Gast . . .

In demselben Act und derselben Scene V. 1439 ff. ist der Text zu den nächsten Zeilen:

> Doch seht, indess wir nächtlich hier noch tagen,
> Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
> Die glühende Hochwacht [1]) aus . . .

Das folgende 'Berge sind Erdwogen' hat, wie es scheint, keine Verwendung gefunden, obwohl es dichterisch am bedeutendsten ist. Dagegen der Schluss wieder in IV,1 V. 2127 f.; dort sagt der Knabe zum Fischer:

> Es hagelt schwer. Kommt in die Hütte, Vater,
> Es ist nicht kommlich [2]) hier im Freien hausen.

So haben also diese zum Theil ziemlich unbedeutenden Notizen unter des Dichters Hand Geist und Leben gewonnen. Das Bruchstück, gut 6 Centimeter hoch und etwa 21 breit, muss aus einem grösseren Notizenbogen herausgeschnitten sein. Das zeigt der obere und der untere Rand desselben. Oben nämlich befinden sich über den beiden ersten Wörtern die unteren Theile von drei langen s oder f (q) und das 'F' in 'Firnwasser' ist oben abgeschnitten. Unten ist der unterste Theil des 'h' in 'Komlichkeit' weggeschnitten und dagegen der oberste Theil eines andern 'h' und zwei Punkte als Reste zweier Buchstaben unter dem 'ml' in 'Komlichkeit' zurückgeblieben. Vielleicht führen diese Angaben zur Entdeckung der andern Stücke, die, wie mir scheint, auch nicht veröffentlicht sind. Denn der Inhalt dieses Bruchstücks passt zu keinem der bei Goedeke veröffentlichten recht.

Das Bruchstück, in deutscher Schrift deutlich geschrieben, zeigt keine Spur von Flüchtigkeit.

Tübingen. Ernst Müller.

---

[1]) Die Stelle ist also doch wohl wörtlich zu nehmen und nicht bildlich zu fassen, wie Düntzer in seinen Erläuterungen zu Tell S. 203 Anm. thut.

[2]) komlich = bequem, angenehm: J. Meyer S. 40.

Achim von Arnim über Herders Cid.

Achim von Arnim schrieb in einem ungedruckten Briefe vom 12. März 1806 an Clemens Brentano:

Hast Du den Cid gelesen von Herder? Er steht in der ersten Lieferung seiner Werke und wird Dir viel Freude machen, hin und wieder hat ihm Herder wohl Mantel und Kragen umgehangen, oft ist die Dikzion gar zu nachlässig und unbequem im Lesen, die liebste Romanze ist mir wie er sich zur Hochzeit ausputzt, und dann wie er die Kisten mit Sand zum Juden schickt, ferner wie er todt gegen den Feind reitet, die Spanier haben ein eigen Talent, jedes Ding mit seinem eigenthümlichen Geruche zu bewahren und einzumachen, und darin bin ich ganz mit ihnen einverstanden, dass ich lieber Schweis als Seife riechen mag.

Berlin. Reinhold Steig.

Zur Kritik des Goethe-Textes.[1]

W. Meisters Wanderjahre, B. 1, Kap. 4 (Hempel 18, 57).

Nach ihrem unverhofften Zusammentreffen steigen Wilhelm Meister und Jarno-Montan mit den beiden Knaben vom Felsen hinab ins Thal und rasten bei einem Kohlenmeiler. Zwischen den beiden Freunden entspinnt sich ein Gespräch, das auch die Erziehungsfrage berührt, für welche der realistische Jarno den Kohlenmeiler zum Vergleiche benutzt. Da Wilhelm ihn nicht sogleich versteht, sucht er ihn mit katechetischer Methode durch Fragen auf die Deutung seines Vergleichs hinzuführen. Aber bei der vierten Frage verliert Wilhelm die Geduld und sagt: 'Wie mir scheint, willst Du auf Sokratische Weise mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu lassen, dass ich äusserst absurd und dickstirnig sei'.

Liest man den Satz aufmerksam, so wird man erkennen, dass in den Worten: 'mir begreiflich zu machen' und 'mich bekennen zu lassen' zwei Versionen vorliegen, von denen nur die eine beibehalten werden und an die Stelle der anderen treten sollte. Auch lässt sich mit Wahr-

[1]) vgl. Wochenschrift f. klass. Philologie 1891 Nr. 18 S. 1311.

scheinlichkeit vermuthen, welche von beiden Goethe bevorzugen wollte. Das Einfachste an sich war ja: 'mir begreiflich zu machen'. Aber da unmittelbar voranging: 'mir die Ehre anthun', so wählte sein feines Ohr an Stelle der Phrase, welche das mir unliebsam wiederholt hätte, eine Wendung mit dem Accusativ. Ich denke also, dass Goethes Text letzter Hand: 'willst du auf Sokratische Weise mir die Ehre anthun, mich bekennen zu lassen, dass' u. s. w. gelautet haben wird.

Königsberg i. Pr. Alfred Schöne.

A. v. Kotzebue.

1. Die 'Selbstbiographie'.

Goedeke sagt im Grundriss 1[1], 1064, 255 b: 'Selbstbiographie von A. v. Kotzebue Wien 1811. 8° (untergeschoben).' Hierzu bemerkt Max Koch in seinem Artikel Kotzebue der Ersch und Gruberschen Encyklopädie, 2. Section, 39, 186: 'Wilhelm von Kotzebue nimmt ohne Weiteres ihre Echtheit (nämlich die der 'Selbstbiographie') als erwiesen an und so darf sie wohl bestimmt als Kotzebues eigene Arbeit von nun an bezeichnet werden'. Dies ist nicht richtig. Ein Blick in die nun schon ziemlich selten gewordene 'Selbstbiographie' belehrt uns sofort, dass diese Schrift nur eine kunstlose Zusammenstellung der sechs von Kotzebue verfassten autobiographischen Werke ist und zwar abgesehen von starken Streichungen: ein wörtlicher Abdruck. Der Verfasser der 'Selbstbiographie' beginnt mit den Worten: 'Hervor ihr Zauberbilder meiner Kindheit!' u. s. w., also mit einem der ersten Abschnitte von Kotzebues Schrift: 'Mein litterarischer Lebenslauf' 1796 (zugleich einer Schilderung seiner Jugendzeit), und druckt diese wörtlich ab, schiebt aber S. 48 f. u. S. 54—114, an der Stelle wo der Tod der ersten Gattin Kotzebues und dessen erste Reise nach Paris erwähnt wird, Kotzebues ältere Schrift: 'Meine Flucht nach Paris im Winter 1790', Leipzig 1791 sammt Vorrede und Nachwort ein, ein Werk, das eben die erwähnten Ereignisse breit behandelt. Auf den Schluss des

litterarischen Lebenslaufes folgt S. 122—132 der Abdruck der Vertheidigungsschrift: 'Über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetne Dienstentlassung', Leipzig 1799, natürlich ohne die Beilagen, dann S. 132—274 der Abdruck des Buches 'Das merkwürdigste Jahr meines Lebens' 1. u. 2. Theil Berlin 1801 f. Daran schliessen sich einige ganz zufällig ausgewählte Kapitel der 'Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804', 2 Abtheilungen Berlin 1804, und der 'Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel' Berlin 1805. Mit dem Abschluss dieser Reise ist auch die 'Selbstbiographie' zu Ende.

Dass Kotzebue diese Zusammenstellung nicht selbst besorgt hat, ergiebt sich schon daraus, dass die Texte der genannten autobiographischen Schriften einfach neben einander abgedruckt sind, ohne äusserlichen Abschnitt, aber auch ohne innerliche Verzahnung, ohne einen Versuch die dazwischen liegenden Ereignisse flüchtig zu schildern. Auch lässt der neue Redactor alle Reflexionen und die persönlichen Erwägungen, die grossprecherischen Vertheidigungen weg, die dem eitlen Dichter gerade die Hauptsache waren. Endlich entbehrt diese 'Selbstbiographie' einer Vorrede, die sonst bei Kotzebue niemals fehlt.

Meine Vermuthung, dass der Verleger selbst, Franz Gräffer, der Besitzer der auf dem Titelblatt genannten Verlagsfirma: 'Chatarina Gräffer und Compagnie' diese Arbeit unternommen habe, findet ihre Bestätigung in den 'Wiener Dosenstücken von Franz Gräffer' (2. Ausgabe, 2. Theil Wien 1852, S. 175) in einer Stelle, auf die mich August Sauer freundlichst aufmerksam gemacht hat. Gräffer erzählt hier selbst: 'und so verfiel ich auf eine andere biographische Speculation. — Das Individuum des Buches ist Kotzebue. Der Titel 'August von Kotzebues Selbstbiographie'. In dieses Autors zerstreuten Schriften, finden sich fast über alle seine Lebensmomente Nachrichten; diese aneinander gereiht geben seine Biographie und zwar buchstäblich genommen, seine Selbstbiographie. Von dieser Idee ging ich aus. Das Buch trat 1811 ans Licht und machte Glück. Herr von Kotzebue, das kann man denken, war höchlich überrascht, aber nichts weniger, als böse. Ich erhielt ein

recht artiges Schreiben von ihm, in welchem er mir nur vorwarf, dass ich ihn nicht vorerst in Kenntnis gesetzt. Im Morgenblatt aber änderte er die Sprache, worauf jedoch alsbaldige Verständigung folgte'.

Wilhelm von Kotzebue nennt an der von Koch a. a. O. herangezogenen Stelle ein Ereigniss aus dem 'litterarischen Lebenslauf', also aus einer echten Schrift seines Vaters. Schliesslich sei erwähnt, dass ähnliche Versuche, wie der vorliegende: aus Kotzebues eigenen Schriften eine neue Biographie zusammenzustoppeln, in jener Zeit nicht selten waren, vgl. z. B. Goedeke, a. a. O. 255 m.

Prag. Adolf Hauffen.

2. Ein Streit mit Ärzten.

Als bei der Neige des Jahres 1799 auch in Weimar die Frage um den Beginn des Jahrhunderts erörtert wurde, gab Kotzebue seine Meinung in einer Posse 'Das neue Jahrhundert' (erschienen 1801) ab. Er benützte diesen Einacter nebenher zur Verspottung der John Brownschen Lehre vom Einflusse der äusseren und inneren Reize auf die Organe des menschlichen Körpers. Der Schotte hatte in Deutschland viele Anhänger, die sich aber selbst unter einander befehdeten. Durch das Auftreten zweier Gegner sucht Kotzebue die Brownianer lächerlich zu machen.

Diese gaben die Antwort auf den Angriff des unberufenen Laien in ihrem Hauptorgan, Röschlaubs Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde, Frankfurt a/M. Ein 'X' übernimmt die Vertheidigung in Briefen an Röschlaub 4,182 ff.[1]), indem er die 'Geschichte eines Hypochondristen K.' erzählt, der nach neunjähriger falscher Behandlung durch einen Brownianer geheilt worden sei. Zum Schlusse giebt X. auf, den Hypochondristen zu errathen: wer könne es anders sein, als der Poet Kotzebue, der die bewusste Komödie geschrieben habe?

Kotzebue wehrte sich im Hamburger Correspondenten gegen diese Blosstellung und, nachdem er die Briefe des Dr. X gelesen hatte, umständlich in Hufelands Journal der

[1]) 1800 erschienen. Darnach giebt es wohl einen älteren Druck der am 1. Januar 1800 in Wien aufgeführten Posse, oder der bekannte ist vordatirt.

praktischen Heilkunde 12, 149—169, obwohl er nicht recht sicher war, ob er sie für Spass oder Ernst nehmen solle. 35 wohlgezählte Lügen in der Krankengeschichte des Hypochondristen unternimmt er nachzuweisen. Es sei eine Lüge, dass er sich je durch Studiren angegriffen habe, dass er sich je bei irgend guter Witterung zu Hause gehalten, dass er Cichorienkaffee getrunken habe u. s. w. Wir erfahren aber, dass er ein Tagebuch über sein Befinden geführt, die Recepte seiner Ärzte aufbewahrt habe, also doch etwas vom Hypochondristen an sich hatte. Ja er entwirft S. 161 ff. seine Krankengeschichte und führt ihren Anfang auf den täglichen Genuss einer grossen Quantität dickgekochter grüner Erbsen zurück u. s. f.

Diese Geständnisse des 'Russisch-Kayserlichen Kollegien-Rathes' vom Mai 1801 forderten neuen Spott bei Röschlaubs Freunden heraus. Im Magazin 5, 451 ward, wohl dem Hamburgischen Correspondenten, erwidert: auf Kotzebue, 'das grosse Licht des allbeliebten Theaterwesens', dieses 'ganz geistige und geistreiche Wesen' wirkten auflösende Einflüsse, darum sei sein Genie unsichtbar geworden. Den Artikel in Hufelands Journal beantwortet Röschlaub selbst 6, 435 ff. Er redet Kotzebue als den 'allbeliebten Lieblingsdichter der Gemeinheit' an und erklärt, dieser habe einen überschwenglichen Beweis der Albernheit und des Stumpfsinnes gegeben, indem er die Geschichte des Hypochondristen auf sich bezogen habe, da X. ihn doch nur nebenher zum Schlusse für seinen elenden Wisch 'Das neue Jahrhundert' habe strafen wollen. Auch Dr. X. bekundet S. 443, er habe Kotzebue nicht als körperliches Individuum treffen wollen, sondern nur als Verfasser der Komödie, er wisse überhaupt nichts von ihm, als was der verhallende Ruhm seiner Muse mit sich bringe. Und auch er höhnt gröblich über den Unverstand Kotzebues, der eine erfundene Satire ernst genommen habe.

Dieser lächerliche Kampf ist ein Zeugniss, in wie weiten Kreisen Kotzebue verachtet war. Seine Vertheidigung hätte einen köstlichen Beitrag zur Gräfferschen Selbstbiographie des Dichters gegeben.

Graz. Gustav Wilhelm.

Eine dramatische Skizze Grillparzers.

Die nachfolgende kleine Satire, die in einer neuen Grillparzer-Ausgabe im Band 11 einzureihen wäre, stammt aus dem Besitze meines Vaters. Sie ist ganz von Grillparzers Hand, sehr nachlässig geschrieben und trägt die Jahreszahl 1822, die Zeit, wo der Freischütz seine ersten Aufführungen erlebt hatte und Weber selbst in Wien verweilte. Wie freundschaftlich er Grillparzer entgegen kam, zeigt der vom 19. März 1822 datirte Brief, den ich hier nach dem in meinem Besitze befindlichen Originale folgen lasse.

Mein Besuch bei Ihnen hochverehrter und mir wahrhaft theurer Herr und Freund sollte ein recht ordentlicher sein, und keine von den gewöhnlichen Visiten, durch die man schon glaubt einen Achtungsbeweiss abgelegt zu haben, wenn man nur allenfalls seine Karte angebracht hat. Meine Krankheit hat mich um diese Freude gebracht; und ich werde so sehr nach meinem Konzert nach Hause eilen, dass ich mich nur mit meinem Wiederkommen trösten kann. Verschmähen Sie den Gebrauch beikommender Karte nicht, und erlauben Sie mir Ihnen wenigstens noch auszusprechen, dass wenn es möglich war meine innige Achtung und herzliche Zuneigung zu Ihnen noch zu steigern, es gewiss durch das anziehende Ihrer persönlichen Bekanntschaft noch bei mir geschehen ist. Ich musste Sie als einen alten Freund begrüssen, ich konnte nicht anders, und meinem Gefühl nach lag eben darin der beste Beweiss, den ich geben kann, wie nahe und lieb Sie meinem Wesen sind, und wie unveränderlich ich stets mit wahrhafter Verehrung sein werde

Ihr

M. v. Weber.

Wie Grillparzer über die Tonmalerei des Freischütz dachte, hat er 1826 in den Ästhetischen Studien (12,214 vgl. 11,182) ausgesprochen. Der kleine Scherz, der wahrscheinlich wie die Briefe über den Ottokar für die Ludlamshöhle bestimmt war, scheint Grillparzer noch 1830 vorzuschweben, wenn er unter 'Büchertitel' notirt: 'Der Scharfschütz, eine poetische Kleinigkeit' (11,194).

1822. Der wilde Jäger.

romantische Oper.

Waldschlucht. Finsterniss, dass man seine Hand nicht sehen kann. Unaufhörlich Donnern. Misstöne aller Art.

Vier Teufel mit feurigen Augen hängen als Laternen in den Kulissen.

[Monomispontopos][1]) Sirono, der wilde Jäger tritt unter Donner und Blitz auf; er bleckt die Zähne und brummt grässlich.

Mon. Uh — Uh — Uh — Uh — Uh.

(Donner)

Sirono (fährt fort) Mord, Tod, Gift, Dolch, Hölle, Teufel

(verstärkter Donner)

Mon. Abracadebra. Hocuspocus. Gott sey bey uns Erscheine.

(vierzig Violons streichen in Unisono unaufhörlich)

Erscheine!

(Zwanzig Pauken sekundiren)

Erscheine

Entsetzlicher Donnerstreich

Er kommt nicht?

(er erblickt den getreuen Ekart der auf der Erde liegt)

Ha. Du bist Schuld, dass mein Herr und Meister nicht erscheint!

(er schlägt ihn mit einem Prügel sehr stark auf den Kopf. Ekart schreit entsetzlich.

Doch ich rieche seine Annährung.

(ein unerträglicher Gestank verbreitet sich im Theater)

Höre mich Schrecklicher

(zehn wilde Stiere laufen übers Theater)

Entsetzlich! Uh!

Fünfzig Grenadiere treten auf, laden ihre Gewehre mit Kugeln, zielen damit auf das Publikum und setzen dadurch diejenigen, die sich noch nicht fürchten, in wirkliche Furcht. NB. vorher werden alle Ausgänge versperrt.

Hiemit lästere ich Gott, verfluche mich selbst, ermorde mich, verdamme mich, alle, alles.

Die letzte Gallerie fällt unter schrecklichem Gekrach ein, die Gequetschten schreien entsetzlich.

Es ist vollbracht.

Hinter der Kulisse bricht Feuer aus. Donnerschlag. Der Vorhang fällt.

Wien. Alexander von Weilen.

Hebel und Wieland.

In Hebels bekannter Erzählung 'der geheilte Patient' (S. 174 meiner Ausgabe) wird von einem reichen Mann be-

---

[1]) ausgestrichen.

richtet, der wegen seines Wohllebens und Faulenzens allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen hat. Den Vormittag sitzt er im Lehnstuhl und raucht Tabak; er isst wie ein Drescher zu Mittag; den ganzen Nachmittag isst er und trinkt er, nach dem Nachtessen legt er sich todmüde zu Bett. So wird er zuletzt dick und unbeholfen wie ein Maltersack und hat jeden Tag eine andere Krankheit. Alle möglichen Medicinen werden vergebens an ihm versucht. Da hört er von einem fremden Arzt, der äusserst geschickt sein soll, und klagt ihm sein Leid. Der erkennt sofort, was ihm fehlt; er heisst ihn zu sich kommen, aber auf Schusters Rappen, damit der Lindwurm, den er im Bauch habe, ihm nicht die Gedärme abbeisse. Den ersten Tag geht es so langsam wie bei einer Schnecke; aber schon am zweiten und dritten Morgen kommt es ihm vor, als ob die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten; am Ziele seiner Wanderung angelangt, fühlt er sich völlig gesund. Er erreicht ein hohes Alter und zeigt sich zeitlebens als dankbarer Patient.

Die Quelle der ergötzlichen Erzählung scheint mir keine andere zu sein als Wielands Schach Lolo (Sämmtl. Werke Bd. 10). Schach Lolo führt das echte Quasi-Leben der Götter Epikurs. Des Vormittags sitzt er auf seinem Thron und vertreibt sich die Zeit mit Betelkauen. Drei üppige Mahlzeiten füllen die Zeit vom Mittag bis zur Nacht; um Mitternacht wird er schwer berauscht zu Bett gebracht. Bei solcher Lebensart befällt ihn schliesslich die Plage des Aussatzes. Zwei Jahre erschöpfen die Ärzte vergebens ihr Gehirn und alle ihre Büchsen, um ihm Linderung zu verschaffen. Da kommt ein Fremdling aus fernem Land, der, nachdem er kaum von dem Leiden gehört, sich zu seiner Heilung bereit erklärt. Ein Talisman soll das Wunder vollbringen; er steckt in dem Ballschlägel, den Duban, der Fremdling, überreicht. Lolo muss mit dem Schlägel den schweren Ball schlagen, dass ihm der Schweiss aus allen Poren bricht. Am zweiten Tag dünkt ihm der Schlägel schon minder schwer und lustiger das Spiel als Tags vorher. Nach sieben Tagen ist er blühend und frisch, der Aussatz verschwunden. Duban wird der Favorit des dankbaren

Schach. Was weiter folgt, die Verleumdung Dubans durch den Grosswessier, die Hinrichtung des vermeintlichen Hochverräthers und seine Rache, hat bei Hebel keine Verwendung mehr gefunden.

Hebel hat das Romantisch-Orientalische ins Bürgerlich-Abendländische übertragen und zwar in wahrhaft ausgezeichneter Weise. So ist der 'geheilte Patient' ein genaues Seitenstück zu seinem 'Statthalter von Schopfheim' (meine Ausgabe der Gedichte S. 57), in dem er die Geschichte von David und Abigail ins Heimisch-Alemannische übersetzt hat.

Giessen. Otto Behaghel.

Heines Achtes Traumbild.

Heine, der den grössten seiner lyrischen Erfolge dem Loreley-Motiv Achims von Arnim verdankt, hat auch in einem andern oft citirten und recitirten Gedichte sich eine Erfindung des märkischen Romantikers angeeignet. In jener seltsamen Parade der Gestalten, welche starben als sie liebten (8. Traumbild, Elsters Ausgabe 1, 23), tritt auch ein König der Bretter auf, der als Mortimer sich ersticht, nachdem er verzweifelnd gerufen: 'Maria, du Heilige!' Bei Lebzeiten war dieser Komödiant der Held von Arnims fast vergessenem Jugendroman Hollins Liebeleben. Dieser hoffnungsvolle Jüngling, wie Novalis beim Bergwesen thätig, glaubt in Folge seltsamer Missverständnisse sich von der Untreue seiner Geliebten überzeugt zu haben. Mit ihr soll er in einer Liebhabervorstellung der Maria Stuart auftreten. Wie der vermummte Darsteller des Geistes in der Hamlet-Aufführung des Wilhelm Meister erscheint er zunächst verkleidet auf der Bühne, nachdem man ihn angstvoll erwartet hat (vgl. Minor vor seiner Ausgabe des Hollin S. XXII); er spielt dann die ihm aufgegebene Rolle des Mortimer und Spiel und Wirklichkeit vermischen sich grausig, wie so gern bei den Romantikern. Nach den Schlussworten seiner Rolle: 'Maria, heilge, bitt' für mich! Und

nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!' erdolcht er sich und stirbt auf der Bühne.

Es ist wohl kein Zweifel, dass dem Gedicht Heines von 1816 diese Erzählung Arnims von 1802 vorschwebt. Immerhin hat er den Stoff in bezeichnender Weise umgewandelt: der Dilettant ward Berufsschauspieler, die treue Liebe Hollins und der Maria wird zu einem neuen Fall unglücklicher Liebe, und die Schlussworte werfen ein ironisches Licht auf den Unglücklich-Ungeschickten. —

Heines Gedicht, mit welchem er am 7. Mai 1821 seine 'Poetischen Ausstellungen' wirkungsvoll eröffnete (Strodtmann, Heines Leben 1, 193), schliesst, wie bekannt, mit einer deutlichen Reminiscenz. Goethes 1815 zuerst gedruckter 'Todtentanz' endet mit den Versen:

> Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
> Und unten zerschellt das Gerippe,

Heines Todtentanz mit den Versen:

> Da scholl vom Kirchthurm 'Eins' herab
> Da stürzten die Geister sich heulend ins Grab.

Es wäre unter solchen Umständen sehr wohl möglich, dass unter Heines Gespenstern sich noch andere litterarische 'revenants' fänden. Besonders machen der Schneidergeselle und der Student mir den Eindruck, als könnten auch sie bestimmten von Heine halbparodisch citirten Dichtungen angehört haben. Seinerseits hat das Lied vom unglücklich liebenden Schneider wohl die Liebesepisode in Gaudys reizendem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen mit veranlasst. Das ganze Gedicht gewänne ein anderes Gesicht, wäre es eine Parade von Helden unglücklicher Liebe in den Modedichtungen jener Zeit — etwa wie Grabbe in 'Scherz Satire und Ironie' die Idealfiguren Schillers, Houwalds und anderer im Jenseits versammelt, etwas deutlicher zwar, so dass Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky den Schulmeister Wallenstein, der es lieber doch nicht thun will, ihm entlehnen konnte (Grabbes Werke hg. v. Gottschall, Leipzig 1875, 2, 237 — Faust Der Tragödie Dritter Theil, Tübingen 1886 S. 25).

Berlin. Richard M. Meyer.

'Wildfeuers' Ursprung.

Die vierte Geschichte in Wielands Hexameron von Rosenhain, 'Die Novelle ohne Titel', erzählt, dass die Moskovos von Altariva, eine verarmte galizische Adelsfamilie, plötzlich durch das Testament eines reichen Verwandten Don Jago, Aussicht auf ein grosses Vermögen erhalten haben, jedoch unter der Bedingung, dass, wenn der Grossneffe Manuel ohne Leibeserben stürbe, die Stammgüter einem unbemittelten Seitenverwandten, Don Antonio Moskovo zufallen sollten. Bald nach dem Tode des Oheims werden Manuel und seine Zwillingsschwester Galora von den Pocken befallen; der Knabe stirbt, das Mädchen bleibt am Leben. Um nun das Besitzthum ihrer Familie zu erhalten, fasst die Mutter den verzweifelten Entschluss, zu verkünden, Manuel lebe und Galora sei gestorben. Das Mädchen wird nun als Knabe erzogen. Die Natur hat ihr dazu alle Anlage gegeben; sie war stark von Knochen und Muskeln, in allen Leibesübungen gewandt; die Augen besassen etwas Wildes, Trotziges. Zur besseren Unterweisung in Lebensart und Weltkenntniss sollte nun für den 'jungen Grafen' ein Mentor angenommen werden. Für diesen Posten meldet sich jener 'unbemittelte Seitenverwandte', der rechte Erbe, Don Antonio Moskovo, der von dem Betrug nichts weiss und nur durch seine Noth zu der Bewerbung veranlasst wird. Er nimmt, um sich nicht als Verwandter einzuführen, den Namen Don Alonzo Noya an. Nicht lange ist er im Haus, da verliebt sich sein 'Herr' in ihn; diese Leidenschaft wächst so, dass schliesslich Galora sich Alonzo entdeckt. Dieser enthüllt sich ihr wiederum als Antonio, den Erben. Galora ist gebrochen und zieht sich ins Kloster zurück. Antonio heiratet, was für uns hier nicht weiter in Betracht kommt, seine alte Liebe, Rosa, und übernimmt seine Güter.

Denselben Stoff behandelt Friedrich Halms 'Wildfeuer'.

Die gräfliche Familie Dommartin befindet sich in derselben Lage wie die Moskovos nach dem Tode Manuels. Der Familiensitz erbt nur in männlicher Linie fort. Die

Gräfin Adele hat aber keinen Sohn, sondern nur eine Tochter. Damit nun nicht der nächste männliche Anverwandte Gerard v. Lomenié, der übrigens halb verschollen ist, Ansprüche erheben kann, erzieht die Gräfin das Mädchen von früh auf als Knaben René. Und wie bei Galora, so wird auch hier der Betrug durch die Natur unterstützt. Alle Eigenschaften eines frischen Jungen hat René, ja so toll treibt es der Pseudojüngling, dass er den Namen Wildfeuer erhält. Um die Überkraft Renés in strengere Zucht zu bringen, erhält er einen Waffenmeister Marcel de Prie. Dieser ist natürlich der wahre Erbe, Gerard von Lomenié, Wielands Antonio, der seinen Ursprung nicht kennt und von treuen Freunden seines Vaters in sein Recht wieder eingesetzt werden soll. Sie haben ihn aus der Fremde, nach dem Tode seines Vaters, hierhergeholt und entdecken ihm zur geeigneten Zeit das Geheimniss seiner Abstammung und den Verdacht gegen das Geschlecht Wildfeuers.

Halm geht jetzt seinen eigenen Weg.

Wieland hob ganz richtig hervor, dass Galora durch die jahrelang gespielte Rolle als Mann weibliche Anmuth und weiblichen Reiz verloren habe und nicht mehr im Stande gewesen sei, Liebe zu erwecken. Die Resignation der Unglücklichen ist ein sehr angemessener Abschluss.

Dies war nichts für Halm, er brauchte für sein Publikum etwas Pikanteres, Gewürzteres, und wenn zwei sich heiraten konnten, so war es auch kein Fehler. Auf ein paar Unwahrscheinlichkeiten kam es ihm weiter nicht an. Unwahrscheinlich ist es doch, dass René so lange sein wahres Geschlecht verborgen bleiben konnte. Unwahrscheinlich im höchsten Grade auch, dass Wildfeuer, der Wolfstödter, der auf Bäume klettert und von Ballustraden herunterspringt, dessen unbewusst aufblühende 'Weiblichkeit' uns doch mit Bertrand de Brienne wenig anmuthig erscheint, so schnell wie die Kleider auch die Charaktereigenschaften der Geschlechter wechselt, als im letzten Act ihm das Geheimniss des eignen Geschlechts entdeckt wird. Aber des erwünschten Schlusses wegen wird René mit einem Mal ein ganz sanftes Lämmchen, alles Wilde, Feurige ist wie weggeblasen.

An das herbe Mannweib Wielands konnten wir glauben, die bezähmte Widerspenstige Halms flösst uns Misstrauen ein. —

Recht gut wusste Halm übrigens, was er that, als er René sein Geschlecht nicht kennen liess. Er gewann dadurch für seine Zuschauer die prickelndsten Scenen. So, als Gerard, um seinen Zögling zu prüfen, ihn zum Baden auffordert. Ferner als Gerard in berechneter Absicht, mit seinem Zögling schäkert, ihn umarmt und einen langen Kuss auf die bebenden Lippen des weiblichen Junkers drückt. Man bedenke, wie René in seiner Männerkleidung — er darf doch gewiss nichts Theaterpagenmässiges trotz seines eigentlichen Geschlechts haben — 'zitternd' einem Manne 'im Arme liegt'. Man bedenke, wie Wildfeuer, der sich immer noch für einen Jüngling hält, um Marcel zu retten, Frauenkleidung anlegt und sich dann der 'garstigen Röcke' schämt. Dadurch erhält die Figur des René etwas unausstehlich Süssliches, Gurlihaftes noch zuletzt.

Aber das muss wohl dem Publikum sehr gefallen haben, denn Wildfeuer hat seinen Triumphzug über viele Bühnen gehalten. Und so ist auch dieses Stück ein Beweis dafür, wie geschickt der österreichische Dramenschreiber auf den platten Geschmack seiner Zuschauer zu speculiren verstand, und dafür, wie er einen an sich ernsten, jeder Frivolität baren Stoff sich für seine Zwecke zurecht zu machen wusste.

Berlin. Felix Poppenberg.

Nachtrag.

'Das Muster der Ehen.'

Vierteljahrschrift 1, 492 ff. 2, 275 ff.

Dr. Marcus Landau in Wien verweist für das Thema von Lessings 'Muster der Ehen' auf Terenz Andria III, 1: 'Utinam aut hic surdus aut haec muta facta sit', auf das südslavische Sprichwort: 'Das Ehepaar lebt am glücklichsten wenn der Mann blind und die Frau taub ist' (Fr. Krauss. Sitte und Brauch der Südslaven S. 507) und auf Rabelais, Pantagruel III ch. 33.

Johann Sommers Ethographia Mundi.

'Eyn nuwer heylig heisst Grobian, Den will yetzt fyren yederman' — so heisst es in Sebastian Brants Narrenschiff.[1]) Der gelehrte Basler Jurist hatte für die ungeschlachten Grobianer einen eignen Orden erfunden, ihnen den S. Grobian als Patron gegeben und ihr Wappen mit einem gekrönten die Sauglocke am Halse tragenden Schwein ausstaffirt. Er machte sie dadurch litteraturfähig und schuf in dem neuen Heiligen Grobianus den Typus einer litterarischen Periode, die zunächst ebenso die Reaction der manierirt idealisirenden Romantik wie der gelehrten Renaissance dank ihrer zähen Lebenskraft überdauerte. Thomas Murner und andere Nachahmer des Narrenschiffs halfen Namen und Zeichen verbreiten und mehr und mehr fanden nun die rüden Zeitsitten in der Litteratur ihren Niederschlag. Auch die Reformation vermochte das Schönheitselement nicht zur Geltung zu bringen, vielmehr folgte dem gewaltigen geistigen Aufschwunge mit verdoppelter Wucht die Tendenz zum krassen Realismus, womit der wüsteste Aber- und Angstglaube, Teufels- und Hexenfurcht, Zauberei und Sterndeuterei unbefangen Hand in Hand gingen. Die Streitschriften jener streitlustigen Tage leisteten dem Hange zum Derben und Grobianischen wirksamen Vorschub, so dass nun vollends der rohe Ton des Kneiptisches in die Litteratur eindrang und selbst gottesfürchtige Pastoren, von der Cultur unbeleckt, den wuchtigsten Dreschflegelstil nicht verschmähten. Höchstes und Niedrigstes war in dieser wunderbar zwiespältigen Zeit eng benachbart. Während humanistische und protestantische Bildung an den höchsten Problemen sich abmühte, schien gleichzeitig der grossen Masse des Volkes das Derbe, Brutale und Zotige als das einzig Ergötzliche: Lügengeschichten und zwar launige aber gründlich schmutzige Anekdoten bildeten seine Lieblingslektüre, und wer nur amüsant zu erzählen wusste, durfte ungescheut

[1]) Zarncke, Seb. Brants Narrenschiff. Leipzig 1854 S. 70.

selbst das Äusserste wagen und dabei sogar des Beifalls der Frauen versichert sein.

Ein Gegenschlag gegen diesen Grobianismus in Leben und Litteratur konnte natürlich nicht ausbleiben. Zwar die vorhandene realistische Lust und Kraft zu idealisiren und künstlerisch emporzubilden war dem 16. Jahrhundert versagt, aber wenigstens regte sich die Satire, um das unflätige Wesen der Zeit, ihre wüste Rohheit, ihr behagliches Schwelgen im Schmutz durchzuhecheln. Schon 1538 war in einem Schriftchen 'Grobianus Tischzucht bin ich genant, den Brüdern im Sew orden wol bekant' der launige Versuch gemacht worden, durch eine Art Regelbuch die Roheiten und Flegeleien der Grobianer dem Gelächter preiszugeben; dasselbe versuchte 1549 der junge Student Friedrich Dedekind, später Superintendent an der St. Michaeliskirche in Lüneburg, in seinem lateinischen Grobianus, dem sowohl im Original wie in der freien Verdeutschung des Wormser Schulmeisters Kaspar Scheidt (1551) ein ungeheurer Erfolg zutheil werden sollte. Scheidt, den sein Schüler Fischart als den besten Reimisten seiner Zeit bezeichnete, hatte in seiner Übersetzung die Dedekindsche Vorlage aufs glücklichste noch zu überbieten und in ihrer Wirkung zu verstärken gewusst, so dass dieser deutsche Grobianus wirklich, um mit Gervinus[2]) zu reden, ein abschreckendes Spiegelbild der Zeit darbot, weil darin ganz eigentlich 'der allgemeine und abstracte Charakter des ganzen Zeitalters aus den vielen besonderen und einzelnen Repräsentanten seiner grobschrötigen Cultur' entworfen wird. Es ist ein lehrreicher, aber freilich nichts weniger als erquicklicher Einblick in das Treiben jener Tage, der uns darin eröffnet wird. Indem der Verfasser mit den Wölfen mitheult, d. h. sich selbst als waschechten Grobianer einführt, mit ihnen die Saumette singt, mit ihnen säuft, flucht und flunkert, indem er die rüdesten Unflätereien grob ironisch anpreist und sie fein säuberlich in Regeln und Vorschriften bringt, wandelt sich das 'aus dem Humor der Verzweiflung' geborne Buch ganz unmerklich in die bitterste Satire, deren Wirkung

[2]) Geschichte der Deutschen Dichtung [5]3, 201.

nicht mit Unrecht mit der der Dunkelmännerbriefe verglichen worden ist.[3]) Das Pathos der Bussprediger verhallte wirkungslos; lachend aber liessen sich die Leute auch die Wahrheit gefallen. Denn das Zeitalter stand nicht nur unter dem Zeichen des Grobianus, sondern auch unter dem des Eulenspiegels.

Zwei Jahrzehnte später (1575) schlug Johann Fischart in seiner Übersetzung von Rabelais' Gargantua einen ähnlichen Ton an. Waren jedoch Dedekind und Scheidt rein didaktisch verfahren und im Grunde ganz in der Manier der Brant und Murner stecken geblieben, so fand Fischart in des Rabelais berühmtem Buche ein Vorbild, das seiner gewaltigen Begabung weit besser entsprach, als das jener unkünstlerisch lehrhaften Satiriker. Ausgerüstet mit umfassender humanistischer Gelehrsamkeit und gründlich bewandert in den neueren Sprachen, war er zugleich ein Patriot reinsten Wassers; er war ein eminentes satirisches Talent voll sprudelnder Phantasie, ein Meister in Wortspiel und Wortverdrehungen, unerschöpflich in sprachlichen Virtuosenstückchen, nur dass er sich selbst um die besten dauernden Wirkungen betrog, weil er weder Mass zu halten noch seine Schöpfungen architektonisch zu gliedern imstande war. Gleichwohl überragt er alle seine Vorgänger sowohl durch den Adel seiner Gesinnung, wie durch die schier unerschöpfliche Fülle seiner Anschauungen und die Vollsaftigkeit und Bildlichkeit seiner Rede. Wohl ist auch sein Witz nicht selten grobianisch, immer aber ruht er auf dem Untergrunde bürgerlicher Tüchtigkeit, sittlichen Ernstes und gemüthlicher Herzenswärme. Wie vordem sein gesunder Menschenverstand in der Satire 'Aller Praktik Grossmutter' (1572) gegen Sterndeuterei und Wahrsagerei sich aufgelehnt hatte, so hielt er nun im Gargantua den rohen Sitten der Grobianer einen Spiegel vor: die gigantischen Helden des Buches sind in riesenhafte Dimensionen verzerrte Fresser und Säufer und zumal die Trunksucht jener vom Saufteufel besessenen Zeit findet in der bacchantischen Trunkenlitanei eine sonst nirgend erreichte derb drastische

[3]) G. Milchsack im Neudruck des Grobianus, Halle 1882 S. VI.

Schilderung; ergötzlich wird die derzeit gang und gäbe Lügenlitteratur karikirt und das Modeunwesen der Zeit in grotesken Bildern verspottet.

Auf den Schultern Scheidts und Fischarts steht der schreiblustige Pastor in Osterweddingen Johannes Sommer, der fast sechs Jahrzehnte nach dem Grobianus, mehr als dreissig Jahre nach Fischart abermals den Grobianern einen Sittenspiegel vor Augen hielt. Anlass dazu war im Jahre 1607 nicht weniger vorhanden als damals. Allerdings fehlte es an der Schwelle des neuen Jahrhunderts nicht an Ansätzen einer neuen kräftigen Entwicklung; der Wohlstand war im Wachsen, Ordnung und Sicherheit im Lande waren grösser geworden. Auch war die Sittenlosigkeit schwerlich viel ärger als vordem, freilich ganz gewiss auch nicht wesentlich geringer. Von oben herab drang der Hang zu Luxus und Wohlleben in immer weitere Kreise; Mode-, Sauf- und Spielteufel gingen nach wie vor um und forderten in allen Ständen zahlreiche Opfer; das Geschlecht der Grobianer war noch keineswegs ausgestorben. Aus der Volkslitteratur weht uns noch immer die Luft der Kneipe entgegen, aber seltsam genug mischt sich zugleich in das wilde Johlen und Lärmen ein elegischer Ton der Trauer, des Missbehagens und der Verzweiflung. Immer lauter werden die Klagen über die Verderbtheit der Zeit, immer häufiger die Unglückspropheten, die das nahe Weltende verkündigen.

Johannes Sommer[4]) war, als er im Jahre 1607 unter dem Namen Olorinus Variscus als Ethicus der neuen Weltkinder seine Ethographia Mundi herausgab, ein Mann von 62 Jahren, der sich als Übersetzer und Sammler mehrfach litterarisch bethätigt hatte. Er stammte aus Zwickau, wo er 1545 ein Jahr vor Luthers Tode, fünf Jahre vor Johann Fischart geboren war. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts finden wir ihn unter dem Abt Clemens Strathusen[5]), dem Nachfolger Peter Ulners, als Conventual und Lehrer zu Kloster Berge, worauf ihm 1598 nach dem Tode des Pastors

[4]) Vgl. H. Holstein im Beiblatt der Magdeb. Zeitung 1880 S. 411 f. und 1881 S. 2 f.

[5]) H. Holstein, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge. Leipzig 1886 S. 7.

Georg Hasenstab die unter dem Patronat des Klosters stehende Pfarre zu Osterweddingen verliehen wurde. Hier starb er, nachdem er 24 Jahre lang sein Amt verwaltet hatte, als siebenundsiebzigjähriger Greis am 16. October 1622.

Der Schriftsteller, der sich bald Cycnaeus als Zwickauer, bald Olorinus Variscus, gelegentlich auch Huldrich Therander nannte, war zuerst als Übersetzer lateinischer Dramen aufgetreten. Im Jahre 1602 erschien in Magdeburg seine Verdeutschung der lateinischen Komödie Areteugenia[6]) des Stettiner Predigers Daniel Cramer, der darin den der italienischen Novelle entlehnten romantischen Stoff von der Rettung des Ritters Aretinus und seiner Schwester Eugenia behandelt hatte; drei Jahre später folgte desselben Verfassers Plagium[7]), worin die Entführung der beiden Prinzen Albert und Ernst von Sachsen durch Kunz von Kaufungen dramatisch gestaltet ist. Er übersetzte ferner Albert Wichgrevs Komödie vom Studentenleben, den Cornelius relegatus[8]), und versificirte endlich die Prosa in des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig Komödie Von einer Ehebrecherin[9]), der der gleiche Schwank wie den Lustigen Weibern von Windsor zu Grunde liegt. Er gab ausserdem eine Sammlung von Leberreimen heraus, veröffentlichte ein Räthselbuch und eine Sprichwörtersammlung und folgte den Spuren Fischarts in seiner Martinsgans. Diese ganze vielseitige litterarische Thätigkeit drängt sich, merkwürdig genug, in ein Jahrzehnt seines Lebens zusammen, und zwar war er nahezu ein Sechziger, als er, soviel wir wissen, zum ersten Male als Schriftsteller an die Öffentlichkeit trat, die er dann freilich als flinker Vielschreiber unermüdlich in Athem hielt. Natürlich aber war diese Massenproduction nur möglich durch sein unselbständiges An- und Entlehnen, durch das reichliche Ab- und Ausschreiben andrer. Zumeist beschränkt er

---

6) Goedeke, Grundriss [2] 2, 372 und Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrh. Halle 1886 S. 259.

7) Goedeke, Grundriss [2] 2, 372 und Holstein, Die Reformation S. 260.

8) Vgl. Erich Schmidt, Komödien vom Studentenleben, Leipzig 1880 S. 11 f.

9) Der Titel bei Goedeke [2] 2, 373. Vgl. auch Gervinus [5] 3, 159.

sich, wie gesagt, aufs Übersetzen und Sammeln; wo er jedoch wirklich Originale zu bieten vorgiebt, da sind auf Schritt und Tritt die fleissig benutzten Vorbilder wahrnehmbar. Und niemand wirkte stärker und nachhaltiger auf den Osterweddinger Pfarrherrn als Johann Fischart, dessen Hauptwerke zwischen 1575 und 81 erschienen sind, so dass Sommer sie sicherlich im ersten Mannesalter kennen lernte. Sie vor allem bestimmten seine litterarische Richtung, sie beeinflussten seinen Stil, sie benutzte er aufs ausgiebigste, ohne freilich darüber die älteren Schriftsteller, insbesondere Brant, Murner und Scheidt zu vernachlässigen. Der sinnlichen Lebensfülle der Fischartschen Dichtungen verdankte der gern mit seiner Gelehrsamkeit prunkende Theologe zugleich das Interesse an den Sitten und an der Spruchweisheit des Volkes, ein Interesse, das er selbst dann nicht verleugnete, wenn er, wie beispielsweise in seinem Räthselbuche ausdrücklich vorgab, es 'auss den berümbtesten vnnd vortrefflichsten Alten vnd Newen Lateinischen Scribenten mit fleiss zusam gezogen' zu haben. Denn die Hauptquelle dafür floss ihm, wie schon Wilhelm Wackernagel [10]) mit Recht bemerkt hat, doch aus dem Boden Deutschlands.

Vor allem ist natürlich der Satiriker Olorinus Variscus ein Nachtreter Fischarts, den zu copiren er eifrig beflissen ist. Nur dass seine geringe schöpferische Kraft mit diesem Vorbilde nicht viel anzufangen wusste, so dass er doch im wesentlichen nur Äusserlichkeiten ihm abguckte. Denn Fischarts Stil wirklich nachzubilden konnte nur einer ihm congenialen sprachschöpferischen Natur gelingen und die durchschlagende Wirkung seines Witzes beruhte doch zuletzt auf einem sittlichen Ernst und einer Gemüthswärme, die dem vierschrötigen Pastor zu Osterweddingen mangelten. Dort ursprüngliche aus dem Inneren einer kraftvollen Persönlichkeit sprudelnde Fülle, hier ein Durcheinanderklang erborgter Motive und Stilarten; dort eine eminente natürliche Begabung, hier unselbständige Nachahmung; dort Patriotismus, Leidenschaft, Herzenswärme, hier ein trockener, meist ungeschlachter Witz, der aus dem Kopf, nicht aus

---

[10]) Johann Fischart von Strassburg. Basel 1870 S. 119.

dem Herzen stammt. Innerlich stehen ihm deshalb fraglos die älteren Satiriker des 16. Jahrhunderts näher, unter ihnen insbesondere Thomas Murner, mit dem er sowohl die Plumpheit der Empfindung wie den grobianischen Witz gemein hat, während er zugleich in manchem Betracht schon zu dem jüngeren Moscherosch hinüberweist.

Am offenkundigsten tritt uns der Einfluss Fischarts in Sommers Stil entgegen. Gleich diesem liebt er komische Anspielungen, Excurse und Wortspiele, gleich diesem karrt er ganze Berge von Anekdoten und Citaten zusammen, gleich diesem bedient er sich mit Vorliebe der rhetorischen Figur der Häufung. Gleich Fischart sucht er für jedes Ding und für jeden Begriff eine Fülle neuer komischer Bezeichnungen zu bilden: er nennt die Trinker Herren von Dürstlingen und Trankreich, auch Ritter von Kannenberg und Glashausen; die Faulenzer Herren von Sanftenberg, Ruhweiler, Liegnitz und Schnarchhausen; die Armen Junker von Trockenbrod, Erbsessen auf Armenhausen. Er mischt, um die komische Wirkung zu erhöhen, lateinische Brocken in das derb volksthümliche Deutsch: 'ich wolt wol mehr hiervon dicere, ich habe aber nicht multum Zeit'; oder bedient sich gar einer maccaronischen Prosa: 'Schnarchibiliter Schnarchando schnarche, schlaffe vnd aussruhe'. Er durchsetzt gleich seinem berühmten Vorbilde seine Rede mit Sprichwörtern, volksthümlichen Redensarten und Citaten aus Volksliedern, mit denen er als Sammler von Sprichwörtern und fleissiger Ausschreiber der Nachtigallschen Joci wie Einer vertraut war. Er citirt u. a. die Sprichwörter: Das Recht hat eine wächserne Nase, die man drehen kann wie man will; wer sich unter die Kleie mengt, den fressen die Säue[11]); Kleider machen Leute; Müssiggang ist aller Laster Anfang; weit davon ist gut vorm Schuss; einem jeden Narren gefällt seine Kolbe wohl; wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen; lügen, dass die Balken krachen[12])

[11]) Grobianus V. 3043: 'Drumb misch dich nit vnder die Kleyen, du würst sonst gfressen von den sewen.'

[12]) Ebenso in Murners Schelmenzunft V. 683 und im Grobianus V. 311 und 4610. Zu diesem Ausdruck vgl. C. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen. Halle 1881 S. 111.

drei Frauen und drei Gänse machen einen Jahrmarkt; kleine Füchse haben auch grosse Schwänze. Er gebraucht volksthümliche Redensarten wie: 'Sauff dich voll, vnd leg dich nider, Steh früe auff vnd fül dich wider: So vertreibet eine Füll die ander, schreibt der Sauffkönig Alexander', und spricht von Urtheilen, die die Wahrheit so wenig umstossen. wie eine Fliege den Domthurm zu Magdeburg. Er theilt gerade wie Fischart als ein in den Volkssitten wohlbewanderter Mann ganze Register von Trinkgebräuchen, von Namen für Trinkgefässe und volksthümlichen Schmausereien mit und giebt in diesen Excursen ein culturgeschichtlich überaus lehrreiches Material, das für die Kenntniss der Zeit vor dem grossen Kriege von unschätzbarem Werth ist.

Und eben dieses: 'der Posteritet einen Historischen Zeit Spiegel' zu überliefern, das war die eine Aufgabe, die er sich im ersten Theil[13]) seiner Ethographia Mundi gestellt hatte. Lustig, artig und kurzweilig, jedoch wahrhaftig und glaubwürdig wollte er seiner Zeitgenossen Religion, Wandel, Sitten und Geberden, Kleidung, Tracht und allerlei Handel und Wandel beschreiben, um dadurch der Nachwelt ein getreues Bild des damaligen status mundi aufzubewahren. Denn, so meint er, die Sitten und Gebräuche hätten sich in den letzten Jahrzehnten dermassen verändert, dass wenn ein vor zwanzig Jahren Verstorbener auf die Erde wiederkäme, er die heutigen Deutschen gar nicht mehr erkennen, sondern meinen würde, 'das es eitel

---

[13]) Die erste Ausgabe war mir nicht zugänglich. Die von mir benutzte hat folgenden Titel: Ethographia | Mundi. | Lustige, | Artige. vnd Kurtzwei- | lige, jedoch Wahrhafftige vnd | Glaubwirdige beschreibung der heuti- | gen Newen Welt, im Glauben, Bekendtniss, | Religion, Wandel, Sitten vnd Geberden, | Kleidung vnd Tracht, vnd allerley Handel | vnd Wandel, vnd gantzem | Leben. | Der Posteritet zum Historischen | Zeit Spiegel, vnd der Newen Welt vñ allen Jungen aussgeheckten Weltkindern zum | gründlichen vnterricht, wie sie sich in die Ne- | we Welt schicken sollen, auch zu sonderlichem | Wolgefallen geticht vnd gericht, vnd nun- | mehr auff vieler begern ans Liecht gebracht. | Itzt auffs newe corrigiret vnd au- | giret, durch | Johannem Olorinum Variscum. | Magdeburgk | Im Jahr 1614. | Gedruckt durch Andreas Betzel, In | Verlegung Lewin Braunss, Buchf. | Titel und 86 Bl. in 8° [Göttingen, Satirae 341].

Frantzösische, Spannische, Welsche, Engelische vnd andere Völcker weren'. Ist schliesslich seine wahrhaftige Schilderung überwiegend ein Lasterspiegel geworden, so ists natürlich nicht seine Schuld und es wird hoffentlich kein Leser so unverständig sein anzunehmen, dass er darin den lasterhaften Weltkindern das Wort habe reden wollen. 'Wz kan auch Dedekindus der Theologius dawider, dz er den Grobianum so grob beschrieben hat? solt er darumb auch ein Grobianus sein? wz wil man Johan Fischart[14]) anhaben, dz er in seinem Pantagruel im 8. Cap. die truckene Litaney allen Bauchsbrüdern zimlich vnflätig hat beschreiben müssen? Solt er darümb auch ein vnflat sein? Solt er ein Hurer vnd Hurenwirth sein, weil er im Fünfften Capittel die Hurenheuser vnd Huren so artig weiss zu erzehlen, als wenn er jn allen Frawenhäusern gute kundschafft gehabt hette? Solten darumb die Theologi Teuffel sein, weil sie den Jagtteuffel, Saufftteuffel, Spielteuffel, Kleiderteuffel, Hosenteuffel, Hurenteuffel, Geitzteuffel vnd in summa ein gantz Theatrum Diabolorum geschriben haben?' Ganz ähnlich hatte vordem Thomas Murner den Inhalt seiner Schelmenzunft V. 1424 ff. zu rechtfertigen gesucht:

Ich wolt der welte tand beschriben,
Da must ich uf dem schlag beliben;
Den wer beschrib der welte stat,
Der muss wol sagen, wie es gat.

Doch nicht nur die Nachkommen, sondern auch die Zeitgenossen hatte Sommer im Auge; er wollte ihre Thorheiten und Laster verspotten, wollte warnen und bessern. Und als wirkungsvollstes Muster für ein solches satirisches Sittenbild bot sich ganz von selbst der Grobianus dar. Wie hier Scheidt als Grobianer unter den Grobianern sich aufspielt, so er als modernes Weltkind unter den Weltkindern; wie jener sich vorgesetzt (V. 38) die 'jugent newe (grobianische) mores' zu lehren, so will auch er die Jugend in den neuen Sitten unterrichten, sie als moderner Ethicus mit dem Naturrecht der Weltleute vertraut machen. Da die Menschen

[14]) Die Erwähnungen Fischarts in der Ethographia Mundi sind verzeichnet bei C. Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach. Halle 1879 S. 304.

immer das Gegentheil von dem thun, was ihnen geboten wird — so hatte Scheidt im Vorworte zum Grobianus geäussert — so müsse man wohl oder übel einmal versuchen. ihnen grobe Sitten und Laster anzupreisen und Zucht, Scham und Tugend zu verspotten.

Habt jr nun allzeit vnderlon,
Wass weise leut gebotten hon,
So thut auch nit was ich gebeut,
So werdent jr erst rechte leut.

Ganz in gleicher Weise verfährt Sommer, so dass das Motto des Grobianus auch das seinige ist: 'Liss wol diss büchlin offt vnd vil, Vnd thu allzeit das widerspil.'[15])

Es sind siebzehn 'naturgemässe Gesetze, Statuten und Ordnungen der weltliebenden Zunft', die er im ersten Theile aufstellt und begründet. Den Anfang macht die Anpreisung des neumodischen 'Atheismus', wobei er uns ganz wie seiner Zeit Brant und Murner etliche realistische Schilderungen der religiösen und kirchlichen Zustände der Zeit zum Besten giebt. Ein rechtes modernes Weltkind verachtet natürlich Gott und seine Gebote und geht entweder gar nicht oder aber mit Unlust und Unwillen, oder nur zur Schau zur Kirche. 'Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsi et ipsae.' Im Gotteshause schwatzen sie, liebäugeln mit den Mädchen oder aber 'so sie etwa auff den Abend zuvor Aurum potabile zu sich genommen, vnd sieben stunden drauff gefastet vnd gewachet, so legen sie sich in der Kirchen zu sanffter Ruhe, vnd lassen sich den Orgelklang, Cantoregesang vnd dess Priesters Predigten fein Kindermässig einwiegen. Oder wenn man jenen zu lange prediget, so lauffen sie zur Kirche hinauss, vnd lassen den Pfaffen plaudern biss er auffhöret . . .' Der Gebetbücher bedürfen sie nicht, sondern kaufen statt dessen das schön gemalte Büchlein der vier Könige. Daraus ergiebt sich ganz von selbst als andere Regel die Forderung des religiösen Indifferentismus, denn 'Glauben allein an einen Gott, Das acht die Welt nur für ein Spot. Ihr glaub hat bey jhn kein bestandt, Sie endern

[15]) Fischart, Flöhhaz 1573 (Halle 1877) S. 67: 'Caspar Scheit der best Reimist zu vnser zeit Hat er nicht schön im widerspiel Erhebt die Grobianer viel?'

jhn in allem Land'. Ein modernes Weltkind behält sein Credo hübsch im Busen oder steckts in die Tasche; er ist bei den Papisten papistisch, bei den Calvinisten calvinisch, bei den Lutherischen lutherisch und kann mit dieser schönen güldenen Regel aufs sicherste durch die Welt reisen. Dann folgt eine die ersten beiden Kapitel des Grobianus in Prosa umschreibende drastische Schilderung von dem Lebenslauf eines sorglos in den Tag hineinlebenden Weltkindes. Sommer wiederholt Fischarts [16]) Losung: 'Im Rhat sey ein Schwetzer, im Bett ein Pfetzer, vber dem Tisch ein Ketzer: zu der arbeit sey kretzig, zum fressen auffsetzig: im schwetzen sey ein hetz, im fressen Bel der Götz', und wie Fischart im Gargantua gefragt hatte [17]): 'Was solt der Rosen Geruch, wa nicht weren, die sie zur Erquickung abbrechen? Was solt der gut Wein, wann keine weren, die jhn zechten? Was wer der Thurnirring, wann nicht die Hofleut darnach stechen?', so citirt er als Lebensregel der jungen Leute:

Dann was sol Bier vnd guter Wein,
Wann keine Frische trincker sein.
Was sollen Rosen vnd die Nelcken?
Sollen sie verdorren vnd verwelcken?
Was sollen Junge Mägdelein?
Sollen sie allzeit sitzen allein?
O nein, die schönen Röselein
Die geben vns schöne Kräntzelein,
Die zarten hübschen Jungfrawen,
Seind lieblichen anzuschawen.
Sed quid juvat aspectus, si non conceditur usus
Anschawen vnd nicht genissen,
Möcht einen trawn wol verdriessen.

Gehorsam gegen Eltern und Lehrer und Ehrfurcht vor dem Alter sind natürlich ein überwundener Standpunkt: 'Ihr thun muss allzeit haben recht, Sie seind Herrn, Eltern sind nur Knecht'. [18])

---

[16]) Johann Fischarts Geschichtklitterung, Neudr. Halle 1886 S. 63.

[17]) Ebenda S. 96.

[18]) Johann Nendorf, Rector der lateinischen Stadtschule zu Goslar, klagt in seiner Comoedia Vom verlorenen Sohn. Gosslar 1608: 'Wer jetzt fluchen vnd schweren kan, Der ist allein der beste Man, Gotts Wort man aber gar nit acht, Wer davon sagt, wird aussgelacht, Fürn Eltern hat man kein forcht, Herrn vnd Frawen man frech anschnorcht' u. s. w.

Zwei weitere Regeln (4 und 5) beschäftigen sich mit dem Kleiderluxus und den Kleidermoden. Verschlang doch der masslose Stoffbedarf und der beständige Wechsel in der Mode unglaubliche Summen und war doch zudem die krause pludrichte Tracht der Modegecken dermassen närrisch und stutzerhaft, dass sie ganz von selbst den Spott der Satiriker herausforderte.[19]) Bald mit dem 'groben Geschütz der alten theologischen Polemik', bald mit derbem Witz und Hohn ging man dem welschen Modeteufel zu Leibe, während zugleich zahlreiche Verordnungen der Obrigkeiten ihn, allerdings meist vergeblich, zu bannen suchten. Olorinus[20]) hält natürlich treu seiner Rolle als Ethicus der modernen närrischen Welt dem Kleiderluxus eine ironische Lobrede und spottet über diejenigen, die heutiges Tages auf der Kanzel 'wider die newe Leimstengerische Vtopische Manier vnd Zier der Kleidung donnern vnd blitzen', ihre 'antediluvianischen Kielhosen und Barete' loben und die neuen Muster bis in die Hölle zu verdammen pflegen. Er will, um den Lästerern das Maul zu stopfen, beide Muster, alt und neu, mit einander vergleichen, woraus jedermann sehen muss, wie thöricht jenes Eifern ist und wie verständig diejenigen handeln, welche jede neue welsche Modenarretei getreulich nachäffen. Vor zwei bis drei Jahrzehnten trugen die Deutschen kleine Hüte mit schmalem Rande, heute trägt man Hüte mit breiten Rändern, die eine halbe Elle breit über die Schultern hangen. Nun dient doch aber der Hut nicht nur zur Zierde, sondern auch zum Nutzen; er soll ein Dach wider Regen und Hitze sein. Das deutsche Wörtlein Hut kommt zweifelsohne von hüten her, d. h. der Hut soll den Kopf vor Frost, Hitze und Regen behüten. Also ist es klar, dass die alten Hütlein eine Zier für Narren, nicht aber für Weise waren. Trägt man ferner heute auf den Hüten grosse, langwallende Federn, so dienen diese

---

[19]) Vgl. Erich Schmidt, Der Kampf gegen die Mode, Charakteristiken. Berlin 1886 S. 63 ff.

[20]) Schon in der Vorrede zum Cornelius relegatus (1605) hatte er gegen die Väter den Vorwurf erhoben, sie gewöhnten ihre Pflegpflänzlein 'flugs zu langen französischen Harlocken, weiten Müllerhosen, vnd newer Utopischer Leimstenglerischer Cornelianischer Manier vnd Zier'.

einmal zur Zierde, weil das Haupt als arx sapientiae ebenso seinen Schmuck haben muss, wie sonst eine Burg oder ein Thurm, auf die man schöne Fahnen zu stecken pflegt. Sie dienen aber auch zum Nutzen, weil sie zeigen, wo der Wind herkommt und weil sie bei grosser Hitze als Fliegenwedel zu gebrauchen sind. Und weiter: die Alten trugen kleine Kragen, die jetzigen Weltkinder tragen 'Ellenlange, dicke, Schlangenwindige, auff den Achseln liegende Kragen, daran ein junger Wolf neun Tage zu fressen hette'. Auch hier springt, vom Schmuck ganz abgesehen, der Nutzen in die Augen: sie schützen den Hals gegen Katarrhe und Flüsse, sie verdecken einen hässlichen Hals und dienen endlich den Läusen zum weitläufigen Irrgarten und Unterschlupf. Früher trugen unsere Hasiones[21]) (Narren) grosse weite Wämser mit sackmässigen Ärmeln, 'da man in jeden drey Scheffel Korn Magdeburgisches Mass hatte füllen können'; unsere neuen Weltburschen tragen ein naturgemässes Kleid, das da fein eng am Leibe angemessen ist, als wenn es angegossen wäre. Die Ärmel sind gleichfalls fein glatt nach der natürlichen Proportion, damit man nicht bei Tisch die Teller damit abwische. Diese Ärmel sind namentlich viel geschickter zur Löffelei, 'dass man Jungfraw Margretichen, das liebe Hertzichen kan desto subtiler in arm nehmen'. Man vergleiche ferner die früheren 'pauschenden und rauschenden' Pluderhosen mit den jetzigen. Dort zwanzig oder dreissig Ellen Damast oder Taffet, 'dass es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn das Elbwasser durch die Brück oder vber ein Währ lieffe'; heute knappe Hosen nach französischem Muster, die zwar unten um die Kniee schlottern und weit offen stehen, dennoch aber viel naturgemässer sind als jene weiten und pludrichten. Ja auch an den Farben der Kleidung mäkeln die Moralprediger, weil man nicht allein schwarz, sondern auch weiss, roth, grün, gelb,

---

[21]) Ihnen wurde um 1600 ein eigenes Compendium Hasionale gewidmet, vgl. Goedeke, Grundriss [2] 2, 286. Vgl. auch R. Köhler, Kunst über alle Künste Ein bös Weib gut zu machen. Berlin 1864 S. 232 ff. Im Vorwort zum Cornelius relegatus klagt Sommer über die allgemeine Laxatio disciplinae scholasticae, wodurch die Welt 'mit Cornelijs und Hasionibus überschüttet' sei.

purpurfarben und andere zu tragen pflegt. 'Dadurch aber geben sie zu verstehen, dass sie im Gehirn nit wohl verwaret sein, vnd einer starcken Purgation von Niesewurtzel bedürffen: Denn kleydet vnser HErr Gott nit die Blümelein. als Violen, Rosen, Negelcken, Lilgen vnd andere vnzelich viel Feld vnd Gartenblümelein mit mancherley Farben, die doch heute blüen vnd morgen mit der Sensen abgemeyet vnd der Kuhe fürgetragen werden? Solte dann nicht der Mensch, der auch einer Blumen verglichen wird, vnd als eine schöne vnverwelckliche Blume an jenem Tage in den Himlischen Garten versetzet werden sol, auch mit mancherley Farben sich zieren?' Es ist genau das gleiche Argument. das schon Scheidt im Grobianus[22]) für die Farbenbuntheit der Kleidung vorgebracht hatte:

Es sollen auch die kleider dein,
All von mancherley farben sein:
Sich an wie der schön Regenbogen,
Am himel ist mit farb durchzogen,
Dessgleich auch ein jeder Planet,
In seinen sondern farben steht.
Ich gschweig der farben die man findt
An souil blumen wo sie sind.

Endlich ist auch die Klage, dass mit den fremden Kleidern fremde Sitten in Deutschland einziehen, bei Lichte besehen grundlos. Denn 'was die Mores vnd Sitten, so da die Deutschen von Frembden lernen, belanget, sind sie traun nit allerseits zuverachten. Weil die groben Teutschen zimliche grobiani sein vnd wenig Höffligkeit wissen, vnd wol von Nöten hetten, von den andern Civilitatem morum zu studieren'.

Aufs ausführlichste behandelt Sommer natürlich auch das Schlemmen und Saufen. Mit deutlichen Anklängen an Murners Schelmenzunft, den Grobianus[23]) und die Trunkenlitanei im Gargantua giebt er eine drastische Schilderung grobianischer Tischzucht; er spottet über die Pfaffen und Medici, die andren Leuten eine magere Diät vorschreiben

---

[22]) Neudruck, Halle 1882 S. 133.

[23]) Man vgl. besonders das 21. Kapitel der Schelmenzunft 'Die sauw kronen' und das 3. und 4. Kapitel des Grobianus.

und selber weidlich schlemmen und demmen, sieht verächtlich auf die mageren Hessen und Thüringer und hälts mit den Sachsen[24]), die als gute Schlampamper, Fressbäuche und Speckhälse rühmlich bekannt sind. Er singt den Bierhelden und Kannenrittern, 'die mit dem Herren von Süplingen Im Bachus Felde rumbher springen' ein ironisches Loblied, denn 'Fressen, Sauffen vnd Pancketiren Schmeckt besser als täglich studiren'. So geht auch er auf dieselbe Manier wie der Grobianus dem Saufteufel zu Leibe, der bisher noch allen zornigen und spottenden Angriffen siegreich widerstanden hatte. Durch das ganze 16. Jahrhundert zieht sich der Kampf[25]) wider die zu einem furchtbaren Nationalübel gewordene Trunksucht, wobei vornehmlich das abschreckende Konterfei wüster Trinkgelage mit allen ihren widerlichen Folgen das fruchtbarste Motiv der allmählich gewaltig in die Breite gegangenen Trinklitteratur bildete, die dann auch im 17. Jahrhundert noch geraume Zeit hindurch fortwucherte. Den Saufteufel hatte 1551 Matthäus Friederich in diese Trinklitteratur eingeführt und hatte seine Schrift wider diesen Dämon mit der Klage eröffnet:

Du edle deutsche Nation,
Die du werst aller Lande ein Kron,
So du von deinem Sauffen liesst,
Deins Lobs ein end kein Mensch nicht wüst.

Ganz ähnlich lautet ein bekannter Stosseufzer Ringwalts:

Ach wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wärn,

---

[24]) Bl. Gij: 'Lass die Sachsen herkommen mit jhren Schincken, Knapwürsten vnd Rothwürsten, das seind gute Schlampamper vnd Fressbeuche, vnd starke Speckhälse, die da gefütterte Magen haben, welche fein weit sein, wie der heutigen Hoffleut stiffel, die man von füssen schüttelt, vnd anliegen wie eine Glock dem Schwengel. Traun wenn einer einen Schincken, einen grossen Schweinern Sewmagen vnd drey Pfundt Gereuchert Rindtfleisch zu dem Morgenbrodt hat, so kann er einen guten anstandt mit dem Hunger machen, vnd eine fasten voviren biss zu eylff schläge im Mittag.'

[25]) Vgl. A. Hauffen, Die Trinklitteratur in Deutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 481 ff. und desselben Caspar Scheidt (Quellen und Forschungen 66) Strassburg 1889.

So wär kein schönere Nation
Unter des weiten Himmels Thron.

Ingrimmig hatte sich auch das patriotische Gefühl des wackeren Scheidts gegen das die Ehre des deutschen Namens schändende Laster aufgelehnt. Es sei, so klagt er in der Vorrede zum Grobianus [26]), durch unsere groben bäurischen Sitten dahin gekommen, 'dass wir von andern Nationen gar Adelische, subtile vnd höfliche namen, als Porco tedesco. inebriaco, Aleman yurongne vnd andere mehr schöne Tittel erworben, das ist, Teutsche volle sew, vnd grobe volle Teutschen, Comedones vnd Bibones genant werden'. Und auch im Beginn des neuen Jahrhunderts noch klingt uns wiederholt dieselbe Klage entgegen, wie denn beispielsweise Ludwig Holle in seiner Comoedia vom verlorenen Sohn (1603) schmerzlich bewegt ausruft [27]):

Wir Teutschen leider allzusammen
Verloren vnsern guten nahmen:
Vnd müssens hören offt, weiss Gott,
Das ander Völcker nur aus spot
Vns die versoffen Teutschen heissen . . .

Sommer bewegt sich in seinen die Trunksucht behandelnden Abschnitten durchweg in den Motiven und Wendungen der älteren Darstellungen. Er giebt einen vollständigen Trinkcomment, der in Form und Inhalt von den früheren Fassungen des Zech- und Saufrechts [28]) abhängig ist, insbesondere vom Grobianus, wo die verschiedenen Trinkarten unter dem Titel 'der weinschleuch hofrecht' [29]) zusammengefasst sind, und zum andern von Fischart, der in der Trunkenlitanei gleichfalls ein langes Register [30]) von den verschiedenen Arten des Zutrinkens mitgetheilt hatte. Das gleiche Kapitel in Gargantua enthält einen langen Katalog der zahlreichen derzeit gebräuchlichen Trinkgefässe, den Sommer ebenfalls in seine Schilderung mit hinüber-

[26]) Neudruck S. 4.
[27]) II, 7. Ebda III, 4, heisst es: 'Dem newen Heilgen Grobian Beim schwelgen dient fast jedermann'.
[28]) Vgl. J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 6, 400 ff.
[29]) Neudruck S. 97.
[30]) Neudruck S. 148 ff.

nahm.[31]) Zwischendurch theilt unser Ethicus reichlich Anekdoten von trunkfesten Männern mit und spottet, dass heutiges Tages nichts so leicht zu Ruhm und Ehren bringe als die Sesshaftigkeit bei der Kanne. 'Dannenhero wirds heutiges Tags auch bey den grossen Potentaten für eine Ritterliche Kunst geachtet, vnd wer das wol kan, der wird vielen andern vorgezogen, mit herlichen Forwercken, Landgütern vnd andern Kleinoden verehret vnd begabet vnd kan dadurch zu ehren vnd Reichtumb kommen, zuuorauss, wenn einer nach Hoffart frembden Legaten durch grosse Pocal, Gläser vnd Kannen die Runtzel von der stirn vertrieben vnd den Sieg erhalten kan.' Ganz nach Fischartschem Muster ist dann wieder die Schilderung der Trunkenseligkeit nach einem Gelage: 'Wann er (der Schlemmer) nun den Kragen vnd Magen gefüllet hat nach behagen, dass er nicht mehr kan tragen, so sol er bonarum rerum sein, vnd ein Liedlein auff gut Reuterisch singen fein ... Vnter dem trincken sol er eins mit seiner geschmierten Gurgel Coloriren vnd figuriren. Wo sol ich mich hinkeren, ich dummes Brüderlein, wie sol ich mich erneren, mein gut ist viel zu klein, als wir ein wesen han, so mus ich bald davon. Was ich sol heut verzehren, das hab ich fern verthan. Ich bin zu früe geborn, wo ich heur nur hinkom, mein glück das kömpt erst Morgen, hett ich ein Keyserthumb, dazu den Zol am Rein, vnd wehr Venedig mein, so wehr es alles verloren, es müst verschlemmet sein, was hilffts das ich lang spare, vieleicht verlier ichs gar.'[32]) Doch nicht nur das Johlen und Singen, sondern auch das Flunkern

[31]) Er nennt u. a. Bl. Giij: 'Pokal, Römercken, Pott, Angster, Pinten, Kelche, Schlauchen, Pipen, Fiolen, Kufen, Seydel, Stübichen, Kannen, Schöppenkännelein, Stotzen, Gläser, Krausen und Wilkom.'

[32]) Über dieses Volkslied vgl. Archiv f. Litt.-Gesch. 8, 441 ff. Es ist abgedruckt bei Uhland, Volkslieder S. 581 und bei Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert, Leipzig 1881 S. 125. Es findet sich in Burkard Waldis, Der verlorene Sohn 1527 (Halle 1881) S. 28 ff. und in Fischarts Gargantua (Halle 1886) S. 134. In Martin Böhmes Acolastus, Wittenberg 1618 (III, 2) heisst es mit deutlichem Anklang an dieses Schlemmerlied: 'Juch dich, wenn wer Venedig mein, Vnd het den reichen Zoll am Rein, So wolt ich mich an niemand kehrn, Ich wolt es alles frisch verzehrn'.

und Aufschneiden gehört so nothwendig zum Saufen wie die Glocke in den Kirchthurm. Unbefangen schreibt Sommer das achte Kapitel des Grobianus aus, das er seinerseits durch zahlreiche theils dem Lalenbuche, theils dem Vincentius des Herzogs Heinrich Julius entlehnte Lügengeschichten und Flunkeranekdoten erweitert und aufschwellt. Und wo Bacchus ist, ist natürlich Mars nicht weit, denn es folgt 'gemeinlich auff das sauffen Zancken, hadern, schlagen vnd rauffen', und zwar nicht nur mit der Faust oder der blanken Waffe, sondern auch mit dem Schwert der Zungen, das nirgends lieber als beim Wein seine ehrabschneiderische Arbeit zu verrichten pflegt.

Das in diesen Abschnitten angeschlagene Thema behandelte der Osterweddinger Pfarrer vier Jahre später auch in einem eigenen Schriftchen, indem er 1611 eine freie Übersetzung von Christoph Hegendorfs[33]) Encomium Ebrietatis (1519) bei Johann Francke in Magdeburg erscheinen liess.[34]) Zwar hat er sich als Verdeutscher nicht genannt, doch macht schon das reichliche Ausschreiben Fischarts seine Autorschaft zweifellos. So führt er u. a. zu Ruhm und Preis der Trunkenheit das Sprichwort an (Bl. Bij.[2]): 'Possum nil sobrius, Bibenti succurrunt quindecim Poetae' und schreibt dazu wörtlich aus dem Gargantua[35]): 'Wenn ich nüchtern bin, so wollen die Verss weniger fliessen, als Pech von der Hand wil: Wann ich aber einen Rausch habe, so habe ich wol funffzehn Poeten im Kopff ... Sintemahl Poeten von Potus, il Boit vnd pott kommen: ach es gibt doch gefroren Ding, wz man auss bronnen schöpfft: Ein Poet soll auf einer seiten am Gürtel

---

[33]) Vgl. über ihn G. Kawerau, Zwei älteste Katechismen der lutherischen Reformation. Halle 1891 S. 11 ff., über das Encomium Ebrietatis A. Hauffen in der Vierteljahrschrift f. Litt.-Gesch. 2, 493 ff.

[34]) Encomium Ebrietatis | Trefflichs hohes Lob | ruhm vnd preiss der | Trunckenheit | Wegen vnzelicher nutz- | barkeit, erspriesslichen Gut- | thaten, vnd vielfaltigen Gebrauch, | nicht allein in Teutschland, sondern fast | auff den gantzen Erdenkreiss. | Durch | Christophorum Hegendorffium. | Holzschnitt | Zu Magdeburgk bey Johann | Francken. Anno 1611. | 16 Bl. in 8° [Göttingen, Satirae 304].

[35]) Neudruck S. 25 ff.

ein Dintenhorn, auff der andern eine Flasch hencken haben, das sol sein Brevirbüchlein sein.

> Denn der Wasserseuffer Reimengang,
> Gefallen nicht den Leuten lang.
> Dann weil sie nicht lebhafftig sind,
> Verschwind jr Leben auch geschwind,
> Dass man nit viel davon verkündt.'

Tendenz und Manier jenes Hegendorfschen Schriftchens waren genau die gleichen wie die, welche Sommer in seiner Satire verfolgt hatte. Der junge Leipziger Theolog sang, des Erasmus Encomium moriae nachahmend, der Trunkenheit ein ironisches Loblied und liess diesem unmittelbar darauf sein Encomium sobrietatis folgen, worin alle die dort für die Trunkenheit vorgebrachten Gründe wieder entkräftet werden. Er feiert dort den Wein als Grillenvertreiber, Freudenbringer und Freundschaftsstifter; er rühmt ihm nach, dass er die Soldaten kühn, die Poeten beredt mache, ja er bringt gar zu seinem Lobe vor, dass er die Folter entbehrlich mache, weil er aus jedem Verbrecher die Wahrheit zu Tage fördere. Auch für die Gesundheit ist die Trunkenheit nicht nur nützlich, sondern geradezu unentbehrlich, weil durch das Erbrechen die schlechten Säfte aus dem Körper entweichen müssten.[36]) Warum auch hätte der weise und grundgütige Gott dem Patriarchen Noah ins Herz gegeben, Weinberge zu pflanzen? Und warum auch hätten die Alten den Bacchus zum Weingott erkoren, wenn nicht die Trunkenheit ein so heilsames und nützliches Ding wäre, dass sich ihrer Erfindung kein Gott schämen dürfte? Nun sagt zwar der griesgrämige Moralist, dass die Trunkenheit die Ursache sei der Unverschämtheit, des Mords und Todschlags, er verschweigt aber, dass man sich beim Trunk die Herzen der Menschen gewinnt und uns doch kein besseres und edleres Kleinod von Gott gegeben werden kann. Was demnach die sauersehenden Grillenfresser dawider plappern und schnaddern mögen, das dürfen wir nicht eines Haares

---

[36]) Ebenso der Grobianus V. 1010 ff.: 'Auch rhaten die Doctores all, (Vnd stimmen zu in disem fall) Dass zu der gsundheit köstlich ist, Sich brechen alle Monats frist'. Wozu am Rande die Anmerkung: 'Vnser grobianer folgen disem rhat allen tag 1mal oder zwey'.

werth achten. Lasset uns vielmehr die Trunkenheit mit Liebe und Freude aufnehmen, die da die Menschen wunderlicherweise verwandelt, die Traurigen fröhlich, die Stummen gesprächig und wohlberedt macht, die den Soldaten das Herz, das sonst gar verzagt ist, aufmuntert und muthig macht, die den Poeten eine Hitze giebt, dass sie, wenns auch dem Apoll leid wäre, im Nu viel tausend Verse schmieden und die als Mutter und Erhalterin der Freundschaft zu preisen ist. 'Wolan so lasset vns trincken, lasset vns zu den Glässern vnd Kannen niedersitzen, wann wir wolten solcher vielfaltig erzehlter Wolthaten, so da die trunckenheit begreifft, genisen, vehig vnd theilhafftig werden.'[37]) Zug für Zug deckt sich diese Hegendorfsche Argumentation mit den 'naturrechtlichen' Statuten, die Olorinus den neuen Weltkindern entworfen hatte, und da dieser dabei Anlass gehabt hatte, sich mit der gesammten älteren Trinklitteratur zu beschäftigen, so ist es leicht erklärlich, dass er in seine Verdeutschung des kleinen Schriftchens mancherlei Einzelzüge aus den späteren Darstellungen mit hineinflocht.

Auf das Lob des Kleiderluxus und der Trunksucht folgt in seinem Sittenspiegel als weitere Regel die Empfehlung des Gassenlaufens und des Müssiggangs. Denn 'Gassatum gehn vnd schlincke schlancken, Vnd liegen auff der faule Bancken, dass gefellet der Jugen bass'. Mit dem Hauptmann Pigro von Faulhausen macht sie täglich Kundschaft und liest fleissig in dem Buche der vier Könige, so sehr auch die Alten darüber grunzen mögen. Und nicht minder fleissig übt sie Löffelei und Unzucht, da mit Frau Venus zu scherzen einfach der Natur gemäss ist. Denn 'wir haben nicht alle die Gabe wie jener Keyser, welcher, als er zu Antwerpen vber die Brück zog, vnnd jhm zu ehren die allerschönsten Madonnen, nur mit subtilen durch-

---

[37]) Sommer beschliesst seine Übersetzung mit den Versen: 'Last die kleinen Waldvögelein sorgen, Wer weiss wer leben bleibt den Morgen, Darumb frisch auff, was sol das Geld, Sonsten vor Nutz han in der Welt, Wenn mans nit alle Tag im Jahr, Anlegen solt in nasse Wahr, Der Rost möcht es sonst gar verzehrn, Solchs wil ich jhn gar hurtig wehrn, Wil trincken weil mirs schmecken wil, Das Alter wird wol machen ein Ziel'.

scheinenden zindel auff die blosse Haut bekleidet, presentiret worden, die Augen davon abwante vnd keine ansehen wolte' (Bl. Eiij.). Dabei fehlt es nicht an derben Ausfällen gegen die Papisten, denen der streitbare lutherische Pastor bei jedem Anlass gerne mit seiner ungeschlachten Polemik zu Leibe rückt. Den römischen Pfaffen, so meint er, fehle auch jene Enthaltsamkeit Kaiser Karls, denn 'bey Tage sind sie Englisch, bey Nacht Menschlich: bey Tage Geistlich, bey Nacht fleischlich, bey Tage heilig vnd rein, bey Nacht nicht gerne allein'. Zwei weitere Regeln endlich beschäftigen sich mit den Früchten dieses modernen Weltlebens der faulen Brüder, denn auf Müssiggang und Verschwendung folgt natürlich der Bettelstab, folgen Wucher, Diebstahl, Lug und Trug und die immer mehr überhandnehmende Unredlichkeit in Handel und Wandel. Und wie wollte man diesen Praktiken steuern? Wollte man die sämmtlichen unredlichen Kaufleute aufhängen, wo wollte man genug Holz hernehmen? Er schlug damit ein Thema an, das er später in einem besonderen Tractat sehr ausführlich behandelte, so dass wir hier über diese Abschnitte rasch hinweggleiten können.

Diese wahrhaftige Beschreibung der neuen Welt hatte einen ausserordentlichen Erfolg, der den Verfasser wie den Verleger wohl zur Fortsetzung des Buches ermuthigen konnte. In der Vorrede zum 'Malus Mulier', der im nächsten Jahre erschien, berichtet Sommer, dass um das Buch ein solches Reissen gewesen sei, dass es bald an Exemplaren gemangelt habe; die zweite Ausgabe erschien 1609, die dritte 1612, worauf 1614 eine vierte folgte, in der nunmehr vier Tractate unter dem Gesammttitel Ethographia Mundi vereinigt waren. Und dass die beiden folgenden rohen und salzlosen Satiren wider die bösen herrschsüchtigen Weiber lediglich Erzeugnisse litterarischer Speculation sind, ist leider unverkennbar. Gab es doch in jenen grobianischen Zeitläuften kaum ein dankbareres Thema, und unser Pastor[38]) war bei seiner erstaunlichen Weitherzigkeit

[38]) Schon in seiner Verdeutschung von Cramers Plagium findet sich der Vers: 'Die Weiber sind wie Aprillenwetter, Unbeständig wie Rosenblätter, Sie fürchten sich, da keine Gefahr, Dass ihnen verletzet

in allen Fragen des Takts und Geschmacks zu sehr ein Kind seiner Zeit, als dass er sich diesen lohnenden Vorwurf hätte entgehen lassen können. Skrupellos schiebt er ganz ausdrücklich das Geschäftsinteresse seines Verlegers in den Vordergrund, indem er erklärt, dass dieser nach dem günstigen Erfolge des ersten Theils gerade von dem Tractat über die bösen Weiber ein besonders gutes Geschäft erhofft habe in der Erwägung, dass ihre Beschreibung 'besser vnd warhafftiger eintrifft, als aller halbjährigen Zeitungsschreiber Relationes Historicae, vnd aller Sternpropheten im nechsten hundert Jahren Publicirte Prognostica eingetroffen haben'. Und diese Hoffnung war nur zu sehr berechtigt, denn im Vorwort zum 'Imperiosus Mulier' konnte der weiberfeindliche Pastor mit Genugthuung berichten, dass das Malus Mulier genannte Tractätlein weit und breit in die Lande gesegelt und fast zu einem Sprichwort geworden sei.[39])

Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts war in den Satiren und Schwankbüchern das Bild der untreuen, koketten, putz- und herrschsüchtigen Frau zu einem feststehenden Typus ausgebildet worden und der Humanismus hatte vollends dazu beigetragen[40]), dieser tendenziös zur Schau getragenen Geringschätzung des weiblichen Geschlechts Vorschub zu leisten. In der Litteratur herrscht seitdem gleichmässig ein

---

würd ein Haar, Wo aber Gefahr mit Haufen schlägt in, Da ist kein Furcht, sind teufelskühn, Sie schwimmen allzeit widern Strom, Wie ihnen solches ist geboren an' u. s. w. Johann Baumgart, Prediger an der H. Geistkirche zu Magdeburg, sagt im Prolog seiner Komödie Das Gericht Salomonis (Magdeburg 1561): 'Aber wie bey vns ein Sprichwort ist, Dass Weiber sein voll Trug vnd List: Sobald ein Weib an d'Erden sicht, Hat sie gewis ein Lügen erdicht'. Wie gern katholische Prediger des 17. Jahrhunderts der bissigsten weiberfeindlichen Sprichwörter auf der Kanzel sich bedienten, ist bekannt. Aus den Predigten eines Franziskaners Brinzing an U. L. Frauen in Bamberg (Candelabrum apocalypticum 1677) notirt Zingerle in der Zeitschrift f. deutsche Philologie 24, 46 ff. u. a.: 'Böse Weiber sind bissiger als die Hund' (S. 60); 'Wo der Teufel nit kan, so schickt er ein böses Weib' (S. 287); 'Böse Weiber sind ärger als der Teufel' (S. 287). Über Abraham a Sancta Clara vgl. W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874 S. 171.

[39]) Imperiosus Mulier (1614) Bl. Aij.

[40]) Vgl. F. v. Bezold in der Histor. Zeitschrift 49, 10 ff.

roher, echt grobianischer Spott und eine von antiken Vorbildern beeinflusste lascive Erotik. Die Reformation mit ihrem Kampf gegen den Cölibat konnte natürlich diese Tendenz nicht nur nicht einschränken, sondern musste sie sogar noch verstärken, indem fortan für katholische Scribenten gar kein ergiebigeres Thema zu finden war, als der unflätigste Hohn über die Ehe der evangelischen Geistlichen. Man darf nur an die cynischen Erörterungen über Luthers Ehe erinnern, um die immer mehr um sich greifende sittliche und ästhetische Verrohung auf diesem Gebiete zu veranschaulichen. Derselbe Simon Lemnius, der 1530 als Johann Vogelgesang maskirt in einer Komödie[41]) die Frauen der Reformatoren, diejenige Melanchthons ausgenommen, mit Schmutz überschüttete, hatte bereits ein Jahr zuvor in seinen lateinischen Epigrammen[42]) das weibliche Geschlecht dermassen verunglimpft, dass Luther über dieses 'Erz-Schmäh- und Lügenbuch' aufs heftigste erbittert war.[43]) Noch schärfer äusserte er sich, indem er für Schmähung nahm, was doch nur Satire war, gegen die weiberfeindlichen Sprichwörter in Sebastian Francks Sammlung, als er die Gegenschrift des M. Johann Freder 'Ein Dialogus dem Ehestand zu Ehren geschrieben' (1545) mit einer Vorrede[44]) einleitete. Als 'Stank und Teufelsdreck' bezeichnete er hier die Bosheiten dieses 'Lästermauls', um zum Schlusse dem Spötter mit der ernsten Frage ans Gewissen zu greifen, ob er denn nicht zum wenigsten, wenn er ja der heiligen Weiber und Jungfrauen vergessen hätte, an seine eigene Mutter oder an sein eigenes Weib dächte und sich schämte, falls noch ein Fünklein Vernunft oder Ehre oder ein redlicher Blutstropfen in seinem Leibe wäre. Sebastian Franck persönlich wurde, wie gesagt, durch dieses erst nach seinem Tode über ihn verhängte Strafgericht unverschuldet[45]) ge-

---

[41]) 'Ein heimlich Gesprech von der Tragedia Johannis Hussen'; vgl. dazu G. Kawerau, Johann Agricola. Berlin 1881 S. 122 ff.

[42]) M. Simonis Lemnii Epigrammaton Libri III. 1538.

[43]) Luthers Werke, Erl. Ausg. 64, 323. Vgl. auch seine Äusserung in den Tischreden: Erl. Ausg. 60, 318 ff.

[44]) Luthers Werke, Erl. Ausg. 63, 284 ff.

[45]) Vgl. Hase, Sebastian Franck von Wörd. Leipzig 1869 S. 18 ff.

troffen, doch sind diese zornigen Ausfälle für Luthers Stellung zu den weiberfeindlichen Pamphleten so kennzeichnend, dass sie in diesem Zusammenhange nicht wohl fehlen durften. Dann wieder waren in Wittenberg im Jahre 1595 unter dem Titel 'Disputatio nova contra mulieres, quod non sint homines' 51 Thesen verbreitet worden, wogegen die dortige theologische Facultät eine besondere Warnung zu erlassen für gut befand, ohne dass freilich dadurch dieser eigenthümliche Scherz aus der Welt geschafft worden wäre. Denn die gleiche Frage spukt noch im Anfange des 17. Jahrhunderts und wurde sogar 1643 abermals in einer Schrift aufgeworfen. An gutgemeinten Protesten wider diese grobianischen Lästerungen war zu keiner Zeit ein Mangel, doch konnten sie das Behagen an derlei Cynismen und Schlüpfrigkeiten nicht eindämmen. So hatte beispielsweise jenen Wittenberger Thesen der Wernigeröder Pastor Andreas Schoppe 1596 eine eigene Schrift 'Corona Dignitatis Muliebris' [46]) entgegengesetzt, worin er ausführte, dass sowohl nach dem Worte Gottes wie nach dem Gesetz der Natur und um der eigenen

[46]) Corona | Dignitatis Muliebris, | Das ist: | Frommer Frawen vnd | Jungfrawen Ehren vnd Gewis- | sen Schildt, oder Bestetigung der Lehre, | dass sie warhafftig Menschen, durch den Glau- | ben an Christum Kinder vnd Erben der | ewigen Seligkeit sind. | Ihnen zum Trost, jhrem vnbe- | kandten, doch öffentlichem Lesterer | zur Widerlegung: | Gestellet durch | M. Andream Schoppium, | Pfarherrn zu Wernigerode. Jetzt auffs new fleissig corrigirt, vnd merck- | lich gebessert vnd vermehret. | Im Jahr, 1604. | 73 Bl. in 4° [Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode]. Die Vorrede ist unterzeichnet: 25. März 1596. Die neue Ausgabe erschien vereinigt mit der Schrift: Triumfus | Muliebris. | Darinnen sampt Aus- | legung des Buchs Tobiae in funfftzig | Predigten, alles was Christlichen Eheleuten, | vnd tugendlicher Jugend zur Lehre, Trost vnd Warnung dienlich: | Vnd dann | Des Weiblichen Geschlechts Dignitet | vnd Würdigkeit, in zwey vnterschiedenen Theilen | aus Gottes Wort ordentlich vnd aus- | führlich gehandelt, | Vnd in Druck verfertigt | durch | M. Andream Scoppium. | Pfarrherrn zu Wernigerode. Gedruckt zu Jehna durch Tobiam Steinman, | in Verlegung Henningi Grossen, Buchhänd- | lers zu Leipzig, im Jahr | M.D.C.IV. | 11 Bl. Vorrede und 250 Bl. in 4°. Andreas Schoppe, geboren um 1538 zu Lebenstedt, war seit 1589 Pfarrer in Wernigerode und starb dort am 17. April 1614. Ich verdanke diese biographischen Daten einer mir gütigst mitgetheilten handschriftlichen Biographie Schopps von H. Archivrath Dr. E. Jacobs in Wernigerode.

Ehre und des eigenen Gewissens willen die Männer verpflichtet seien, sich der Frauen wider ihre Verleumder, Schmäher und Schänder anzunehmen. Er erinnerte an die Schandverse des Simon Lemnius, worauf Luther 'den schandlosen vnd Lesterpoeten tapffer abgekeret'; er erinnerte an Sebastian Franck und endlich an jene lästerlichen Thesen, deren Verfasser er als gottlosen Erzbuben und rechtes Teufelskind bezeichnete. Ihnen gegenüber wollte er auf Grund der h. Schrift nachweisen, dass die Weiber wahrhaftig Menschen seien, dass ferner fromme und rechtgläubige Weiber am Reiche Christi Gemeinschaft haben und dass auch ihnen die Auferstehung und ewige Seligkeit gewiss sei. Seine Hoffnung, den unchristlichen Spöttereien ein Ziel zu setzen, war freilich nur gering, denn mit Schmerz musste er zugeben, dass der Frauenschänder eine grosse Zahl sei, darunter leider auch 'etliche flachgelehrte Studenten, vnbesonnene Pfaffen vnd Quacksalber' (Bl. Dij.). 'Aber, so fügte er hinzu, ist jemand mit solchem Verstande vnd Beredenheit begnadet, dass er den Lesterern des weiblichen Geschlechts kan widersprechen, jhre Thorheit an den Tag bringen, der ists zu thun schuldig, wie Sanct Paul Col. 4 spricht, Ewer Rede sey allezeit lieblich und mit Saltz gewürtzet, dass jhr wisset, wie jhr einem jeglichen antworten sollet. Denn wie Saltz beisset, so mag man die vnnützen vnd verdriesslichen Plauderer mit Anziehung der Warheit im ernst wol schamrot machen, vnd Narren mit Kolben lausen, vielleicht möchte Gott den Widerspenstigen dadurch ware Busse geben.'

Unbekümmert um jene ernsten Mahnungen Luthers und anderer evangelischer Theologen steuerte auch der Osterweddinger Pastor sein Scherflein[47]) zu dieser weiberfeind-

---

[47]) Ethographiae Mundi | Pars secunda | Malus Mulier | Das ist. | Gründtliche | Beschreibung. | I. Von der Regimentssucht der bösen Weiber. | II. Von den vrsachen dess Häusslichen Weiberkriegs. | III. Von der Tractation der Weiber, Geheimen | Amuletis Praeservatifen vnd Artzneyen, wie- | der die Gifftige Regierseuch der Weiber. | IV. Vnd schliesslichen, von den vberauss vortreff- | lichen Nutzbarkeiten der bösen Weiber. | Allen vnd jeden Männern vnd Wei- | bern zu nothwendigen vnterricht, sehr lustig | vnd kurtzweilig beschrieben, vnd mit

lichen Litteratur bei und durfte dabei natürlich des beifälligen Gewiehers der Grobianer gewiss sein. Malus Mulier nannte er die Schrift, denn, so meinte er (S. 145). 'man muss das praedicatum nach dem subjecto richten, also dass, wo das Weib gut ist, so nimpt man auch gut Latein darzu, vnd saget, bona mulier; Wo es aber böse ist, so gebraucht man böse Latein vnd spricht: Malus Mulier'. Er theilt ein Gespräch zwischen zwei Ehemännern, Simon und Andreas, mit, die sich gegenseitig über ihre ehelichen Leiden das Herz ausschütten. Der Name Simon ist natürlich mit wohlberechnetem Anklang an den berühmten Siemann[46]) gewählt, mit dem in dieser gesammten Litteratur das herrschsüchtige, das Regiment im Hause führende Weib oder auch ihr Mann bezeichnet wird. Ausdrücklich lässt der Verfasser den Andreas dem anderen Pantoffelhelden zum Troste versichern, dass er eine grosse Zunft und Innung in allen Ländern, Provinzen, Städten und Dörfern habe und dass es wohl nur wenige Häuser gäbe, 'darinnen nicht seine Brüder Doctor Sieman' zu finden seien. Die beiden beginnen dann einen Discurs über die 'Regier vnd Zancksüchtigen Zöpffspinnen vnd Haussdrachen', um sich mit dieser lustigen

---

mancherley | Fratzen vnd Schwatzen, vnd lächerlichen | Historien gespickt, jtzo auffs new | Corrigiret vnd Augiret. | Durch | Johannem Olorinum Variscum. | Magdeburgk, | Im Jahr, 1614. | Gedruckt durch Joachim Böel, in Ver- | legung Levin Braunss, Buchf. | 2 Bl. und 153 S. in 8° [Göttingen, Satirae 341].

[46]) Vgl. darüber Schmeller, Bair. Wörterbuch 2, 204; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 6, 393 ff. und Fr. Spengler, Wolfgang Schmeltzl, Wien 1883 S. 57 Anm. Sehr häufig gebrauchen den Ausdruck Hans Sachs und Joachim Greff. In Sebastian Francks Sprichwörtern (1541) heisst es: 'Er ist doctor, sie meyster. Er ist meyster, wann sie nit daheym ist. Er ist vberherret, vbermannt, vberweibt'. Sommer citirt als Sprichwort: 'Den Sieman kan man nicht vertreiben. Er will doch Herr im Hause bleiben'. Und in der Geldt Klage (1613) S. 198 lässt er den Bürger klagen: in seiner Jugend habe er wohl mit dem Grossherzog Baccho in Trankreich manchen guten Zug gethan, 'aber seidhero, weil ich ein Weib genommen, da muss ich zu Hauss bleiben, dann mein Doctor Sieman wils nicht haben'. Simon für Siemann geht wohl auf Paul Rebhuns Hochzeitsspiel auf die Hochzeit zu Kana (1538) zurück, wo (IV, 3 und IV, 5) der Apostel Simon von den übrigen Jüngern als Pantoffelheld geneckt wird.

Materie ihre Sorgen zu vertreiben, 'wie dann Erasmus vber den Epistolis obscurorum virorum also gelachet, dass er ein sorgfeltig Geschwär, welches man jhm sonst mit gefahr auffschlagen müssen, hat aufgelachet'. Die Ursache der Regiersucht der Weiber liegt, wie wir hier erfahren, zunächst in ihrer adeligen Herkunft, denn der Mann ist aus einem unreinen Erdenkloss, die Frau aber aus dem reinlichen, lebendigen Fleisch gebildet worden.[49]) Sie liegt ferner in ihrer Eigenschaft als Mehrerin des Reichs, da sie das menschliche Geschlecht zu erhalten berufen ist. Auch muss es natürlich die Eitelkeit der Weiber kitzeln, wenn sie sehen, wie im ganzen Lande die schönsten Kirchen ihre Namen tragen: S. Katharinen, S. Anna, S. Elisabeth u. s. w., ja dass ganze Städte wie Marienberg und Marienburg, Annaberg und Annaburg, Frauenburg in Preussen und viele andere nach ihnen genannt werden. 'Ja wird nicht in Sachsen die herrliche weitberümbte Stadt an der Elbe von der Magd genannt, dass man sie Magdeburg heisset, wie sie dann auch dannenhero in jrem Wapen ein Weibsbild führet, welches vber die Mawren siehet, vnd ein Siegskräntzlein zur erweisung jhrer Herrschaft zeiget? So wird, fügt Andreas hinzu, ohne allem zweiffel dir als einem Sachsen nicht vnbekant sein, das alte vnd vielleicht allzu wahre Sprichwort:

Wer zu Magdeburg wil ein Bürger sein,
Der muss der Frawen gehorsam sein.'

Diese Regiersucht aber ist wie eine Seuche, womit die eine Frau die andere ansteckt, eine Behauptung, zu deren Beweis sich Sommer in langen Erörterungen über die Ansteckung der Seuchen im allgemeinen ergeht und dabei

[49]) Dieses Argument kehrt in der Litteratur für und wider die Frauen ständig wieder. Auch der Pfarrer Gregorius Marpach führt in seiner 'Commendatio Conivgii, Das ist, Ein schöner und herrlicher Lobspruch des allerheiligsten Ordens, so der Ehestand genant' (Magdeburg, 1586) unter den fünfzehn Ursachen, 'die den Ehestand sehr rhümlich machen' als fünfte 'die edle Materi' an 'daraus die erste Mannes Beywonerin gemacht' worden: (Bl. Aiij [a]) 'Ist doch Eva, das erste Weib, Genommen von des Mannes Leib. Sie ist nicht aus eim stein gesprungen, Oder etwa aus eim plock erzwungen' u. s. w.

ungenirt ganze Stellen aus Fischarts Gargantua[59]) wortwörtlich abschreibt. Er giebt dann drastische Schilderungen häuslicher Kriege und sucht die natürliche Bosheit der Weiber aus drei Stücken zu beweisen: einmal aus der h. Schrift, zum andern aus den Büchern weiser Heiden und zum dritten endlich aus den Gedichten sinnreicher Poeten: Anlass genug, massenhaft Citate und Anekdoten auszukramen. wobei die Bibel, die Kirchenväter, Philosophen, Poeten und neuere Satiriker nacheinander als Zeugen figuriren müssen. Der Spott des Pastors ist von ungeschlachter Derbheit und völlig witzlos. Bald bezeichnet er die Frauen als Rippenköniginnen, bald als zweizöpfige Bettaffen, bald als Hausbestien, bald wieder als Mausefallen, worin der Männer Seelen gefangen werden. Er wiederholt mit Behagen den alten Scherz von den drei Häuten der Weiber, ja er schreibt gar Sebastian Scheffer den rohen Witz von den neun Häuten nach: die erste vom Stockfisch, die zweite vom Bären, die dritte von der Gans, die vierte vom Hunde, die fünfte vom Hasen, die sechste vom Pferde, die siebente von der Katze und die achte vom Schwein, worauf unter dieser achten der Mann endlich, wenn er vom Stossen und Schlagen nicht ablasse, eine Menschenhaut finden werde. Als Moral aller dieser erbaulichen Geschichten folgt natürlich die Mahnung:

Hüt dich Gesell, vnd nim kein Weib,
Folg mir, vnd vngefreyet bleib,
Ein Weib von neun Häuten ist gebawt,
Ein Narr ist, der sich jhr vertrawt.

Im weiteren ergiesst sich unsres Satirikers Spott über die weiblichen Moden, deren neue Muster aus der Thorenburg und Narragonien stammen, und auch der seit Fischarts Vorgang übliche Excurs über die Frage, weshalb die Flöhe so gern bei den Weibern sind, fehlt nicht. Daran schliesst sich dann eine ausführliche Anweisung, wie man böse Weiber tractiren müsse, wobei Sommer ganze Recepte zu 'Prügelsuppen' mittheilt und zwar unter Berufung auf das alte Sprüchlein:

Ein Weib, ein Esel vnd ein Nuss,
Die Drey man immer schlagen muss.

[59]) Neudruck S. 5.

Denn wo man sie nicht schlagen thut,
So thun sie alle Drey kein gut.[51])

Untermischt sind alle diese Ausführungen mit reichlichen Obscönitäten und gründlich schmutzigen Anekdoten, diè aufs anschaulichste erkennen lassen, welch schrankenlose Herrschaft der heilige Grobian über die Geister jener Tage ausübte.

Das unerquickliche Pamphlet klingt zuletzt in ein ironisches Lob des Nutzens des bösen Weibes aus, denn kein Ding ist so böse, dass Gott nicht etwas Gutes dadurch wirken und schaffen könnte. Nicht nur lehren zahlreiche Beispiele, dass auch böse Weiber fromme Kinder gebären können, sondern sie sind auch dem Manne dienlich, indem sie ihm ein Gebiss anlegen und ihn durch den Zwang, im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen zu müssen, bei guter Gesundheit erhalten. Eisenfresser werden durch sie zahm, Hochmüthige demüthig, und Weltkinder fromm, indem sie inbrünstig die siebente Bitte im Vaterunser beten lernen: Erlöse uns von dem Übel. Wer eine böse Frau hat, hat einen sanften Tod, denn solche Weiber schreiben den Männern ein besseres memento mori ins Herz, als alle Prediger es thun könnten. Und endlich bleibt den hier auf Erden mit bösen Frauen behafteten Männern nach dem Tode das Fegefeuer erspart, weil sie schon hier so wohl gefegt worden, dass sie dort keines Fegens mehr bedürftig sind.

Der dritte Theil der Ethographia Mundi schliesst sich in Form und Inhalt aufs engste an dieses weiberfeindliche Pamphlet an. Er ist betitelt 'Imperiosus Mulier, das ist, das Regiersüchtige Weib'[52]) und behandelt lang-

---

[51]) Grobianus V. 3947 ff.: 'Drey ding die muss man allzeit schlagen, Will man dass jren eins gut bleib, Ein Nussbaum, Esel vnd ein Weib'.

[52]) Ethographiae Mundi | Pars Tertia | Imperiosus Mulier | Das ist, | Das Re- | giersüchtige | Weib. | Der alte vnd langwirige Streit | vnd Krieg zwischen dess Mannes Ho- | sen, vnd der Frawen Schörtze, welchem | theil die Herrschafft vnd Regie- | rung gebühre. | Disputiret pro & contra. | Auff der Weiber jüngstgehaltenem | Reichstag zur Frawenburg, vnd protocolli- | ret: Itzo vom Autore selbst wider corrigi- | ret vnd augiret, Durch | Johannem Olorinum Variscum. | Magdeburgk, |

athmig den alten Streit, ob den Hosen des Mannes oder der Schürze der Frau das Regieramt im Hause zukomme. Die Sache der ersteren vertritt Hermann, dem ein Italiener Signor Petro gelegentlich secundirt, indem er seine Ausführungen durch italienische Sprichwörter zu bekräftigen sucht; die Sache der Schürzen verficht eine von keiner Prüderei angekränkelte Jungfrau namens Regina. Das mit obscönen Scherzen reichlich gewürzte Gespräch bewegt sich zunächst in etymologischen Spielereien über die Namen virgo, femina, uxor auf der einen, vir, dominus u. s. w. auf der andren Seite; dann wieder überbieten sich beide Theile in spitzfindigen oder frivolen Auslegungen von Worten der h. Schrift und lassen endlich Theologen, Philosophen, Ärzte und Dichter für und wider Zeugniss ablegen, wodurch dem Autor Gelegenheit geboten ist nochmals seinen ganzen Anekdotenvorrath an den Mann zu bringen. Das meiste sind Wiederholungen oder Variationen des schon in dem früheren Tractat Gesagten und nur éin neues Argument tritt in die Discussion durch Reginas Hinweis auf die gelehrten Frauen, von denen sie Rosvitha, 'welche Verssweiss die Thaten Kaysers Ottonis I beschriben', und die Olympia Fulvia Morata[53]), 'die da in Griechischer vnd Lateinischer Sprach so berühmet gewesen, dass sie dieselbe andern gelesen hat', namentlich anführt. Der ungalante Hermann jedoch beharrt auch den Schriftstellerinnen gegenüber in seiner Misogynrolle, ganz im Geiste einer Zeit, deren Litteratur an ein weibliches Publikum nicht einmal dachte und in der die Männer der Feder den armen Blaustrümpfen und geistig strebsamen Frauenzimmern gerne mit grobkörniger Satire und saftigem Witz zu Leibe rückten.[54]) Wie später Joachim Rachel jede weibliche Lyrik für sapphische Unzucht erklärte, so meint auch er, dass aus der Beschäftigung der Frauen mit den freien Künsten nur Frechheit und Geil-

---

Im Jahr, 1614. | Gedruckt durch Andreas Betzel, in Ver- | legung Levin Braunss, Buchf. | 136 Bl. in 8° [Göttingen, Satirae 341].

[53]) Geb. 1526 zu Ferrara, Gattin des deutschen Arztes Andreas Gründler, starb 26. October 1556 zu Heidelberg. Vgl. Goedeke, Grundriss [2] 2, 120.

[54]) Vgl. E. Schmidt Charakteristiken S. 86 ff.

heit entstehe, wofür er sich auf Juvenal und Euripides beruft, um schliesslich seine Gegnerin mit dem Verslein abzutrumpfen:

> Den Weisen Weibern bin ich feind,
> Wenn sie gar zu Klug vnd Glert seind.
> In meinem Hauss ichs nicht leiden kan,
> Dass das Weib Klüger sey als der Mann.

Der Ausgang des Streits bleibt unentschieden. Zwar glaubt der Mann den Siegeskranz errungen zu haben, aber das letzte Wort behält doch die Frau, die im Namen ihrer Schwestern versichert, dass sie nicht weichen, sondern nach der Herrschaft streben wollen, so lange sie leben.

Wie der zweite und dritte Theil des Buches ein Ganzes bilden, so schliesst sich die vierte Schrift inhaltlich an die erste an, da durch sie das dort gezeichnete satirische Sittenbild vielfach in interessanter Weise ergänzt wird. Zunächst war als vierter Theil des Gesammtwerks ein andres Schriftchen unter dem Titel 'Ratgeber zum Freien'[55]) ausgegeben worden, das jedoch der Verfasser im Vorwort zur Geldklage ausdrücklich verleugnete. 'Solches Büchlein, so heisst es hier, ist des Herrn Melchioris Junij Oratoris zu Strassburgk, vnd wol wirdig zu lesen, welches hernach Johannes Olorinus, weil es im Römischen Rock vielen, so auff Freyers Füssen gehen, vnbekand war, in einem Teutschen Kleid den Bulern guter meinung fürgestellet hat.' Wie es scheint, war ihm die unbefugte Übersetzung von dem Strassburger Autor sehr verübelt worden, so dass er sie zurückzog und an ihre Stelle die 'Geldklage'[56]) setzte. Denn, so fährt er fort, es solle

---

[55]) Der Titel bei Goedeke, Grundriss [2] 2, 584.

[56]) Ethographiae Mundi | Pars Quarta. | Geldt-Klage, | Das ist: | Gründliche Beschreibung der | Altnewen Klag vnd Plag, woher es | doch komme, das sonderlich zu vnsern, vnd mehr | als zu vorigen zeiten, des Hohen vnd Niderstands Personen | fast in aller Welt, bevorauss aber in Teutzschlandt vber das | Fieber im Beutel gewinselt vnnd geklaget werde, vnnd wie | vnd durch was mittel dasselbe möge vertrieben | werden. Durch | Johannem Olorinum Variscum. | Concordia res parvae crescunt. | Alles lustig, Warhafftig vnd nützlich auss vielen be- | werten, Geistlichen vnd Weltlichen Scribenten mit grossem | fleiss menniglich zum nötigen vnterricht verfasset, vnd | fleissig corregiret zum andern mahl | auffgeleget. | Magdeburgk, Bey Levin Braunss, Buchfüh- | rer zum Gülden Horn. | 12 Bl. und 572 S. in 8° [Göttingen,

'der Grossgünstige Leser wissen, das diss Tractätlein vom Geltmangel der rechte vierde Theil der Ethographiae Mundi sey, welchen Herr Levin Braunss auff seine Vnkosten hat drucken lassen'.

Titel und Inhalt der umfangreichen Schrift erinnern an einen Tractat Johann Eberlins von Günzburg, worin dieser liebenswürdige christlich sociale Volksprediger während der Sturm- und Drangjahre der Reformation das gleiche Thema in seiner frischen volksthümlichen Weise behandelt hatte. 'Mich wundert, dass kein Geld im Land ist, ein schimpflich doch unschädlich Gespräch dreier Landfahrer', so lautet der Titel des 1524 erschienenen Büchleins [57]), das noch 1565 abermals gedruckt wurde und dem Pastor zu Osterweddingen ohne Zweifel bekannt war. Denn ihm entnahm er in seiner Geldklage nicht nur die Form des Gesprächs, sondern auch mancherlei Argumente für die Ursachen der Geldnoth. Wie Eberlin den groben Schwaben Hans Schielin als Botenläufer einführt, der in dieser Eigenschaft mancherlei im Lande gesehen und gehört hat, so Sommer einen Pilgrim, der als weitgereister Mann den unerfahrenen Bürger über den Lauf der Welt unterrichten muss. Und damals wie jetzt war zu den Klagen über den zunehmenden Geldmangel Grund genug vorhanden. Allerdings hatte sich das Geld um das Jahr 1524 nicht vermindert, sondern vielmehr wesentlich vermehrt, aber Hand in Hand damit ging eine rapide Geldentwerthung und Preissteigerung. [58]) Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse an der Schwelle des 17. Jahrhunderts. 'Es hat zwar', so lässt Olorinus (S. 12) seinen Pilgrim sagen, 'auch Teutschland Gold vnd Silber Berge durch Gottes Segen, ich kan aber nit wissen, wie es komme, dass Teutschland von Tag zu Tag ärmer wird, vnd die guten Reichsthaler aus dem Lande geführet, vnd allerley geringe Müntze dagegen eingeschoben werden.' Denn schon begann das

---

Satirae 341]. Gewidmet ist die Schrift unterm 20. December 1613 dem Herrn Levin Ludolph v. d. Schulenburg.

[57]) Vgl. M. Radlkofer, Johann Eberlin von Günzburg. Nördlingen 1887 S. 151 f.

[58]) Vgl. Schmoller in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft 16, 506 f.

unheimliche Treiben der Kipper und Wipper und wie ein Alpdruck lastete die plötzliche Entwerthung des Geldes auf den Gemüthern; überall wurden, so schildert Gustav Freytag[59]) die Stimmung dieser Zeit, die gehässigsten Leidenschaften aufgewühlt, Unfrieden in den Familien, Hass und Empörung zwischen Gläubiger und Schuldner gestiftet; das Ende waren Hunger, Armuth, Bettelhaftigkeit und Entsittlichung.

Sommer erörtert nicht weniger als neunzehn Gründe für die wirthschaftlichen und socialen Nöthe jener Zeitläufte. Alle Stände tragen in gleicher Weise Schuld daran durch den immer mehr überhandnehmenden Hang zu Luxus und Wohlleben, durch das Schlemmen, Saufen und Spielen, durch Faulheit und Lüderlichkeit. Das letzte Heil sieht er allenthalben in der Staatshülfe: strenge Gesetze und Strafen sollen den Luxus eindämmen; er fordert obrigkeitliche Vorschriften für Tracht und Gastereien; der Müssiggänger soll durch den Büttel zur Arbeit angehalten werden; der Bettler, Juden und Jesuiten soll sich der Staat durch Ausweisung entledigen. Von einer erziehlichen Einwirkung geistiger Factoren ist nirgends die Rede und man kann aus dem ganzen Tone seiner Strafpredigt mit erschreckender Deutlichkeit erkennen, wie weit derzeit die evangelische Kirche noch davon entfernt war als lebendige Culturmacht im Volksleben wirksam zu sein.

Als erste Ursache des Geldmangels bezeichnet Sommer den Luxus der grossen Herrn, wobei er den Reisenden umständlich von zahlreichen Hoffesten und dem dabei getriebenen Aufwand berichten lässt. Ein zweiter Grund sind die Unsummen verschlingenden Festungsbauten, der dritte ist der grossmäulige Blutgott Mars, der das Gold mitsammt Mann und Gaul auffrisst. Wie viel besser wäre es, wenn die grossen Herrn die Schätze 'so sie dem Marti auffgeopffert, dem Apolloni vnd den Musis consecriret vnd sonsten ad pias causas angewendet' hätten! Denn ein Krieg ohne guten Vorrath an Geld erstickt ohne Athem und schafft viel Seufzen; Geld ist des Krieges Hauptader und wo diese

[59]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit [10] 3, 150.

verblutet, da fliegt keine Fahne mehr und kräht kein Hahn mehr auf dem Zelte. Nun aber sitzt durch die ewigen Kriege das liebe Vaterland in einem Schweissbade, darin noch die Nachkommen viele Jahre hindurch werden sitzen und schwitzen müssen. Doch nicht nur Mars sondern auch Bacchus frisst mit Macht Hab und Gut und führt einen Krieg, in dem noch weit mehr Leute als durch das Schwert erwürget werden. 'Gehet nur in die Schencken vnd sehet etliche wenig Stunden zu, wie des Bachi Soldaten mit den Silbernen, Zinnernen, Höltzernen Gläsern vnd Thönerm Geschütz einander schiessen, das sie für Todt auff der Wallstadt liegen bleiben.

Denn beim Trunck gehts wie in der schlacht,
Zum Sauffstreit wird man bald gebracht' . . .

Und solche Schlacht kommt nicht nur einmal auf etliche Jahre, sondern alle Jahr, alle Monat, alle Woche, ja alle Tage und nicht allein in einem Lande sondern an fast allen Orten, sonderlich in Deutschland. Abgesehen von den Kannenkriegen auf Hochzeiten und Kindtaufen hat man leider so viel Gastereien erdacht, dass man sie gar nicht alle beschreiben kann. Weder Weihnachten noch Ostern, weder Pfingsten noch Himmelfahrt können christlich gefeiert werden, man muss dem Bacchus dabei dienen und diesen Götzendienst mit nasser Andacht begehen. Neben diesen hohen Festen sind die[60]) 'Special Frass vnd Quassfest, da gibt man die Erndte Ganss, den Herbstmost, die Lerchenstreng, das Weimahl, den Willkommen, das Valete, den Liechtsbraten, das Straffmahl, das Kindbetmahl, da verschencket man den Namen vnd löset sich, da beschencket man newe Stuben, da hält man ein Kräntzel Convivium, da hat man ein Schützenmal, da feyret man die nasse Fassnacht, da helt man S. Urbano vnd S. Martino ein Sauffest, ja es können auch die Verstorbenen nach jhrem Todt des Bachi macht nicht ehe sich entledigen, biss die vberbleibenden Erben, Freunde vnd nechste Nachbarn das Requiem aus Kannen vnd Gläsern singen, das jhnen der Gersten vnd

[60]) Vgl. das ganz ähnliche Register in Fischarts Gargantua, Neudruck S. 74.

Rebensafft zum Augen heraus thut dringen, vnd also die Seelmess vollbringen. Was sol ich sagen von Herrenmahlen, so bey newen Amptsbestallungen geschehen? Dessgleichen vom Magistermahl, vom Doctorat, von Depositionibus, vom Introitu der Studenten vnd Stubenbencken, vom Antritt an einen Newen Tisch, von Bürgerzechen, von Abend vnd Nachtzechen, vnd von allen frischen Studenten, die da gern im nassen leben wie die Endten, vnd beym guten Trunck, mit den schönen Jungfräwlein thun ein Sprung, vnd damit jnen die zeit nicht werde lang, singen einen schönen Gesang?'[61]) Denn leider ist bei uns Deutschen das Saufen so tief eingewurzelt, dass es kein Mensch wird abbringen können. Es mangelt zwar nicht an treuherzigen Vermahnungen, aber da ist niemand, der folgen will.

Eine weitere Ursache der herrschenden Finanznoth ist die römische Klerisei: 'Der Bapst zu Rom der Antichrist Viel Tonnen Golds Jährlich aufffrisst, Der Jesuit vnd Cardinal Machen der Leyen Beutel schmal'. Denn die päpstischen Pfaffen 'können nicht glauben, wo ihre Hände nichts haben zu klauben'. Sein gröbstes Geschütz fährt der lutherische Pastor gegen die Jesuiten auf, die auch seiner Meinung nach unter den Heuschrecken in der Offenbarung Johannis zu verstehen sind. Denn wie die Heuschrecken, wo sie sich niederlassen, alles wegfressen, so auch das höllische Geschmeiss der Jesuiten; auch sie fliegen von einem Land in das andere, fressen die besten Güter auf und schonen dabei weder der Katholischen noch der Lutherischen. Ihnen schliesst sich das fahrende Gesindel der Goldmacher und Alchimisten an, ein betrügerisches Heer, das aus verlaufenen Mönchen, bankerotten Kaufleuten, verdorbenen Goldschmieden und anderen derartigen Gesellen sich recrutirt und die Welt mit seinen schlimmen Bubenstücken zum Narren hält.[62]) Noch zorniger fährt er über die Ad-

---

[61]) Er citirt u. a. S. 205 'das Epicurische Sauffliedlein: Meum est propositum in taberna mori'.

[62]) Virgilius von Salzburg sagt in seiner Schrift 'Die phantastische Alchemie' (1518): 'Acht Stück volgen der Alchamei: Rauch, Aschen, vil Wort untrew, Erseuffzen vnd schwere Arbeit, Onwird, Armut vnd Noturftikeit: Wiltu der Dinger sein frey, So hüt dich vor der Alcha-

vocaten oder, wie sie Fischart richtiger genannt hatte, Schad-vocaten her, die er schon im ersten Theil seines Weltspiegels unsanft gezaust hatte. Gerade wie Murner in der Schelmenzunft[63]) und Narrenbeschwörung hatte er dort über die zanksüchtigen Streitköpfe gehöhnt, die das Recht so spitzig zu biegen wissen[64]); denn das Recht hat leider Gottes eine wächserne Nase, die man drehen kann wie man will, und ist eine Zauberruthe, damit man den Leuten das Geld aus den Beuteln zaubert und sie um Haus und Hof, um Hab und Gut bringt. Den Reichen macht es arm, den Fröhlichen betrübt, den Freien eigen, den Friedsamen unruhig, den Unruhigen verachtet, den Verachteten verzweifelt. 'Ist der Advocat listig vnd wacker, so darf er seinen Clienten wol bringen vmb seinen Acker.' Juristen sind böse Christen. d. h. just so fromm wie Reineke Fuchs; durch ihr Zuthun wird jeder Process so weitläufig und verworren, dass der Kläger kaum in zehn und mehr Jahren in einer Instanz zum Beschluss der Sache kommen und das Urtheil erlangen kann. Zum Beweise dessen giebt Sommer eine ausführliche Darlegung des Processganges und rechnet aus, dass 'wann man alle Termin vnd deroselben prorogationes zusammenrechnet' sich die Zeit zum mindesten 'auff 429 Wochen vnd also auff 8 gantze Jahr vnd 13 Wochen belauffen thut'. Er wiederholt deshalb das alte Sprichwort: ein magerer Vergleich in Güte sei besser als ein feister mit Recht, und fügt hinzu, die Egypter seien mit zehn Plagen geschlagen worden, die armen Rechtsführer aber mit zehntausend, da sie

---

mei.' Sommer widmet den Alchimisten das Verslein: 'Goldmacher vnd die Alchimisten Bey Fürsten vnd Herren sehr einnisten, Bey Edel vnd Vnedel auch, Machen für Gold ein schmauch vnd Rauch.'

[63]) Kapit. 2: 'Ein loch durch Brief reden'. Ebenso lautet die Überschrift des 21. Kapitels der Narrenbeschwörung. Vgl. auch W. Kawerau, Th. Murner und die Kirche des Mittelalters. Halle 1890 S. 13 f.

[64]) Ebenso Imperiosus Mulier Bl. Dv[a]: 'Das Recht were wol gut, wenns nit linckisch gebogen vnd krum gemacht würde'. Der Magdeburger Domprediger Siegfried Sack schreibt in der 'Erklerung Vber die Sontags Evangelia' (Magdeburg 1595) Bl. 41: 'Wer nur eine Handuol gunst hat, der kümpt weiter, als wann ein Armer einen Wispel voll Rechts hette, so hat das Recht eine wechserne Nasen, vnd wird offtmals dahin gebeuget, dahin es nicht gehöret'.

über allen Plagen noch dazu ihre Seelen in den Kanzleien begraben müssten und doch das Gut, darum sie rechten, nicht erlangen können.

Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit dem Kleiderluxus und den welschen Modenarrheiten, wobei Sommer im wesentlichen nur das wiederholt, was er schon in seiner Beschreibung der neuen Welt ausgeführt hatte. Unter den zahlreichen Anekdoten, die er mittheilt, fehlt natürlich auch die von Karl dem Grossen nicht, der einst auf einem Jagdzuge seine prächtig gekleideten Höflinge durch dorniges Dickicht geführt und sie dadurch weidlich beschämt habe. Doch nicht nur der Luxus in der Tracht sondern auch der in Wohnung und Geräth getriebene Aufwand bringt so viele an den Bettelstab; immer prächtigere Häuser werden gebaut, besonders in den grossen Handelsstädten, und im Innern der Wohnungen macht sich ein so raffinirter Luxus breit, dass kein Fürst sich schämen dürfte darin Quartier zu nehmen. Dementsprechend muss dann auch die ganze Lebensführung gestaltet werden. Immer üppiger werden die Gastereien, immer übertriebener die Anforderungen an die Geselligkeit. Am schlimmsten ists bei den Hochzeiten, wo in Kleidung, Geschenken und Banketten ein Aufwand getrieben werden muss, durch den manche junge Ehe gleich von vornherein wirthschaftlich ruinirt wird. Davon zeugen dann die stummen Kleider, die nach den Flitterwochen auf den Trödelmärkten flattern und von einem Herrn zum andern wandern. Dazu kommt ferner die masslose Spielwuth, denn: 'Die Kärtlein vnd das Würffelspiel Des Geldes Jährlich wegnimmt viel. Die vier Könige han grosse macht, Haben jhr viel umbs Erbtheil bracht'. Und je grösser die Genussucht, desto grösser der Müssiggang. Immer stattlicher wird das Heer der zweibeinigen müssigen Brotmäuse und Jung-Narren von Faulhausen, die dann schliesslich als Ritter zu Armenhausen und Erbsessen auf Nirgendheim endigen. Wollte Gott, dass die Obrigkeiten solche Zecher und Prasser, die nur zum Fressen und Saufen geboren zu sein scheinen, als inutilia pondera terrae aus dem Lande jagten, damit diesem Laster wenigstens einigermassen gewehrt werde!

Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt Sommer den Kaufmannsstand, denn mehr als je zuvor hat der Handel überhand genommen, da fast jeder, der ein wenig baar Geld in der Hand hat, damit Handelsgeschäfte anfängt. Es ist denn auch der Handel allmählich so gemein geworden, dass in grossen Städten Haus bei Haus ein Kaufhaus ist. Dabei steigen die Waaren täglich im Preise; die Unredlichkeit wird immer grösser; der alte, solide Handel ist allgemach von den Schwindelgeschäften fast völlig verdrängt worden. Heftig poltert der Pastor bei diesem Anlass insbesondere gegen die Juden, die ein so schädlich Volk seien mit Wuchern, Lügen und Trügen, mit Kaufen und Verkaufen, dass es mit keiner menschlichen Zunge auszusprechen sei. Mit wahrem Ingrimm ruft er über die verfluchten, halsstarrigen Jüden sein Wehe aus; er schimpft sie reissende Wölfe, Erzdiebe, Erzschelme und ausbündige Heuchler; er jammert über ihren verfluchten Wucher und ihre Münzverfälschungen und ist überzeugt, dass diese vorsätzlichen Bankerottirer zu allen ehrlichen Ämtern und Sachen untauglich sind. Er preist denn auch die Weisheit der Fürsten, die sie aus ihren Landen verjagt haben und wünscht inbrünstig, dass dieses löbliche Beispiel allenthalben befolgt werde. Doch muss er allerdings zugeben, dass leider die Praktiken mancher christlichen Kaufleute denen der jüdischen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern und dass vor allem auch sie des verfluchten Wuchers sich schuldig machen, so zwar, dass ihr Wucher 'den Jüdischen nicht sehr vngleich; wolte Gott, dass es etliche nicht gröber machten'. Die Frage des Zinsennehmens an sich bleibt freilich streitig, obwohl Sommer persönlich der schroffen Auffassung Luthers zuneigt; jedenfalls aber ist ihm das nicht zweifelhaft, dass das eigentliche Leihen, d. h. da, wo es einem wirklich Bedrängten zu helfen gilt, unbedingt umsonst geschehen müsse, da in diesem Falle jedes Zinsennehmen eine schwere Sünde sei. Wer aber ist noch heutiges Tages, so fragt er bekümmert, der den armen Leuten ohne Wucherzinsen etwas leihen will? Ists nicht also, dass wenn einer dem andern nur einen Thaler auf etliche Tage leiht, er alsbald Zinsen davon haben will? Wie kann da

der arme Mann fortkommen? Er muss ein Bettler bleiben, daher denn Deutschland augenblicklich voll von Bettlern ist. 'Zu vnser zeit der Bettel Orden Ist gar ein zunfft vnd Handwerck worden. Sie lauffen Städt vnd Dörffer aus, Saugen Bürger vnd Bawren aus.' Mit der Unredlichkeit in Handel und Wandel hängt aufs engste die ungesunde Speculationswuth zusammen, die sich besonders auf die Bergwerke geworfen hat. Denn 'mancher bawet so viel vnd lange Jahr die Kux, das er alle das seine, Hauss, Hoff, Acker, Vieh, Gelt vnd Gut drein stecket, vnd so lange hoffet, dass er drüber das Sprichwort erfüllet: Hoffen vnd Harren macht manchen zum Narren, vnd gucket so lang in die Schacht vnd Zech, dass er wol beyde Augen in seinem Hauss aussgucket, ehe er einen Thaler ergucken vnd anblicken möchte'.

Im letzten Abschnitt endlich wendet sich Sommer zum Bauernstande, der einmal wegen der immer unerträglicher werdenden Frohnden und Lasten, zum andern aber auch wegen seiner eigenen Üppigkeit und Faulheit auf keinen grünen Zweig kommen kann. Sein Ruf ist nicht eben der feinste, ja in den Städten ist heutiges Tages nichts verächtlicher[65]) als die Bauern, die man nur die groben Bauern, ungehobelte Rültze und 'Knodasten' nennt, und wer sie nur vexiren und ihrer spotten kann, der thut es williger als willig und achtet solches einen Ruhm zu sein. Zum Theil haben sie, wie gesagt, diesen üblen Leumund selbst verschuldet, denn einmal wollen sie heute Junker sein und haben die faule Seuche am Halse, so dass sie alle Arbeit durch fremde Hände machen lassen und es für Schande halten selbst den Pflug oder die Sichel in die Hand zu nehmen. Zum andern wollen sie, sonderlich in Sachsen, immer toll und voll sein, liegen die meiste Zeit im Bierhaus, spielen und doppeln, da dann der Wirth kleine Kannen giebt, kaum halb einschenkt und die Kreide nicht vergisst, so dass mancher Bauer in einem Jahre dreissig, vierzig und mehr Thaler in der Dorfschenke verdestillirt, ganz abge-

[65]) Vgl. F. v. Bezold, Die 'armen Leute' und die deutsche Litteratur des späteren Mittelalters in der Historischen Zeitschrift 41 (1879), 1 f.

sehen von dem, was er mit den Seinen in der Ernte oder bei sonstigen Anlässen in seinem Hause zu vertrinken pflegt. Denn die Bauern sind inwendig gefüttert, saufen Tag und Nacht und können dennoch nicht gesättigt werden. Doch weit schlimmer noch als diese ihre eigenen Sünden, sind diejenigen, die an ihnen begangen werden. Immer unerträglicher werden die Schindereien und Plackereien, die sie von ihren Gutsherrn und bestechlichen Behörden erdulden müssen; immer höher werden die Pachten hinaufgeschraubt und es ist Sünde und Schande, wie ihnen die grossen Herren bei ihren Jagden kaltblütig die Saaten niederreiten und die Felder verwüsten.

Das Gesammtbild, das der Osterweddinger Pfarrer in dieser Geldklage von den socialen Zuständen seiner Zeit entwirft, ist wenig erfreulich, und wenn wir auch mancherlei Verallgemeinerungen und satirische Übertreibungen davon werden abziehen müssen, so bleibt doch das Bild immer noch trübe genug und lässt uns nur zu deutlich erkennen, dass Deutschland schon innerlich erkrankt in den grossen Krieg der dreissig Jahre hineinging. Noch waren die chaotischen Zustände auf der Grenze von Mittelalter und Neuzeit keineswegs überwunden und fehlte es auch nicht an gesunden, energisch vorwärts drängenden Kräften, so fanden sich diese doch allenthalben gehemmt und gelähmt, so dass die Ansätze einer frischeren Entwicklung nur zu rasch wieder verkümmerten. Selbst manche Erscheinung, die wir heute als nothwendige Bedingung des Fortschritts historisch begreifen und würdigen, erschien den Zeitgenossen leicht als Hemmniss und Schädigung. Gerade auf den Gemüthern der Tüchtigsten lastete der durch das Bewusstsein der politischen Ohnmacht erzeugte Druck, und wie dem Staatsleben ein grosses gemeinsames Wollen mangelte, so der Kirche ein idealer Zug und Schwung und das lebendige Interesse und Verständniss für die ihr anvertrauten grossen sittlichen Aufgaben. Eben hierfür ist ein Mann wie unser Olorinus ein lehrreiches Beispiel. Was den mitten im Volksleben stehenden Landgeistlichen zu seinen satirischen Sittenbildern und Strafpredigten treibt, ist doch in erster Linie ein rein litterarisches Interesse, nicht aber eine sitt-

liche Nöthigung, und während er auf der einen Seite wider die sittliche Verwilderung seiner Zeit poltert und eifert, ist er gleichzeitig imstande, selbst in plumpen, auf die rohe Lachlust der Menge berechneten weiberfeindlichen Satiren sich als Grobianer aufzuspielen und sein Publikum mit ordinären Kneipwitzen zu belustigen.

Magdeburg. Waldemar Kawerau.

Untersuchungen über
Wielands Komische Erzählungen.

(Schluss zu Bd. 4 S. 439.)

Die Komik.

Plauderton.

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift suchte ich zu zeigen, in wie auffallender Weise der Stil der Komischen Erzählungen Wielands von dem Stile des Erzählers abweicht. Es steht damit in unverkennbarem Zusammenhange, dass auch die Erzählungsmanier nicht die gewöhnliche ist; wir haben es nemlich nicht mit stilstrenger Erzählung, wir haben es vielmehr mit Plauderei zu thun. Denn viel öfter als wir das sonst gewöhnt sind (leider gewöhnt sind!), mischt sich hier der Dichter selbst in die Erzählung ein und wendet sich mit kürzeren oder längeren Bemerkungen an die Leser. — Ich will die Erscheinung für jede einzelne Erzählung der Reihe nach besonders besprechen und beginne mit dem Urtheil des Paris.

Es besagt wenig, wenn da und dort von 'unserem' Hirten die Rede ist; prägnanter ist es schon, wenn es heisst:
V. 121 wird viel erzählt, vielleicht auch viel erdacht
oder 139 f. fällt Mercur sehr weislich ein.
Wieland begleitet die Erzählung oft mit kurzen Zusätzen aus eigenem oder er zieht wohl auch den Leser durch eine Apostrophe mit herein.
V. 75 — — sie lärmten dir, dass es ein Elend war.
114 Und komt, wie Sancho sagt, dabey doch immer weiter;
126 Man weiss, dass Götter nicht wie Deputierte reisen.
Ferner: 111 f. 367 f. 391. 531 ff. 573 f. 597. 854 f. 860 f.

Gerne hält Wieland nach einem Abschnitte der Erzählung inne und reflectirt dann in einem subjectiven Erguss über das Geschehene, wobei er oft Seitenblicke auf moderne Verhältnisse wirft. Ansätze zu solchen Reflexionen finden sich schon in den angeführten Stellen V. 573 f. und 860 f. In breiterer Weise geschieht dies in V. 321—363. 575—586. 623—639. Auch die Einleitung der eigentlichen Erzählung gehört hierher. Man mag ausserdem noch den einleitenden Brief heranziehen; doch ist derselbe schon äusserlich von der Erzählung getrennt. In den späteren Ausgaben allerdings wurde derselbe mit der Erzählung verschmolzen, und in der Ausgabe von 1795 ist sogar die Aufschrift weggelassen.

Zu beachten ist hiebei, dass diese subjectiven Einmischungen nicht als völlig fremdes Element in der Erzählung stehen. Die kurzen Zusätze sind ja ohnedies schon syntaktisch meist enge mit ihr verbunden; aber auch die längeren Einmischungen berühren sich mit ihr, indem sie über die erzählten Begebenheiten reflectiren oder eine Parallele, wohl auch einen Contrast dazu aufstellen. Manchmal aber wird in ihnen sogar dies oder jenes aus der Erzählung weitergeführt oder nachgetragen. Immerhin stehen sie doch nur in einem recht losen Zusammenhange mit der Erzählung und könnten zum grössten Theile weggelassen werden, ohne dass dadurch das Verständniss gefährdet würde.

Im Urtheil des Paris haben wir also wohl bemerkenswerthe Ansätze zum Plauderton; ausgebildet erscheint derselbe jedoch keineswegs.

In der zweiten Erzählung, Diana und Endymion, tritt er deutlicher hervor. Nicht nur, dass sich der Zahl und dem Verhältniss nach viel mehr subjective Einmischungen vorfinden, sie dringen auch viel tiefer in die Erzählung selbst ein; und das fällt ganz besonders ins Gewicht.

Wie im Urtheil des Paris von 'unserem' Hirten, ist hier auch von 'unserem' Schäfer die Rede; ein 'genug' oder 'kurz' schliesst langathmige Vordersätze, um das Ende des Satzgebildes einzuleiten; gelegentlich erinnert ein 'wie gesagt' oder 'wie wir wissen' an Vorausgegangenes.

Häufig finden sich auch kleine subjective Zusätze: vgl. V. 105. 170. 400 f. 448. 617. 650. Oder es werden auch ganz kurze Sentenzen eingeflochten:

V. 109 f. Dem Glück in dieser Unterwelt
Hat stets Beständigkeit gefehlt.

Ferner V. 115 f. 300 f.

Die Manier, die Erzählung an einzelnen Stellen zu unterbrechen und dabei über das Erzählte zu reflectiren, zu moralisiren, eine Parallele oder einen Contrast zu geben, findet sich im Endymion genau so wie im Urtheil des Paris, nur häufiger. Man vergleiche V. 60—83. 124—127. 334—342. 437—443. 450—457, ein Excurs, der auch äusserlich — durch V. 458 ff. — mit der Erzählung zusammenhängt. 489—497. 590—594.

V. 343—369 ist völlig ohne Bezug zur Erzählung, mit der dieser Excurs auch innerlich nur ganz lose zusammenhängt.

Manchmal geht der Dichter jedoch über die blosse Reflexion hinaus und mischt sich direct in die Erzählung ein. Er macht sich z. B. gleichsam zum Augenzeugen der Ereignisse und spricht die handelnden Personen selbst an:

V. 330—334 Wo, Göttin, bleibt dein Stolz, die Sprödigkeit? u. s. w.
Man vergleiche noch V. 588 f.

Ein andermal giebt er sich den Schein eines Zuschauers, der nach dem Vorausgegangenen das Kommende vermuthet; diese Vermuthung ersetzt die Erzählung, z. B.

V. 472—474 Diana muss sich sicher wissen,
Und wird ein bisschen Feerey
Zu brauchen sich entschliessen müssen.

An anderen Stellen sucht Wieland den Glauben zu erwecken, als ob er die erzählten Begebenheiten mit grösster Gewissenhaftigkeit auf ihre historische Treue prüfe, und sagt gelegentlich seine Meinung über die Zuverlässigkeit dieses oder jenes Details. So z. B. V. 22—30. 36—38. 117—123. 319—325. In V. 380—390 soll auch der Schein pedantischer Gewissenhaftigkeit erweckt werden.

Manchmal appellirt der Dichter an die Einbildungskraft der Leser.

V. 145 f. Man rathet leicht, in welche Wuth
Der Nymphen Fall sie setzen musste;
Ferner vgl. V. 172 f.

An einer Stelle, V. 540—566 [1]), lässt sich Wieland mit dem Leser oder Zuhörer völlig in ein Gespräch ein, und bringt im Rahmen desselben Züge der Erzählung. Das ist jedesfalls am stärksten charakteristisch. Weniger bezeichnend sind die Stellen V. 370 ff. 628—631.

Während also im Urtheil des Paris die Plauderei nur Raisonnement über das Erzählte brachte, sind hier mindestens deutliche Ansätze gemacht, Erzählung selbst in Form von Plauderei zu bieten.

Der Plauderton ist demnach, so gewiss er in vielen Fällen den rhetorischen Stil veranlasst, doch nicht ausschliesslich für denselben entscheidend.

Auch in der dritten Erzählung Juno und Ganymed wird oft mit einem 'genug' oder 'kurz' der Schluss einer längeren Periode eingeleitet. Juno schickt die Stunden 'weislich' fort. Ein 'Wir sagten's schon' weist auf bereits Erzähltes zurück, ein 'wie wir uns sagen lassen' beruft sich auf eine Quelle. Iris schliesst die Thüre, 'vermuthlich nur zum Schein'. Zeus und Hermes hören 'Ich weiss nicht was.'

Zahlreich sind ferner subjective Zusätze: V. 100 f. 116. 151. 209. 516. 521 f. 533. 663. 771 f. 812. 821.

Auch finden sich kurze Sentenzen eingestreut:
V. 308 f. Was Wiz und Macht zu schwehr gefunden hatten,
Das hebt oft eine Kleinigkeit.
Ferner vgl. V. 92. 563 f. 822 f.

Die Manier, über das Erzählte zu reflectiren oder Kommendes durch eine Reflexion vorzubereiten, zeigt sich in Juno und Ganymed, wie in den zwei besprochenen Erzählungen. Vgl. V. 1—17, durch V. 16 f. mit dem Folgenden in Bezug gebracht. 178—183. 408—413, durch 408 mit dem Vorhergehenden und durch 414 mit dem Folgenden in Zusammenhang. 576—581. 121—136 charakterisirt Jupiter und giebt in 135 f. direct Erzählung.

---

[1]) Zu bemerken ist hiebei freilich, dass in V. 546 f. — allerdings nur vorübergehend — versucht wird, den Schein zu erwecken, als spiele sich die Handlung vor unseren Augen ab.

Viel häufiger und deutlicher als in Endymion dringt hier der Plauderton in die Erzählung, den Bericht von Ereignissen, ein. Die handelnden Personen werden hier allerdings nicht vom Dichter apostrophirt; aber doch versucht er manchmal den Schein der Gleichzeitigkeit zu erwecken. So z. B.

V. 774 Nun wird sie wohl erwachen müssen!

Ferner V. 54—56.

Auch in V. 67—83 wird der Anschein der Gleichzeitigkeit wach gerufen; noch mehr aber wirkt die Verallgemeinerung subjectiv. In 157—167 ist es diese Verallgemeinerung ganz allein, welche die Objectivität der Erzählung stört.

Manchmal stellt sich Wieland auf den Standpunkt des Gelehrten oder des sorgsamen Berichterstatters, der dem Hörer Gewähr bietet für die Wahrheit dessen, was er sagt, oder im Vorbeigehen mit eigenen Worten einen Charakterzug, eine That der handelnden Personen erklärt. So z. B. V. 18—29. 84—91. 147—149. 670 f.

Oder der Dichter wendet sich direct an die Leser, indem er sie bittet, sich dieses oder jenes selbst auszumalen. So z. B. wenn er Ganymed beschreibt und in dieser Beschreibung V. 569 ff. fortfährt: 'Nehmt noch dazu' u. s. w. Hieher gehört auch V. 184—187.

Einigemale lässt sich der Dichter ganz und gar in ein Gespräch mit dem Hörer ein. Besonders zu beachten ist V. 786—806; ferner vergleiche man: V. 168—177. 199—202. 640—643. 689.

Analoge Erscheinungen finden sich auch in der letzten der Komischen Erzählungen, in Aurora und Cephalus.

Oft spricht da der Dichter von Cephalus in Ausdrücken, wie 'Mein Cephalus', 'Unser Cephalus', 'Mein Mann', ja er sagt sogar 'Mein Held', 'Unser Held'. Callias liebt in seiner Tänzerin das höchste Gut, womit sich 'unsre' Geister nähren; Aurora spricht von 'unsrer' Fehlbarkeit. Mit einem 'kurz' oder 'genug' wird der Schlussatz einer Periode vom Vorhergehenden abgehoben. Da und dort mischt sich ein subjectives 'vielleicht' ein. Ausdrücke wie 'Ich weiss nicht was für eine Süssigkeit', 'Gott weiss warum', 'Wer weiss

wohin', 'Wer weiss wie oft' sprechen ebenfalls für den subjectiven Ton. Ein 'wie gesagt' oder 'wie schon gesagt' knüpft an Erzähltes an, ein 'wie die Chronik sagt' weist auf eine Quelle hin.

Aber auch sonst finden sich häufig kleinere, subjective Zusätze: V. 169. 196. 204 (billig). 305. 501. 824 (der Thor!). 832 f. 905.

Kurze Sentenzen oder noch lieber Betrachtungen werden eingeflochten:

V. 230 Doch Dankbarkeit ist eine schwere Last!
931 f. Wie wunderbar in seinen Fällen
Das Schicksal ist!
Ferner: V. 81. 85. 91 f. 136 ff. 292 f. 769 ff.

Zu beachten ist, dass in allen diesen Fällen mit Ausnahme von V. 85 und 931 f. entweder durch syntaktische Construction oder durch irgend ein Beziehungswort die Verbindung mit der Erzählung hergestellt ist. V. 85 bringt eigentlich selbst ein wenig Erzählung, indem von Cephalus gesagt wird, dass er reizend war. Breiter ausgesponnene Reflexionen mit Rückblicken auf das Erzählte oder zur Vorbereitung des Kommenden finden sich auch hier, wie in den vorausgehenden Erzählungen. Man vgl.: V. 43—62 durch 63—65 in die Erzählung übergeleitet. 68—77, durch 68 f. mit dem Vorausgehenden und durch 78 mit dem Folgenden in Verbindung gesetzt. — 241—258 bringt einen allgemeinen Satz; in 253—256 wird derselbe determinirt und in 257 f. auf Cephalus angewendet. Übrigens stellt auch noch 259 f. die Verbindung mit der Erzählung her. — 577—594. 595 f. knüpft daran erzählend an. — 623—639 steht ohne äusserlichen Bezug zu der Erzählung. — 657—677 ist durch 657 und 659 mit dem Vorausgehenden und durch 673—677 mit dem Folgenden in Verbindung gesetzt.

In vielen Fällen dringt der Plauderton in die Erzählung der Ereignisse oder in die Beschreibung, die ja auch einen wesentlichen Bestandtheil der Erzählung ausmacht, ein. So V. 940—943.

Oder der Dichter fühlt sich als subjectiven Betrachter der Situation, wie in V. 862—868; hier wird in 867 Cephalus wie in V. 940 f. apostrophirt.

Ein andermal wird ein besonderer Fall auf eine grössere Allgemeinheit bezogen. Vgl. V. 469 f.

Sehr häufig wendet sich der Dichter an die Einbildungskraft der Leser, indem er es ihnen überlässt, sich eine angedeutete Situation auszumalen oder dergleichen z. B. V. 176. 177—193 (besonders die Anfangs- und Schlusszeile). 285—291 (eine Rechtfertigung von Seladons Selbstbetrug, berührt sich also mit Reflexion). 869—871. — Besonders zu beachten ist 704—710. Hier ist Reflexion und Erzählung unter dem Scheine der Gleichzeitigkeit in Form eines Gespräches mit dem Leser ganz und gar verschmolzen. Damit berührt sich V. 99 ff. ('Den Tithon? — Ja, doch wie er damals war' u. s. w.) 235—240. 546—567 (Beschreibung des Amphibolis). 607—622 (Beschreibung Seladons; das 'mein' in 622 erhält durch die Haltung der ganzen Stelle erhöhte Bedeutung).

Ferner ist die Erzählung in V. 117—135 stark subjectiv gehalten. V. 506—533 ist durch 506 f. und 528—533 auch ganz ins Subjective gewendet. 958 f. umgeht Wieland eine Beschreibung.

Aurora und Cephalus verwendet also dieselben Mittel, wie Juno und Ganymed und der Plauderton in beiden Erzählungen steht ungefähr auf derselben Stufe; nur erstreckt er sich in Aurora und Cephalus — auch verhältnissmässig — auf eine grössere Anzahl von Versen, und es fallen die engeren Beziehungen, die selbst kleinere subjective Zusätze haben, auf. Aurora und Cephalus steht also jedesfalls, was den Plauderton anlangt, eher über als unter Juno und Ganymed.

Aus dem Gesagten ist klar, dass sich kein Parallelismus zwischen der Verwerthung des Plaudertons und der Entstehungszeit der einzelnen Komischen Erzählungen, noch auch dem Grade ihres rhetorischen Stiles ergiebt. Die Erzählungen reihen sich in Bezug auf den Plauderton folgendermassen aneinander: Urtheil des Paris, Diana und Endymion, Juno und Ganymed und damit gleichwerthig oder nur wenig höher Aurora und Cephalus.

Travestie.

Ein weiteres Mittel der Komik Wielands ist die Travestie.

Ich halte mich auch hier an die Reihenfolge der ersten Ausgabe und beginne wieder mit dem Urtheil des Paris.

Da kommen zunächst die vielen Titulaturen aus der heutigen Umgangssprache in Betracht. Es mag noch hingehen, wenn die handelnden oder sprechenden Personen einander ihrzen; das wird vielleicht nicht so sehr empfunden, und für Wielands Zeit vollends ist es wohl noch weniger auffallend gewesen. Wenn aber Mercur zu den Göttinnen sagt: 'Sehn sie auf jenem Stein, . . . den schönen Hirten sizen?' (V. 148 f.), so ist das entschieden eine bewusste Veränderung des historischen Kostüms.

Man vergleiche ferner: V. 48. 69. 80. 90. 98. 139. 148. 154. 203. 265. 304. 395. 412. 424. 435. 488. 496. 508. 556. 569. 607. 610. 616. 623. 635. 647. 693. 741. 773. 776. 790. 810. 831.

Es gehört ferner hieher, wenn in einer Erzählung, die sich über einen mythischen Stoff verbreitet, Gesellschaftsphrasen unserer Tage angewendet werden, z. B.

V. 156 Und, darf die Frage weiter gehen,
V. 203 f. . . . Herr Hermes, wie ich höre,
Erweisst Gott Jupiter mir gar zu viele Ehre.

Vgl.: 'dass wir gestehen müssen' (V. 242), 'ich will euch's nur gestehen' (494), 'ich bitt euch' (304), 'ich bitte dich' (714), 'wenn's euch beliebt' (484), 'wenn ihr's mir nicht übel nehmt' (556 f.), 'mit eurer Gunst' (224), 'wenn man bitten darf' (601).

An zwei Stellen wird der Hofstil angeschlagen: V. 139 bis 141 und 654 f.

Ziemlich häufig findet sich der Kanzlei- oder Gerichtsstil verwendet; Wieland hatte Gelegenheit, ihn in Biberach gründlich kennen zu lernen. Gerne treibt der Dichter die Situation des Paris als Richter auf die Spitze und stellt ihn ganz als modernen Richter hin. Besonders zu beachten ist die Stelle V. 313—320. Ferner vgl.: V. 79 f. 111 (Reise-Protocoll). 123. 193 (nach vorgenommner Schau). 371 f. 457 (Richter-Amt). 458 (Amtsgewissen). 506. 619 f. 647 f.

Die ganze Erzählung ist mit moderner Anschauung durchtränkt, mit modernen Ausdrücken durchflochten; Anachronismen der gröbsten Art werden absichtlich angewandt. Man muss dabei freilich unterscheiden. Ein Anachronismus, der sich in einer subjectiven Einmischung oder auch in einem Vergleiche findet, hat nicht die Bedeutung wie einer, der in der objectiven Erzählung vorkommt oder gar den Personen selbst in den Mund gelegt wird. Aber selbst Anachronismen der letzteren Art finden sich äusserst zahlreich:

V. 53—64. 72 (Zofen). 87—90 (Vorstellung vom Ritter). 100 (Spiegel). 107 (Mercur — gestiefelt). 109 (Nehmt die Hüte mit; übrigens ist die ganze Stelle 108—110 modern erdacht). 124 (Caravan). 126 (Deputirte). 172 (Vorstellung von christlichen Heiligen). 183—185 (Unterrocke — halb ofner Brust — Rand des kleinen Hutes). 211 (Der Gegensatz zwischen Stadt und Land wirkt in Paris' Munde anachronistisch). 286 f. 292. 295 (Richter-Rolle). 370 (Rökchen — Mieder). 405 f. 416 (Mieder). 429 (Elasticität). 436. 439 (Rökchen). 457 (Richter-Amt). 480 (sechsten Sinn). 589 ('in der andern Welt' wohl auch christliche Vorstellung). 610 (Königin der Feen). 624 (Bad-Habit). 627—629. 659—661. 672 (Nägel-Kriegen). 683 (ohne Handgeld). 714—731 (Gegenüberstellung von Stadt und Land im Munde der Venus). 760 (Marzipan). 772. 792 (Kindbett-Schmaus). 796—798. 835 (Colibri). 836 (Engel).

Mit dem Erwähnten ist begreiflicher Weise noch nicht alles erschöpft, was hieher gehört. Ist doch der Grundton des ganzen Gedichtes ein moderner. Von dem alten Mythus ist nichts beibehalten als das Stoffliche, und das nicht ganz getreu; der naive Zug aber ist gänzlich verloren gegangen. Die Götterfiguren sind noch da; aber sie haben alle die Anschauungen des 18. Jahrhunderts. Das historische Kostüm ist also mit Bewusstsein verletzt. Der Stoff steht in Contrast zu seiner Auffassung und Behandlung. Dieser Contrast stellt sich als Travestie dar. Sie kann nur um so komischer wirken, wenn einige Fetzen des alten, ersten Gewandes noch belassen werden. Der Gegensatz wird dadurch um so deutlicher. So bedient Wieland, so bedienen die Personen der Erzählung sich da und dort der antiken Terminologie. Freilich wird auch darin so ziemlich willkürlich gewirthschaftet, und es muss auffallen, dass

griechische Namen und lateinische für dieselbe Person ohne Bedenken gebraucht werden. Bald heisst es Venus, bald Paphia, Amphitrite, Cythere u. s. w. Mercur wird sowohl mit diesem Namen, als auch mit Hermes bezeichnet und angeredet; ein andermal ist er 'der schwebende Begleiter'. Die Göttinnen schwören beim Styx, Paris beim Amor, beim hohen Jupiter, beim Pan u. s. w.

Es hängt jedesfalls mit der Travestie zusammen, wenn es auch nicht ganz von ihr bedingt ist, dass die Sprache im allgemeinen sich nicht über den gewöhnlichen Conversationston erhebt. Man kann darin nicht ein Unvermögen des Dichters erblicken. Die Leichtigkeit, mit der er den Vers behandelt, die Gelenkigkeit der Sprache und ihre zutreffende Schärfe, so wie einzelne Stellen, in denen ein edlerer, poetischer Ton mit glücklicher Sicherheit angeschlagen wird, schliessen dies aus. Es ist Absicht. Travestie und Plauderton wirken da begründend zusammen. Die erstere setzt die Götterfiguren zu Menschen des 18. Jahrhunderts herab, ein Vorgang, der sich ja auch in ihrer Art zu reden wiederspiegeln muss; die Plauderei aber kennt ihrer Natur nach keinen höheren Schwung der Sprache. Ja es mischt sich an vielen Stellen selbst Volksthümlich-Derbes ein. Theilweise, im Munde des Paris, ist dies zur Charakteristik verwendet; oft aber entbehrt es dieser Begründung und kann nur als eine Folge der Travestie und des Plaudertones angesehen werden. Diese drücken die Sprache auch im allgemeinen herab, so dass sich also sogenannter niederer Stil, ja Derbheiten selbst dort vorfinden, wo weder Travestie noch Plauderton unmittelbar zu Tage treten. Man vergleiche:

Für Wielands Erzählung: V. 3. 24. 33. 58 f. 61—63. 74. 313. 333. u. s. w.

Für Mercur: V. 151. 371. 373 u. s. w.

Für Venus: V. 424. 712. 784 u. s. w.

Für Pallas: V. 647 f. u. s. w.

Für Paris: V. 210. 444 f. 614 f. 665. 670 f. 751. 809 u. s. w. Er wirft ferner überaus häufig mit Ausdrücken, wie 'potz Wetter! Meiner Treu! So wahr ich Paris heisse!' u. s. w. um sich.

Wie die sachlichen Anachronismen in der Verwendung der antiken Terminologie ihr Gegenstück haben, so stehen der scheinbar alltäglichen, manchmal sogar derben Sprache einige Stellen gegenüber, in denen in parodistischer Weise Schwung affectirt wird; doch geschieht das immer nur vorübergehend und steht in unmittelbarem Contraste zu der prosaischen Plattheit des Vorausgehenden und Nachfolgenden. Man vergleiche: V. 45 ff.; bis 47 reicht das Pathos aber 48 ff. hinkt der Pferdefuss nach. Ähnlich ist 288 ff. 297 ff. 452 ff. (hier liegt in 454 das Pathos).

Ferner: V. 460—468 (unterbrochen durch 463 'die Grosse dort', 465 'und ganz aus einem Stück'; im ärgsten Gegensatze zu 469 ff.). 548—555. 598—600 (im Contraste zu dem Vorausgehenden und Nachfolgenden). 646 ('Zurück, verwegner!'). 657—661.

Bedeutend schwächer, als im Urtheil des Paris ist die Travestie in Diana und Endymion verwendet.

Hier sind Titulaturen der modernen Umgangssprache äusserst selten. Abgesehen davon, dass der Faun Diana ihrzt, lassen sich nur zwei Stellen anführen: V. 433 Damen, 641 Frau Feen - Königin. — Dabei verliert die erstere Stelle noch an Gewicht, weil sie in einer subjectiven Einmischung steht und mit dem Ausdruck 'Damen' zugleich auch unsere Frauen gemeint sind.

Auch Gesellschaftsphrasen werden nur spärlich verwendet:

V. 456[*]) . . . vergönnet mir zu sagen
650 bedankt sich der Faun für Dianens Gunst, 'wie sich's gehört'.

Hofstil wird gar nicht, Gerichtsstil nur an wenigen Stellen angeschlagen: V. 155 f. 164 f. 370—373. Doch sind die letzten zwei Stellen nicht sehr prägnant.

Moderne Anschauungen machen sich etwas häufiger geltend.

V. 27 (Chronik). 66 (ohne Röcke). 108 (wohl Anklang an 'Tausend und Eine Nacht'). 154 (Hochverrath). 204 (Amor mit einem 'Vogel-Rohr'). 214 (Amor — blinde Kuh spielend). 222 (schminkt). 428 (Stadt-Gerüchte). 432 (Juno beim Theetische). 473 (Diana gebraucht 'Feerey'). 602 ff. (christliche Vorstellung

*) Aber in subjectiver Einmischung.

vom Tode). 295 (der schlafende Endymion mit dem schlafenden Rinald verglichen). 488—497 (der Traum Endymions mit dem der Franciscaner und Nonnen). Andere Stellen, wie V. 334. 542. 546. 549. 558. 560. 561. 631, so wie auch 453 f. und 456 f. werden in dem Masse noch weniger empfunden, als die subjective Einmischung deutlicher ist.

In Bezug auf die Verwendung von antiker Terminologie zeigen sich dieselben Erscheinungen wie in dem Urtheil des Paris. Es heisst bald Diana, bald Cynthia, oder Luna oder auch wohl 'die keusche Göttin', 'der Nymphen schöne Königin'. Ihr Drachenwagen wird mehrfach erwähnt. Apoll erscheint als Phöbus oder als 'der Gott zu Delphi'; Amor als Cypripor. Es ist vom 'Vater Zevs', von 'Latonens Kindern', vom 'Weingott' die Rede.

Steht so der Gebrauch der Travestie im Endymion weit unter dem im Urtheil des Paris, so ist es nur natürlich, dass auch die Sprache weniger alltäglich scheint, wenigstens in den Partien objectiver Erzählung. Gewiss macht sich auch im Endymion an vielen Stellen prosaisch-platter Ton auffällig genug geltend, aber es wird doch grössere Abschnitte hindurch poetischere Diction beibehalten. Was in Endymion an die schwunglose Rede des Tages gemahnt, ist viel mehr auf Rechnung des Plaudertones als der Travestie zu setzen. Auch Volksthümlich-Derbes ist nicht auffallend verwendet. Mit Ausnahme eines einzigen Falles, V. 280 f. bedient sich nur Wieland selbst derberer Ausdrücke. Vgl. V. 35. 134 (Nasen). 150 (doppelte Negation). 263. 266. 276. 392. 399. 401 (sehen). 471. 609 u. s. w.

An parodistischen Schwung gemahnt nur die Rede der Diana V. 176—215, besonders im Hinblick auf die unmittelbar vorhergehenden vier Verse. Man vergleiche etwa noch: V. 409 und 415 ff. Doch stechen alle diese Stellen gegen die aus dem Urtheil des Paris angeführten ab.

Diana und Endymion, ihrer Entstehungszeit nach die erste der Komischen Erzählungen, weist also allerdings unwidersprechlich Travestie auf; aber sie kommt über Ansätze zu derselben nicht viel hinaus. Das Urtheil des Paris bezeichnet jedesfalls einen wesentlichen Fortschritt in der Verwendung dieses Kunstmittels.

Noch stärker tritt dieselbe in der dritten der Erzählungen Juno und Ganymed hervor. Gleich die Titulaturen aus unserer Umgangssprache sind ungemein zahlreich. Iris spricht ihre Gebieterin Juno fast durchwegs mit 'Sie' an. Das Ihrzen ist unter den Personen der Dichtung ganz gewöhnlich. Man vgl. V. 18. 30. 55. 168. 229. 242. 280. 293. 301. 304. 315. 338. 397. 403. 408. 514. 533. 535. 539. 541. 640. 644. 655. 678. 695. 706. 714. 724. 731. 739. 806. 814. 839. 848. 854. 861. 866.

Gesellschaftsphrasen oder Conventionelles ist nicht gerade häufig verwendet, aber was davon gebracht wird, ist fast durchgehends prägnant.

V. 242: die Götter küssen dem heimkehrenden Zeus die Hand. 513 Zevs verneigt sich tief und geht.
Ferner vgl. V. 535. 600. 712. 744. 858. 866.

Etliche Male klingt Hofstil durch. So z. B. V. 300 bis 303. Auch V. 781 (Hoheit) und 397 (Eurer Majestät) gehören hieher.

Ebenso macht sich manchmal Kanzlei- und Gerichts- oder doch ein gewisser Zopfstil bemerkbar. Vgl. V. 304. 336. 412 (ob besagten). 416 (wie folget). 687 f.

Ausserordentlich zahlreich sind Anachronismen, wie ja die ganze Erzählung von modernen Anschauungen vollständig durchdrungen erscheint.

Vgl.: V. 31 (Gardinen). 39 (Sittenlehren). 43 (Nacht-Musik). 47 (Knieband). 50 f. (Zeus beim Spiel). 52 (Iris stickt). 80 (leibeigen). 147 ff. 177 (Chronik). 234 (Juno fährt spazieren). 257. 260 (das grosse Dekel-Glas). 261 (Fingerhüten). 287 (Bacchus macht den Stutzer)[3]). 386 (Nectar-Punsch). 402. 403 (Fi!). 428. 460 f. (Zeus als Schüler Platons). 463 (wie 460 f.). 465. 484 f. (System — Nebel-Kappe). 507 ff. (beruft sich Zeus auf Socrates und Seneca). 529 (Juno klingelt). 533 (Zofen-Art)[4]). 534 f. 663 (Zofe). 684 f. 686 (Zofe). 714 (wohl das 'Ja-Wort' bei der christlichen Trauung). 718 (Fenster). 747 (Schlüssel-Loch). 794 (Zephyr — galant). 821 (Lustspiel). 855 (Predigt). 863 (wie 507 ff.).

Anachronistische Vergleiche sind nicht selten; z. B. V. 37. 74. 516. 566. 819.

---

[3]) In der Erzählung Silens ist Hebe als moderne Kellnerin dargestellt.

[4]) Iris in der ganzen Erzählung als völlig moderne Zofe.

Von anderen Stellen, in denen der subjective Ton noch deutlicher und damit auch die Wirkung des Anachronismus immer mehr abgeschwächt wird, sehe ich hier gänzlich ab.

Von antiker Terminologie ist in Juno und Ganymed nicht viel zu finden. Es wird gelegentlich auf die siebenfache Nacht angespielt; Hermes ist der Gott, 'der Flügel an den Ohren Und an den Fersen trägt'. Silen schwört bei seinem Esel, Juno schwört den Schwur, 'den Götter selbst nicht brechen'; Ausdrücke, wie 'Erycine', 'Idalia' werden hie und da gebraucht; Zeus ist einige Male der Donnerer; — das ist aber so ziemlich alles, was an antike Terminologie gemahnt.

Ich erinnere daran, dass Juno und Ganymed den Plauderton in ausgedehnter Weise verwendet; hiezu tritt noch, wie eben jetzt gezeigt wurde, eine überreichliche Verwendung der Travestie; diese beiden Umstände erklären zur Genüge die scheinbare Plattheit des Ausdrucks, die sich überall in dieser Erzählung aufdrängt; kaum da und dort finden sich etliche, ganz kurze Partien, die eine etwas gehobenere Sprache aufweisen.

Auch volksthümlich-derbe Redewendungen werden sehr häufig verwendet. Das Meiste thut hierin Wieland selbst; vgl.: V. 9 f. 22. 53. 63. 130. 131. 151. 159. 171 f. 196 f. 198. 238. 519. 565. 795. 816. 832 u. a. Aber auch die Personen der Erzählung gebrauchen derlei Wendungen. Man vergleiche:

Für Silen: V. 252. 266. 268. 269. 277. 290 u. a.

Für Iris: V. 580. 596 (Kram). 697 (singen) u. a. Ausserdem schwört sie: mein Treu! Bei meiner Treu! u. s. w.

Für Jupiter: V. 428. 447. 490. 840. 847 (doppelte Negation). 861 u. a.

Für Juno: V. 357. 387. 391 u. a.

Parodistischer Schwung ist fast nirgends wahrnehmbar.

Die Travestie, zu welcher sich in Endymion bemerkenswerthe Ansätze finden, welche im Urtheil des Paris in entschiedener Weise fortgebildet wurde, hat in Juno und Ganymed ihren Höhepunkt erreicht. Sie beherrscht die ganze Erzählung und giebt ihr ein charakteristisches Gepräge.

In Aurora und Cephalus tritt sie wieder einigermassen zurück.

Titulaturen der Umgangssprache sind in weit beschränkterem Masse in Verwendung gebracht, als in Juno und Ganymed. Vgl.: V. 314. 328. 386. 407. 460. 503. 534. 535. 537. 540. 549. 569. 596. 861. 899.

An Gesellschaftsphrasen und Conventionellem ist Cephalus nicht eben arm. Besonders zu beachten ist V. 198 bis 232; das ganze Gespräche zwischen Cephalus und Aurora bewegt sich in durchaus modern-conventionellen Formen. Ferner vgl. V. 24. 309—332. 492. 535 ff. (Amphibolis lässt sich bei Procris melden). 542 f. 806—808. 810 f.

An Hofstil erinnert nur V. 537 durch das 'bey Ihro Gnaden'. An Kanzleistil klingt V. 243 f. an:

— — — von Seiner Heiligkeit
Ab intestat ein Erbgut einst zu werden.

Mit Anachronismen wird nicht gerade gespart; doch aber sind sie seltener als in Juno und Ganymed.

Vgl. V. 9 (Der Elfen Königin). 12 (Tänzerin-Elfe). 13 (Mette). 23 (Schlafrok). 26 (Stunden — Zofen Auroras). 58 (Anklang an Tausend und Eine Nacht). 308 (Beichte). 355. 389 (Elegie). 393 (Roman). 408 (Anspielung auf ein Märchen). 536 (Kammer-Nymphen). 647 (Chronik). 825 (Rosette als Nymphenname). 833 (Feen). 938.

Die Vergleiche sind vielfach anachronistisch. Z. B. V. 172 f. 186. 499. 615. 618. 767 u. a.

Die antike Terminologie ist nur wenig gebraucht. 'Tithonia' findet sich neben dem bedeutend häufigeren 'Aurora'. Dieser Göttin wird ein von rosenfarbnen Stuten gezogener Silberwagen zugeschrieben. Gelegentlich ist vom 'Gott von Delphi', vom 'Wein-Gott', vom Erebus, von der 'alten Nacht' die Rede. Einmal werden die 'Rosen-Finger' Aurorens erwähnt; ein andermal wird das 'Rosen-Roth', das ihren Leib umfliesst, hervorgehoben.

Bemerkenswerth ist es, dass alle die Stellen, die für Travestie sprechen, der Hauptsache nach auf zwei von der übrigen Erzählung abgehobene Partien beschränkt sind; und zwar auf das Gespräch zwischen Aurora und Cephalus und auf die Scene zwischen Procris und Amphibolis. Wohl finden sich auch in den übrigen Abschnitten da und dort Anachronismen, Titulaturen der modernen Umgangssprache u. s. w., aber doch nur vereinzelt.

Es ergiebt sich, dass auch die Sprache gerade in diesen Abschnitten am meisten sich der gewöhnlichen Umgangssprache nähert, während in den übrigen Stellen hie und da nicht ohne Wirkung eine poetische Diction durchschlägt. Freilich nur hie und da; der Plauderton, der in dieser Erzählung am meisten ausgebildet ist, wirkt ja doch bemerklich ein und lässt einen einheitlich poetischen Ton nicht aufkommen.

Volksthümlich-derbe Ausdrücke werden nicht besonders häufig angewendet. Wieder entfällt der grösste Theil von ihnen auf Wielands eigene Zwischenrede.

Vgl. V. 18. 22. 33 f. 65 (Alten). 126. 171. 175. 320. 425. 553. 601 f. 615. 783. 785. 947.
Für Aurora vgl.: V. 148. 393. 443. 489.

An parodistischen Schwung klingt nur V. 577—594 an.

Die Verwendung der Travestie ergiebt also einen gewissen Parallelismus mit der Entstehungszeit der einzelnen Komischen Erzählungen, und zwar so, dass sie von Diana und Endymion bis zu Juno und Ganymed steigt und von da ab in Aurora und Cephalus wieder etwas zurücktritt.

Karikatur.

Es ist angedeutet worden, in welcher Weise Travestie mit Plauderton vereint, die Sprache in den Komischen Erzählungen herabziehen. Wir sind gewohnt, vom Vers eine edle Sprache zu erwarten. Was uns aber hier in den iambischen Reimzeilen geboten wird, entfernt sich, scheinbar wenigstens, selten von der gewöhnlichen Prosa. Es ergiebt sich also ein gewisser, sehr fühlbarer Widerspruch, und wir haben die Empfindung, als lege der Dichter es recht eigentlich darauf an, die von ihm gewählte Form, den Vers, in unseren Augen zu discreditiren. Dass dies absichtlich geschieht und nicht aus mangelndem Können zu erklären ist, steht fest.

Der Dichter begeht damit einen bewussten Verstoss gegen die Grundbedingung eines Kunstwerkes: die Einheitlichkeit der Auffassung. Die Auffassung eines Kunstwerkes tritt nach zwei Richtungen hervor: in Form und Inhalt. Durch die Travestie ist die Übereinstimmung dieser beiden

gestört; der Inhalt — hier mythisch — steht zum Gegensatz zu seiner Behandlung — hier modern. Es könnten nun immerhin sowohl Inhalt als Form, jedes für sich allein, einheitlich aufgebaut sein.

Die der vollen Travestie angemessene Form, besonders in Rücksicht auf das Hinzutreten des Plaudertones, wäre die Prosa. Sobald aber dafür der Vers gewählt wird, ist die Einheitlichkeit der Form aufgehoben. Diesen bewussten Gegensatz, die bewusste Asymmetrie pflegen wir als Karikatur zu bezeichnen. Die Travestie in Verbindung mit dem Plauderton leitet also in dem vorliegendem Falle von selbst zur Karikatur der Form über.

Aber dabei bleibt Wieland nicht stehen; er karikirt auch den Inhalt. Dieser ist scheinbar verzeichnet; es mischen sich da und dort Züge ein, welche mit dem Übrigen nicht stimmen wollen. Freilich darf der Zusammenhang nur scheinbar gestört werden; man muss ihn durch die falsche Zeichnung hindurch schimmern sehen, so gut wie die Form nicht thatsächlich zur platten Nüchternheit der Prosa hinabsteigen dürfte.

Die Karikatur des Inhaltes ist in den einzelnen Erzählungen in sehr verschiedenem Masse verwerthet. Im Urtheil des Paris sind nur Ansätze dazu vorhanden.

Es gehört sicherlich schon hieher, obwohl es nicht viel zu sagen hat, wenn Wieland selbst oder eine der Personen irgend einen schalen Gedanken in ganz besonders wichtiger und feierlicher Weise betonen.

V. 110 Und, wie ihr wisst, macht Sonnenschein nicht weiss.
Ferner: V. 126. 574. 618 u. s. w.

Was hier im Kleinen sich zeigt, geschieht auch gelegentlich im Grossen. Wieland legt manchmal einer ganz untergeordneten, unbedeutenden Sache absichtlich eine grosse Bedeutung bei. So erzählt er, dass Juno allein vor Paris stand, und nimmt dabei Veranlassung, in V. 512—530 mit ungeheurer Wichtigkeit, zu erörtern, wie viel der kleine Umstand thue, nicht ganz allein, doch ohne Zeugen zu sein. Vgl. V. 321—363.

Karikatur ist es ferner, wenn Wieland sich den Anschein giebt, als ob er eine streng historische Erzählung

wiedergäbe, und sich so auf eine fingirte Quelle beruft, wie z. B. in V. 111 auf das 'Reise-Protocoll'.

Der Dichter macht sich aber auch direct über die Personen seiner Dichtung lustig. Wenn sich diese Personen untereinander verspotten, so mag das hingehen; aber wenn der Dichter selbst sie bewitzelt, so bedeutet das ein absichtliches Verrücken der Conturen, ein bewusstes Verzerren der Charaktergestalten, z. B. V. 52—68. Wieland versichert, dass die Göttinnen nicht um Kleinigkeiten streiten.

— — — — Der Streit betraf nicht minder
Als wer die schönste sey?
Um diesen Preiss kan man zuviel nicht wagen.

Ferner vgl. V. 363—366. 367 f. (Wie Jungfern ziemt). 511 (Tugend). 636. 854 f. (Den Regeln treu zu bleiben, Wie sich's geziemt). 860 f.

Entscheidender, als alles dies, ist es, wenn den Personen für ihre Handlungen falsche Motive untergeschoben werden, in der Weise natürlich, dass man sie sofort als falsch erkennt und über die wahren Beweggründe nicht im Zweifel sein kann.

Dazu finden sich im Urtheil des Paris nur ganz schwache Ansätze. Man mag die bereits angeführten Stellen V. 511 und 860 f. auch unter diesem Gesichtspunkte betrachten. Ausserdem kann man vielleicht noch hieher rechnen die Stelle V. 79—82, wo sich Jupiter, und 617—619, wo sich Paris auf seine Unparteilichkeit beruft, derselbe Paris, der kurz vorher geneigt war, für etliche Küsse den Streit zu Gunsten Junos zu entscheiden.

Das Urtheil des Paris bedient sich also wohl der Karikatur[5]); aber von einer Ausbildung und consequenten Durchführung derselben ist noch keine Rede.

Weiter geht darin die der Zeit der Entstehung nach erste Erzählung, Diana und Endymion.[6]) Es kommen im wesentlichen dieselben Mittel zur Anwendung, wie im Urtheil des Paris. Ein nichtssagender oder allzu geläufiger

[5]) Ich verstehe darunter hier, wie im Folgenden Karikatur des Inhalts.

[6]) Man vergleiche den Gebrauch des Plaudertones in dieser Erzählung.

Gedanke wird mit allem Nachdruck, meist in Form einer Sentenz ausgesprochen.

V. 109 f. Dem Glück in dieser Unterwelt
Hat stets Beständigkeit gefehlt.
Vgl. V. 115 f. 193. 554 f. 556 u. s. w.

Auch in grösserem Rahmen wird Unbedeutendem eine unverdiente Wichtigkeit beigelegt. So, wenn Wieland V. 334—342 mit grossem Eifer von der Schädlichkeit der Neugier spricht, und dabei den Zoroaster und einen nicht näher benannten 'weisen Mann' als Zeugen anführt. Ferner V. 380—390. 437—443. 450—457. 557—562. In den beiden letzten Stellen wird der Schein erweckt, als hätten wir es mit einer hochwichtigen gelehrten Abhandlung zu thun.

An Berufungen auf fingirte Quellen fehlt es nicht, z. B. V. 27 (Chronik). 118 (man weiss nicht wie?). 319 (man sagt sogar). 501 (entscheidet die Geschichte nicht). 540 (man glaubt). 548 (Berufung auf den Faun). Es berührt sich damit, wenn Wieland an manchen Stellen die grösste Gewissenhaftigkeit affectirt, wenn er seine Erzählung mit kritischen Augen betrachtet und sorgsam auf ihre Echtheit prüft. Er erweckt ja dadurch auch den Anschein, als ob die Erzählung aus zuverlässigen Quellen flösse; es ist dies nichts als eine Consequenz und weitere Ausführung der blossen Berufung. Thatsächlich ist in allen diesen Stellen auch wirklich eine solche Berufung eingeflochten.

V. 25 f. Zum mindsten lieffen sie nie wenn er kam, davon,
Das lässt sich ohne Scheu bejahen.
Ferner: V. 287 (Vielleicht auch sich). 458 f. u. a. m.

Ziemlich häufig macht sich der Dichter über die Personen der Erzählung lustig. Viele der bereits angeführten Stellen zählen auch hieher. Ausserdem vergleiche man noch: V. 151—154. 170. 313—315. 374—376. 529—531. 590—594. 630 f.

Selten, wie im Urtheil des Paris, geschieht es, dass ein falsches Motiv untergeschoben wird. In bezeichnender Weise geschieht dies nur in V. 632—640. Diana ergiebt sich dem Faun, um für ihr Vergehen zu büssen. Vergleichen mag man noch: V. 107 f. und 461.

An einer Stelle scheint es, als wolle Wieland den sogenannten Apparat ironisiren; er sagt nemlich V. 473 f.

(Diana) — — — wird ein bisschen Feerey
Zu brauchen sich entschliessen müssen.

Endymion verwerthet die Karikatur also *zweifellos* reichlicher, als das Urtheil des Paris; aber in dem wichtigsten Punkte, dem Unterschieben eines falschen *Motives* erhebt sich jene Erzählung nicht über diese. Wohl führt sie aber ein theilweise neues Mittel ein: die komische Gewissenhaftigkeit.

Einen entschiedenen Schritt nach vorwärts thut die dritte Erzählung Juno und Ganymed. Das zeigt sich in einer reichlicheren und bezeichnenderen Benutzung der schon besprochenen Mittel und besonders in der häufigen Verwendung falscher Motive.

Gemeinplätze, ganz nüchterne und selbstverständliche Bemerkungen werden sowohl vom Dichter als auch von den Personen mit grossem Nachdruck ausgesprochen. Vgl. V. 92. 127 f. 171 f. 201 f. 219. 284 f. 788. 812.

Auch im Grösseren zeigt sich die Erscheinung, dass Unbedeutendes mit grosser Wichtigkeit behandelt wird. Gleich die Einleitung V. 1—11 gehört hieher. Wieland spricht darin über die Unannehmlichkeit, ein grillenhaftes Weib zu haben, in aller Breite und citirt dabei sogar Secundus, den Pythagoräer, als ob es erst eines Beleges bedürfe. Ferner vgl. V. 121—136. 178—183. 565—581 u. s. w.

Hie und da wird auch in dieser Erzählung auf Quellen zurückgewiesen, z. B. V. 177 (Chronik). 746 (wie wir uns sagen lassen). 798. 806 (Berufung auf die Aussage der Iris).

Komische Gewissenhaftigkeit, die denselben Zweck hat, wie die Berufung auf Quellen, und mit derselben oft zugleich auftritt, findet sich auch etliche Male; z. B. V. 90 f. 410—413. 670 f. 745 (vermuthlich nur zum Schein). 786 bis 806.

Sehr häufig und in ausgedehnter Weise bespöttelt Wieland die Personen seiner Dichtung. Vgl. V. 37 f. 54—56. 67—83. 90—97. 335 f. 408—411. 604—606. 640—643. 786 bis 806. 824—826.

Ausserordentlich häufig im Vergleiche zu den früheren Erzählungen werden den Handlungen der einzelnen Personen in ironischer Weise falsche Motive untergeschoben. Das ist schon in V. 786—806 theilweise der Fall. Iris und der Zephyr setzten sich 'ein Spiel zu machen' in einem Busche nieder.

Man vergleiche hiezu: V. 49. 142—149 ('die Milzbeschwehrung zu vertreiben'). 290—293 (Entlassung der Hebe aus sittlicher Entrüstung)[7]. 345—353. 417—485. 488—512. 526—528 (Motiv der Rache). 547 f. (Juno ist doch schon entschlossen, sich zu rächen!). 663—683 (Iris als getreue Dienerin und gewissenhafte Lehrerin). 747—777 (der feste Schlaf Junos). 856 f. (loben). 861 ff. 866 ff. (Motiv der Bescheidenheit).

Einmal, in V. 670 f., wird vorübergehend die Staffage ironisirt; es heisst da:

> Ob auch der Mond fein hübsch dazu geschienen,
> Das gilt uns gleich — — — —

Neue Mittel der Karikatur führt also Juno und Ganymed nicht ein; aber es macht ausgiebigeren und energischeren Gebrauch von den bereits in den früheren Erzählungen vorhandenen, vor allem aber von den 'falschen Motiven'; und das bezeichnet den Fortschritt in der Karikatur.

Aurora und Cephalus nimmt hierin, wie im Plauderton die höchste Stufe ein. Zwar möchte das auf den ersten Blick nicht wahrscheinlich sein, denn die Mittel, die wir kennen gelernt haben, sind in einigen Stücken weder in dem Umfange, noch in der bezeichnenden Art verwendet wie in Juno und Ganymed; in keinem Falle gehen sie merklich über das dort Gebotene hinaus.

Das zeigt sich schon bei der gewichtigen Hervorhebung unbedeutender Gedanken. Vgl. V. 91 f. 218 f. 445 f. 450. 769—771. 894 f.

Auch in breiterem Rahmen zeigt sich diese Erscheinung nicht gerade häufig.

---

[7]) Es wird zwar später ausdrücklich gesagt, dass Zeus ein anderes Motiv hatte, aber indem man die Stelle V. 290—303 liest, merkt man schon selbst aus dem Vorhergehenden, dass das Motiv ein untergeschobenes ist; für den Moment wenigstens scheint uns Zeus karikirt.

V. 68—77 wird mit grossem Aufwand von Gelehrsamkeit die Frage erörtert, ob es natürlich sei, dass sich zwei junge Leute in einander verlieben. Übrigens macht sich da auch komische Gewissenhaftigkeit geltend. Ferner: V. 241 bis 258. 556—567. 577—594. 623—639.

Auf eine Quelle, aus der er die Geschichte geschöpft haben will, beruft sich der Dichter nur einmal; wieder ist es die schon aus den früheren Erzählungen bekannte 'Chronik' V. 647.

Als gewissenhaft prüfenden Darsteller eines wahren Ereignisses spielt sich der Dichter einigemale auf. So z. B. V. 63—65. 549 ff. 646 (vielleicht aus Bangigkeit). 657 bis 676.

Nicht sehr häufig und meist in wenig prägnanter Weise kommt es vor, dass Wieland sich über die Personen seiner Dichtung lustig macht. So in der schon citirten Stelle V. 63 f. Ferner V. 74—77. 454 (die mit Kenntniss sprechen kann). 710—713 (berechtigt). 824—827. 830 f.

Falsche Motive werden etwas häufiger verwendet:

V. 91—93. 145 (zum Scherz). 198—226 (als ob Cephalus wider Vermuthen der Aurora zu ihr gekommen wäre). 227—240 (Motiv der Dankbarkeit; daneben 'verirrt'). 645—648. 822 f. (wieder übertriebene Dankbarkeit). 948 ff. (nur Mitleid!).

Auch die Staffage wird ironisirt. So V. 498—533. Man beachte dabei 501 (nach Gebühr) und V. 528—533.

Auch die Stelle V. 177—193 ist durch den Eingang 'Stellt, wenn ihr könnt, —' einigermassen in schiefes Licht gerückt.

So weit nun erhebt sich Aurora und Cephalus in der Anwendung der Karikatur nicht über Juno und Ganymed; ja es bleibt wohl etwas hinter dieser Erzählung zurück. Aber darin übertrifft Aurora und Cephalus entschieden alle übrigen Erzählungen, dass hier das Hauptmotiv selbst ironisirt ist, das Motiv, auf welchem sich die ganze Erzählung aufbaut. — Aurora wird durch die Ähnlichkeit verführt, ihren Tithon in Cephalus zu lieben. Dieses Motiv wird nun in verschiedenen Variationen immer wieder angewendet. So liebt Cephalus, von derselben Täuschung befangen, wie die Göttin, in dieser seine Procris; Procris hinwiederum

liebt ihren Cephalus in Seladon. Noch einmal V. 780—783 wird dasselbe Motiv angeschlagen, allerdings ohne dass daraus Folgerungen gezogen werden. Es ist klar, dass der Dichter uns nicht zumuthet, dieses Motiv der Täuschung ernst zu nehmen; er discreditirt es durch seine oftmalige Verwendung.

Ein mit der Entstehungszeit gleichlaufendes Ansteigen der komischen Mittel ergiebt sich also nur für die Travestie und zwar so, dass sie bis Juno und Ganymed zunimmt und in Aurora und Cephalus wieder zurücktritt. Plauderton und Karikatur sind im Urtheil des Paris am schwächsten vertreten und steigen in Diana und Endymion, Juno und Ganymed bis zu Aurora und Cephalus.

Wien. Hans Sittenberger.

Herders Antheil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772.

Herders Recensionen aus dem Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts liegen nun vereinigt in dem 1891 erschienenen 5. Bande der Suphanschen Ausgabe vor. Während sein Antheil an Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek, durch Otto Hoffmanns Arbeiten, und an Matthias Claudius' Wandsbecker Bothen anderweitig feststand, musste die Untersuchung für seinen Antheil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772 von neuem aufgenommen werden. Es galt, zu einer positiven Entscheidung zu gelangen, welche Frankfurter Anzeigen in Herders Werken als sein sicheres Eigenthum abzudrucken wären. Bernhard Suphan hat sich schon früher, wie auch in den Einleitungen und Anmerkungen andrer Bände sich Spuren davon finden, an dieser Aufgabe versucht und seine Vorarbeiten mir zur Verfügung gestellt. Die für die Ausgabe abschliessende Arbeit fiel mir zu. Es ist mir eine grosse Freude, nach Suphans Wunsche auch hier aussprechen zu dürfen, dass über das Endresultat unter uns beiden, die wir uns in die Herausgabe des 5. Bandes getheilt hatten, volle

Einigkeit erzielt ward und besteht. Die Beweisführung selbst wäre eigentlich im Vorbericht zum 5. Bande der Herder-Ausgabe zu geben gewesen; da sie aber den verfügbaren Raum zu weit überschritten hätte, sei sie (wie 5, XXVI versprochen ist) an dieser Stelle nachgeliefert.

Bernhard Seufferts Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772, mit Wilhelm Scherers in ihren Ergebnissen bewunderungswürdiger Vorrede, bildete den Ausgangspunkt für meine Untersuchung. Die Masse des von Scherer zusammengetragenen Materials scheint durch die Disposition in Urtheile, Zeugnisse und Vermuthungen wie spielend bewältigt. Nur dass vielleicht in einer Art von Überschärfe Angaben von Caroline Herder, Passavant und anderen als 'Zeugnisse' eingeschätzt sind, ob sie gleich keinen Anspruch darauf haben. Wirkliche Zeugnisse gab es nur für zwei Anzeigen Herders; ein drittes ist jetzt durch die Auffindung einer handschriftlichen Vorarbeit hinzugekommen. Sonst haben wir es nur mit mehr oder weniger brauchbaren 'Vermuthungen' zu thun, die uns die Nothwendigkeit der Beweisführung nirgends ersparen.

Wir sind bei dieser Arbeit nicht schlecht gestellt. Die grosse Fülle gleichzeitiger Schriften Herders lässt uns seine eigenartige Denk- und Schreibweise deutlich erkennen. Es giebt unter seinen Schriften keine einzige, die mit den früheren gänzlich bräche oder nicht schon auf spätere hinwiese; in der nicht anderswo fast mit den selben Worten ausgesprochene Gedanken, ihm selbst unbewusst, wiederkehrten. Diese Eigenschaften müssen auch an denjenigen Anzeigen wahrzunehmen sein, welche wir Herder zuweisen wollen; denn auch wo er anonym schrieb, ist es ihm nie gelungen, seine Fährte zu verwischen. Also nur solche Recensionen dürfen wir anerkennen, die sich sozusagen organisch in seine übrige Schriftstellerei einfügen. Kein Wort, kein Gedanke darf gegen seinen Stil oder seine Denkart verstossen. Der aus dem einzelnen Stück gewonnene Gesammteindruck muss uns den Ursprung aus Herders Geiste unmittelbar verbürgen.

Gegenüber sämmtlichen in die Ausgabe aufgenommenen Recensionen habe ich das bestimmte Gefühl, dass nichts in

ihnen unherderisch sei. Ich betone das, weil es sich im einzelnen nicht mittheilen lässt. Dagegen ist es möglich, gewisse Beweise, die controlirend und bestätigend hinzutreten, auch für andre darzustellen. Es genügt nicht, einzelne Herderismen aufzudecken. Matthias Claudius hatte mit richtigem Gefühle, wenn auch übertreibend, in Herder den Küster erkannt, dem der übrige Chor der Frankfurter Recensenten nachsänge. In der That: nicht überall, wo ein Herder-Ton erklingt, singt Herder selber. Seine früheren Arbeiten, namentlich die Fragmente und die Recensionen in Nicolais Bibliothek, waren eifrig gelesen. Einzelne Anklänge daran in den Frankfurter gelehrten Anzeigen können also auf Studium beruhen und beweisen für sich allein so gut wie nichts; nur als Anfangsglieder einer weiter vorwärts geführten Kette von ähnlichen Erscheinungen erhalten sie einen Werth. Wirkliche 'Beweise' fliessen nur aus solchen Äusserungen Herders zu, die damals auf andre unmöglich wirken konnten. Neben den Briefen waren also seine gleichzeitigen Schriften heranzuziehen, die letzteren besonders (soweit möglich) auf ihren uns erst jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Vorstufen. Aber nicht blos die gleichzeitig erschienenen Schriften gehören hierher, sondern auch alle diejenigen, welche damals bereits im Werden begriffen waren. Es ist bekannt, dass die ganze Fülle der von Herder in den ersten siebziger Jahren begonnenen Arbeiten nicht sogleich in die Öffentlichkeit gedrungen ist: ein Theil gedieh erst nach geraumer Zeit zur Reife, ein andrer steigt jetzt erst aus den Handschriften zu Tage. Wenn zwischen diesem Vergleichungsmaterial und gewissen Frankfurter gelehrten Anzeigen sich unverkennbare Parallelen des Inhalts und der Form ergeben, so sind damit unanfechtbare Beweise für Herders Autorschaft geliefert.

Bei den Beobachtungen, welche ich hier darbiete, stand mir an Beweismaterial, innerem und äusserem, mehr zu Gebote als seiner Zeit bereits Scherer. Eine viel versprechende Hoffnung aber schlug fehl. Herders Briefwechsel mit seiner Braut ist aus berechtigten Erwägungen nicht vollständig gedruckt worden. Da Caroline, welche damals

schon an Herders Arbeiten ihren Antheil nahm, in Darmstadt mit der Merckschen Familie verkehrte, so durfte von der Durchsicht der dem Goethe- und Schiller-Archiv vermachten Original-Blätter noch einiger Aufschluss über die Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen erwartet werden. Es ergab sich jedoch kein positiver Gewinn; nur Herders erste Beziehungen zu dem Unternehmen Mercks treten klarer hervor, als es bislang der Fall war.

Caroline machte ihren Herder schon am 16. December 1771 auf die neue Zeitung aufmerksam: 'M(erck) ist vom neuen Jahr an der Directeur über die frankfurter gelehrte Zeitung . . . Ich weiss nicht ob ers Ihnen sagen will, lassen Sie sichs also nicht merken dass ich geschwätzt habe'.

Merck hatte sich aber in der Zeit an Herder gewandt. In einer andern ungedruckten Stelle, die an den Schluss des Briefes 'im December 1771' gehört, erzählt Caroline: 'Madame Merk, meine Schwester und ich sprachen neulich Abend in einem vertraulichen Eckchen unsrer Stube viel viel von Ihnen. erstere bat mich, Ihnen recht viel schönes von ihr zu sagen, sie könnte es ihrem Mann nicht auftragen, weil er immer von andern Sachen zu schreiben hatte, denn Ihr Herren Gelehrte vergesset mit Euern Köpfen Weiber und Kinder und Häusser und Güter und alles was auf Erden ist'.

Die so artikelfest verwünschten 'andern Sachen' betreffen doch ohne Zweifel die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wir dürfen also Herders Mitarbeiterschaft getrost schon vor dem 7. Juli, dem frühesten von Caroline nach ihres Gemahls Tode anerkannten Termine, voraussetzen. Bereits am 28. April 1772 erschien die Recension über

1. Michaelis' Mosaisches Recht (5, 423—426),

die erste der in Band 5 aufgenommenen, im Druck. Herders Verhältniss zu Michaelis hat Suphan in der Einleitung zum 6. Bande (S. XII) besprochen. Noch in der Archäologie des Morgenlandes hatte er ihn als den Meister alttestamentlicher Exegese und Alterthumsforschung gefeiert. An der Schwelle der siebziger Jahre vollzog sich ein Umschwung in seiner Beurtheilung. Die Polemik gegen ihn kam zuerst

in den handschriftlich erhaltenen (um 1771. 1772 entstandenen) Vorarbeiten für die Älteste Urkunde zum Ausdruck. Von gleichem Geiste eingegeben ist die Frankfurter Recension über Michaelis' Mosaisches Recht.

Nun ist éine Recension gegen Michaelis aus Herders Munde selbst bezeugt (Neudruck S. XXXIX. LIX); ungewiss bleibt, ob das Zeugniss auf Michaelis' Mosaisches Recht oder auf desselben Versuch über die siebenzig Wochen Daniels (unten S. 238) zu beziehen ist. Die Frankfurter Anzeige der siebenzig Wochen ist diejenige, welche jetzt durch die erwähnte Auffindung einer handschriftlichen Vorarbeit für Herder gesichert ist. Beide Anzeigen rühren aber, das muss jeder Leser empfinden, von demselben Verfasser her: Art und Form der Polemik stimmen zu greifbar überein.

Ich will nur ein paar Herder eigenthümliche Dinge herausgreifen. Das Dattelland 'Biledulgerid' war ihm aus Shaws Reisen bekannt; schon in seiner Königsberger Besprechung dieser Reisen geschieht dessen Erwähnung (1, 81). Der Ausdruck 'ein Schweben zwischen Himmel und Erde' erinnert deutlich an eine Stelle in den Blättern Von Deutscher Art und Kunst: 'zwischen Abgrund und Himmel schwebend' (5, 169). Das Verbum 'ewigen' erscheint noch bei Herder 26,5. 28,26. 29,593. Charakteristisch für Herder ist die den Gegenstand in sich selbst aufhebende Wendung 'eine Charte, die keine Charte ist'; man vergleiche: 'Witz, der meistens kein Witz ist' (5, 321), 'Sylbenmaas des Skalden, der eigentlich kein Sylbenmaas hat' (5, 328), 'Geschwätz an ein Volk, das kein Volk ist, über Materien, die keine Materien sind' (Vom Einfluss der Regierung S. 18, künftig in Bd. 9), 'Fesseln der Gesetze, die keine Gesetze, der Sitten, die keine Sitten waren' (ebenda S. 82), 'Jüden, die nicht Jüden waren' (Apokalypse Handschr. künftig Bd. 9), 'Schrift, die keine Schrift mehr ist' (10, 250), 'haereditas regia tam imminuta (erat), ut modo haereditas nulla (esset)' (5, 707), und wenigstens davon beeinflusst: 'dass seine Wahl keine Wahl ist' (5, 461), 'weil die Mannigfaltigkeit fast allen Versarten Platz gibt, sie fast aufhört, Versart zu seyn' (5, 418); dieselbe Construction wird noch später begegnen.

Herders Autorschaft ist sicher. Seine Polemik gegen Michaelis spinnt sich, offen oder versteckt, in andren Frankfurter Anzeigen, in den 'Gefundenen Blättern' (5, 276) und in der Ältesten Urkunde (Bd. 6 an zahlreichen Stellen) fort. Die Fragen, welche Herder in der Recension als unerledigt aufwirft, finden meist in der letztgenannten Schrift ihre Beantwortung.

2. Übersetzung . . . des Pindar (5, 427).

Scherers schon im 17. Bande der Deutschen Rundschau ausgesprochene Vermuthung, dass die kurze Anzeige dieser Übersetzung von Herder sei, ist zutreffend, und er hat recht daran gethan, sie nicht zurückzuziehen (Neudruck S. LXIV). Was Düntzer dagegen anführt (Hempel 23, XXVIII[1]), hält nicht Stich.

Die Recension ist in demselben Tone gehalten, in dem Herder sonst Übersetzungen aus der antiken Litteratur zu besprechen pflegt: z. B. Demosthenes' und Lysias' Reden (5, 276) oder Lucians Schriften (5, 400). Ohne näheres Eingehen auf das Wort-Detail wird der ästhetische Gesammteindruck in grossen Zügen dargestellt. Pindar zu übersetzen hatte Herder schon 1767 in der Ersten Fragmentensammlung (1, 293) aufgefordert. Er nahm dann Kenntniss von Grillos ersten nicht glücklichen Übertragungsversuchen, in denen Pindar 'oft seinen Sinn kaum wiederfinde' (2, 140), und gab in schwungvoller Rede die Gesichtspunkte an, aus denen eine solche Arbeit anzugreifen wäre: 'Schade für uns (fährt er fort), dass uns die Heilmanns entrissen werden, und die Grillo's schreiben'. Er suchte im Dritten Kritischen Wäldchen (3, 444) gegen Klotzens Vorwürfe das εἶδος Pindars zu retten. Diese Stellen muss man sich gegenwärtig halten, um sofort zu erkennen, dass der Gedankeninhalt unsrer Recension sich in derselben Richtung bewegt: Grillo wird die Fähigkeit abgesprochen, der rechte Übersetzer Pindars zu werden; das Ideal einer Pindarübersetzung wird mit derselben Wärme, zum Theil mit denselben Pindar entlehnten Metaphern hingestellt. Recension: '(Pindar,) der immer dabei nur Blumen und die höchste Blüthen zu pflücken scheint' (vgl. noch 4, 329. 17, 271) = Bd. 2, 141: 'der in

seiner Sprache die höchste Blüthe erhabner Gedanken und Melodien brach' (vgl. 26, 189), und von dem Dichter des Annoliedes, dieses Pindarischen Lobliedes (16, 200. 212): 'wie er . . . gleichsam die schönste Blumen gepflückt hat'. Von Pindars 'Mythologie' und 'Stadtgeschichten' (sieh das Wort auch 10, 320) ist auch 3, 446 die Rede; 'diesen so mythologischen Dichter' nennt Herder den Pindar 11, 65. Den 'erhabnen Gang' und die 'Mythologie' Pindars, der vom Lobe seines Siegers 'die höchsten Blumen bricht', rühmt auch das anonyme Herder-Stück in Matthissons Briefen 1795 1, 57 ff. (künftig in Bd. 9). Die Ähnlichkeit zwischen der griechischen und deutschen Sprache, ihre 'Stärke' wird hier ebenso hervorgehoben wie in Bd. 2.[1]) Zu dem Ausdruck 'Wortflechtung' gesellt sich 'πολυπλοκια der Worte' (2, 317) und 'in Constructionen verflochten' (2, 312).

Auch sonst in der Form weist alles auf Herder hin. Die Recension beginnt: 'Hiemit ist also . . . Pindar beschlossen'; so, von einer vollzogenen Thatsache aus, nehmen auch die 'Gefundenen Blätter' (5, 258) ihren Anfang. 'Morrast' (mit dieser handschriftlich nur so begegnenden Orthographie) ist ein unaufhörlich von Herder gebrauchtes Wort, z. B. 5, 724 (zu 264) und 6, 375 dreimal auf der Seite; Düntzer irrt, wenn er meint, Herder würde eher 'Schlamm' gesagt haben. 'Erkänntniss' wieder in Herderischer Orthographie. Echt Herderisch ist das musikalische Ausklingen der Sätze, wie es durch die entsprechende Verwendung voller Verbalformen erzielt wird: 'dienet' — 'hinnein sinket' — 'sich . . . vergleichet'. Den Schlussatz der Recension, dass Pindars Art 'auch gewiss ungemein Deutsche Art seyn könne' — diesen Schlussatz hat derselbe Mann geschrieben, der gleichzeitig im Namen seiner jungen Freunde dem Büchlein 'Von Deutscher Art und Kunst' seinen Titel geprägt hat.

Herder hatte schon 1769 im Dritten Wäldchen (3, 449) angekündigt, er werde sich vielleicht einmal über Pindar ausführlich erklären. Die Frankfurter Anzeige deutet einen 'künftigen Übersetzer' an. Dachte Herder damals — viel-

[1]) Vgl. 5, XX, wo Suphan auf Herders gleichzeitige Briefstelle 'ungemein viel Deutsche Stärke' etc. verweist.

leicht unter frischer, von Heynes Edition ausgehender Anregung — daran, selbst einen deutschen Pindar zu liefern? Ein Theil der Band 26, 188 ff. abgedruckten Pindarübersetzungen gehört sicher der Zeit an, in welcher unsre Recension geschrieben ward.

3. Benzler, Velthusens gerettete Authenticität (5, 428—430).

Die Art und Weise, wie Herder sich über diese Recension gegen Merck (Briefe 1, 42) auslässt, ist so unanfassbar für uns Nichtwissende, dass wir nicht das Geringste für oder gegen Herders Autorschaft schliessen können. Scherer kommt nicht zu einem ganz sicheren Resultate (Neudruck S. XLII. LXV): 'wie es scheint (sagt er) ihm mit Recht in Lemgo zugeschrieben'.

Der Frankfurter Recensent tadelt, dass Benzler nicht auch das Buch, auf welches Velthusen in seiner Schrift antworte, mitübersetzt habe. So erhalte man blos ganz unausstehliche Noten ohne Text: 'denn hier lässt sich der Einwurf [Velthusens] ja durch keinen Orpheus oder Odin errathen'. Nun 'Orpheus, der Prophet' (6, 397) ist an seinem natürlichen Platze — aber Odin? Ja, hier schreibt doch kein andrer als Herder, der in den Blättern von Deutscher Art und Kunst (5, 178. 25, 470) des Alles erforschenden 'Odins Höllenfahrt' mittheilte; man vergleiche noch 'Odins Spruch' (21, 3. 340). Also auch hier, wie in der Pindar-Recension, ein Berührungspunkt mit jenen Blättern; gleichwie auch Herders Klopstock- und Denis-Recensionen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek in deutlich erkennbarem Zusammenhange mit ihnen stehen (5, 175. 327. 417). Auf Herders Vorliebe für Ossian weist die ebenso sonderbare Vergleichung eines späteren Evangelienmanuscriptes mit einer nichts beweisenden 'Irländischen Übersetzung'; die Irländer bemühten sich nämlich (18, 448), durch dies letztere Mittel Ossians Gedichte für sich in Anspruch zu nehmen. Der Frankfurter Recensent bezeichnet Velthusens Schrift als 'ein Original ja, was kein Original ist' — mit einer Redewendung, die als Herderisch zur ersten Michaelis-Recension bereits nachgewiesen ist. Zum Ausruf 'Himmel' vgl. 5, 50 (2 mal). 372, Von und an Herder 2, 152, Aus

Herders Nachlass 2, 263. 355 und sonst; zu 'höchstens' vgl. 1, 308. 5, 136. 465. 509. 541 und sonst; zu 'von Grund aus' vgl. 4, 335; zu 'judaisirt' vgl. 'Judaismus' (19, 393), 'ägyptisiren' (6, 506) und 'Ägypticismus', 'diegisirt' (19, 390), 'evangelisiren' (19, 381), 'hellenisirt' (19, 391), 'französirend' (5, 312), 'prosairt' und 'prosairend' (4, 320. 5, 427. 10, 185); zu 'Canzlermässig' die ähnlichen Bildungen 'Calendermässig' (5, 331), 'Schülermässig' (2, 55), 'Schneckenmässig' und 'Halbfeenmässig' (Erinnerungen 1, 208. 228), 'Bardenmässig' (5, 332 und öfters). Nachdem der Recensent seinem Ärger über die Unzweckmässigkeit der Übersetzung Luft gemacht hat, ruft er: 'Und nun zum Buche' — ähnlich wie Herder 5, 340. 347.

Die in Velthusens Buche besprochenen Fragen gehörten in ein Studiengebiet, das Herder damals schon bebaute. Der 'Ebionismus' wurde später von ihm in den 'Briefen zweener Brüder Jesu' (1775) und in den 'Christlichen Schriften' (1794) behandelt, welch letztere in ihren Anfängen zwanzig Jahre zurückreichen. Zwischen der Recension und den genannten Schriften bestehen nicht blos sachliche Übereinstimmungen, sondern auch wörtliche Anklänge. Man vergleiche:

auch wollen wir der Authenticität ihres [d. i. der Ebioniten] Evangeliums, wie Hieronymus Stellen anführt, nicht das Wort reden	19, 397: War das . . . Evangelium, aus welchem Hieronymus, Origines, Justin u. f. Stellen anführen, das Original unsres Matthäus u. s. w.
sind (die Ebioniten) würklich der erste Stamm armer, dürftiger Christen . . . bei ihrem Bettelzustande . . .	7, 517: [Der Name Ebioniten] heisst Arme, Dürftige, Bettler:
Das Evangelium Matthäi ist doch einmal, der Wahrscheinlichkeit nach, Hebräisch geschrieben gewesen?	7, 513: [Das Evangelium Matthäi] war . . . Ebräisch vermuthlich geschrieben. 10, 160: Ich untersuche nicht, ob er sein Evangelium zuerst hebräisch geschrieben (unwahrscheinlich ists nicht).
Das Evangelium Marci fängt . . . doch nur vom Lehramt und Taufe eben an	19, 391: Markus fängt von der Taufe Johannes an.

Die beissende Ironie auf den Kanzler Mosheim hat namentlich in der Ältesten Urkunde ihresgleichen: 6, 468. 479. 482; man vergleiche aber auch 2, 55, an Hamann bei Hoffmann S. 55, an Heyne Von u. an Herder 2, 151; an Zimmermann im October 1774 (Bodemann S. 322): 'Mosheim hat sich ja mit der blanken Abhandlung gross gedünkt, dass' u. s. w.; der 'beschönigende Kanzler Mosheim' erhält auch in einer Lemgoer Recension (10, 366, künftig in Bd. 9) seinen Hieb. Auf Rhenferd, den Vertheidiger der Ebioniten, fällt in der Recension der Tadel, er habe 'auf einem zu Etymologischen Wege für sie patrocinirt'. Als ein Beispiel solcher zu etymologischen Patrocinirung führt Herder 7, 518 aus, Rhenferd habe den Ebionitischen Satz 'Jesus sei in Adam herabgestiegen' übel verstanden und übel gerettet, indem er 'Adam für Mensch erklärte'.

'Wir müssen doch erst die Ebioniten recht kennen' und 'Man sollte die Sache der Ebioniten untersuchen . . . bis auf die Wurzel' — sagt Herder in dieser seiner Recension. Der auch hier wieder auf die Zukunft gezogene Wechsel ist von ihm in den Briefen zweener Brüder Jesu und in den Christlichen Schriften eingelöst worden.

4. Lamberts 'Jahrszeiten' und 'orientalische Fabeln' (5, 430. 431).

Die Recension ist in allem, was gegen schlechte Übersetzungen geeifert wird, ein Seitenstück zur vorigen. Beide Originale werden schlankweg 'Wische' (5, 428. 430) genannt. Benzler, Herdern persönlich bekannt[1]), wird noch glimpflich behandelt; Lamberts Übersetzer dagegen als 'Ignorante von Übersetzer' ausgescholten. Diese letztere Ausdrucksweise ist bei Herder nicht selten: z. B. 'Postreiterchen von Amoretten' (an Lessing bei Hempel 20, 2. 278), 'Eselsbrücke von Vorlesung' (5, 563), 'Welt von Frage' (5, 611), 'Brühe von Commentar' (5, 421). Lieber möchten, nach des Recensenten Wunsche, die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen, 'die so selten, so langsam, in so hohem Preise, mit so vieler Unbequemlichkeit

---

[1]) Vgl. die von Seuffert mitgetheilten Briefe Herders an Benzler. Archiv f. Litt.-gesch. 9, 510. 509.

zu uns kommen', in Deutschland gedruckt werden. Das mehrfach wiederholte 'so' ist ein Anzeichen für Herders andringende, oft predigende Rede; z. B. 5, 307: 'seine Freude war . . . so dunkel, so kurz, so untergeordnet', oder 5, 325: 'und denn so unregelmässig! so kurz! so wilde!' Der Recensent erkennt sofort (was dem Übersetzer entgangen war), dass Lamberts orientalische Fabeln aus Schich Sadis Persischem Rosenthale stammten. Herder hatte aber wie er an Hamann schreibt (bei Hoffmann S. 63), schon 1767 die Fabeln des Sadi im Journal étranger gelesen. 'Ich kenne unter spätern Schriften des Orients kein schöner Buch, als das Persische Rosenthal von Schich-Sadi' schrieb er 1780 im Einfluss der Regierung (künftig Bd. 9), und — 'Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral', bekannte er 1792 in der Vorrede zur 4. Sammlung der Zerstreuten Blätter (16, 3 und 26, 370. 26, 309 und 488). Herders eigne Übersetzungsversuche datiren zum Theil schon aus dem Jahre 1774 (12, 374. 26, IX). Endlich mit Burkes Essai on the Origin of the Ideas of Sublime and Beautiful, vom Recensenten erwähnt und gut gekannt, war Herder seit 1767 innig vertraut.[3]) Kurz, in jedem Worte, in jedem Gedanken dieser mühelos hingeworfenen Recension weht Herders Athem.

5. Denina, Staatsveränderungen (5, 431—435).

Nach Scherer wáre die Recension 'durch Goethe und Petersen gut bezeugt' (Neudruck S. LIX). Indessen lässt sich aus Goethes kahler Meldung an Herder: 'Eben krieg' ich Nr. 54 der Frankfurter Zeitung', worin sich die Recension über Denina findet, überhaupt nichts schliessen; und Petersen vermuthet nur. Ein Beweis ist nicht versucht worden.

Wenn der Recensent Deninas Buch als einen würdigen 'Beitrag zur Philosophie über die Schicksale der Welt und des Menschengeschlechts' preist, so hören wir einen Vorklang des Titels, den Herder für seine erste historisch-philosophische Schrift wählte: 'Auch eine Philosophie der

[3]) Vgl. Suphan, Herder als Schüler Kants, in der Zeitschrift f. deutsche Philol. 4, 228 ff.

Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts'. Der ausgeprägt Herderische Standpunkt: kein Sprung in der Geschichte, sondern allmählicher Fortgang — ist durch die ganze Recension erkennbar. Die 'Einführung der Christlichen Religion zur Souveraine Europens' wird auch 5, 521 als die gewählteste 'Zumischung' hingestellt. Wie dem Recensenten 'der Verfall der alten Tyrrhenischen Kultur, Kunst und Wissenschaft immer einer der beträchtlichsten Unglücksfälle des menschlichen Geistes geschienen hat, da uns völlig die Mittelstufe zwischen Egyptern und Celten in den Abgrund gesunken ist', so lesen wir in einem gleichzeitigen Briefe Herders an Heyne (August 1772): 'Heil Ihnen zu Etrurien! . . . Das Land scheint ein Knote in der alten Literatur zu seyn, Brücke vielleicht zwischen Ägyptern, Griechen und Celten, die ins Meer gefallen ist'. Es gefällt 'dem Recensenten, dass der Autor sich weniger bei den Ursachen der Blüthe, des Aufsteigens, als des Absteigens aufgehalten' — für Herder erklärlich, der damals schon alle Materialien beisammen hatte, um nicht viel später seine zweite Preisschrift 'Über die Ursachen des gesunkenen Geschmackes' niederschreiben zu können. Der Ausspruch über den 'verkannten grossen Gothen Theodorich, der doch noch seinen Cassiodor fand' zeigt dieselbe Verbindung beider Namen, wie ein bisher ungedruckter (5, 650 [7]): 'der Eine Cassiodor unter dem Gothischen Dieterich', und Vom Einfluss der Regierung (S. 78, künftig Bd. 9): 'Theodorich durch seinen Cassiodor'. Zu der ganzen Stelle von den erliegenden Säulen des Schicksals muss man sich vergegenwärtigen, was Herder in *ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ* S. 115 (künftig Bd. 9) über das Ende von Ananus und Jesus sagt: 'was ist schöner, als in einem verfallenden Staat das letzte Zwei solcher Zeugen! Pfeiler, die das zum Sturz krachende Gebäude noch stützen, noch tragen wollen . . . Meistens aber haben sie auch das Schicksal dieser edlen Männer: die Pfeiler erliegen unter dem Schutt'. Das Bild von der 'Nadelspitze' wird in der handschriftlichen Vorstufe wie in der Druckgestalt des Büchleins 'Auch eine Philosophie' verwendet (5, 534 [1]. 546 [4]). In Übereinstimmung

mit der Recension eifert Herder immer und immer wieder dagegen, dass man nicht 'in Voltairs Ton auf die Macht der Geistlichen schmäle'; ich verweise dafür nur auf 5, 363. 486. 679. 6, 284[a]. 395. 7, 180. 181. Wenn dem Recensenten 'der Autor da am ungefälligsten ist, wo er die Wege des Pabsts, der Karl M. nach Italien rief, verschönen ... will', so regt sich hier dieselbe oppositionelle Stimmung, aus der heraus Herder schon 1767 gegen Karl den Grossen als 'ein Geschöpf von Rom, einen Sohn des Pabstes' sich ereifert (1, 365) und 1770 sein Gedicht 'Karl der Grosse' verfasst hatte (29, 335); es sei auch noch auf 5, 709 und 18, 381 aufmerksam gemacht. Der in der höchsten Höhe gewählte geschichtsphilosophische Standpunkt des damals noch freigesinnten Herder kann nicht treffender gezeichnet werden, als mit den Worten der Recension: 'Ein Geschichtschreiber der Menschheit sollte eigentlich keine [d. i. im Zusammenhange: keine specielle] Religion haben dörfen'. Denn niemand als ein Priester Gottes, im allerweitesten Sinne, war nach Herders Meinung (7, 300) befähigt und bestimmt, dereinst die wahre Geschichte der Menschheit zu schreiben.

Sprachliche Einzelheiten darf ich, angesichts dieser Beweismasse, übergehen. Die Recension ist ein Glanzstück Herderischen Jugendstiles. Sie ist geschrieben aus der vollen Begeisterung heraus, mit der sich Herder damals rüstete zu den grossen schriftstellerischen Würfen, die er in 'Auch eine Philosophie' und in den 'Ideen' mit einem Erfolge sonder Gleichen wagte.

6. Schlözers Vorstellung seiner Universal-Historie (5, 436—440).

Von Herder selbst als sein Eigenthum anerkannt.

7. Semler, Paraphrasis Evangelii Johannis (5, 440—444).

Heyne erkannte in der Recension sofort nach ihrem Erscheinen Herders Feder (an Herder 6. August 1772). Der Beweis lässt sich jetzt aus untrüglichen Stilparallelen erbringen.

Auf diese hat Suphan zuerst hingewiesen, als er 1884 im 7. Bande seiner Ausgabe einige Proben aus der 1773. 1774 entstandenen, aber nicht veröffentlichten Schrift 'Jo-

hannes' darreichte. Man lese den hochpoetischen Erguss am Eingang der Recension und vergleiche dann 7, 324: 'der Adler Johannes schwingt hier schon, wie unter dem Sonnenlichte Flügel'; 7, 323: 'Und wie sie [die Vorrede Johannes] auf Adlersflügeln fortschwebte'; Handschrift a pag. 8[a]: 'Hier ist das Evangelium Johannes in seinem Adlerfluge auf seiner höchsten, wärmsten Lichthöhe! neues urkundliches Evangelium der Sonne zunächst'; *ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ* S. 325 von Johannes: 'der Sonnenadler voll Schwung'; Lieder der Liebe (8, 549) vom Jesaias: 'der Sonnenfliegende Adler'. Wie in der Recension die 'reine, hohe Idee, mit der er Christum auffasst' gepriesen wird, so ruft Herder im 'Johannes' bewundernd aus: 'Wie rein und Himmlisch du deinen Meister vorstellest' (7, 318). 'Licht und Leben' ist in der Schrift 'Johannes' (7, 322. 324) und sonst (19, 379) stehende Bezeichnung Christi. Das die Einleitung der Recension abschliessende Johannes-Citat von 'der stralenden Herrlichkeit des Eingebohrnen' findet auch 7, 324 warmherzige Auslegung.

Johannes' Darstellung wird in der Recension verglichen dem Gemälde eines 'Malers, der seinen Pinsel in Sonnenglanz tauchte'; in Herders Lobgesang auf Winckelmann heisst's ebenso (29, 302):

> Doch wer vermag
> in Sonnenglut zu tauchen
> den Lobgesang, der Farben noch erlag!

Semlers Buch bringe 'keine mystische Deuteleien! keine dogmatische Wortpressungen' vor, betont mit Nachdruck der Recensent; auch 7, 325 (vgl. 323) lehnt Herder alles ab, was über gewisse Johannes-Verse 'Mystisch geschrieben und Dogmatisch gestritten worden'. Allerdings fürchtet der Recensent, ob Semlers 'Paraphrase nicht den Sinn des begeisterten Johannes oft ganz wegspüle'; jede 'Sinnwegspülende Paraphrase' erregt auch 7, 327 Herders Widerwillen.

Das Eintreten für Semler ist verquickt mit polemischem Hohn auf Michaelis. Wenn der Recensent erklärt, dass ihm die auch Semler vorgeworfene 'Ketzerei blos als eine Variante der Denkart gilt', so redet hier Herder der

theologische Libertin', der sich bald 'in einen mystischen Begeisterer' verwandeln sollte. 'Herr Semler sollte sich also (so heissts wörtlich in der Recension) über vieles Gequäk so wegsetzen, als obs gar nicht da wäre, und wie der Mond am Himmel wegscheinen, wenn auch unten Geschöpfe[4]) bellen' — und wir erkennen darin mit Carl Redlich (29, 104 und Anmerkung dazu) eine Selbstreminiscenz Herders an das schon im Silbernen Buch vorhandene, und 1772 zuerst veröffentlichte Gedicht 'Der Mond':

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und lässt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

Der Recensent tadelt aber an Semler, dass er 'beinah Alles streitend von sich giebt' — dieser Tadel macht sich auch in Herders Briefen an Lavater, in den Gefundenen Blättern und namentlich in der Spottode auf Semler (29, 744) geltend.

Noch zwei sprachliche Kleinigkeiten. Die Crebillonschen 'Sinesischen Kaminpuppen' werden genau ebenso in gleichzeitigen Schriften Herders erwähnt: 5, 260. 642. Die wenigen Schlussbemerkungen über eine andre Schrift Semlers[5]) führen sich mit folgendem Satze ein: 'Eben das ist die Ursache, warum der Rec. von seiner freyen Untersuchung des Kanons . . . . wenig sagen kann'; genau dieselbe formelhafte Wendung findet sich 1, 534 (zu 35). 5, 337. 649. 8, 533. 18, 108. 25, 329. Aus Herders Nachlass 2, 206.

Die Recension ist also von Herder. Sie ist seine frühste publicistische Äusserung über das Johannes-Evangelium. Die Samenkörner liegen ausgestreut, schon regt sich ihr Trieb. 'Wer ist, der uns diese Zweifel nicht durch Kritik, sondern durch Beispiel löse?' fragt Herder. Wieder eine Selbstankündigung. Dies Beispiel hat er selbst in der Schrift Johannes zu geben versucht.

---

[4]) Gemeint ist: Michaelis.
[5]) Das auch 5, 268 citirte Buch befand sich in Herders Bibliothek.

8. Michaelis Versuch über die siebenzig Wochen Daniel (5, 445—447).

Es wurde schon oben (S. 227) darauf hingewiesen, dass Herders Autorschaft für diese Recension jetzt ausser Zweifel gesetzt ist, da sich in Herders Nachlass eine handschriftliche Vorarbeit, den Raum einer Quartseite einnehmend, gefunden hat. Die Recension ist vorwiegend kritisch-negativ; Herder lehnt es am Schlusse direct ab, als 'Zeitungsschreiber' eine eigne Auslegung der siebenzig Wochen Daniels geben zu wollen. Wie eingehend er sich aber damals mit Daniel beschäftigte, lehrt sein Buch *ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ* fast auf jeder Seite.

9. (Harmars) Betrachtungen über den Orient (5, 448—452).

Diese von Caroline und Passavant mit Recht Herder zugeschriebene Recension kündigt sich, gleich derjenigen über Semlers Johannes-Paraphrase, durch den schwungvollen Eingang an. All die prächtigen Bilder erscheinen schon hier, die dem Abschnitt über Morgenland in der Schrift 'Auch eine Philosophie' (5, 480. 483) und dem vierten Buche der Ältesten Urkunde (Bd. 7) ihren Glanz verleihen. Die 'Menschen, die noch halb als Gewächse leben' werden in jener z. B. auch als 'Menschengewächse' (5, 448) bezeichnet; vom 'Zauberboden' des Morgenlandes heisst es in dieser (7, 33): 'Orient aber ist ein Feenland'. In Herders Manier werden 'Orient' und 'Morgenland' wie Eigennamen ohne Artikel gebraucht. Mit dem von Herder vielfach citirten Johannes-Wort 'Der Wind bläset' u. s. w. schliesst der erste Abschnitt der Recension.

Harmar wird in der Recension vorgeworfen, dass er viele andre Reisebeschreibungen auf die flachste Weise gebraucht habe; dasselbe Urtheil in den Liedern der Liebe (8, 529): 'In Harmars armen und einfältigen Materialien zum Hohenliede stehen sie auch (die Briefe der Lady Montague): und diese sind fast ganz aus ihnen gezogen'. Harmar wird demnach in den 'Liedern' sonst gar nicht, Hasselquist aber und Niebuhr häufig citirt. Der Recensent tadelt an Harmar das 'Kümmelschneiden von Erläutern', dieses armselige Geschäft eines kleinlichen Splitterrichters, eines — 'Kümmel-

schneiders' (11, 58). Die streitende 'Kommentarsuppe' erinnert an den im gleichen Sinne von Herder gebrauchten Ausdruck 'Brühe von Commentar' (5, 421). Dass 'der gute gesunde Menschenverstand nicht aus dem Bibellesen verbannt werde' — das wird Herder nie müde seinen Lesern einzuschärfen, nirgends vielleicht eindringlicher als im ersten Briefe, das Studium der Theologie betreffend (10, 1 ff.). Was man unter 'Rubens Dudaim' zu verstehen habe, berührt Herder auch 1, 82. 4, 84 und in den Liedern der Liebe (8, 523 f.). Wieder verdeckte Polemik gegen Michaelis! Dieselbe Bespöttelung seiner 'berühmten und unmaasgeblich entbehrlichen Fragen an Wallfahrten, die solcher entbehrlichen Fragen wegen entbehrlich gereiset sind', wie bei Herder 1, 133 und 6, 466 Anm.[6]) Das Bild vom 'Golde' in 'Schlacken' kehrt in Herders Schriften immer wieder: z. B. in der Semler-Recension (S. 444), im Johannes-Commentar (7, 318). Die physische Erklärung des Flammenwindes Sammiel wird am Schlusse der Recension als lächerlich abgelehnt; Herder selbst giebt eine metaphorisch-symbolische Deutung in *ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ* S. 96, und schon in der 1774. 1775 fertigen Vorstufe S. 30^{b}, welche künftig in Bd. 9 aus der Handschrift ganz abgedruckt werden wird.

Nehmen wir noch orthographische Eigenheiten (z. B. Sprachkänntniss) und musikalische Wortklänge (z. B. durchreiset sind) hinzu, so müssen wir bekennen: der Recensent ist Herder.

10. Millar, Bemerkungen über den Unterschied der Stände (5, 452—456).

Millars Bemerkungen sind eine Hauptquelle für Herders Schrift Auch eine Philosophie; zwischen dieser Schrift und der Frankfurter Recension ergeben sich entscheidende Parallelen des Inhalts und des Stils.

In beiden wird die Sklaverei besprochen. Wie der Recensent voll Theilnahme darauf hinweist, 'was in dem alten Deutschen Eigenthumsrecht . . für Sicherheit . . ge-

---

[6]) Michaelis hatte nämlich 1762 seine 'Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die . . . nach Arabien reisen' veröffentlicht.

wesen', so bedauert Herder (5, 534) den Untergang der 'Altgothischen Freiheit-Stände-Eigenthums-Form'. Der Feudalzustand hat nach dem Recensenten viel 'Grossherrliches, Kühnes und Kräfteerweckendes' gehabt; denselben Zeiten rühmt Herder (5, 524) ihr 'Vestes, Bindendes, Edles und Grossherrliches' nach; vgl. 8, 400. Die Recension spricht verächtlich davon, 'dass uns gegenwärtig [nach Abschaffung der altdeutschen Beschränkung] ein Ordensband mehr fesselt, als' u. s. w. — bitter tadelt Herder (5, 553), dass seitdem das lächerliche [ironisch gemeint!] Ritterthum abgeschafft sei, 'Ordens [-Bänder] zu Leitbändern der Knaben und Hofgeschenken erhoben' seien! Wenn in der Anzeige als Ziel geschichtsphilosophischer Betrachtung der 'Aufflug des menschlichen Geistes in den Rath der himmlischen Wächter' bezeichnet ist — so geschieht das schon im Stil der Apokalypse, der sich auch bereits in der Schrift Auch eine Philosophie ('Stimme der himmlischen Wächter', 5, 514) ankündigt und geltend macht.

Ich will von auffälligeren Wortanwendungen nur bemerken, dass *Θειος* auch 2, 135 und *ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ* S. 322 steht; dass Behemoth — in dem Sätzchen: er sei Frosch oder Behemoth — auch 29, 442 (1773) und in einem Briefe Herders an Hamann (1774, Hoffmann S. 81) vorkommt, und dass, ob Behemoth der Elephant oder das Nilpferd sei? im fünften Gespräch vom Geist der Ebräischen Poesie erörtert wird. Zu der Construction von 'vorbeigehen' mit dem Accusativ vergleiche man die ausführliche Anmerkung 5, 716.

Es kann nach allem nicht zweifelhaft sein, dass Herder der Recensent ist. Er lässt, so anerkennend er Millars Buch im ganzen recensirt, doch an mehreren Stellen durchblicken, dass er nicht voll befriedigt sei; im selben Sinne hatte er im Juni 1772 an Heyne geschrieben (Von und an Herder 2, 139): 'Millar hat weniger, als ich hoffte'. Die von Herder zu Anfang aufgeworfenen Fragen deuten an, wo seine Richtung abwich; aber sagt er, 'der Recens. ist zu blöde, diese Fragen schon beantworten zu wollen'. Die Antwort erfolgte erst 1774 in seiner Schrift Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit.

11. James Beatties Versuch über die Natur (5, 456—462).

Die Recension ist Herder zu- und abgesprochen worden; vgl. Neudruck S. LXXXIV. Scherers farbenschimmernde Abgrenzung Goethischer und Herderischer Recensionsmanier hilft gewiss nicht in diesem einzelnen Falle weiter. Es lässt sich aber der Beweis für Herder erbringen.

Herder las das Buch, wie sich aus jenem Briefe an Heyne (Juni 1772) ergiebt, gleichzeitig mit Millars Unterschied der Stände; sein Urtheil lautete: 'Beattie kann auch noch nicht recht'. Der Frankfurter Recensent ist gleichfalls nicht in allen Stücken mit Beattie einverstanden. Die Entscheidung aber bringt Herders Brief an Hamann vom 1. August 1772 (Hoffmann S. 69): 'Beattie ist ohnstreitig der gröste unter ihnen dreien[7]): aber der gute Mann hat in einem ganzen Buch weniger gesagt, als Sie auf der Einen Seite von Sokrates Glauben und Nichtswissen'. Denn diese Seite aus Hamanns Sokratischen Denkwürdigkeiten, 'die (nach den Worten der Recension) den Hauptinhalt des Buchs angibt und mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Buch [Beatties] saget', steht in vollem Wortlaut am Schlusse der am 20. October gedruckt erschienenen Recension!

Das ist Beweis genug. Doch kann ich es mir nicht versagen, noch auf zwei eclatante Dinge hinzuweisen. Herder hatte die Gewohnheit, gewisse Lieblingscitate immer von neuem anzubringen. Die in die Recension eingeflochtene Vergleichung: 'so wie jener Kardinal den Ariost fragte, wo er alle solch närrisch Zeug zu seiner Epopee herbekommen habe?' hatte schon in der ersten Fragmentensammlung (1, 265) ihren Dienst thun müssen; denn da lesen wir (worauf Suphan mich hinwies) bereits die Frage, 'die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närrische Zeug herbekommen?' Aus 21, 122 gesellt sich dazu noch 'jene Cardinalsfrage: dove ha pigliato'. — Und zweitens: das zweizeilige englische Citat aus Cowley 'Alas! our sight's' etc. wird genau in derselben Weise auch 15, 290 und 24, 59 angebracht.

---

[7]) Vorher ist von Ferguson und Millar die Rede.

12. Harles, de vitis philologorum volumen IV (5,463— 466).

Herder kannte die früheren Bände dieses Buches. Er citirt 1769 den ersten Theil (3,242[a,b] und 275). Er unterzieht im Dritten Kritischen Wäldchen (3,441) die vita Klotzii einer abfälligen Kritik. Was er an ersterer Stelle und bei ähnlichen Anlässen (5,272. 318. 319) bemängelt: die breite Besprechung gewöhnlicher 'Lebensumstände', wird auch in unserer Recension getadelt.

Herders Autorschaft verräth sich aber schon durch zwei äusserliche Merkmale. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen, Original wie Neudruck, bieten den Namen des einen Philologen nur in der Form 'Caſtel'. Der Mann heisst aber gar nicht so, sondern nach Ausweis von Harles' Buche 'Cassel', oder nach Herders Art zu schreiben: 'Caßel'.[8]) Jeder, der mit Herder-Handschriften zu thun gehabt hat, weiss, wie schwierig bisweilen die Unterscheidung seiner Schriftzeichen für ß und ſt ist.[9]) Der Setzer hatte also ein Manuscript von Herders Hand vor sich und las und setzte fälschlich: 'Caſtel'. Ein in seiner Gröblichkeit überraschendes Seitenstück bietet der Teutsche Merkur v. J. 1776 (3, 9, künftig Bd. 9) in Herders frühestem Hutten-Aufsatz, wo kurz hinter einander die Unformen 'Ulyſtes' und 'Odyſtee' stehen geblieben sind. — Zweitens: Dreimal wird in der Recension Ruhnken, der holländische Gelehrte, erwähnt; jedesmal wie auch im Neudruck steht 'Ruhnke' (5,730 zu 465). Wieder Herders Spur: dieselbe Form 'Ruhnke' begegnet nämlich auch in dem aus der Handschrift abgedruckten Journal der Reise (4,424).

Bei Reiske und Tib. Hemsterhuis verweilt die Recension mit sichtlicher Vorliebe; das stimmt mit Herders Hochschätzung beider Männer. Reiske galt ihm als der 'gelehrteste Araber, den unsre Nation gehabt hat' (18, 40); die Recension nimmt gleichfalls auf seine Verdienste im Arabischen Bezug. Reiske hatte dem von ihm besorgten Registerbande zu den ins Deutsche übersetzten Abhand-

[8]) Handschriftlich bei Herder z. B. stets 'Oßian', 'Leßing', 'Roußeau'.

[9]) Verwechselungen von 'müße' und 'müſte' z. B. sind in Herders Originaldrucken häufig.

lungen der Pariser Akademie der Aufschriften[10]) einige Anmerkungen über die Abhandlungen selbst zugefügt: 'die kurze Anmerkung (meint der Recensent), die Reiske über einige Arbeiten der Herren von der Akademie macht, ist oft mehr werth, als die Abhandlung selbst'. Damit vergleiche man folgende Stelle der Ältesten Urkunde, wo Reiske so citirt wird (6, 236): 'S. Reg. zu den übersetzten Bänden der Akad. der Inschr., wo der Deutsche Registerband fast mehr werth ist, als die meisten Herrn in corpore selbst'. Man wird nicht zweifeln, dass beide Stellen aus derselben Feder geflossen sind — dass also die Recension von Herder geschrieben ist.

14. Lettre sur l'homme et ses rapports, vom jüngern Hemsterhuis (5, 466—470).

Die Eingangsworte dieser Recension beziehen sich auf die Anzeige von Hemsterhuis' Lettre sur les désirs, vom 12. Mai 1772 Nr. XXXVIII. Liest man beide Anzeigen hintereinander, so empfindet man ganz bestimmt, dass sie nicht von éinem Verfasser herrühren können. Wenn es zutrifft, dass die Anzeige der Lettre sur les désirs von Merck geschrieben ist, so muss für die Lettre sur l'homme ein andrer Recensent gesucht werden.

Gewisse äussere Spuren, denen Scherer (Neudruck S. XLII) nachgegangen ist, führen auf Herder, dessen nahes litterarisches Verhältniss zum jüngeren Hemsterhuis bekannt ist. Caroline war jedoch wegen Herders Autorschaft zweifelhaft (ebenda S. LXV); Scherer fragt: 'rührt also die, obgleich sehr ruhige Analyse des Essai sur l'homme . . . von Herder her?' Ich glaube, mit Ja antworten zu dürfen.

Es muss auffallen, dass die Recension über die wichtigsten Theile des Buches hinwegeilt und nach denjenigen Dingen hindrängt, welche von Herder in seiner ersten Preisschrift über den Ursprung der Sprache behandelt worden waren. Die Preisschrift geht davon aus, dass Seufzer und Töne, die ein 'leidendes' Thier, 'ein empfindsames Wesen' ausstosse, schon Sprache seien; es gebe eine Sprache

[10]) 'Aufschriften' und 'Inschriften' bei Herder in derselben Bedeutung.

der 'Empfindung'; durch unwidersprechliche Anzeichen werde erwiesen, 'dass der Mensch sie ursprünglich mit den Thieren gemein habe' (5, 7). Ähnlich in der Recension: 'dies empfindende Wesen verhält sich dabei leidend, und diese Art, Ideen zu empfangen, hat der Mensch mit dem Thiere gemein'. Herder lehrt ferner im Ursprung der Sprache, dass die Sprachbildende Vernunft 'Zeichen' oder 'Merkmale' von den Gegenständen nöthig habe; nach der Recension hat ein denkendes Wesen 'Zeichen, die nicht die Gegenstände selbst sind, die aber mit den Gegenständen übereinstimmen'. Der Recensent beleuchtet dann den Unterschied zwischen Mensch und Thier; Herder hatte sich auch im 'Ursprung' mit diesen Fragen beschäftigt und die Hoffnung ausgesprochen (5, 29[3]. 22), zu andrer Zeit sich an die Theorie von den Fähigkeiten der Thiere und Menschen, vielleicht nicht ohne manches Licht für beide Psychologien wagen zu können. Es ist in Herders Anschauung und Ausdrucksweise, dass das Thier bei dem beschränkten Kreise seiner Bedürfnisse mehr 'Nationalcharakter' habe als der Mensch (vgl. 5, 22. 501. 550. 551. 568). Der Mensch ist nach dem 'Ursprung' (5, 112) ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft; 'wir gesellschaftlichen Menschen' heissts ein andermal (5, 113); dazu nehme man die bisher ungedruckte Stelle (5, 148): 'So wenig hat uns die Natur als Inseln, als abgesonderte, einzelne Steinfelsen geschaffen' — und vergleiche damit den Satz der Recension, 'dass sich der Mensch als eine Insel, ohne Gesellschaft, nur als ein verstümmeltes Wesen denken lässt'. Die Anführung grösserer Stellen aus dem zu besprechenden Buche im Wortlaut geschieht, ebenso wie in der Frankfurter Anzeige, auch in den für Nicolais Bibliothek gearbeiteten Recensionen. Und es fällt bei allen diesen Ähnlichkeiten ins Gewicht, dass der Recensent nicht durch den deutschen Text des Buches beeinflusst war. Er besprach das französische Original, keine Übersetzung.

Ich bedenke mich nicht, die Recension für Herder in Anspruch zu nehmen. Allerdings hält sich ihre Sprache ruhig. Aber das kommt daher, dass Herder sich mühsam durch das seiner bisherigen Betrachtungsweise vorangeeilte

Buch durcharbeitet. Sowie er sich aber frei fühlt, wie er zur 'hellen Seite dieses Gebäudes' gelangt ist, da bricht die Fülle und Pracht seines Stiles hervor: 'Er müsse sich begnügen (sagt er), die Leser durch den dunkeln Vorhof und die wunderbaren Säulengänge dieses Tempels begleitet zu haben'. Dasselbe Bild in der Bardenrecension (5, 360): 'ists nicht, als ob man aus einem .... dunkeln und ungeheuren Gothischen Gewölbe in einen freien Griechischen Tempel käme, und da ... in einem schönen regelmässigen Säulengange wandelte?' — und sonst oft z. B. 5, 651. 11, 58. 18, 244.

Freilich der Plural 'Organen' und das Compositum 'Thierenseelen' sind auffällig. Wenn mir auch die erstere Form aus dem frühesten handschriftlichen Nachlass und aus einer Lavater-Recension in der Lemgoer Bibliothek (10, 335, künftig Bd. 9) bekannt ist, so scheint mir 'Thier e n seelen' schwerlich eine Herderische Wortbildung zu sein. Möglich ist, dass die Druckerei dies wie sonst manches andre verschuldet hat; vielleicht war es aber in diesem Falle der Redacteur selber. Ich vermuthe nämlich, die rein formellen Einleitungssätze, denen ich nichts Herderisches nachzufühlen vermag, nämlich:

> Wir freuen uns, diese neuere Schrift des jüngern Herrn Hemsterhuys anzeigen zu können. Sie ist eine Fortsetzung der nur flüchtig in dem letztern Brief sur les desirs angegebenen Hauptideen seines Systems, die sich noch ferner in einem grössern Werk: sur les progrés des sciences entwickeln werden —

dass diese Sätze weiter nichts als eine Redactionsanmerkung von Merck sind; und dass Herder selbst erst mit den Worten 'Es thut uns leid' u. s. w. voll einsetzt. Ähnliches ist auch Herders Bardenrecension und seiner Besprechung der Sulzerschen Allgemeinen Theorie von Seiten Nicolais widerfahren.

14. Essays on Song-writing (5, 470—474).

Der Herderische Ursprung dieser Recension ist mehrfach vermuthet worden; Caroline zweifelte jedoch; Scherer traut sie Herder nur unter Annahme der Selbstverleugnung im Stil oder einer Merckschen Umschrift zu. Die Echtheit lässt sich aber positiv erweisen.

Herder schreibt in dem nämlichen Briefe, worin er sich über Beattie äussert (oben S. 241), an Hamann folgendes: 'Eben bekomme ich von einem Freunde, der mich 20. Meilen entfernt mit Englischen Büchern versorgt [d. i. doch Merck], Essai on Song-writing, daran aber wenig mehr, als Preface für eine Sammlung Engl. Modelieder, die unter die Klassen von Ballads and Pastor. Songs, 2) passionate and descriptive Songs, 3) ingenious and witty Songs gebracht sind, seyn möchte'.

Die Recension hat dieselbe Stoffanordnung. Die 'vorausstehenden Versuche über die Liedergattung' [d. i. die Preface] erhalten das Lob, dass sie 'die Theorie dieser Art Gedichte mehr auseinander setzen und bestimmen sollen, als es bisher geschehn ist'. Dann werden die vom ungenannten Verfasser aufgestellten drei Klassen besprochen. 'Die erste Klasse nennet er Balladen und Hirtengesänge' (S. 471). 'Die zweite Klasse sind die passionate and descriptive songs' (S. 472). 'Und nun die dritte Sammlung, ingenious and witty songs' (S. 473). Diese Übereinstimmung zwischen Brief und Anzeige kann nicht zufällig sein.

Aikins Essai on Song-writing befand sich nach Suphans Angabe in Herders Bibliothek; vertraute Kenntniss desselben zeigt er auch sonst. Ich gebe ein paar Proben von Übereinstimmung zwischen der Recension und den Volksliedern. Die in der Recension erwähnten neueren Stücke 'Tickels Colin und Lucy Mallets William and Margret' werden hier von Herder folgendermassen eingeführt: 'Röschen und Kolin. Englisch. Man spürt wohl, dass die Romanze neu ist. Sie ist von Tickel' (25, 301. 669 zu 180) — und: 'Wem diese alte Romanze [Wilhelm und Margreth 25, 192] nicht gefällt, der lese die folgende neuere', die 'folgende neuere' aber bezieht sich, nach Redlichs Anmerkung 25, 669, auf Mallets Ballade Gretchen und Wilhelm (25, 561) aus den Essais on Song-writing. Ramsay, Gay, Prior, Shenston (so ist statt 'Jhenston' auf S. 472 ohne Zweifel zu bessern) sind gleichfalls in den Volksliedern mit einzelnen Stücken vertreten. Ich kann Scherer nicht beistimmen, dass in der Recension Selbstverleugnung des Stils oder Merck'sche Umschrift vorliege. Die Sprache scheint mir durchaus Herderisch, von

Anfang bis zu Ende. Selbst eine solche Wendung wie 'Klassifikation . . , die eigentlich nie eine genaue Klassifikation werden wird' ist wieder vorhanden. Die Recension fällt in das Gebiet derjenigen Bestrebungen, die Herder in jener Zeit dem Volkslied zuwandte.

Schlussbemerkungen.

So hätten wir also vierzehn, wie wir glauben, für Herder gesicherte Recensionen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772. Die Zahl vierzehn geht freilich über diejenige hinaus, zu der (zwischen sieben und zehn) sich Herder gegen Nicolai und Lavater im Unmuth selbst bekannte. Die üble Stimmung, in der sich Herder damals befand, und die Verschiedenheit der Selbstangaben gewähren uns allerdings einigen Spielraum. Aber allen Werth darf man diesen Angaben doch nicht nehmen, wie Scherer am liebsten thun möchte. Herder kann, nach dem ganzen Zusammenhang der betreffenden Briefstellen, nur die grösseren, eingreifenden Recensionen gemeint haben, die ihm, wie sie persönliche Angriffe enthielten, auch persönliche Anfeindung und Verdruss einbrachten. Kleinere Stücke, wie beispielsweise über Pindar oder Lambert, die er sich mühelos gewissermassen aus dem Ärmel schüttelte, wurden als gutwillige Zugaben nicht mitgerechnet.

Ich könnte hiermit meine Betrachtungen endigen, möchte aber noch kurz auf zwei andre Frankfurter Anzeigen eingehen.

In der neuen Bearbeitung von Goedekes Grundriss (4, 289, 30) sind elf Anzeigen als Herders Eigenthum verzeichnet. Von den oben besprochenen fehlen daselbst: Benzler, Lambert, Lettre sur l'homme, Essais on Songwriting; dagegen ist éine mehr eingetragen: Chalotais' Versuch über den Kinderunterricht (Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Nr. 29, S. 225—229). Das sachkundige Urtheil, dem die Aufstellung bei Goedeke entflossen ist, steht mir besonders hoch, und es ist mir nicht leicht geworden, von der Aufnahme der Chalotais-Recension abzusehen. Doch wollte sich mir nicht genug positiv Beweisendes ergeben. Es ist wahr: manches im Satzbau scheint Herderisch;

manches aber spricht dagegen. Die Polemik gegen Schlözer scheint für Herder nicht scharf genug. Aber die Redewendung 'Lücken überstreichen' (Neudruck 189, 34) kommt wieder in Herders Recension des Mosaischen Rechts von Michaelis zum Vorschein (5, 423). Der Recensent von Brechters Anmerkungen über das Basedovische Elementarbuch (Original S. 438, Neudruck S. 364) nimmt in auffälliger Weise auf den 'Vorredner bey Chalotais' Bezug, so dass man auf den Gedanken kommen möchte, beide Anzeigen — über Chalotais und Brechter — rührten von éinem Verfasser her; Brechters Recensent ist aber unmöglich Herder. Heyne spricht auch am 6. August 1772, wo er seine Freude über Herders Polemik gegen Schlözer schlecht verbirgt, nur von der éinen Recension über Schlözers Universal-Geschichte, während er genau weiss, dass über Michaelis ein paarmal ein schreckliches Gericht ergangen ist (Von und an Herder 2, 141).

Es sei aber die Autorschaft einer andern Frankfurter Anzeige zur Discussion gestellt: nämlich derjenigen von den Novi commentarii Societatis . . Goettingensis (Original Nr. 56, Neudruck S. 369. 370). Sie könnte meines Erachtens, nach Inhalt und Form, durchaus von Herder geschrieben sein. Nur von denjenigen Einzelabhandlungen dieser Sammelschrift, zu deren Verfassern Herder nachweislich ein bestimmtes Verhältniss hat, wird in der Anzeige näher gesprochen. Also ist von Kästners Vertheidigung der Bernouillischen Hydraulik gegen d'Alembert die Rede — alle drei erscheinen bei Herder öfters. Sodann wird die Gelegenheit nicht versäumt, gegen Michaelis zu polemisiren. Und endlich geschieht Heynes mit Wärme Erwähnung. In der Form vergleiche man wegen der Eingangsentschuldigung den ähnlichen Gedanken in Herders Lessing-Recension: 'Der Rec. findet sich' u. s. w. (5, 339 Mitte). Der gegen Michaelis gerichtete Tadel: 'was Pensée [vgl. 5, 324. 362] allenfalls seyn konnte, ist Vorlesung geworden' — dieser Tadel auch im Eingang von Herders Anzeige des Mosaischen Rechts (5, 423). Das Wort 'superficiell' begegnet auch in einer gleichzeitigen Recension der Allg. D. Bibl. (5, 313); es kommt sonst noch

'von der Oberfläche' (3, 448. 5, 379) vor. Michaelis Abhandlung wird als 'eine alle Gelehrsamkeit verachtende' bezeichnet; so wirft Herder demselben Autor vor, er verstünde 'Gelehrsamkeit zu verläugnen' (5, 423). — Über 'Heine' (so stets Herders handschriftliche Schreibung des Namens!) ist wirklich alles in der Anzeige Gesagte 'sehr merkwürdig'. Da heisst es: 'Cretenser .... Thyrrhener nehmen in den Originibus ihrer Geschichte viel Licht' — und an Heyne schreibt Herder nicht viel später (Von und an Herder 2, 152): 'Ihre Arbeiten über diese dunkeln Originen ... Sie wissen nicht, wie oft ich Ihnen zuwalle'. Der Ausdruck 'eingestreute Nebenaussichten', die Orthographie von 'würklich' — wie bei Herder. Herderisch ist das Verweilen bei der alten Kunst und Winckelmann, das Anregen zu einer 'Geschichte Griechenlands, um deren schwersten Theile [die Origines] er sich so verdienstlich bewirbt'. So redet Herder an der genannten Briefstelle auf Heyne ein, sich nach der Aufhellung der Anfänge, 'worin Sie so viel, viel Verdienst schon haben', an die Abfassung des 'Ganzen' zu wagen.

Je öfter ich die Recension überlese, desto gewisser werde ich ihres Herderischen Ursprunges. Wenn mich mein Gefühl nicht irre geführt hat, wärs immer noch möglich, sie künftig in den Supplementband der Herder-Ausgabe aufzunehmen.

Berlin. Reinhold Steig.

Eine Satire aus der Geniezeit.

'Das Geniewesen, ein Lustspiel in 5 Aufzügen. | Difficile est satyram non scribere. Juvenalis | Frankfurt und Leipzig 1781', lautet das Titelblatt eines 304 Seiten enthaltenden Octavbändchens, das in der Stadtbibliothek Zürich liegt (Gal. XXV. 285). Auf der vordersten Seite steht von Bodmers Hand: 'donum auctoris'. Das Stück ist eine Satire auf die litterarischen Zustände jener Zeit, deren bedeutendere es von irgend einer Seite zu beleuchten sucht oder wenigstens nennt. So bekommen wir ein Spiegelbild der

Zeit, meist verzerrt zwar und an vielen Stellen undeutlich, aber nicht uninteressant.

Die Fabel des Stückes, in welches der anonyme Verfasser seine satirischen Ausfälle eingekleidet hat, ist in kurzem folgende:

Herr v. Fintach, ein alter abgeschmackter Litteratur- und Kunstliebhaber, Mäcen und Dichterling, wird, da seine Börse glücklicherweise nicht so leer ist wie sein Kopf, von Genies und Schöngeistern umschmeichelt und ausgenutzt. Dem ältesten und angesehensten derselben, Würde der Wissenschaft heuchelnden Antiquar Exergus will Fintach sogar die Hand seiner schönen und klugen Nichte Agathe, an der er Vaterstelle vertritt, geben. Diese aber liebt einen andern Gast ihres Oheims, Valer, den jungen und liebenswürdigen Sohn eines Jugendfreundes von Fintach. Valer hat schon früher ihre Bekanntschaft gemacht und ist nun gekommen, um seine Werbung anzubringen, nicht, wie Fintach glaubt, um bei ihm die Genieschule durchzumachen. Der verhasste Bewerber Exergus macht sich nun allerdings selbst unmöglich, da er als gemeiner Münzendieb entdeckt wird. Um aber Fintach zur Einwilligung in die Vermählung Valers mit Agathen zu bringen, wird ein Weg eingeschlagen, den Fintach ohne Wollen selbst gezeigt hatte. Er hat nämlich eine Schauertragödie im Stil des Sturmes und Dranges verfertigt und träumt, durch seine Schmeichler aufgestachelt, von ihrer Veröffentlichung und von Dichterlorbeer. Desselben aber doch nicht ganz sicher, will er sein Kunstproduct lieber zuerst unter fremder Etiquette dem gestrengen Publicum der Hauptstadt vorführen lassen, um erst bei entschiedenem Erfolg strahlend aus dem Dunkel der Anonymität hervorzutreten. Valer nun wird von Fintach die Ehre zugedacht, bei seinem Geisteskinde Gevatter zu stehen. Dieser, der das Drama abscheulich findet, giebt erst auf Agathens dringenden Rath seinen Namen her. Das Stück erlebt natürlich ein unerhörtes Fiasco, und nun kann Valer, wie Agathe vorausgesehen, dem verzweifelten Dichterling drohen, den wahren Namen des Autors preiszugeben, wenn dieser ihn nicht für die unverdiente Schande mit seiner schönen Nichte tröste. Indem Fintach letzteres wählt,

verzichtet er, wüthend auf seine sauberen Freunde, die bei der Aufführung lebhaft mitgepfiffen haben, von nun an auf allen Umgang mit 'Schöndenkern, Genieruffern, Kraftmännern, Alterthumsmaden'.

Als Lustspiel betrachtet, hat das Stück einige ganz amüsante Scenen, so z. B. die 1. des III. Acts, wo der Kammerdiener Fintachs, der schlaue Pasquin, der auch in Sturm und Drang arbeitet wie sein Herr, dem Kammermädchen Agathens, Lottchen, ein selbstgemachtes Liebeslied vorliest, das so beginnt:

So wie ein junger Löw' nach seinem Raube brüllt,
So brüllt mein zärtlich Herz, wenn ich auf bunten Auen
Mein Liebchen nicht mehr find', das meinen Hunger stillt,
Des Herzens Hunger zwar — o schreckenvolles Grauen! u. s. w.

Oder die 1. Scene des IV. Actes, in der Fintach mit feierlich geheimnissvollen Reden dem nichts ahnenden Valer verkündet, dass er ihm 'seinen theuersten Schatz, sein Kind, — sein einziges Kind' anvertrauen wolle. Valer glaubt schliesslich, darunter Agathen verstehen zu dürfen, und bricht in feurige Dankeshymnen aus. Tiefgerührt über diesen 'seelzerschmelzenden Enthusiasmus' holt ihm Fintach — sein Drama aus der Rocktasche.

Kommen wir auf das, was für uns das Hauptinteresse ausmacht, die litterarischen Anspielungen. Unser Verfasser kannte jedenfalls die Producte der Genieperiode, gegen die sich seine Satire in erster Linie richtet, ziemlich genau. Fast alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten derselben, die ja auch augenfällig genug sind, hat er beobachtet, und in diesem Stücke darzustellen unternommen. Er will damit etwas beitragen zur Aufklärung und Besserung, in der Besorgniss, was noch werden solle aus all dem zügellosen Treiben, das ihm ein bitteres Lächeln entlockt.

In seinem Stücke sind die Hauptvertreter von Sturm und Drang mehrmals ausdrücklich mit Namen angeführt, so S. 35, wo Fintach sich rühmt, so weit wie er hätten es im Drama nicht einmal Lenz, Wagner und Klinger gebracht, während Valer, der so ziemlich des Verfassers Ansichten zu repräsentiren scheint, Klopstock, Uz, Ramler, Kleist gegen diese hervorhebt (S. 107).

Die zwei eigentlichen 'Genies' unseres Stückes, im Personenverzeichniss mit diesem Attribut eingeführt, Rambold und Trimburg, sollen sich schon in der Kleidung als solche qualificiren, es ist ihnen nämlich das Wertherkostüm vorgeschrieben. Der Zug, dass die Genies unseres Stückes für Mäcenengrossmuth und Freigebigkeit, besonders für Gastfreundschaft nicht unempfänglich sind, ist auch nicht aus der Luft gegriffen. Man erinnere sich, was gerade Lenz und Klinger, eines Christoph Kaufmann u. a. gar nicht zu gedenken, in dieser Beziehung beanspruchten.

Mehrmals spottet der Verfasser über die Menge von Autoren, deren es heutzutage mehr gäbe als Friseurs und Lakaien (S. 6). Die Gründe dieser Erscheinung legt er in den Mund des Kammerdieners Pasquin, der zu dem Kunstrichter Lucidus sagt (S. 25): 'Hab' ja ein paar Finger zum schreiben, — länger als Ihre — Fahr' mit der Feder von der Rechten zur Linken so rasch als sie — Was brauchts mehr zum Autor? Latein versteh' ich freylich nicht, schreib' aber deutsch — Je minder Lectur — je minder Regeln — desto originellers Zeug — desto mehr Spiel fürs Genie! — — —'

Auch die Verachtung, mit welcher die Originalgenies auf die Recensenten und das Publicum herabsehen, wie sie sich ausspricht z. B. in der unserm muthmasslichen Verfasser wohl bekannten Wagnerschen Satire 'Prometheus, Deukalion und seine Recensenten', oder in ebendesselben 'Briefen die Seylersche Schauspielergesellschaft betreffend', wird parodirt. So nennt S. 289 Fintach das Publicum, das sein Schauspiel auszupfeifen wagte, 'eine Drahtpuppe — ein Rindvieh — ein Ungeheuer'. Und Trimburg ruft aus, da ihm ähnliches begegnet, S. 188: 'Mochtens nicht tragen, die AusternSeelen, O Schande — o Brandmarkung des gesunknen Geschmacks! Haben nicht Nase genug, ein unsterblich's Werk zu riechen! Freunde, Liebhaber — Kenner des Wahren, des Schönen, des Guten — in welch' unzudringliche Höhle habt ihr euch verkrochen?'

Wohl auch besonders auf 'Prometheus, Deukalion und seine Recensenten' bezieht sich folgende, von dem schon etwas gewitzigten Fintach gemachte Beobachtung (S. 262):

'Hab' nun 's System unserer heutigen Kraftmänner und Genieruffer entdeckt — Sich selber — und seine Spiessgesellen mit Trompetenklang und Paukenschall loben — wer kein Innungsgenoss ist, 's Gesicht mit Schlamm und Kothe bespritzen — vom Dreyfuss herab sibillinische Macht-Sprüch' orakeln!'

Das Hauptmotiv der Fabel unseres Stückes bildet eine ebenfalls in der damaligen litterarischen Welt häufig vorkommende Erscheinung, die hier vermuthlich auch lächerlich gemacht werden soll, nämlich die Verwechslung von Autoren. Man denkt daran, was z. B. Goethe damals unglaublicherweise alles verfasst haben sollte, oder wie Lenz, der sich nicht getraute, die 'Soldaten' unter seinem Namen in Strassburg aufführen zu lassen, Klinger für sich eintreten liess.

In unserm Stücke nun soll Fintachs Trauerspiel, das wir ziemlich genau kennen lernen, das Geniedrama repräsentiren. Wir hätten eigentlich ein solches eher von einem der beiden 'Genies' erwartet, die freilich dem Bilde, das wir uns heute mit abgeklärterer Deutlichkeit, als ein Zeitgenosse dies vermochte, von einem Stürmer und Dränger machen, ausser in den obenerwähnten Eigenschaften nur wenig entsprechen. Vielleicht auch wollte unser Verfasser die Richtung von Sturm und Drang dadurch, dass er ihr wildes Strohfeuer unter grauen Haaren aufflammen liess, noch unnatürlich-forcirter und lächerlicher erscheinen lassen; oder er hatte, indem er Fintach zeichnete, eine bestimmte Person oder wenigstens einzelne Eigenthümlichkeiten einer solchen im Auge; eher nur letzteres, denn es giebt kaum eine bedeutendere Persönlichkeit aus jener Zeit, die in ihrer Gesammterscheinung das Vorbild zu einer Carricatur wie Fintach hätte liefern können. Einzelne Züge dagegen lassen sich wohl historisch belegen; so wäre es möglich, wie nachher ersichtlich werden wird, dass durch das Beispiel eines umschmeichelten und gemissbrauchten Mäcens besonders Lavater, vielleicht auch Bodmer, vor unwürdigen Protégés hätte gewarnt werden sollen.

Fintach also versucht sich im Drama, der in jener Epoche beliebtesten Art der Offenbarung des Genies. Valer,

als er dessen Trauerspiel lesen muss, seufzt (S. 239): "Der Ebentheurer, ein Schauspiel'. — Zum Henker, immer Dramen! meist weder comisch genug zum Lachen — noch tragisch genug zum Weinen'. Auf die Frage, zu welcher Species sein Schauspiel gehöre, ob zum weinerlichen Lustspiel oder zum bürgerlichen Trauerspiel, antwortet Fintach (S. 29): 'Was bürgerlich! — weder weinerlich — noch bürgerlich solls sein!' Darauf fragt Lucidus weiter: 'Folglich ein heroisches Trauerspiel?' Und Fintach antwortet: 'Bewahre Gott! . . . Ein Schauspiel ist mein Drama im ächten Lenzischen, Wagnerschen, Klingerschen Geschmack'. Jene Frage lässt sich wirklich, ohne bestimmt beantwortet werden zu können, bei vielen Sturm- und Drangstücken, z. B. denen von Lenz, der ja bewusst nach einer Mischgattung strebte, stellen.

Die Beobachtung, dass verschiedene Geniestücke nur tendenziöse Illustrationen zu Lehrsätzen und Reformplänen sind, wollte wahrscheinlich unser Verfasser dadurch zum Ausdruck bringen, dass er bei der Skizze von Fintachs Drama am Schluss jedes Actes ein paar abstract-tendenziöse Tiraden und Reflexionen andeutet; z. B. S. 19 u. f. hält der Held im I. Act, während er gefoltert wird, 'ein Raisonnement über den Materialismus der Seele'; im II. Act knüpft sich an Scenen aus dem damals so beliebten amerikanischen Freiheitskriege, woran sich ja auch Klingers 'Wild' betheiligt, eine 'Seelzerschneidende Tirade gegen Könige — Dithyramb' auf die Freyheit'; im III. Act sind 'Scenen über Toleranz — Schwermerey — Unglauben'.

Das Stück ist natürlich in Prosa, denn 'ich kann den Zwang des Metrums nicht leiden — bin ein freier Deutscher —' sagt Fintach (S. 28). — Folgendes gilt als Stilprobe (S. 32):

Fintach (liest mit vielem Pathos): Erster Aufzug — erste Scene — Eduardo allein im Gefängniss. — Brause, — brülle — donnre — rassle, wetterwendische Fortuna! auf'm schäumenden Oceane des Lebens — im sichern Port ist Eduardo — Schwester des Verderbens — Hure für den Leib des Pöbels, — trügerischer Zauberbalg, deiner Wünschelruthe trotzt er! lacht deiner hirnlosen Wuth! Noch brüllt mir beym Lampenschein das wilde Geräusch deiner wogenden Wellen entgegen, — dass mir die Sinnen davon 'rumfahren wie die Dachfahnen beym Sturm — (vgl. in

Klingers Sturm und Drang I, 1: Wild: Heida nun einmal in Tumult und Lermen, dass die Sinnen 'rumfahren wie die Dachfahnen beym Sturm!)

Und so gehts weiter in der uns wohlbekannten Tonart. 'Welch' ein Stiel!' lässt unser Satiriker Valer ausrufen (S. 241), 'scheints nicht bisweilen, den Trödelweibern und Miethkutschern hab' ihn der Verfasser abgelernt! und plötzlich wieder verliert er sich in den Wolken!' — In der Geniesprache dagegen heisst man das (S. 34) 'Geniegeknirsche — Wuthaustoben — Siedend Blut in hochwallenden Herzen — Pulsschläge der Natur!'

Den Zustand, in welchem solche dichterischen Ergüsse entstehen, beschreibt Fintach (S. 29) so: 'Setz' mich an meinen Pult, wie ich in meinen Wagen mich werfe — Fahr zu, ruff ich meiner Muse, wie Hanns zu seinen Pferden spricht Hurra! Über Graben und Heken sprengt mein Pegasus — Hören und Sehn vergeht mir — Hundert Hände wünscht' ich mir, meinen Geniestrohm abzuführen!' Fintach hat sein Schauspiel 'in 8 Tagen erfunden — ausgeführt, ins reine gebracht!' (S. 28). Klinger brauchte, wie er selbst sagt, um sein 'Leidendes Weib' 'hinzuschmeissen' bloss vier Tage. Kein Wunder, denn für ihn und seine Dichtgenossen gilt ungefähr dasselbe, was Fintach von sich sagt (S. 37): 'Mit Regelmässigkeit des Plans, — Verbindung der Scenen, Ausfeilung und Correctheit des Styls geb' ich mich nicht ab. — Ich arbeite als Genie — frisch drauf los, wies aus Kopf und Herzen quillt — und was einmal geschrieben ist, bleibt geschrieben!' Sagt ja doch der bei den Stürmern und Drängern so beliebte Mercier: 'Folg' deinem Feuer, du kommst weiter damit als mit Regeln'. Gegen die den Genies verhassteste Regel, die sog. Aristotelische, sagt Fintach S. 18: 'Einheiten des Orts, der Handlung, der Zeit — Must dich d'ran nicht kehren — Elende Träume des wachenden Aristotels! — Eseleyen längstverrosteter Zeiten! Papierne Fesseln, vom Zeigefinger des Genies zerdrückt — Gängelwagen erwachsener Kinder! — —'. Hierbei muss wohl besonders an die entsprechenden Stellen aus Lenz' 'Anmerkungen übers Theater' gedacht werden, die unser Verfasser Agathen auf Befehl ihres Oheims lesen und dazu

bemerken lässt (S. 78): 'Anmerkungen übers Theater — Ich denke, nur blos für Genien, wie der Autor, geschrieben — Möcht' wissen, ob er's selber verstühnde? — Orakulsprüche, vom Dreyfuss heruntergeschleudert! —, Welche Gemssprünge! Welch' ein Ton!'

In einen womöglich noch tiefern Abgrund der Verachtung werden natürlich die sog. Schüler des Aristoteles, die französischen Klassiker, gestürzt. Lenz sagt in den 'Anmerkungen' von französischen Dramen, sie seien 'ein Unding, eine oratorische Figur — eine Schaumblase über dem Maul Voltaires und Corneilles ohne Daseyn und Realität' . . Fintach rühmt sich S. 30, er überlasse 'den süssen französischen Schaumlekern, den Corneillens, Racinens und Voltairens den Flittertand'. So spielt denn in Fintachs Drama, die berühmte Regel verhöhnend, jeder Act in einem andern Land, oder sogar in anderm Welttheil. Fintach nennt sein Drama (S. 16) passend: 'Eine beständige Galerie immer abwechselnder Gemählde'; und welcher Gemählde! 'alle meine Helden im Blute röchelnd — alle Todesarten angebracht'; S. 37 sagt derselbe ebenso: 'In einem Huy versetz' ich meine Helden aus einem Welttheil in den andern, — In der gleichen Stunde seh'n sie sie — in der Schule — verheyrathet, an der Spitze einer Räuberbande — im Gefängniss — auf'm Rade. — Hier eine Gattinn mit dem Brodtmesser durchbort — dort eine Geliebte auf dem Boden sich 'rumwälzend — die Haare sich ausrauffend — vor Wuth in die Steine beissend . . . . Wirbelwind der Handlung!' Valer jammert (S. 239): 'Sechs und dreyssig Personen! O Elend, o Jammer! Eine Sandwüste muss das Gehirn des Dichters seyn, der, um zu rühren, eine so überladene Gruppierung von Figuren nöthig hat! — Sechs Veränderungen der Scenen in einem Aufzuge! Guter Gott! Shakespearisch sollte diess Unding seyn!'

Bei Anpreisung dieser 'Guckkästchenmanier' (der charakteristische Goethesche Ausdruck wird auch genannt in unserm Stück selbst S. 257: Fintachs Schauspiel sei 'ein buntbeschmiertes Gukkästgen von Nürenberger Raritäten' [1])

[1]) Vgl. Pfeiffer, Klingers Faust S. 107 ff.

beruft sich Lenz in seinen 'Anmerkungen' merkwürdiger Weise auf die deutsche Vergangenheit, auf Hans Sachs, der ja so wenig Bedenklichkeiten drin finde, seine geduldige Griselda in einem Auftritt freien, heiraten und gebären zu lassen, dass er vielmehr im Prolog seine Zuschauer vor der allzu starken Illusion warnt und ihnen auf sein Ehrenwort versichert, 'dass alle Sachen so eingerichtet, dass keinem Menschen ein Schaden geschicht.' Wie unser Verfasser über Sachs denkt, merken wir aus einer Äusserung Pasquins S. 5: 'da lob' ich mir unseren grossen Hanns Sachs — Wie viel Einfalt! Wie viel Deutschsinn! Wie in seiner Comödie — 'David mit Batseba im Ehbruch' alles so drolligt und natürlich zugeht — und doch' . . . nun folgt das oben erwähnte Lenzsche Citat aus Hans Sachs. Die Bemerkung Fintachs (S. 5): 'Zum unsterblichen Ruhme Germaniens sollten seine (Sachsens) Schriften neu aufgelegt werden — Allein, o Brandmarkung unsers schwammigten, flitternden Zeitalters! Excidat illa dies Evo; nec Posteri credant. Die Subscription kam nicht zu Stande!' bezieht sich auf F. J. Bertuchs 'Frage an das teutsche Publikum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten deutschen Meistersängers Hans Sachsens' im Teutschen Merkur 1778.

Die Idole von Sturm und Drang werden so ziemlich alle, einige sogar an mehreren Stellen, andere nur beiläufig genannt und jede dieser für unseren Verfasser meist zweifelhaften Grössen bekommt ihren Hieb. Vor Shakespeare selber zwar scheint er Ehrfurcht zu haben und sich nur gegen dessen Epigonen wenden zu wollen; Valer sagt S. 240: 'Armer Shakespear! Wie Hamlets Gespenste lass' deinen Schatten auftretten, und unser Dichtergeschmeiss in den Abgrund der Vergessenheit jagen!' ein für jene Zeit bei einem Gegner der Geniedichtung, immerhin bemerkenswerther Standpunkt. — Von 'Ossianischem Feuer' wird S. 39 geredet. — Rousseau ist zwar nicht ausdrücklich genannt, aber an ihn erinnern häufig Redensarten wie 'Pulsschläge der Natur' (S. 34), 'Alles Einfalt und Natur' (S. 37).

Herder wird angegriffen seiner schweren und oft dunklen Sprache wegen. Fintach will ihn mehrere Male citiren,

verirrt sich aber immer auf lächerliche Weise in den Irrgängen dieser Rhetorik, so S. 86. 111:

Fintach: Hättens mich nur ausreden lassen, Herr Exergus, — Hätt' ihnen bewiesen, dass die Alten — eine gewisse Farbenmischung der Töne — eine gewisse — Consonnanz der Figuren haben — welche durch die Zauberkraft eines — karg ausgestreuten — Claro obscuro — durch eine gewisse — abgerundete Harmonie — worinn (stotternd) unvermerkt die zerschiedenen Accente zerschmelzen — vom erhabenen Laokoon herab — bis aufs leidende Thier herunter — im Zusammenhang des Misslauts — Werden mich verstehen — Herr Exergus — werden mich verstehen — Herder hat hierüber eine erhabene Stelle — Wissen doch! — . . (beiseite) Verwünscht — Werde Herdern von Wort zu Wort auswendig lernen müssen — komm' mit seiner Göttersprache niemals zurechte!

Auch Goethe wird kritisirt; wir stossen auf einige Ausfälle gegen 'Stella' und 'Werther':

S. 17: Fintach: Mein Held besitzt — vier lebende Weiber! Pasquin: Ey bewahre Gott — gnädiger Herr — So verdient er ja Rad und Galgen — Fintach: Einfaltspinsel! immer noch klebt dir was an vom Dorfe — Ehdem wars so — Allein seit ein paar Jahren — haben wir Genie's die Köpfe unsers Publicums berichtigt. Gab ja der weltberühmte Goethe seinem Fernando zwey Weiber — und kaum zwey Königreiche durchreiste sein Held! — Alle 4 Welttheile durchwanderte mein Eduardo — In jedem Welttheil ein Weib! — Raisonnabel genug, denk' ich, mit den Vorurtheilen gehandelt! Pasquin: Traun, mein Seele — ein niedlich's Ding ums Geniewesen! Hätts nicht geglaubt! — Sind Herrn Doctor Göthe zwey Weiber erlaubt, wer untersagt ihnen vier? — Sind ja ein Genie so gut als er! — Recht zu meinem Fassungsvermögen ist diese Philosophie hinabgestimmt!

Und S. 286: Valer: Agathe, grausame Agathe — nicht mehr ist's Zeit zu scherzen — in einen Abgrund von Schande und Erniedrigung versenkt, was ist mir das Leben? Am Rande der Verzweiflung schwank' ich einher, — Agathe: (schalkhaft lächelnd) Wahrhaftig ein sehr galanter Antrag! — Nur noch ein bisgen zu früh! Warten Sie, bis ich Madame Exergus bin, so will's das Costume! — Ist's denn noch Zeit genug, Hut und Kopf in einer Gewitternacht zu verlieren! Freylich müssen nun wir deutsche Mädchen, Dank sey's Herr Doctor Göthe, an solche Süssigkeiten uns're Ohren gewöhnen! Nur ein blauer Rock, gelbe Westen und Beinkleider mangeln ihnen, um ganz Werther zu seyn! — Allein Pistolen geb' ich ihnen keine!

Auch die antiken Lieblinge der Stürmer und Dränger werden genannt, es wird geredet von 'homerischem Genie-

schwung' und Agathe muss im Plutarch lesen, wie Guelfo, Julio, Karl Moor. Unser Autor war übrigens ein Mann von umfassender klassischer Bildung, was nicht nur aus den zahlreichen lateinischen Citaten, sondern auch aus verschiedenen anderen Stellen hervorgeht, S. 108 z. B. lesen wir eine Vergleichung antiker und moderner Dichter:

Exergus: Meine Herren, was unsere Deutschen noch Gutes haben, stahlen sie den Alten — Ohne Homers Ilias hätte Klopstock niemals eine Messiade geschrieben — Sein ist Klopstocks volle bilderreiche Sprache — sein sogar sein Silbenmass! — von Ramlers Genie was blieb wohl noch übrig — raubten wir ihm seine Mythologie — Nur auf Horazens Ambos hat Uz wohlklingende Verse geschmiedet! — und sich mit Federn, die er dem Anacreon stahl, geschmückt. Kleist — wie viele Bilder, Fictionen, Metaphern aus Virgils Georgicis? Ohne die Alten, wie leer, wie öde die Einbildungskraft der Neuern!

Ausser den genannten Anspielungen sind aber namentlich häufig solche, die ein Buch betreffen, auf das im vorliegenden Stücke verschiedene Mal direct hingewiesen wird, und zwar in Anmerkungen am Rande der Seite 'Siehe Allerley, Tom. p.' Gemeint ist das berüchtigte: 'Allerley, gesammelt aus Reden und Handschriften grosser und kleiner Männer. Herausgegeben von Einem Reisenden E. U. K. Erstes Bändchen. Frankfurt und Leipzig 1776' und das 2. Bändchen, 'herausgegeben von keinem Reisenden K. U. E.' mit dem anderen Titel: 'Vermischte Betrachtungen auf alle Tage im Jahr, — Frankfurt und Leipzig 1777'. Das erste Bändchen rührt von dem bekannten Apostel der Geniezeit Christoph Kaufmann, auf den es unser Verfasser besonders abgesehen zu haben scheint, und seinem Freund Ehrmann her — das 2. wurde damals auch Kaufmann zugeschrieben, ist aber von den beiden Lavaterschülern Häfeli und Stolz verfasst. Sehen wir einige der parodirten Stellen an.

Zuerst ein alberner Ausfall Fintachs auf Molière, den geschmäht sehen zu müssen, unserm Verfasser, wie es scheint, ganz besondern Ärger verursachte, denn er macht ihm Luft gerade am Eingang seines Stückes, das übrigens den Eindruck hervorruft, als hätte der Verfasser damit selber ein Molièrisches Schauspiel liefern wollen. Schon Äusserliches, z. B. einige französische Wendungen, oder der Name Valer

für den Liebhaber erinnern dafan. — Die betreffende Stelle im Allerley Bd. 2 Nr. 42 (S. 158) lautet:

Molière konnte allenfalls einen schlechten Charackter karrikaturieren, aber einen guten Menschen wahr und treu zu zeichnen, eine interessante Seite eines Charackters ins Licht zu stellen, einen verworrenen, misskannten, verkrümmten Charackter eben, gerad, treu und lebendig darzustellen, ein Problem des Lebens in einem Drama aufzulösen, dazu fehlte ihm unendlich. Unausstehlich unter anderm ists, was in seinem besten Stück dem 'Geitzigen' Elise und Valere gerad im Anfang einander im Punkte der Liebe appliziren; wer in seinem Leben einmal von ferne verliebt gewesen ist, speyt es an; alle seine Verliebte sind des marionettes clouées sur la même planche et tirées par le même fil. Zum Tollwerden sind die vernünftigen Discurse, die seine Personen oft führen. Ausprügeln würd' ich den elenden Kerl, der mir in ähnlichen Fällen all' das weise, untheilnehmende Zeug sagte, das er seinen guten Characktern in den Mund legt. Kurz, wenn Msr. B. et Comp. es nicht ungnädig aufnehmen wollten, Molière war kein Menschenkenner und seine Karrikaturen von Tartüff, Harpagon etc. ausgenommen, die, wenn man will, noch einigen Werth haben, sind seine Stücke keinen Pfifferling werth.

Entsprechend meint Fintach (S. 4):

Wie? für die Schaubühne keine neuen Charactere mehr, Alle von Molièren erschöpft — Ha ha, die Austernseelen! Nicht einen Pfifferling werth sind seine Stücke — anspeyen, ausprügeln möcht' ich seine Helden — Carricaturen hat er gezeichnet, Stocknarren auf die Bühne gebracht — die auffallendsten Caractere — auf der Oberfläche der menschlichen Gesellschaft schwimmend — leicht weggeschöpft — Possenreisser mocht' er seyn — Menschenkenner war er nicht!

Eine ergötzliche Beobachtung ferner im 'Allerley' ist folgende (2, 168 Nr. 5):

Unaussprechlich viel Physiognomick liegt im Küssen. In einem dunkeln Gemach will ich unfehlbar den heiligen Kuss der Liebe vom Kuss französischer Höflichkeit, und diesen vom Kuss eines wolfischen Philosophen unterscheiden. Auch z. E., wenn im Dunkeln zwanzig Menschen mich küssen würden, darunter einer ein Christ wäre, wollt' ich den Christen zuverlässig nennen!

Solches musste allerdings den Spott herausfordern und wir finden ihn auch auf S. 75 unseres Buches. Pasquin bittet nämlich Lottchen um ein 'physiognomisches Mäulchen', so eins,

draus ich erkenne, ob du mich liebst, weil ich Pasquin

und witziger Kopf — oder blos, weil ich Ehereifer Junggesell bin — ob du mich nur aus Coquetterie küssest — einen Sclaven mehr an deinen Triumphwagen zu fesseln, — ob du mich aus französischer Höflichkeit küssest — nicht ein deutsches Zieräfgen zu scheinen! — Ob du Freygeist im Reifrökgen — ob du gute Christin bist? Lottchen: (lächelnd) Ha, ha — nun merk' ich dich — Habs Büchelgen auch gelesen, wo die herrlichen Sächelgen stehen — ein schnurriges Ding. — Allein so der Nase nach gehts nicht zu — die Augen musst dir erst verbinden lassen — oder in einem dunkeln Gemach es probiren — im Kreise von hundert Mädchen musst erkennen, welches Lottchen, welches Coquette, welches gute Christin sey! Pasquin: Hol' der Henker die Probe! Die hält der nur aus, der Alles kan, was er will, und Alles will, was er kan!

Die letzte Bemerkung weist auf Kaufmann direct hin, der demnach von unserem Verfasser auch für den Autor des 2. Bändchens gehalten wurde, wo die parodirte Stelle steht. Besonders häufig werden lächerlich zu machen gesucht die Abschnitte VI im 1. und 2. Bändchen 'Charaktere' und 'Charackterc im Profil und en face' betitelt. Da wird z. B. ein 'edler Jüngling' beschrieben (1, 90) mit 'Adlerskraft in seiner Naswurzel, schnelle Willensthat in seiner Stirn! In seinem Blick Trunkenheit vom Einathmen der Menschenfreude'. Von einem andern heisst es (2, 122):

Unter dem Vorgebürg seiner Stirn wälzt sich die Welt im ergriffenen Bilde, sich wandelnd in tausend Gestalten. Oder 2, 116: In der Tiefe der Naswurzel wohnen fürchterliche Leiden, verschlungen in die Riesenkraft, die sie trägt und überwindet. Welch' innige tragende gebende Liebe im Auge, dessen Durchblick durch die Tiefen des Menschen unaushaltbar wäre ohne diese Liebe . . . Schmachten nach Wonne, die ihm noch nie zu theil ward, sitzt auf der Oberlippe und der ganze fleischigte, im Profil eckigte Mund verkündigt uns weise Güte ohne Schwäche, und unerschöpfliche Salzdurchwürzte Laune ohne Bosheit.

Diese Stellen aus dem 'Allerley', das seinerseits die physiognomischen Schlagwörter natürlich aus Lavaters 'Fragmenten' entlehnte, stehen aneinandergefügt in wörtlicher Wiederholung in unserm Stück als Anfang eines Genieromans, dessen Helden sie beschreiben (S. 181). Alles treibt Physiognomik in unserm Stück, nur die wenigen vernünftigen Personen nicht, — sogar Pasquin meint (S. 6): 'Ein Pinsel kann Pasquin nicht sein! — Zu römisch, zu

hapichtmässig seine Nase — Geruch der Unsterblichkeit drinne! Zu tief die Naswurzel, der Sitz des Scharfsinns!'

Diese genaue Kenntniss des 'Allerley', der verächtlich-spöttische Ton gegen Kaufmann, und mittelbar, durch Lächerlichmachung der Physiognomik gegen Lavater, mag auf die Vermuthung leiten, wer der Verfasser des Lustspiels, das, wie es scheint, völlig unbekannt ist, sein könnte. Dies nämlich und noch vieles Andere weist auf J. J. Hottinger, den Autor der 'Brelocken ans Allerley' und des anonymen 'Sendschreibens' von 1775 gegen Lavater in dem bekannten Streite, bei dem Bodmer auf Seite Hottingers stand, — Bodmer, der ja das 'Geniewesen' als Geschenk, augenscheinlich eines Gesinnungsgenossen, vom Verfasser erhielt. Unter den Freunden Bodmers haben wir diesen also jedenfalls zu suchen, und zwar unter seinen Schweizer Freunden, wie ein entschieden schweizerischer Ausdruck in dem Lustspiel S. 30 verräth: 'kommlich' für 'bequem, angenehm'.

Der hier in Frage kommende Hottinger, ist Johann Jakob, 1750—1819, seit 1773 Professor der Eloquenz und später auch der Geschichte in Zürich. Es giebt noch keine genügende Arbeit über diesen nicht unbedeutenden Mann.[1]) Heben wir einige der wichtigern seiner Werke, die an dieser Stelle für uns Werth haben, hervor. Ich nehme um so weniger Anstoss, dabei zahlreiche Äusserungen anzuführen, als dadurch Hottingers Gesammtbild deutlicher wird.

Vorerst sei angemerkt, dass Hottinger als dramatischer Dichter thätig war (1793 erschienen seine Schauspiele 'Karl von Burgund' und 'Ulrich von Regensburg'), so dass ihm auch ein drittes Drama zuzutrauen ist. Beweiskraft aber für seine Autorschaft am 'Geniewesen' bieten andere seiner Schriften.

---

[1]) Was über ihn schon zusammengestellt wurde, ist folgendes: H. Bremi, Denkrede auf Herrn J. J. Hottinger, Zürich 1820. H. Escher, Biographie von Hottinger im Neujahrsblatt der Chorherrngesellschaft in Zürich auf d. J. 1831, wiederholt in Ersch u. Gruber Encyclopädie Sect. II Bd. 11. G. v. Wyss, Allgem. Deutsche Biographie Bd. 13. Ludwig Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich für 1888.

Aus dem Jahr 1775 stammt die ziemlich bekannte Farce 'Menschen, Thiere und Göthe', auf die wir noch zurückkommen. 1776 gab er heraus: 'J. J. Breitingeri IV Orationes Solemnes. Interprete J. J. Hottingero' mit einer Widmung an Semler. Hier schon wendet er sich gegen die Extravaganzen der von Rousseaus Theorien oder vom Treiben der deutschen Kraftgenies beeinflussten Jugend. 1777 erschienen die wegen ihrer Beziehung zu 'Werther' bekannteren 'Briefe von Selkof an Welmar', worin dem Selbstmörder Werther ein seine Leidenschaft siegreich Überwindender gegenübergestellt wird. Es folgten 1778 die 'Brelocken ans Allerley', auf die ich ebenfalls zurückkomme. 1784—86 trat in Zürich die von Hottinger gegründete 'Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Litteratur' ans Licht. Aus den hier erschienenen Abhandlungen Hottingers über neuere Litteratur lassen sich einige Stellen hervorheben, die auffallend mit den Anschauungen in dem vorliegenden Stücke stimmen. Z. B. sagt Hottinger in einer sehr scharfen Recension über die im 1783er Jahrgang des Deutschen Museums erschienenen Gedichte des Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg, der ihm als Genie verhasst war, 1784 Bd. 1 S. 343:

Wessen Muse eine Bacchantin, und wessen Pegasus ein unbändiger Gaul ist [ein bei Hottinger sehr beliebtes Bild] der die gesunde Vernunft zu Boden reitet, der mag wohl den literarischen Pöbel durch seine Sprünge belustigen: aber von den Weisen seines Volks wird er weder Bewunderung noch Achtung ernten. Der alte Spruch, dass der Dichter gebohren werde, behagt unsern jüngsten Genien ungemein wohl! Es ist wahr: aber nach ihrer Praxis zu urtheilen, sollte man oft glauben, sie verstühnden ihn nicht anderst, als ob der gebohrne Dichter sogleich Epopöen und Oden winselte. Der Mahler und jeder andre Künstler wird auch gebohren, aber ohne fleissiges Studium der Grundsätze seiner Kunst und der besten Muster, und jeder ächten Quelle von Wahrheit und Schönheit wird man in ihm den Mahler vielleicht ahnden, aber nur den Pinsler sehen.

Dann tadelt Hottinger an Stolberg 'einen lächerlichen Stolz auf Dichtervorrang, Verachtung alles gründlichen und methodischen Unterrichts und eine renomistische Grosssprecherey, die eben so oft Mitleiden als Unwillen erregen muss'. In der Einleitung zu einer andern Recension (1785

Bd. 2 S. 3) wendet er sich gegen erzwungene poetische Begeisterung:

Die Art, womit die meisten jungen Dichter ihre Existenz ankündigen, ist für den Mann von reiffem Verstand und gesundem Urtheile ein wunderseltsames Specktakel. Statt den in die Seele fallenden Funken aufzufangen und gelassen zu warten, bis die Schäferstunde schlägt, arbeiten sie gewaltsam die Begeisterung von innen heraus und setzen sich für einen oft bey kühlem Blut gewählten Gegenstand in ein erzwungenes und mühsam angefachtes Feuer ... Ein klägliches Schauspiel giebt es, wenn der Dichterling seine Phantasie auf die Folter spannt, so dass es scheint, als ob ihn der Enthusiasmus auf der Stelle aufreiben sollte, und doch, wenn man das Resultat seiner Pein und Marter von allen Seiten betrachtet, am Ende nichts zum Vorschein kömmt, als ein paar sehr alltägliche Gedanken und Empfindungen, in ein paar ebenso gemeine Bilderchen eingehüllt und mit einem mächtigen Gebraus vielversprechender Worte vorgetragen.

Dieses selbe Gebahren wird lächerlich gemacht auf S. 9 f. unseres Stückes. Während Fintach und sein Kammerdiener am Dichten sind, ruft dieser plötzlich aus:

Begaffens doch, gnädiger Herr — im Spiegel ein bisgen ihr Gesicht und das meine! — Gestern in der Oper, von uns beyden, der rasende Roland, — nur ein Schattenbild — Klaftertief die Augen im Kopfe! — glühend die Wangen — Heil uns, dass wir Perrücken tragen, — unsere Haare, ich wette drauf, emporsträubten sie sich wie Borsten! — Fintach: Desto besser, — mein guter Pasquin — desto besser — alles Geniedrang — Trieb und Gluth. — Pasquin: (sich aufblasend) Ha — beynah zerplatz' ich vor Genie! (Er setzt sich auf den Boden und staunt) Nein so gehts nicht! — Die Dichtkunst will Schwung haben — (er wirft sich in einen Lehnsessel) Gut — gut — die Schäferstunde schlägt — glücklicher Pasquin! Durch den dichten Nebel meiner Gedanken blitzen Sonnenstrahlen meines Genies hervor — (den Kopf in die Höhe richtend, als ob er niessen wollte) 's kömmt — 's kömmt (er niest) — Heil dir, Pasquin — da ligts! (er fängt an zu schreiben).

Beachtenswerth ist ferner eine Recension der 'Räuber' im 1. Bd. der Bibliothek 1784, worin den Theaterdichtern der Zeit vorgeworfen wird, dass sie 'mit Shakespears Kalbe pflügen, aber da, wo der Britte erndete, nur Unkraut pflücken'. — Man erinnere sich, wie ähnlich die aus dem 'Geniewesen' angeführten Stellen über Shakespeare lauten.

Als Kenner und Freund klassischer Studien zeigt sich Hottinger in seinem 'Versuch einer Vergleichung der

deutschen Dichter mit den Griechen und Römern' (von der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim gekrönte Preisschrift). Hiemit ist zusammenzustellen der angeführte, ebenfalls antike und moderne Dichter einander gegenüberstellende Passus im 'Geniewesen' (S. 108).

Aus Hottingers Schriften sind für unsern Zweck besonders noch zwei heranzuziehen, zunächst seine Satire: 'Menschen, Thiere und Göthe, eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doctor — Altona 1775'. Auch hier tritt Hottinger mit einer Satire in dramatischer Form auf gegen Sturm und Drang, diesmal speciell gegen Goethe und seine Anhänger. Die Schrift 'Prometheus, Deukalion und seine Recensenten', gegen welche sich Hottingers Farce richtet, wurde ja fast allgemein Goethe selbst zugeschrieben. Hottinger stellt ein albernes Recensentenvolk dar, das 'die Regeln zum Teufel schicken' will und 'Herrn Doktor Prometheus', der Tadel nicht vertragen kann, in allen Tonarten lobhudelt nach dem Motto: 'Wes Brod ich ess', dess' Lied ich sing!' Man fühlt den Anklang an unser Stück. Nachdem in Hottingers Satire Lavaters Physiognomik statt durch den Pegasus von einem Esel in den Himmel der Unsterblichkeit hinaufbefördert worden ist, muss sich der Herr Doctor Goethe gefallen lassen, dass einer kommt, ihm seinen Jungen ('Werther') zurechtstutzt, damit er aussehe 'nach Menschenmanier'. Über diese Misshandlung seines Sohnes (Nicolais 'Freuden des jungen Werther') ausser sich, fordert Prometheus den Hanswurst auf, den Kerl zu züchtigen. Der aber wagt sich mit seiner Peitsche nicht an Leute, 'die klüger sind als wir beyd', nämlich er und Prometheus, tritt aber dafür seine Harlekinsrüstung dem Herrn Doctor leihweise ab (für 'Prometheus, Deukalion und seine Recensenten'). Im Epilog folgt die weise Mahnung an Prometheus, nicht gleich jeden Biedermann anzugreifen, der nicht nach seinem Gusto schreibe, dafür aber andern Leuten gefalle, sondern statt mit der Schellenkappe prangen zu wollen, sich mit seinem Doctorhut zu begnügen. Also auch in dieser Farce wie in unserm Stück will Hottinger die Genies verspotten, die vernünftiges und gerechtes Recensiren nicht

ertragen könnten und ihre Werke von schmeichlerischen Genossen in den Himmel heben lassen.

Noch auffallendere Übereinstimmung aber mit den Ansichten unseres Stückes zeigen die, welche Hottinger niedergelegt hat in den 'Brelocken ans Allerley der Gross- und Kleinmänner. Leipzig, zu finden in der Dykischen Buchhandlung 1778'. Der Titel der II. Abtheilung: 'Aber eins das Gott walt' für Enthusiasten, Genieruffer, Gefühlselectrisirer, Physiognomisten und Modereformatoren' hat dem Verfasser gewiss auch bei unserm Stück vorgeschwebt. In Nr. 1 derselben Abtheilung findet sich die uns wohlbekannte Klage über die derzeitige Massenanhäufung von ringsum ausposaunten Genies, von denen man 'bei näherem Ergreifen und Sichten den Nymbus wegfallen' sähe. Nr. 2 beginnt mit einem uns ebenfalls bekannten Ausdruck:

Ich fand zuweilen auch Freude daran, in die Raritätskästchen zu gucken, und dem Stab des ehrlichen Savoyarden zu folgen, der mir, wie die Hexe von Endor dem Saul, grosse Männer vorwies, und doch ärgerte mich's stets, nur Drathpuppen gesehen zu haben, die rumschwadronirten, ohne zu handeln! . . . Denn wenn du ruffest: hier ein Genie und da ein Genie, und sie stürzen vorüber wie Marionetten, dass nicht bleibe Denkmahl und Spuhr ihres Daseyns; was sollen wir dazu sagen, was denken? Glaubs Bruder, Laufzeddel und Affischen sind Scharlatanskünsteleyen; das Genie strahlt wie Sonnenlicht und bedarfs nicht, mit Fingern gewiesen zu werden.

Nr. 22 richtet sich gegen die Physiognomik:

Meiner schwachen Einsicht nach bedarfs eben keines übergrossen Genies zu sagen und zu schreiben: Dieser Mann hat so ein Gesicht und so einen Character, wenn man diesen aus Thaten schon kennt; — aber hoch und schnell auffliegende Einbildung brauchts, um den Sprung im Schluss nicht zu fühlen: Also hat jeder Mensch mit einem solchen Gesicht auch gerade den Charakter und dieses Genie!

Nr. 23 zielt gegen die Nachahmer Lavaters:

. . . Wenn ich die Schaaren seiner winzigen Anhänger und Nachlaller (die wahrlich seine Grösse und sein Genie weniger fühlen und messen, als seine eifrigsten Gegner,) wenn ich die mit der Brille auf der Nase, oder der Lorgnette in der Hand, jedes Gesicht anstarren sehe, das ihnen aufstösst, sehe und höre, wie sie mit der lächerlichsten Dreistigkeit über Aug' und Stirn und Nase und Kinn und Lippe glossiren und Männer ins Tollhaus senden, denen sie nicht würdig sind die Schuhriemen zu lösen, so wünsch'

ich oft, Er hätte an Physiognomik nie gedacht, oder er klopfte sie auf die Finger und setzte ihnen den Kopf zurecht.

Aus Abtheilung III 'Grillen, Bitten und Wünsche an Schriftsteller, Kritiker, Leser und Lobposauner' erwähnen wir folgende Sätze des 'Geniereceptes' Nr. 16, zu denen unser Stück eine Illustration zu liefern scheint:

3. Spöttle über Aufklärung, Verstand, Vernunftsgebrauch und Ordnung. 4. Schreib' allenfals auch ein Drama, wo du die 3 Einheiten bedreymaldreyest, und den Nestor, die Kleopatra und den ewigen Juden in einen Topf schmeissest ... 6. Mach stets Entwürfe und Pläne, für die Reformation in Sitten und Gesetzen; krame sie aus: tobe, rase, stampfe und klage über Thorheit und Neid, wenns nicht nach deinem Kopfe gehen will. 7. Hab' eisenfeste Gesundheit, männlich schöne Figur und laufe herum ohne Ziel und Zweck wie ein brüllender Löwe. 8. Denke selten, lies nichts, hasche auf, sprich über alles ab, lass Wissenschaften Wissenschaften seyn und bleiben, und sammle dir Einsichten und Kenntnisse aus den Brosamen, die von des Reichen Tische fallen. 9. Hänge dich an einen grossen Mann, strebe nach Herrschaft, verachte allen Zwang, alle Einengung, und schmähe über Tyranney, wo du nicht herrschen, nicht alles in allem, nicht der Erste seyn kannst.

Wir haben gesehen wie Herders Sprache in Fintachs Mund lächerlich gemacht wurde, gegen sie, die im 'Allerley' in den Himmel gehoben wird, richtet sich Nr. 19:

Wer es weiss, wie leicht Bilder blenden, mit falscher Dämmerung beruhigen, und wie selten sie den Begrif umfassen oder erschöpfen, der wird um den Vorzug nicht lange verlegen seyn; auch zeigt die Erfahrung, dass die Herder'sche nur Weibern und Unwissenden oder halbprüfenten Geistern gefalle. Wer überdies aus eigner Erfahrung gelernt hat, wie leicht einem, mit Belesenheit und Einbildungskraft, sich die Bilder darbieten, und wie sie im behaglichen Dunkel, jeden Begrif ganz darzustellen scheinen, den man doch nicht ganz gedacht, nicht ganz entwickelt hatte, oft nicht denken und entwickeln konnte, der wird eben keine grosse Kunst darinn finden und auch sich nicht wundern, dass Jünglinge sie nachahmen, und in ihrer Nachahmung sich Genies dünken.

In Abtheilung VI 'Karrikaturen und Characktere' wird Lavater wie oft vor Schmarotzern und falschen Schmeichlern gewarnt. In Abtheilung VII 'Über Schriften und Schriftsteller nach dem allerneuesten Geschmack' ist für uns von

besonderm Interesse das Urtheil, das über Lenz (Nr. 24) gefällt wird:

Lenzens Schauspiele, sein Hofmeister, sein Menoza, seine Soldaten — wie seicht, wie obenweggeschöpft, wie allgemein oder unnatürlich; wie wenig Entwicklungsgang in den Charakteren, wie widersprechend unter sich! und doch allgelobt und — allvergessen! — Auch da, wo sie Natur athmen, welche versunk'ne, schlammichte Natur! Wie tief hat sich der erniedrigen müssen, der sie da suchte und sie so fand! — Und bey diesem Anlas ein Wort über die Einheiten! Einheit der Zeit und des Orts sind nun eben nicht nothwendig: allein wenn sie in die andern miteinwirken, welche Erhöhung des Interesses, welche Kunst, welche Illusion für den Zuschauer, wie viel leichtere Umspannung des Ganzen, wie näher der Natur, die auch in Entschürzung der Katastrophen Einheit hat. Freylich ist's leichter, alles durcheinander zu werfen, und allemal Mangel an Kunst oder an Genie, wenn diese Einheiten verabsäumt werden. — Wichtiger aber sind die Einheiten der Charaktere und des Interesses! und immerhin rühme man Schäkspirs Genie; auf dem Theater bleibts doch unausstehlich, in Zeit von drey Stunden den gleichen Mann nach verschiedenen Grundsätzen handeln und nach entgegengesetzten Leidenschaften Entwürfe und Plane machen zu sehn. — Und nun denke man was und wie es seyn müsse, wenn diese Verschiedenheit und diese Entgegensetzung nicht Anlage und Stimme der Natur, nicht blos übereilte, aber doch wahre Entwicklung des Herzens, sondern willkührliches Abändern des Dichters ist, das seinen Grund nicht in der handelnden Person und nur im Bedürfniss des Schriftstellers hat, der neue Auftritte und Entwicklung herbey bringen muss. Dann endlich dieses Übermass von Maschinen und Personen! Sind sie nicht Beweis der Geistesschwäche des Dichters? und jede Person, die nicht unmittelbar zum Hauptcharacter gehört, nicht unmittelbar auf die Lage Einfluss hat, welche den Hauptcharacter zur Thätigkeit nöthiget und Aufschluss gibt seines Innersten, ist sie nicht überflüssig, kahle Bekleisterung der Blösse des dramatischen Schriftstellers? Das malerische Genie zeichnet Natur nach Übereinstimmung und Mitordnung; allein wenn es den Elephant und das Pferd und den Walfisch und die Fichte und den Kokosbaum, jedes vortreflich, aber alles in eine Landschaft zeichnete, was würdet ihr dazu sagen? und wie würdet ihr lachen, ihr Bedreymaldreyer der Einheiten!

Aus dem VIII. Abschnitt weisen wir nur noch auf Nr. 16, wo der Propheten- und Wunderschwindel, dessen Vorläufer Lavater gewesen sei, angegriffen wird mit directer Hinweisung auf Kaufmann, vor dem Lavater ausdrücklich gewarnt wird.

Zum Schluss möchte ich noch zwei Stellen besonders hervorheben, in denen mir Hottinger auf das 'Geniewesen' selbst hinzuweisen scheint. In Nr. 17 des VII. Abschnittes spricht er die Absicht aus, etwas gegen Lavater, den er nicht direct nennt, aber errathen lässt, zu schreiben, und zwar, wenn niemand anders dies auf sich nehmen wolle, in zwei Jahren von heut an. Die 'Brelocken' stammen aus dem Jahr 1778, unser Stück aus 1781. Es ist allerdings nicht gegen Lavater allein gerichtet, aber der Plan zu einer Satire könnte sich ja wohl dann in Hottinger während dieser Zeit weiterentwickelt haben. Die andere frappantere Stelle ist in Nr. 19 der Abtheilung VIII. Zuerst lässt sich Hottinger hier aus darüber, ob der Spott im allgemeinen berechtigt sei, und kommt zu einem bejahenden Resultat, vorausgesetzt, dass der Spötter ein vernünftiger, kaltblütiger Philosoph sei, und dass er nicht spotte aus Mangel an Beweisen und Gegengründen, oder um die Lacher auf seine Seite zu bringen und 'die Irrigen zu kränken, ohne sie belehren zu wollen'. 'In diesem Fall', urtheilt Hottinger, 'ist ihr Zweck intolerant, ohne dass das Mittel es war, denn der wahre Spott ist gründlich widerlegend! — Allein wenn ich einem Geitzigen seine Unarten vorgestellt, ihm die Schändlichkeit seiner Knickerey vorgepredigt, und mit Gründen bewiesen habe, und er beharret doch darauf, sein Laster Klugheit und wahre Schätzung der Güter dieses Lebens zu heissen, so wirds mir ja gestattet seyn, ihn in Molièrens Schauspiel zu führen, ohne mich der Intoleranz schuldig zu machen.'

Nachdem wir zwischen dem litterarischen Charakter Hottingers und dem unseres anonymen Verfassers eine gewiss auffallende Übereinstimmung gefunden haben, so besonders in dem Verhältniss zu Lavater, Kaufmann, Goethe, in den Ansichten über Sturm und Drang, über Lenz, Herder, Shakespeare, und alle übrigen Kriterien, z. B. die Heimat des Dichters, damit zusammentreffen, so ist die Vermuthung erlaubt, dies von Hottinger geplante 'Molièrische Schauspiel', das zugleich spotten und belehren soll, mit dem 'Geniewesen' zu identificiren.

Nachtrag. Folgende Stellen aus Bodmers Correspondenz verdanke ich der gütigen Mittheilung Prof. Bächtolds:

J. J. Bodmer schreibt an J. G. Schulthess den 12. Sept. 1781:

In der Comödie von dem Geniewesen ist die Sprache der Genies durch und durch; sie lässt sich am Pult wohl lesen, aber für die Bühne hat sie zu wenig Handlung. Der Bühne muss man Handlung, und zwar abenteuerliche, unglaubliche, betrügliche geben.

Der folgende, leider undatirte Brief, der einzige erhaltene Hottingers an Bodmer, liesse sich sehr gut als Begleitschreiben zu dem an Bodmer von ihm überschickten anonymen Büchlein 'Das Geniewesen' verstehen, in das ja der Empfänger eigenhändig 'donum auctoris' hineingeschrieben hat:

Ich wage es, Sie, verehrungswürdigster Greis, zu bitten, diese Kleinigkeit als ein Zeichen meiner Hochachtung von mir anzunehmen. Dass ich diese Bitte an Sie nicht eher gethan habe, kam daher, weil ich unbekannt zu seyn gewünscht und gehofft habe — nicht weil ich geglaubt habe, dass meine Freymüthigkeit, in dem was Sie betrift, Ihnen missfallen würde, sondern aus andern, leicht zu vermuthenden Gründen. Ich bin mit unveränderlicher Hochachtung Ihr gehorsamster Diener Prof. Hottinger.

Allerdings scheint auf den ersten Blick das vorliegende Stück nichts Bodmer selbst Betreffendes, wegen dessen der Verfasser sich entschuldigen zu müssen glauben könnte, zu enthalten. Aber doch hätte der empfindliche Greis leicht auf die Idee kommen können, dass in dem unermüdlichen und so schlecht belohnten Mäcenas der Genies, Fintach, dessen eifriges Bemühen nach eignem Dichterlorbeer so erfolglos bleibt, dass er schliesslich davon bekehrt wird, er, Bodmer, selbst parodirt und belehrt werden solle. Jedenfalls passt der Inhalt des Briefes zu keinem der andern anonymen Werke Hottingers, auf die allein er bezogen werden kann, besser; denn sein Lob Bodmers in den 'Brelocken' Abthlg. 7 Nr. 23 brauchte er nicht als 'Freimüthigkeit' zu entschuldigen.

Zürich. Hedwig Waser.

Zum Drama des 16. Jahrhunderts.

1. Ein unbekanntes Susannadrama.

Weder Pilger (Die Dramatisirungen der Susanna im 16. Jh. Zeitschrift f. deutsche Philologie 11, 129 – 217) noch Goedeke (im Grundriss und in den Götting. gel. Anzeigen 1880 S. 641—655) oder Bolte (Märkische Forschungen 18, 197 ff. Anm.) erwähnen ein Drama, über welches Arnold in der Kirchen- und Ketzer-Historie 1, 714 berichtet; er sagt, 'die Præceptores selbst' hätten 'die arme Jugend aufs schrecklichste durch ihr schändliches bezeigen geärgert: 'Wenn, zum exempel, jener Rector in Mähren Peristerius mitten unter Papistischer Obrigkeit, denen Jesuiten zum verdruss und spott, mit seinen schuljungen eine comödie von der Susanna in Teutschen reimen spielte, und darinnen jene anzwacken machte, auch viel pickel-heringe mit Jesuitenmützen auskleidete, die an der ecken lauter narrenschellen hencken hatten'. Worüber die Papisten und die Obrigkeit selbst so erbittert wurde, dass sie bald darauf alle Lutheraner vertrieben'.

Arnold verweist für diese Notiz auf Jeremias Hombergerus ap. Fechtium epist. pag. 643 f. Dieses, wie es scheint, sehr seltene Werk führt eigentlich den Titel: Epistolarum Theologicarum Libri IIX. Adcurante Jo. Fechtio. 1683 nur auf einem vorgesetzten Stich, der wirkliche Buchtitel lautet:

Historiae ecclesiasticae Seculi A. N. C. XVI. Supplementum; plurimorum et celeberrimorum ex illo aevo Theologorum epistolis, ad Joannem, Erasmum et Philippum, Marbachios, antehac scriptis, nunc vero ex bibliotheca Marbachiana primum depromptis, constans. Divisum in VIII. libros. Ad illustrandas plerasque ejus aetatis in ecclesia pvriore historias, una cum Apparatv, ad totum opus necessario, et tabulis chronologico-historicis, editum a Jo. Fechtio, SS. th. lic. seren. March. Bad. Cons. Eccles. conc. aul. illustr. gymn. Durlac. inspect. et theol. prof. ord. Francofurti & Spirae, Impensis Christophori Olffen, Bibliopolae. Dvrlaci, Typis Martini Mulleri, Anno M DC LXXXIV.

In dieser für die Geschichte der Reformation sehr interessanten, auch für die Biographie des 16. Jhs. ergiebigen

Briefsammlung steht u. a. S. 642 f. ein Brief Hombergers vom 17. Juli 1581, jedesfalls aus Graz (vgl. Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz S. 6). Darin heisst es:

Nescio sanè, an hic diu habitare queam: Omnem movent lapidem Jesuitæ, ut me hinc prorsus exturbent, et quantum ex Ammonio intelligere potui, denuò illustrissimus princeps mihi gravissimè succenset, dicens, licet conciones ipse habere prohibear, tamen me reliquis suggerere tela contra papatum, in qua re mihi profectò fit injuria. Errores reprehendunt Dn. M. Freius et Stamblerus, me nihil suggerente. Et Freius nunc quidem abit versus Judenburgum, futurus ibi pastor et scholæ ac tractus illius Inspector, loco Mylii, qui miseriis humanis defunctus est. Nisi abiisset, in eadem forsan sorte mecum esset. Princeps etiam Rectori Peristerio infensus factus est, ex mera delatione. Nihil enim ille adversus papistas in hac schola unquam dixit. Cantor autem egit cum scholaribus comoediam, Susannam, in qua rythmi quidam, me inconsulto, recitati sunt germanici, in quibus nihil contra aulam aut papam animadverti: sed nescio sanè quid delatores animadverterint et perverterint. Princeps Rectori imputat. Hoc autem potissimum malè habet Jesuitas, quòd simulati moriones gesserunt tiaras triangulares ipsorum similes, quarum singulis angulis singula cymbala erant adjuncta. Quod et ipsum me ignorante et inconsulto factum est, et tamen omnis faba in me cuditur. Dixit princeps, non posse me quiescere, ejiciendum esse, ut pax sit, reliquos, edito in me exemplo, tractabiliores fore. Fiat sancta DEI voluntas.

Nach diesem Wortlaute kann Arnolds Behauptung, die Sache habe sich in Mähren abgespielt, nur auf einem Irrthum beruhen, und in der That erwähnt d'Elvert in seiner Geschichte des Theaters in Mähren und Österreichisch Schlesien (Brünn 1852. Schriften der hist.-statist. Section 4,23 f.) nichts davon; wohl aber verzeichnet Krones a. a. O. S. 5 zum Jahre 1580 'Händel zwischen den Jesuiten und den protestantischen Predigern und Lehrern', was ich auch auf diesen von Homberger erwähnten Conflict zwischen Peristerius und den Jesuiten glaubte beziehen zu dürfen. Nun war Krones so freundlich, mich aufzuklären, er habe damit den sogenannten 'Frohnleichnamsstreit' gemeint mit Rücksicht auf den Aufsatz von Kindermann 'Beiträge zur Vaterlandskunde für Inner-Oesterreich' (Graz 1790 1,32—58. 154—178. 277—320. 2,272—278; vgl. Peinlichs Geschichte des Gymnasiums in Graz. Jahresbericht 1869 S. 19 f.).

Wirklich aber war Peristerius — der ursprünglich 'Taubenschlag' geheissen haben mag — seit 1580 Rector der protestantischen Landschaftsschule zu Graz und machte erst 1585 Dr. Papius Platz (vgl. Peinlich, Lehrkörper der Stiftsschule im Paradeis, Programm des Grazer Gymn. 1866 S. 177). Cantor war seit dem Tode Jakob Schotts im April 1575 Kaspar Gastel bis zum Ende der Schule 1598 (vgl. Peinlich a. a. O. S. 16—19). Wie es nun mit der Verfasserschaft jener Susanna steht, mag dahin gestellt bleiben, jedesfalls ist nichts Näheres über dieses Drama bekannt. Auch Franz Martin Mayer in seiner interessanten Monographie über Jeremias Homberger (Ein Beitrag zur Geschichte Innerösterreichs im 16. Jh. Archiv für österreichische Geschichte 1889 74, 203—259) giebt keine Auskunft; ihm ist leider das Werk Fechts entgangen, obwohl es mancherlei Licht über die steirischen Verhältnisse verbreitet und viele Briefe Hombergers aufbewahrt. Auch sonst enthält es für die Geschichte der Reformation mehr als man vermuthen würde, da man es so gar nicht erwähnt findet. Ich behalte mir vor, auf einzelnes später zurückzukommen.

Arnold hat wahrscheinlich nur falsch citirt und kaum anderes Material benutzt, trotzdem sich sein Bericht nur zum Theil mit dem Briefe Hombergers deckt. Es wäre interessant näheres über das Drama zu hören, oder wenigstens festzustellen, ob Peristerius oder Gastel unter die 'österreichischen Dramatiker' zu rechnen sei (vgl. über einige österr. Dramatiker des 16. Jhs. Joh. Bolte, Zeitschrift f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 32, 9—21 und Jakob Minor, Neudrucke Heft 79 f. S. XXI f.).

2. Vom verlornen Sohn.

Infolge von Scherers Vorgang ist es Sitte geworden, das Drama des 16. Jhs. nach den einzelnen Stoffen zu behandeln und Folgerungen auf Grund des scharf abgegrenzten Materiales zu ziehen. So hat kürzlich Franz Spengler in einem sehr kenntnissreichen Buche das Thema vom verlorenen Sohn durch das Drama des 16. Jhs. verfolgt. Wohlgemerkt im Drama, ohne Rücksicht auf andere Werke zu nehmen. Ganz theoretisch möchte man meinen, es könnten

auch in Dichtungen anderer als dramatischer Form, welche dasselbe Thema behandeln, Züge so wirkungsvoll gewesen sein, dass sie den dramatischen Dichter zu beeinflussen vermochten. Kann man einen Moment zweifeln, dass im 17. Jh. Roman und Drama sich nahe berühren? Aus dem von Zesen übersetzten Romane der Frau von Scudéry Soliman und Isabella nimmt Lohenstein den Stoff zu seinem Trauerspiel Ibrahim Bassa und Haugwitz das Thema zu seinem 'Mischspiel' Soliman. In England schöpft Shakespeare Anregung aus italienischen Novellen. Theoretisch wäre man nach Analogieschlüssen geneigt, dergleichen auch für das deutsche Drama des 16. Jhs. anzunehmen. Nun aber sehen wir, dass die Forscher sich auf das Drama beschränken, und fragen daher unwillkürlich, ob ein solches Vorgehen sich begründen lasse. Spengler ist wie Holstein in seinem Programm über dasselbe Thema geneigt, ein lateinisches Drama (sacrum?) für verloren zu halten, das Anstoss gebend auf die Thätigkeit der damaligen Dramatiker gewirkt habe. Was Spengler anführt, macht diese Meinung sehr plausibel, er findet in deutschen, lateinischen, französischen und holländischen Prodigusdramen Spuren jenes nicht erhaltenen Archetypus.

Weder bei ihm noch bei Holstein oder bei v. Weilen in seiner Besprechung (Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 16, 113—119) findet sich nun eine Stelle verwerthet, welche zu denken giebt. Thomas Murner erwähnt in seiner Göuchmatt (Kloster 8, 920) im zweiten Artikel, welchen der Cantzler im Auftrage der Venus verliest, das Benehmen der Weiber gegen den verlorenen Sohn, indem er sagt: 'Es soll ein yder gouch gewillig vnd richlich alles sin vetterlich gut, oder sunst alles das er vermag den wybern mitdeylen, vnd dz mit jn verzeren, on alles fürgeding vnd verschriben, sunder inen darumb gentzlich vertruwen, wo im desglich mangel zu handen ging, dann so würdent sy jn nit verlassen, in synen nöten ouch ein trüwlichen bystand thun, vnd jm alles fürstrecken, was sy vff erden vermöchten, darumb wil der Cantzler bürg seyn. Das sy es aber dem verlornen sun nit haben gethon, ist allein schuld daran, das er am morgen frü hyn-

weg lieff, ee die frowen vff waren gestanden'. Worauf spielt Murner an? Sein Werk ist 1515 entstanden, aber erst 1519 zu Basel erschienen. Das älteste Prodigusdrama, das wir besitzen, Burkart Waldis' Parabell vam verlorn Szohn stammt aus dem Jahre 1527. Die Bibel gab Murner keinen Anhalt weder für die eben citirte noch für folgende Stelle des Kapitels 'Eyn ganss geben' (8, 1105):

Dem verlornen armen kindt
  Die wyber nachgelauffen sindt
Handt in mit kuncklen vssgeschlagen
  Vnd für den süwtrogk hyngeiagen
Es wirdt nit lichtlich mer ersehen
  Das me geschehe das im gschehen
Das einer wyder kum zu genad
  So er das syn verbubet hat.

Unzweifelhaft kannte Murner eine moderne Bearbeitung der biblischen Parabel, welche sich nahe mit den Prodigusdramen berührt haben muss, oder er spielt auf ein Prodigusdrama selbst an. Dieses Zeugniss war jedesfalls beachtenswerth; es kommt noch etwas hinzu. Soviel ich sehe, hat Murner in keinem seiner älteren satirischen Werke den verlorenen Sohn angeführt, nur in der undatirten Strassburger Ausgabe der Schelmenzunft, welche Scherer (Deutsche Drucke älterer Zeit S. 8 f.) mit B bezeichnet, findet sich ein neues Schlusskapitel, das 48., Der verloren Sune, 'ein Dialog zwischen dem verlorenen Sohn und seinem Vater d. h. Gott, worin der erstere sich als einen Genossen der Schelmenzunft zu erkennen giebt und einen Rückblick auf dieselbe wirft'. Scherer lässt 'die Frage der Verfasserschaft einstweilen dahingestellt'. Da nach Scherers Darstellung aus dieser undatirten Ausgabe die erste Augsburger von 1513 geflossen sein soll — er sagt aber nicht, ob hier auch das Kapitel vom verlorenen Sohn enthalten ist —, müssten wir sie 1512 oder 1513 ansetzen. Spengler erwähnt zwar diese Notiz Scherers S. 3 ganz kurz, hat es aber nicht für nöthig erachtet, sie zu analysiren und zu prüfen.

Der von Scherer beschriebene Strassburger Druck ist mir nicht zugänglich, Goedeke verzeichnet den Aufbewahrungsort nicht. Nun enthält aber auch die von Scheible im Kloster 1, 824 ff. abgedruckte Frankfurter Ausgabe von

1567 das Schlusskapitel und es ist wohl anzunehmen, dass es mit jenem Strassburger Zusatz identisch ist. Betrachten wir nun diese Darstellung der Parabel, die jedermann zugänglich ist.

Von der Erwähnung des Galgens sehen wir vorerst ab. Was giebt hier Murner anderes als eine Umschreibung des biblischen Textes? Auch im Verspruch des verlornen Sons wird über sein Schelmenleben nichts gesagt als

Ich hab gesünd mit bösen berden,
vor dir mein Gott, vnd vff erden.
Vnd hab mein erbtheil gar verthan.

Auch dies entspricht ganz getreu der biblischen Erzählung. Das Charakteristische der dramatischen Bearbeitungen besteht aber gerade in der Vorführung des Lasterlebens, welches vom ersten Drama ab ziemlich gleichartig vorgeführt wird. Dürfen wir nun nicht folgerichtig schliessen, dass Murner um 1512 oder 1513 d. h. bei Abfassung dieses Kapitels die Parabel vom verlorenen Sohne nur aus der biblischen Erzählung kannte, und deshalb kein anschauliches Detail aus dem Schelmentreiben des Prodigus andeutet? Da er nun 1515 seine Göuchmatt dichtet, führt er gerade Momente vor, welche für das Prodigusdrama bezeichnend sind. Man wäre darum geneigt, weiter zu schliessen, dass Murner zwischen 1512/3 und 1515 eine Darstellung der Parabel kennen gelernt haben müsse, welche die fürs Drama charakteristische Weiterbildung schon umfasste. Man könnte höchstens einwenden, dass Murner erst in der Göuchmatt gegen den bösen Einfluss der Weiber loszog, welche er bis dahin geschont hatte, dass er deshalb an der früheren Stelle keine Veranlassung hatte, dem verlorenen Sohn Weiber gegenüberzustellen. Allein wenn man überlegt, dass er in der Göuchmatt so charakteristisches von der Bibel nicht gebotenes Detail kennt, dagegen in der Schelmenzunft auch nicht das geringste davon verräth, dann wird man diesen Einwand nicht gelten lassen. Es scheint nach dem Gesagten wahrscheinlich, dass Murner zwischen 1512 und 1515 eine Darstellung der Parabel kennen lernte, welche schon dem Treiben des verlorenen Sohnes in der Fremde grössere Beachtung und eingehendere Schilderung gewidmet hatte

als das Evangelium Lucas 15, 13 f. Keines der uns bekannten Dramen vom verlorenen Sohne reicht aber über das Jahr 1527 zurück, also muss Murner aus einer anderen Quelle geschöpft haben, da er als selbständiger Erfinder dieser Weiterbildung sich nicht mit einer so kurzen Anspielung begnügt hätte. Seine Quelle dürfte auch die Quelle der deutschen Prodigusdramen gewesen sein. Durch genaue Betrachtung der Stellen bei Murner gewinnen wir darnach wenigstens festeren chronologischen Anhalt. Da sich Spengler auf die Dramen vom verlorenen Sohne beschränkt, entgeht ihm dieses wichtige Zeugniss. Methodisch wichtig wird dieser Umstand, weil er zeigt, dass auch wenigstens für den verlorenen Sohn die scharfe Umgrenzung des Gebietes nicht glücklich ist; wir werden gleich einen weiteren Fall kennen lernen.

Zu denken giebt nun noch die Erwähnung des Galgens im Zusatz zur Schelmenzunft. Wir werden dadurch an die besondere Form erinnert, welche unsere Parabel im 'Schulspiegel' erhielt. Mit dieser Notiz vermag ich nichts anzufangen, sie ist zu allgemein gehalten, als dass ich sie in den Zusammenhang einordnen könnte, wichtig bleibt sie, da nach Spenglers Darstellung der erste 'Schulspiegel', die Rebelles des Macropedius dem Jahre 1535, der erste 'Knabenspiegel' dem Jahre 1553 angehört. Dieser Punkt bedarf also noch der Aufklärung.

Ein weiteres Beispiel für die Berechtigung meiner methodischen Bedenken ergiebt sich aus einer anderen Stelle in einem Werke Murners. In seinem Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- vnd Ketzerkalender vom Jahre 1527 (Kloster 10, 204) erwähnt er unter den 'grossen Dieb, schelmen, Bösswicht, leker vnd Buben, welcher Leben und Thaten die Bibel selber unfrummet, verdammt vnd strafet: Als da sind Cain ein Mörder, Bersabe ein Hur, Saphyra ein lugnerin, Judas ein XII Bott, der Christum im Garten küsst, Simon ein zauberer, Herodes ein Blutvergiesser der unmündigen Kindly', also mitten unter bekannten Personen: Saphyra ein lugnerin; es ist nicht zweifelhaft, dass damit Potiphars Frau gemeint sein müsse; zuerst begegnet bei Crocus (1535) der Name Sephirach für die von der Bibel

namenlos gelassene Frau Potiphars. In der Gŏuchmatt zählt Murner zu den sieben bösen Weibern auch Putifares Hussfrouw (Kloster 8, 1055 f.), einen Namen für sie kennt er noch nicht, obwohl er bereits eine Anrede Josephs an sie ausführt. Sie ringt mit ihm, er aber entrinnt ihr, vom Mantel ist keine Rede.

Dürfen wir nach diesen beiden Stellen nicht wieder schliessen, dass Murner zwischen 1515 bezw. 1519 und 1527 eine Behandlung des Josephstoffes kennen gelernt habe, welche der Frau Potiphars den Namen Saphyra beilegte? Jedesfalls kann man nach Murners Anspielung nicht mehr mit Scherer (Deutsche Studien 3, 29) und v. Weilen (Der ägyptische Joseph S. 25) diesen Namen auf Crocus allein zurückführen. Abermals werden wir wie beim verlorenen Sohn auf eine Darstellung gewiesen, deren Bekanntwerden in Deutschland wir chronologisch feststellen können, was nur mit Zuhilfenahme von Werken möglich wird, welche bei einer Beschränkung auf das 'Drama vom ägyptischen Joseph' ausgeschlossen sind. Das erste der uns erhaltenen deutschen Dramen dieses Stoffes, das Werk Greffs (vgl. Holstein in der Zeitschrift f. vgl. Litteraturgesch. u. Renaissancelitt. 1, 386) stammt erst aus dem Jahre 1534, das erste mit dem Namen für Potiphars Frau aus dem Jahre 1535. So gewinnt die Ansicht Scherers (Deutsche Studien 3, 37), welche freilich von A. v. Weilen abgelehnt wird, uns sei das älteste Josephsdrama verloren, neue Unterstützung (vgl. Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 15, 46).

Ich begreife sehr wohl, dass gegenwärtig in Folge der riesigen, für die Geschichte der Litteratur während des 16. Jhs. noch zu leistenden Arbeit die Beschränkung einen praktischen Ausweg eröffnet, hebe nur hervor, wie unsicher alle Schlüsse dadurch werden. Man wird alle bisher behandelten Themen künftig wieder aufnehmen müssen, um sie auf breiterer Grundlage zu behandeln. Wie trüglich die Folgerungen werden können, möge noch eine Kleinigkeit erweisen.

Scherer (vgl. die Notiz bei Spengler S. 53 Anm.) und Holstein scheinen geneigt, die Abschiedsformel des in die Welt ziehenden Sohnes, den Vers: 'Ade, ade, ick får dar

hyñn!', welchen schon Waldis braucht, für die Frage nach der Abhängigkeit zu verwerthen. Nun bemerkt aber Spengler S. 6 sehr richtig, sie finde sich ebensogut in den Tobiasdramen, und S. 53 sagt er, man werde ähnlich lautende Stellen in allen einander noch so ferne stehenden Prodigusdramen unschwer herausfinden. Auch Murner kennt diese Formel: in der Göuchmatt (Kloster 8, 906) sagt die Scham: 'Alldee, Alldee, ich far dohyn'. Im Grossen Lutherischen Narren (Kloster 10, 193) sagt der sterbende Narr: 'Alde, alde, ich far dahin'. Und ähnlich ebendaselbst Luther (Kloster 10, 184): 'Alde far hin du öde Welt'. Darnach haben wir es wahrscheinlich mit einem Citate, vielleicht aus einem verbreiteten Volksliede zu thun.[1])

In den Prodigusdramen findet sich diese Formel seit 1527, seit dem ersten Werke dieser Art, das wir besitzen. Wann sie sich im Tobiasdrama zuerst einstellt, das vermag ich nicht festzustellen; Ackermann hat sie noch nicht, und da der Tobiasstoff erst spät behandelt wurde, Hans Sachs (1533) und Ackermann (1539) lange ohne Nachfolge blieben (vgl. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramat. Litt. d. 16. Jhs. Halle 1886 S. 106), so gebührt dem Prodigusdrama jedesfalls die Priorität. Aber das Vorkommen der Formel an verschiedenen Stellen von Murners Werken beweist ältere Verbreitung, wohl nicht Einfluss Murners auf das Drama vom verlorenen Sohn.

Typisch für diese Dramen ist die Scenenreihe, in welchen die traurigen Erlebnisse des verlorenen Sohnes während seiner Abwesenheit vom Hause dargestellt werden. Die Erfindung, für welche die biblische Erzählung keinen Anhalt bot, folgt im wesentlichen dem Spruche, den Sebastian Brant in der Übersetzung des Facetus V. 345—348 so ausdrückt (Zarncke, Sebastian Brants Narrenschiff. Leipzig 1854 S. 140):

> Flüch disz ding, hoffart vnd spiel
> Vor frowenhusz, würtzhuser ziel

---

[1]) Vgl. Gaedertz, Gabriel Rollenhagen, Leipzig 1881 S. 40 und 126 die Parallelen zu dem Verse 'Ade, ade, du schnöde Welt' und Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 252.

Ob du das zier des lebens din
Wylt suochen, vnd den hösten schyn.

Auch Hans Sachs verwerthet diesen Typus in seinem Drama vom verlorenen Sohn 1556. Aber schon früher, schon 1550, bringt er ihn ziemlich ebenso in seinem Fastnachtspiel Nicola und Sophia (Goetze, Neudrucke 2 [31. 32], 116 ff.) an. Die Ähnlichkeit beider Darstellungen ist ziemlich gross. Nicola hat zu Palermo seine Waaren verkauft und 'Golt gulden viertzig vnd fünffhundert' eingenommen. Trotz der Warnung seines alten Freundes bleibt er, weil ihn Sophia hält. Der Alte sagt ihm:

Innerhalb ein Monat vergangen,
Sie wirt dir deinen beutel schern,
Das wirst mit schaden jnnen wern.
Drumb sey gewarnt vnd fleuch vor jr!

Nicola spricht:

O, ich gib jr nichts, sie gibt mir,
Sie hat mir diesen ring geschencket,
Diss ketlein mir an hals gehencket.
Ich hab sie auch wöllen begaben,
Hat nie nichts von mir wöllen haben,
Sie meints gut vnd trewlich mit mir.

Im verlorenen Sohn verhält es sich umgekehrt, Dulceda sendet durch ihre Dienerin Hilla einen Gruss und diese bekommt dafür einen Ring und später eine goldne Kette. Im Fastnachtspiel heisst es dann weiter:

Sophia kummet mit jhrer Magd vnnd spricht:

Metz, geh, kauff ein Vorhen vnd Esch,
Vögel vnd ander gut genesch
Vnd richt vns zu ein köstlich mal.

Im verlorenen Sohn ertheilt dieser den Auftrag, Dulceda solle eine Mahlzeit anrichten. 'Heiss sie kauffen vorrhen vnd äschen, Mit schleckerbisslin, guten gneschen'. Dann verliert Nicola durch Sophia sein Geld, sie verleugnet sich: 'Narren muss man mit kolben laussen.' Da klagt Nicola: 'Ach Gott, was soll ich fahen an? . . . Ach, ich bin hartselig, ellendt'. Ganz ebenso im verlorenen Sohn: er verliert sein Geld, Dulceda verleugnet sich: 'Narren muss man mit kolben lausen'. Da klagt er: 'Ach Gott, was soll ich fahen an . . . Ach Gott, wie bin ich so ellendt'. Die Quelle

des Fastnachtspieles ist bekanntlich die 10. Novelle des 8. Tages in Boccaccios Decamerone. Darin heisst es nun, sobald die Dame sein Geld in den Händen hatte, änderte sie auch ihr Betragen; sonst sei ihr Salabaetto zu jeder Stunde willkommen gewesen, jetzt aber hätte sein Besuch allerlei Hindernisse gefunden, bei welchen es ihm unter sieben Malen kaum einmal gelungen sei, vorgelassen zu werden. Und wenn dies auch glückte, so habe er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht, noch dieselben freundlichen Zärtlichkeiten gefunden, mit welchen er sonst von ihr empfangen worden war. Man sieht bei Hans Sachs dieses Motiv mit dem Motiv des verlorenen Sohnes verknüpft und andererseits in seinem verlorenen Sohn Motive der Novelle.

Wieder scheint klar, dass die Beschränkung auf das Drama vom verlorenen Sohn im einzelnen zu falschen Ansichten führe; hier bemerken wir deutlich den Einfluss einer Novelle auf die Dramenform.

Nach diesen wenigen Notizen schon zeigt sich deutlich, dass mein methodisches Bedenken berechtigt sein dürfte, ja ich glaube, dass jeder, dem die Litteratur des 16. Jahrhunderts in grösserem Masse zur Verfügung stände als mir in Lemberg, leicht weitere Belege zu geben vermöchte. Darauf kommt es aber nicht an; wenn schon aus einem so geringen Material sich Schlüsse von Wichtigkeit ziehen lassen, dann ist der Beweis erbracht, auf den es mir theoretisch ankommt.

Im Folgenden möchte ich nur an einem Beispiele zeigen, dass auch die Beschränkung auf das 16. Jahrhundert, welche freilich kaum jemals streng durchgeführt ist, zu denselben Unzukömmlichkeiten führt. Ich greife ein Stück aus der Geschichte des Schuldramas heraus, um das Fortleben des Stoffes zu zeigen. Gerade die Untersuchungen über die einzelnen dramatischen Stoffe greifen in jene von mir Archiv für Litteraturgeschichte 15, 323 ff. geforderte 'conservative Litteraturgeschichte' ein, gerade sie müssten daher darlegen, wie lange die Anregungen des 16. Jhs. bei den Dramatikern nachzittern. Nun sind zumal die Schuldramen ein Abzugscanal für die Motive der grossen Litteratur, wie denn über-

haupt in der Jugendlitteratur, an welcher unsere Litteraturgeschichte meist achtungslos vorübergeht, die Motive weiterleben, die in den übrigen Zweigen abgebraucht wurden. Es müsste von den Darstellern der einzelnen Stoffkreise wenigstens das Schuldrama berücksichtigt werden, und A. v. Weilen hat dies auch ganz richtig gefühlt (a. a. O. S. VI).

Ich verfolge also den verlorenen Sohn.

Erich Schmidt hat in seinem Vortrage 'Komödien vom Studentenleben' (Leipzig 1880) Anm. 57 nach meinen Notizen eines Dramas gedacht, welches den Titel führt:

CASIMIRL | der | Ungerathne Sohn | Im | Neuen Testament. | Ein | Gar andächtiges Advent-Spil | Auss | Einer gar bewehrten alten Legent | mit sonderbaren Fleiss zusammen | getragen. | SALZBURG, | Gedruckt bey Johann Joseph Mayr, Hof- und | Academischen Buchdrucker | und Handlern. | M.DCC.XX. 10 Bl. 4°. [Salzburg.]

Da das Scenar interessant und schwer zugänglich ist (vgl. Spengler S. 102; Bolte, Märkische Forschungen 18, 201 Anm.), wird ein Abdruck jedesfalls willkommen sein.

Auftrettende Personen.

Achatius, dess Casimirs Herr Vatter.
Aperl, dessen Frau Mutter.
Casimir der verlohrene Sohn.
Sepperl, Fräntzl, Casperl, } dessen Brüder.
Herr Kilian, Casimirs Hofmeister.
Monicarl, verstellter Lagey.
Jacob, Lagey.
Sybilla, und
Camilla, so auf Casimir den Arrest schlagen.
Lena,
Margareth,
Lutzl,
Reserl,
Urschl, und
Maurokana, Menscher, die sich beurlauben von Casimir.
Brandolera, ein Paduanisches Frauenzimmer.
Parometra, auss Neapel, ein dergleichen.
Postmeister.
Richter.
Piedro, und
Francesco, beede Banditen.
Corporal.
Briefftrager-Jung.
Bauer.
Gerichts-Diener.
Scharffrichter.
Etliche Stumme.

[2a] Innhalt.

DAss offtermahlen ein verschwenderischer Sohn das jenige verschlemmert, was dessen karge Eltern zu ersparen alle Mühe angewendet haben, bezeiget Casimir (also wird er betitult) ein übel gerathner Sohn reicher Eltern, welcher, als er sich unter der

wachtbaren Obsicht seines Hofmeisters in die Länder begeben, hat ihne sein übel gesitter und verschwenderischer Lebens-Wandl dahin genöthiget, dass er als ein Schwein-Hirt (obwohlen mit allzuspater Reue seiner Missethaten) zu seinen Eltern zuruck zu kehren gezwungen worden. Verbleibet demnach also nach Zeugnuss Plinii ein beständiger Geleitsmann der Verschwenderey die allzuspate Reue.

[2b] Erster Theil. | Den Aufbruch dess ungerathenen | Sohns in sich enthaltend.

Erster Auftritt.

DEr verlohrn Sohn beurlaubet sich von seinen Eltern.

Anderter.

Es entstehet zwischen dem verlohrnen Sohn, und seinem Hofmeister schon der erste Streit, welchen jener (unter andern Praetext zwar) sich annoch suchet bey seiner Liebsten zu beurlauben.

Dritter.

Zwey Weibsbilder beschweren sich bey der Obrigkeit wegen der Abreiss des Casimirs, und wollen einen Arrest auf ihne schlagen lassen.

Vierdter.

Casimir der verlohrne Sohn will sich bey seiner liebsten Monicarl beurlauben, wird aber von ihr beredet, sie als einen Lageyen mitzunehmen.

[3a] Fünffter.

Da der Hofmeister dess jungen Herrn erwartet, stellen sich unterschidliche Weibsbilder ein, von dem Herrn Casimir sich zubeurlauben.

Sechster.

Hiezu kommet Herr Casimir, und nach abgelegt-beweglicher Sermon, beurlaubet er sich von denen Schönen.

Sibender.

Nachdem Casimir die sechs Weibsbilder entlassen, stellet sich der neu aufgenommene Lagey (die verstellte Monicarl) ein, und wird, wiewohl mit Unwillen dess Hofmeisters, auf die Reyss genommen.

Achter.

Die zwey Weibsbilder wollen den Casimir arrestiren lassen, aber zu spat.

Anderter Theil. | Dess verlohrnen Sohns Leben | und Aufführung | in der Frembde in sich enthaltend.

Erster Auftritt.

DA sich Casimir zu Padua kaum ein wenig umbgeschaut, ge-

rathet er gleich in Bekanntschaft [3b] mit einem Frauenzimmer, nemblichen der Madam Brandolera.

Anderter.

Von deren zwey Bedienten, als Ertz-Banditen, und Beutelschneydern, dem von der Madam Brandolera auss Befelch dess Hofmeisters wachenden, hinnach aber einschlaffenden Lageyen Jacob der vor dem jungen Herrn bey sich habend: und erst neu erhebte Wechsslgeld abgenommen wirdet.

Dritter.

Welchen unwissend: aber von weme geschehenen Diebstahl, als der aufgewachene Jacob vermercket, machet sich derselbe auf die Flucht.

Vierdter.

Der Casimir aber führet die Madam Brandoleram, nebst ihren zwey gedungenen Banditen, so dem Jacob das Geld abgenommen, zu seinem Hofmeister, umb dass derselbe von dem neuen Wechssl, (dene er zu Verlurst gegangen zuseyn nicht gewust) das verspilte Geld der gedachten Madam bezahlen solle.

Fünffter.

Uber welches sich der Hofmeister sehr erzörnet, und auf keine Weiss das verspilte Geld bezahlen will, jedoch wird er mit Gewalt hierzu gezwungen.

[4a] Sechster.

Nach welchem, und zwar nach Abgehen der Brandolerã, sambt dero zwey Banditen der Hofmeister den Casimir zu züchtigen gedencket: aber vergebens.

Sibender.

Indessen beklaget sich dess Casimirs Vatter über disen seinen Sohn, und dessen verschwenderisches Leben.

Achter.

Während diser Zeit hat sich der Diener Jacob in eine Einöde begeben, worinnen er auch seinen dermahligen Lebens-Wandl beschreibet.

Neundter.

Entzwischen seynd Casimir, und dessen Hofmeister zu Neapel angelanget, allwo diser an seinem jungen Herrn ein neues Creutz erleben muss.

Zehender.

Dessen superfeines Leben in einem Gesang beschriben wird.

Eilffter.

Casimir will sich mit einem Frauenzimmer der Madam Paro-

metra zu Neapel versprechen, solches aber wird durch den verstellten Lagey hintertriben, zugleich dass derselbe ein Weibs-Person durch dise [4b] Occasion geoffenbaret, auch die Madam Parometra mit dem Lageyen in Arrest geführet.

Zwölffter.

Da sich eben der Hofmeister über das lange Aussbleiben seines Casimirs beklaget, kommet diser zuruck.

Dreyzehender.

Die Parometra, und Monicarl werden constituiret, und zu dem Pranger condemniret.

Vierzehender.

Der Hofmeister entrüstet, und entschliesset sich, sobald Casimir wider etwas solte anfangen, denselben zu verlassen, worzu Casimir gleich kommet, und ihme neues Unheyl verursachet.

Funffzehender.

Casimir findet sich ein, als Monicarl und Parometra auf dem Pranger stehen, wird zwar von ihnen sehr prostituiret, achtet es aber für nichts.

[Vignette.]

[5a] Dritter Theil. | Dess ungerathenen Sohns Armseligkeit in der | Frembde, und Zuruckkunfft in sein Vatter- | land begreiffend.

Erster Auftritt.

DEr Hofmeister referiret, wie sich der Casimir in den Ländern gehalten.

Anderter.

Casimir beklaget sich schon, dass es ihm übel ergehe, und muss auss der Stadt Neapel.

Dritter.

Die Monicarl, und der Einsidler Jacob kommen zusammen.

Vierdter.

Casimir wird von einem Baurn zum Schwein-Hirten aufgenommen.

Fünffter.

Der Jacob beurlaubet sich von der Monicarl.

[5b] Sechster.

Da der Casimir sein elendigen Stand bedauret, findet ihne Jacob, und resolviren sich beede nach Hauss zu kehren.

Sibender.

Als der Hofmeister dess Casimirs Bruder instruiret,

Achter.

Kommen alle zusammen, und Casimir wird zu Gnaden aufgenommen.

E N D E.

[Vignette.]

Johannes Bolte hat a. a. O. die Vermuthung ausgesprochen, dass dies Stück 'wohl identisch mit dem in Weimar befindlichen Salzburger Singspiel von P. V. H. B. v. G.' sei. Darin irrt er jedoch. Der richtige Titel dieser Trilogie lautet:

Der | Verlorne Sohn | In | Seinem Abschiede. | Verfasset von P. W. H. B. G. | Und in die Musik gebracht | Von J. E. E. | SALZBURG, | Gedruckt bey Johann Joseph Mayrs, Hof- und Akademi- | schen Buchdruckers sel Erbin. unpag. 10 Bll. 4°. Der | Verlorne Sohn | In | Seinem Elende | u. s. w. 11 Bl. 4°. Der | Verlorne Sohn | In | Seiner Rückkehre. | u. s. w. 12 Bl. 4°. [Salzburg.]

Der Componist heisst Eberlin. Diese Bearbeitung ist eine weitläuftige allegorische Deutung der biblischen Parabel, so bedeutet im ersten Theile der Vater: die Vorsicht, die Mutter: die Liebe, Eleutheriphilus der Sohn: der freye Mensch, Epithymius ein vertrauter Diener des Sohnes: die Begehrlichkeit. Im zweiten Theile kommen zween Bediente des Vaters des Eleutheriphilus dazu, Deophorus: die Furcht und Elpidius: die Hoffnung. Im dritten Theile tritt noch der nicht weiter gedeutete ältere Sohn Epiphidius auf. Der zweite Theil ist jedesfalls mit dem von Bolte S. 202 zum Jahre 1763 aus Trostberg angeführten 'Eleutheriphilus, der verlorne Sohn in seinem Elend' (Catalogus codicum mscr. Monacensium 6, 452 Nr. 4400) identisch. Der Verfasser dieses Oratoriums hiess P. Wolfgang Holzmayr, war Benedictiner von Gleink, die Anfangsbuchstaben stehen auf dem Titel. Darauf wurde ich von Prof. Hermann Wagner in Salzburg freundlichst aufmerksam gemacht. In einem handschriftlichen Verzeichnisse der Salzburger Dramen, welches das Regierungsarchiv in Salzburg von der Hand des verstorbenen Dr. Leopold Spatzenegger besitzt, werden von diesem Benedictiner noch angeführt: Sedecias König der Juden, Des erkannten Josephs erster und zweiter Theil, Die in der Samariterin siegende Gnade; sie alle wurden mit

Johann Ernst Eberlins Musik in Salzburg aufgeführt. Holzmayr war zu Steyr geboren, 1749—69 am Gymnasium, 1759—61 an der Universität in Salzburg thätig und starb 1791 (Zauner, Akad. Professoren S. 52).

Der Stoff vom verlornen Sohn war in Salzburg, wie es scheint, ein nicht weniger beliebter, als in anderen Gegenden Deutschlands. Schon im Jahre 1639 wurde der filius prodigus auf dem Benedictinertheater aufgeführt, wenigstens besagt eine sehr alte Notiz in einem Sammelbande der Salzburger Studienbibliothek: 'Anno 1639. Fuit Comoedia de filio Prodigo. Composuit P. Alexander Hueber Andecensis. Synopses nullae distributae.' Und dieses Drama muss so gefallen haben, dass es am 15. October 1669 nochmals gespielt wurde. Von dieser Aufführung besitzen wir ein Programm, welches den Titel führt:

Libertas sibi permissa, domi pruriens, foris seducta, tandem resipiscens: Seu Adolescens Prodigus: In debitum et humillimum obsequium celsissimo et reverendissimo domino domino Maximiliano Gandolpho Ex Sac. Roman. Imper. Comitibus de Küenburg Archipiscopo Salisburgensi, s. juris apostolicae legato, Germaniae primati Ab Academica Juventuti Salisburgensi apud PP. Benedictinos in Theatrum productus. Anno M. DC. LXIX. die 15. Octobris. Ex Typographéo Joannis Baptistae Mayr, Typographi Aulico-Academici. (12 SS. 4°.) [Salzburg.]

Der 'Catalogus Actorum' zählt 63 mitwirkende Personen auf, dazu kommt noch ein Chorus.

Dieses Drama des 17. Jhs. ist im wesentlichen identisch mit den Fassungen, welche wir aus dem 16. Jh. kennen, es lässt sich im einzelnen die Übereinstimmung aufzeigen. In dem Programm folgt jedesmal auf eine lateinische die deutsche Inhaltsangabe; diese lasse ich abdrucken, weil sie durch die Namen der auftretenden Personen und einzelne Dialektworte die interessantere ist. Vom allegorischen Prologus, einer Huldigung für Max Gandolph, sehe ich ab.

Actus Primus. (Atrium).

Frau Curiositas oder Nasenwitz, darff sagen; sie seye aller Weiber Contrafet in originali, hoffet, wann Turbonius ein berühmter Landfahrer von ihr das Käder entlehnet, er wurde in Vranij Hauss einen guten Fisch fangen.

Scena I.

Turbonius machet sehr vil auss seinen Raisen. Machet dass

Prodigus ein Lust zum Wanderen bekombt, stifftet ihn auch an, er solle sein Erbtheil an Vatter fodern.

Scena II.

Pedanus Turbonij Auffwarter machet ein Legend über seinen Herrn. Dessgleichen thun auch die Diener Vranij, sonderlich Currelius, welcher zween Freund Vranij zu seinem Herrn abholet.

Scena III.

Vranius der alte Vatter hält Raht mit seinen Vertrauten, ob er seinen Sohn solte also frey dahin lassen.

Scena IV.

Prodigus [incentore Turbonio] will mit Gewalt in die Länder. Gibt noch weder umb den Vatter, noch umb die Mutter.

Scena V.

Der Nachtretter Turbonij [Pedanus] speyet ab gefressner Brügl-Suppen. Verlobt seinen Herrn an den Galgen, will doch solche Fahrt selbst persönlich nicht verrichten.

Scena VI.

Vranij Hauss-Knecht ermatten ab der Arbeit, in dem sie alles zur Prodigi Reiss fertigen. Der Bruder Prodigi [Adelphus], rühmet sich, dass er vil besser gerahten sey, als sein Bruder.

Scena VII.

Prodigus nimbt Vrlaub von seinem Vatter; wird von ihme mit kurtzen doch kräfftigen Lehr-Puncten versehen.

Actus Secundus.

Scena I.

Das Fråwle Nasenwitz [Curiositas] hüpffet vor Freuden, dass Prodigus in das Garn gangen. Will, die Zuseher solten mit ihr die gewaltige Zucker-Stadt Placenz in Lufft bawen [Jubet Spectatores Placentiam urbem struere].

Scena II (Hortus et Mare).

Die Tugend [Virtus] beklaget sehr, dass sie von Prodigo den Korb bekommen. Entgegen führet Untugend [Virtus] Prodigum bey der Hand in lustige Örter, allwo er von dem Echo begrüsset wird mit betrüglichen Versagungen. Die Meer-Fräulin [Sirenes, 4 Nymphae] thun auch das ihrige darzu, mit Singen vnd Hupffen, ob er mehr als ein Mensch wäre. Cupido zwar klein, will, er seye gleichwol ein Mann [Cupido vires suas explicat. Neben dem Cupido bonus erscheint Cupido malus im Catalogus Actorum].

Scena III. (Urbs)

Curelius ein hurtiger Bott Prodigi, bestellt zu Placenz für sein Herrn ein Würts-Hauss. Kombt mit dem Thorhüter in ein

freundliches Gespräch, ob wechssleten sie mit einander Tölpl-Thaler [cum atriensi domûs (wol Dromo) bonis dictis certat].

Scena IV.

Meister Sorbin Schlüsselraumer [parasitaster] will die Fasten aussm Calender haben; bekommet fröliche Zeitung von Gomphio seinem Mitgspan, weil Prodigus ankommen seye, solte es wider Fassnacht werden.

Scena V.

Currelius sagt, er heisse Hurtig vnd nicht Lentz [Currelius negat plumbeos sibi pedes esse, sed plumeos]. Poculio der Würth ist zornig ob wärens Lugen, was von Prodigo spargiert. Diser kommet an mit einer Kupl Schmarotzern vnd Schmeichlern, darunder Fendrich ist Turbonius, vnd kehret bey Poculio ein. [Die Parasiti hiessen nach dem Cat. Act.: Sorbinus, Gomphius, Mictirus und Bucco].

Scena VI.

Turbonius weil ihm der Söckl vertrawet, machet Anstalt was den Beitl lähret, vnd den Bauch füllet [ad luxum et lusum].

Scena VII.

Es verwundert sich Pedanus, wie doch Turbonio die grobe Schelmen-Stucken hier vnnd dort also glückten. Ihne aber die kleinisten schier an Galgen bracht.

Actus tertius.

Scena I.

Die Fräwlin Alles-verschwend, Lieb-koss, Immer-frisch, Allzeit-nichts vnd Lieb [Prodigalitas, Voluptas, juventus, Amor, Inopia] ziehen dem eingeschnurpfften Schlepsack Hab-an-dich [Avaritia] die Haut auss, vnd wöllen in gar Todt haben. Hernach verfügen sie sich zum Juncker Alles-verthu. [Prodigus].

Scena II.

Poculio vergunnt disem Frauen-Zimmer die Herberg, achts wenig was für Balg seynd, wanns nur Geld tragen. Currelius wird mit einem Schreiben von Turbonio zum Vrani abgefertiget.

Scena III.

Ein gantzer Hauffen Spilleut kommen zum Poculio. Welcher dann wohl lehret, wann der Würth solte die doppelte Kreiden brauchen. [nach dem Catalogus Actorum hiessen die Fidicines: Orpheus, Chordanus, Fidius, Choriambus, Arion, Lyranus, Vannius sycophanta, Muselmannius].

Scena IV.

Den Bettl-Sack Inopia stosst man zur Thür hinauss, weilen er sich vor Prodigo blicken lassen, vnd einen Scrupel eingejagt. aber er trohet sich zu rechen.

Scena V.

Dem Prodigo ist nicht recht vmbs Hertz; aber das schmeichlerische Gesindl, ermuntern ihn wider: vnd geht man nun in die nechste Gärten. [Parasiti metum Inopiae eximunt Prodigo, seceditur in hortos suburbanos].

Scena VI.

Poculio ist froh, dass Inopia das Hauss geraumet, vernimbt von den Köchen, was ein jeder koche [nach dem Cat. Act. hiessen sie Cultrio, Ollanus, Prunus, Patellus, Carbonius]. Er selbsten gehet in Keller.

Scena VII. [Cella vinaria].

Poculio findet seltzame Gäst im Keller die er verjagt. [Poculio spectra reperit in cella vinaria, fugatque; da nun der Cat. Act. vier Sagae vorführt: Sagala, Lagala, Trigola, Hircula, welche sonst nicht vorkommen, so sind sie wol die Spectra].

Actus quartus.

Scena I. [Conclave]

Der fromme Vatter Vranius leset das Bübische Schreiben seines Sohns vor seinen vertrauten Freunden, fertiget Currelium widerumb ab mit ernstlichem Befelch, er solte wider haimb kommen.

Scena II [Atrium].

Die vertribne Inopia nimbt zu sich den Hunger vnd Kummer [Fames et Poenitentia], sich an dem Prodigo zu rechen.

Scena III [Hortus].

Der Prodigus lasst das Glück-Rad Lauffen, ist guts muhts, verspillet seine beste Sachen.

Scena IV.

Ein böse Zeitung verderbt den Muht [Ludos turbat infaustus nuncius], dass nemblich Inopia, in dem Hauss Poculionis Quartier gemacht Derowegen dann man die Garten lasset Garten seyn.

Scena V.

Pedanus vnd Levinus zween Spitzbuben beschreiben, diser Poculionem wie er so abentheuwerisch, jener Turbonum, wie dass er ein Ertz-Vogl seye.

Scena VI [Urbs].

Poculio will bey leib nit Inopiam ins Hauss lassen, aber vergebens. Schicket dann vmb die Schergen.

Scena VII.

Armuht, Hunger vnd Kummer, gehen auff Prodigum loss, zu denen stosset der Geitz, verspricht gute Dienst zu leisten.

Scene VIII.

Prodigus solte nun die Zöch zahlen, weilen ers aber nit vermöchte, wird er von den seinigen allen verlassen [deseritur à Turbonio, parasitis; amasijs]; aussgezogen, vnnd nach empfangenem Namen eines Verschwenders, von Schergen zur Stadt aussgeführt [Lictores hiessen nach dem Cat. Act. Ligarius, Gryphus].

CHORUS.

Der Chor warnet, dass man den Ohrenmelckern [adulatoribus] nit Statt gebe.

Actus quintus.

Scena I. [Urbs].

Der Bott Currelius ist vnwirsch, dass er Vranij Sohn niergent finde, ist gleichwohl guts muhts, dass er zu Placenz sich wider erquicken könde.

Scena II.

Aber es fählet ihm. Dann er vom Thürhüter Postino lächerlich abgefertigt wird. Vnd vernimbt der Sachen gantzen Verlauff.

Scena III.

Dem Currelio begegnet Prodigus als ein Bettler; weilen er aber ihn nit erkennen wolt, beweinet er sein grosses Elend.

Scena IV.

Die Schmarotzer haben ein Haintzl an Prodigo. [Prodigus Parasitis occurrit suis, iisque pro ludo est. vgl. Schmeller 2, 220].

Scena V. [Silva].

Fraw Nasenwitz [Curiositas] lachet über Prodigum, zaigt welches der kürtzste Weeg seye zum Bettlsack.

Scena VI.

Die Tugent mit der heiligen Lieb nimbt sich wider vmb Prodigum an, vertreibt von ihm den lasterhafften Cupidinem. Er selbsten geht in sich, vnd will ernstlich wider zu seinem Vatter kehren.

Scena VII.

Turbonius schliefft abermahl in ein andere Haut, sucht sich Weeg weiter, da er newe Hörner kundt auffsetzen.

Scena VIII. [Aula].

Currelius bringt traurige Zeitung dem Vranio, wie sein Sohn verdorben vnd gestorben, derhalben alles Trauren voll.

Scena IX.

Prodigus kombt wider heimb. Wird von seinem Vatter erkandt, vnd zu alten Gnaden vnd Reichthumb auffgenommen, wird alles Freuden voll.

CHORUS.

Der Chor ladet zum Friden-Gesang, weil der verlohrne Sohn widerumb gefunden.

Ein Blick auf dieses Schema zeigt die Übereinstimmung mit dem Drama des 16. Jhs. ganz deutlich. Einzelnes hervorzuheben ist nicht nöthig, weil ohnehin schon ziemlich viel Platz für diese Frage weggenommen ist und jeder Leser von Spenglers Buch sich leicht von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen kann.

Es sei gestattet noch weiteres Material vorzulegen. Im Jahre 1705 wurde auf dem Salzburger Schultheater abermals derselbe Stoff dargestellt und wieder hat sich das Programm erhalten. Es führt den Titel:

Filii prodigi, | Sive | Homo | In peccandi licentiam, | DEUS | In amandi vehementiam | effusus. | Uterque | Actione Parabolica & alieno nomine | In Scenam datus, | Christiano verò Spectatori | In piam Redemptionis suae memoriam | Dedicatus | à | Rhetorica Salisburgensi | Ferijs Paschalibus, | Anno | à Verbo Incarnato M. D. CC. V. | 8°. 1 unpag. Bogen. [Salzburg.]

Der Verfasser ist nicht bekannt; er giebt der Parabel gleichfalls eine allegorische Deutung, welche der Inhaltsangabe jeder Scene beigefügt ist, überdies dienen rein allegorische Scenen und die Chöre dieser Deutung. Ich begnüge mich mit der Gliederung des Stoffes und sehe von der Allegorie ab. Das Stück zerfällt in drei partes.

Pars I. Filij à Patre abitus.

Scena I.

Libertus ob impetratam denique à Patre Vranio substantiam immanè quantum sibi applaudens, itineri se accingit: Creontem et Leonium, veteranos nequitiæ suae commilitones, ad conquirendum hilarioris vitæ sodalitium præmittit.

Scena II.

Domesticorum super filij abitu et libertate ominosa lamentatio.

Scena III.

Filij à Patre Vranio non sine lacrimis dimissi Benedictio, monitorum et Nummismatis patrii traditio, Eubuli in cubicularium constitutio.

Scena IV.

Prœmissi à Liberto lurcones nequissimi, summâ Prothei et sodalium consolatione, juvenîs desideria referunt; à quibus proinde

cum ad omnigenum luxûs apparatum, tum præcipuè ad texendas suo tempore nequitias condicitur.

Scena V. [allegorisch]

Scena VI.

Theodinus, quà semper solicitudine, et amoris teneritate in Libertum fratrem ferebatur, Fratri in exteras profecto pessimè timere incipit.

Scena VII.

Libertus in matriculam sceleratorum insertus, fit frater draconum, et socius struthionum. Eubulus rei contrarius cum ludibrio amandatur.

Pars II. Filius Prodigus et deceptus.

Scena I.

Theodinus, curis suis per infelix Eubuli nuntium et ingentem Patris dolorem confirmatis, ut quò citiùs eunti in præceps Fratri succurat, cum duobus comitibus Eubulo et Selimo domo Patrià digreditur.

Scena II.

Libertus sociorum medius luxu, lusu, otio diffluit, et magnam substantiæ partem inter scorta dilapidans id agit, ut nihil non agere videatur.

Scena III.

Theodinus susceptam de fratre inquirendo provinciam strenuè cum suis prosequitur, ad quævis utut maxima viæ discrimina se cohortans.

Scena IV [allegorisch].

Scena V.

Bacchanalia Liberti et nocturna sacrificia: quibus ipse falsâ suorum adulatione tanquam Bacchus præficitur.

Scena VI.

Libertus noctambulo ad fores Melæae (Voluptatis) suaviùs modulans, ex condicto à socijs personatis obruitur, spoliatur. A supervenientibus Theodini comitibus liberatur, et vix non ad meliora diducitur.

Scena VII [allegorisch].

Scena VIII.

Libertus hesterno adhuc mero ebrius, ne fortè, qui jam semel pœnituit, aliquando sociorum fraudibus omnino se subtrahat, Prothei holophantæ pessimi instinctu ad interulam usque exuitur, risum daturus ulteriori tragœdiæ.

Scena IX.

Theodinus auditis Liberti . . . malis ad propria amplectenda excitatior.

Scena X.

Flebilis tectæ falsitatis in Libertum conjuratæ evolutio: qui proinde omnium orbus, nudus, et desertus summâ infamiâ Protheo Tyrannum agenti subjugatur.

Pars III. Filius ad Patrem reversus.

Scena I.

Libertus subulcus miseriarum suarum non aliud, nisi fustes et verbera, solatium accipit.

Scena II.

Submissi à Patre Vranio ob statum filiorum suorum nuntij non aliud demum, nisi Libertum jam dudum crepuisse, inaudiunt; eorum mæror, Prothei ad fraudes præcavendas solertia.

Scena III.

Libertus à Protheo novis vinculis et miserijs oneratus, faustô tandem Amoris auspiciô, à Theodino fratre, sub viatoris habitu diu se dissimulante, redimitur: ipse ad Patrem à Theodini comitibus ægrè abstrahitur.

Scena IV [allegorisch].

Scena V.

Theodinus à superveniente Protheo in vinculis conspectus ultrò se furorum offert libidini: et cùm Doctor Amorum sit, ad oppugnandam hanc thesin invitat. An verum sit, quòd Pastor bonus ponat animam pro ovibus suis? Joan. 10.

Scena VI.

Libertus doloris et amoris vehementiâ regreditur ad Theodinum, certus vel cum illo emori, vel suam ipse symbolam solvere.

Scena VII.

Doctoris Amorum in Areopago Dolorum Disputatio.

Scena VIII.

Nuntiorum ad Patrem revertentium solicitæ conjecturæ.

Scena IX.

Theodinus in cathedra crucis vincit denique dolorum examina, moritur; et Liberto præ dolore vix non emortuo, redivivus ipse Vilam, Nummisma Patium, opes ab hostibus captivatis direptas restituit.

Scena X.

Vranius mœrore ob filios suos perditos contabescens, novam subitò vitam ex lætabili utriusque reditu accipit: et postquam inter mutuos complexus animorum facta est reconciliatio, à Domesticis prodigalitas Theogoni in amando extollitur.

Es war also ein wiederholt auf dem Salzburger Schultheater aufgeführter Stoff, welchen P. Leonhard Klotz aus

Wessobrunn 1720 mit seinem Adventspiel 'Casimirl' parodirte; denn Klotz wird als Verfasser genannt. Er war zu Geltendorf in Nieder-Bayern 1685 geboren, 1713—21 Professor der niederen lateinischen Schulen, 1721—23 der Universität in Salzburg, 1732—40 in Freising, ist gestorben 1742. Von ihm wurde Verschiedenes in Salzburg gespielt, 1720 ausser dem Casimirl: 'Coelitum cura pro principibus seu Friedericus Cognomine Placidus' (aufgeführt am 2. September), ferner 'Astaxerxes Ochus'. Ich werde demnächst das Salzburger Schuldrama selbständig behandeln.

Wie fest die Scenenreihe des verlotternden Sohnes im Bewusstsein sass [2]), das beweist uns Gottsched, der in seiner Critischen Dichtkunst 1730 S. 133 f. die verschiedene Gestalt der Fabel in den einzelnen Dichtungsarten behandelt und folgende 'comische Fabel' entwirft: 'Herr Trotzkopf, ein reicher aber wollüstiger und verwegener Jüngling, hat einen halben Tag mit Schmausen und Spielen zugebracht, geräth aber des Abends in ein übelberüchtigtes Haus, wo man ihm nicht nur alle seine Baarschafft nimmt, sondern auch das Kleid vom Leibe zieht, und ihn so bloss auf die Gasse hinausstösst. Er fluchet und poltert eine Weile vergebens' u. s. f. Das ist Zug für Zug der verlorene Sohn.

Ich glaube, diese Stellen beweisen, wie schade es ist, dass unsere Monographien die Geschichte der Stoffe nur durch das Drama des 16. Jhs. verfolgen und das Schuldrama, diesen Ableger älterer Motive gar nicht berücksichtigen.

Lemberg, Sommer 1890.

Richard Maria Werner.

Aus G. R. Weckherlins Leben.

Durch die freundliche Vermittelung von H. Albert Cohn in Berlin erhielt ich einige Notizen, die der frühere Bibliothekar am Britischen Museum Herr W. B. Rye, den deutschen Fachgenossen durch sein verdienstvolles Werk 'England as seen by foreigners' (1865) wohlbekannt, über

---

[2]) Vgl. auch Schupp, Der Freund in der Noth. Neudrucke 9, 14 f.

den Dichter Georg Rodolf Weckherlin gesammelt hat und dem deutschen Publikum zugänglich zu machen wünscht. Darunter befindet sich der Brief Weckherlins, den Höpfner schon 1869 in der Zeitschrift f. deutsche Philologie 1, 350 f. nach Ryes Abschrift mitgetheilt hat, und mehrere Einzelheiten aus der Miltonlitteratur und aus der grossen Publication der State Papers, die auch den deutschen Litterarhistorikern nicht entgangen sind.[1]) Neu dagegen und für die Kenntniss der Familienverhältnisse des Dichters wichtig ist vor allem die Copie des Grabsteins, welcher seinem 1667 verstorbenen Sohne in der Kirche zu Lynsted bei Sittingbourne, Kent gesetzt ist.

M. S.[2])
Rodolph Weckerlin
De Champion Court in Comitatu Cant. Armig.[3])
(Filii et heredis Rodolphi Weckerlyn Arm.)
Cui post varios casus, plurimaque discrimina
(Orbe Xtiano tantum non perlustrato)
Fata demum quietas assignarunt sedes
Et in hoc tandem tumulo requiem dedere perenniorem.
Vixit annos quinquaginta,
Dies si numeres, parum,
Sin virtutes expendas, multum,
Adhuc funeri suo superstes in Æternum duraturus.
Posuit Anna conjux mæstissima
Gul: Hugessen Equ: Aurat: filia
Quae maritum amplexibus ereptum
Hoc demum prosecuta est amoris pignore;

---

[1]) Zu der bei Goedeke Grundriss ²3, 31 verzeichneten Litteratur über W. kommt Alfr. Stern, Milton und seine Zeit 1879 3, 21. 26. 94. 288. 293. — Ein Vortrag von Herm. Fischer im Staatsanzeiger für Württemberg 1882, bes. Beilage Nr. 12—13, ein Artikel desselben 'Weitere Beiträge zur Biographie G. R. Weckherlins' in der Allgem. Zeitung 1888, Beil. Nr. 163, veranlasst durch F. Althaus' Aufsatz 'Beiträge zur Lebensgeschichte G. R. Weckherlins' ebenda 1888, Beil. Nr. 144—145; endlich dessen Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens Tübingen 1891 S. 1—39. — Drei Briefe von 1641—2 an den schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna bei A. Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland 1, 589 Nr. 511—513 (1889). Faithornes Porträt von W. ist in Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur 1887 S. 114 reproducirt worden.

[2]) d. h. Manibus sacrum.

[3]) Armiger = Esquire.

Monumentumque ideo erexit
Ut justi socios adsciceret doloris,
Et cum ipsa lugeat, ingemiscerent saltem reliqui.
Præivit XXII Decemb. A. D. M. DCLXVII.
H. S. E.[4])
Gideon Delaune Armig[r]:
Vir
Pietate, probitate, et jucunda gravitate
feliciter imbutus.
Mutavit locum Sept: 16. 1709 Ætat: 73.

Der hier genannte Rudolf Weckherlin, welcher fünfzigjährig am 22. December 1667 verstarb, muss also 1617 geboren sein; er war somit das älteste Kind des Dichters, der am 13. September 1616 seine geliebte 'Myrta' heimgeführt hatte. Ein zweites Kind war die nach der Mutter benannte Tochter Elisabeth, die später den Engländer Trumbull heiratete, wie sich aus Weckherlins Gedichten 1648 2, 828 Epigr. 109 ergiebt. Ihres Bruders Gattin Anna, die Tochter des William Weston Hugessen in Provenders († 1675), war 1635 geboren, heiratete nach dem Tode ihres ersten Gatten den Gideon Delaune of Sharsted (1636 bis 1709), überlebte auch diesen und starb hochbetagt am 13. November 1719.

Der jüngere Weckherlin nahm nach weitausgedehnten Reisen seinen Sitz in Champions Court bei Lynsted; sein Stammbaum und sein Wappen, ein goldener Bienenkorb in schwarzem Felde, der über der dreizackigen Rangkrone als Helmkleinod wiederholt und hier mit drei schwarzen Helmfedern geziert ist, sind auf dem Herald's Office D. 18. fol. 60a (Berry's Genealogies of Kent; vgl. Hasted's Mscr. im Britischen Museum, Add. Ms. 5507) erhalten. Das Wappen ist auch schon in einem lateinischen, mir nur im Auszuge vorliegenden Zeugniss (Rec. Office) beschrieben, das Sir John Borough am 24. April 1639 dem Dichter G. R. Weckherlin ausstellte: hier wird sein Vater Johann als fürstlicher Rath unter drei auf einander folgenden Herzögen von Würtemberg bezeichnet, dessen berühmte Familie seit Alters in der Gegend von Ulm angesessen war. Der erwähnte Stammbaum lautet:

[4]) Hoc sepulcrum exstruxit (oder signum erexit).

Johannes Wecherlin de ducatu de Wertingberg	=	Ursula filia ... Sadler
Georgius Rudolphus Wecherlin de Civit: Westmonast:	=	Eliz. filia Francisci Raworth de Dover.
Rudolphus Wecherlin de Champions Court in paroch: de Newenham in Co. Can. arm. 1663.	=	Anna filia Willielmi Hugessen mil:

Aus diesem Dokumente ergiebt sich die wichtige und bisher unbekannte Thatsache, dass die Gattin des Dichters, die unter dem Namen Myrta in seinen Gedichten erscheint, nicht, wie E. Höpfner (G. R. Weckherlins Oden und Gesänge, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung 1865 S. 30) vermuthete, Elisabeth Dudley, sondern Elisabeth Raworth war, deren Vater Francis Raworth of Dover im Calendar of State Papers mehrfach unter den Jahren 1616—1635 erwähnt wird.

Zu den von Althaus und Fischer aus dem letztgenannten Werke angeführten Notizen sei schliesslich nachgetragen, dass im Calendar of State Papers 1636—1637, Domestic series, ed. by J. Bruce 1867 p. 19. 63. 116. 143 Zahlungen an Weckherlin, 'his Majesty's servant', für Aufwartung bei Hofe und für Übersetzung von Staatspapieren gebucht sind. In Le Neve's Knights wird er genannt 'of the City of Westminster, esq:'.

Eine Herrn Rye von G. H. Simon in Berlin zugegangene Mittheilung, dass Weckherlin auch die anonyme 'Beschreibung Der Reiss: Empfahung des Ritterlichen Ordens: Volbringung Des Heyraths: vnd glücklicher Heimführung Des Herrn Friederichen dess Fünften Pfaltzgraven bey Rhein mit der Elisabethen, Jacobi des Ersten Einigen Tochter. [Heidelberg,] In Gotthardt Vögelins Verlag. Anno 1613, 2 Bl. 205 + 99 S. 4°' verfasst habe, erweist sich nach der freundlichen Auskunft des H. Prof. Hermann Fischer in Tübingen, der das Exemplar der Münchener Bibliothek einsah, als irrthümlich, da Weckherlin unter den anwesen-

den Personen und den Autoren der verschiedenen darin aufgenommenen Gedichte nirgends erwähnt wird.

Berlin. Johannes Bolte.

Eine Handschrift der Herzogin Magdalene Sibylle von Würtemberg.

Unter den geistlichen Dichterinnen des 17. Jahrhunderts nennt Goedeke, Grundriss [2] 3, 327 auch die hessische Prinzessin Magdalena Sibylla, welche, 1652 zu Darmstadt geboren, einundzwanzigjährig den Herzog Wilhelm Ludwig von Würtemberg heiratete und 1712 starb; doch führt er nicht die beiden von ihr herausgegebenen Andachtsbücher an, welche Koch, Geschichte des deutschen Kirchenliedes [3] 5, 24—36 (1868) und Bertheau in der Allgemeinen deutschen Biographie 20, 49 f. namhaft machen:

1) Gott geweyhtes Andachts-Opffer, zusammen getragen und zu dem Druck befördert Von M S H Z W [diese Initialen sind künstlich verschlungen]. Stutgart, Paulus Treu 1690. 8° (Berlin Es 18520).

2) Das mit Jesu Gekreutzigte Hertz, verfasst vnd zusamengetragen Von M S H Z W [wie oben]. Ulm, Daniel Bartholomae 1707. 2 Theile 8°. (Berlin Es 18524).

Noch völlig unbekannt ist meines Wissens eine von der Prinzessin in ihrer am schwedischen Hofe bei ihrer Tante, der Königin-Witwe Hedwig Eleonore, verlebten Jugend (1665—1673) aufgezeichnete Liedersammlung, die ich im Handschriftenverzeichniss der Grossherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe (P. Karlsr. 133) unter dem Titel 'Schwedische und deutsche Lieder' auffand und später in Musse in Berlin benutzen durfte. Es sind 94 Quartblätter in einem Lederbande, welche zumeist deutsche Lieder, Sprüche und Gebete, doch auch einige schwedische enthalten. Bl. 62^{b}—87^{b} sind von einer zweiten zierlicheren Hand geschrieben; die Besitzerin hat sich mit ihrem auch anderweitig bekannten Wahlspruche auf Bl. 90^{b} eingetragen: 'Honneur est mon tresor Et Vertu ma conduite. Madelen Sibyll C d H [d. h. Comtesse de Hassie] 1673'.

Die Handschrift hat mit den beiden Druckwerken das gemeinsam, dass in ihr manche Gedichte andrer Verfasser ohne Angabe der Herkunft aufgenommen sind; doch dürfen wir wohl die meisten auf Rechnung der fürstlichen Schreiberin setzen. Ich gebe ein Verzeichniss der Lieder, unter denen zwei schwedische und zwanzig deutsche sind.

Bl. 1^{a}: Du Sorgh onythig sorg och gengande förtret
Som kommer och förstör mins sinness rolighet.

Bl. 3^{a}: Få fängh oroo och qwaal förtraeteliga tank
Ångstlan som altydh fins hwar stort bekymmer vank.

Bl. 4^{b}: Ess ist kein Creutz so schwer, dass unss wird auferleget.
Welchss nicht bald leichter wird im fall manss willig träget.

Bl. 5^{a}: Wenn sich der Mensche recht bedächt,
Wie so schlecht dass Leben diesses Lebens (10 Str.).

Bl. 6^{a}: Muss ich den sein dess Glückess Ball,
Will mein verhängnuss mich den ewig quälen (6 Str.).

Bl. 8^{a}: Wass soll ich sein darumb so sehr betrübet,
Dass mich das unglück mehr alss glücke liebet (8 Str.).

Bl. 9^{a}: O Ehr-Geitz, Geldt, Wollüste!
Wass bösses stifftet ihr (14 Str.). Ein Liedt, welchess ein armer Sünder selbst gemacht hat, alss er sollen gericht werden.

Bl. 16^{a}: So lob ich nuhn ein frey gemühte,
Dass in sich selbst Vergnügung sucht (8 Str.).

Bl. 17^{b}: Die schnöde Lust mag bleiben wor sie will,
Ich halts nicht mehr mit ihr (4 Str.).

Bl. 18^{b}: Wass ist die Freundschafft dieser Wellt?
Ein hauss so auff den Sandt gestellt (5 Str.).

Bl. 19^{b}: Wie kann dir dass Sündenleben
Ruhe undt Vergnügung geben (9 Str.). Dialog von Gottlieb und Weltlieb.

Bl. 22^{a}: Wie lang soll so hefftig plagen,
Liebster Gott, mich diesse Wellt (9 Str.).

Bl. 24^{b}: Nichts ist auf der Erden,
Dass nicht könte werden (3 Str.).

Bl. 26^{a}: Weichet, weichet, ihr Gedanken,
Quelet mich nicht alzu sehr (4 Str.).

Bl. 27^{a}: Wass ist doch entlich umb undt ahn
Der mensch undt ihr gantzes Wessen (5 Str.).

Bl. 30^{a}: Gedult ist euch von nöhten,
Wen sorge, gram undt Leydt (14 Str.).

Bl. 33^{b}: Liebster Jesu, könt ich fligen
Alss ein adeler zu dir (2 Str.).

Bl. 51^{b}: Du schnödes Fürstenpaar, wie kanst du den verlassen,
Den so des Höchsten Heer in seinen Schutz thut fassen (4 Str.).

Bl. 52ª: Hingegen rühm ich den, der kan in Vnfalls blitzen
Des grossen Gottes Gnadt, des Kaysers Treu besitzen (3 Str.).
Teutsche Fürsten Treu im gegensatz.
Bl. 80ᵇ: Erbarm[e] dich mein Herr, der du mein schöpfer bist
Und den gemachet hast, der ohn dich nichtes ist.
Bl. 83ª: Wass betrübstu dich doch meine Seele,
Hast vnruhe früh vnd spat.
Bl. 86ª: Valet will ich dir geben. (Die erste Strophe von V. Herbergers bekanntem Liede.)

In allen diesen Dichtungen herrscht durchweg dieselbe Stimmung der Abkehr von der Welt, Zufriedenheit mit einem bescheidenen Loose, festes Gottvertrauen und stille Ergebung in das Unvermeidliche. Ebenso in den eingestreuten Sprüchen aus älterer Zeit: 'Gott vertrau, nicht verzag; Geld undt guht komt alle tag. Geld ist geld, Wellt ist welt: Wohl den, der Gott zum Freundt behält.' — 'Gott lieben, Tugend üben, beständig bleiben Kan niemandt gereuen'. — 'Gedult in Noht, Hoffnung auf Gott, Ein guht gewissen dabey Macht alle[r] sorgen frey'. — 'Bete fleissig, folge freudich, Arbeite redlich, mein ess treulich, Sey gedultig, bleib beständig, So bistu selig.' u. s. w. Ein einziges Mal finden sich zwei zusammengehörige politische Gedichte (Bl. 51ᵇ. 52ª), deren historischer Hintergrund — es ist von zwei fürstlichen Verräthern des Kaisers und einem heldenhaften Vertheidiger desselben die Rede — mir freilich räthselhaft bleibt. Von den prosaischen Stücken in deutscher und schwedischer Sprache sind die meisten Gebete und religiöse Betrachtungen; Bl. 60ᵇ stehen Citate aus Seneca, Bl. 48ª ein 'Salomonischer Hohen Lieds Calender'.

Berlin. Johannes Bolte.

J. H. Waser.

In meiner vor kurzem erschienenen Schrift 'Wieland und Martin und Regula Künzli, Leipzig 1891' ist des lustigen Genossen Wielands und Künzlis, des satirischen Diaconus J. H. Waser zu Winterthur, mehrfach gedacht, im Anhange auch ein Verzeichniss der Schriften Wasers gegeben worden.

Indessen machte jenes Verzeichniss auf Vollständigkeit keinen Anspruch und ausdrücklich wurde es nur als der Anfang einer Bibliographie der Waserschen Schriften bezeichnet (Wieland u. M. u. R. Künzli S. 13. Anm.); Vervollständigung, insbesondere nach den von Bodmer in seinem 'Denkmaal'[1]) gegebenen Andeutungen erschien als wünschenswerth, ja nothwendig.

Denn Waser gehört zu den besten unter den nicht eben zahlreichen humoristisch-satirischen Schriftstellern Deutschlands im vorigen Jahrhundert. Er hat als solcher das Lob eines Lessing, eines Herder geerntet, und auch noch in neuerer Zeit ist durch die gelungene Ironie seiner 'Briefe zweier Landpfarrer die Messiade betreffend' selbst ein Leser wie Gervinus lustig in die Irre geführt worden.[2]) Waser hat auch als Übersetzer für seine Zeit Vortreffliches geleistet und wieder ist es Herder gewesen, der um seiner Übersetzungen willen warm für Waser eingetreten ist.[3]) Sollte dieses alles nicht hinreichen, uns zu veranlassen, den Spuren dieses feinen Kopfes, soweit sie in der Litteratur

[1]) Denkmaal dem Übersetzer Butlers, Swifts und Luzians errichtet. Deutsches Museum 1784, 1, 511 ff.

[2]) Wie Muncker in seiner Lebensgeschichte Klopstocks, Stuttgart 1888, S. 152 richtig hervorhebt. Vgl. Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung 4; 172.

[3]) In dem Aufsatze über die Schamhaftigkeit Virgils bittet Herder seine Leser die schöne und treffliche Beschreibung des Hudibras 'in der schätzbaren Zürchischen Übersetzung' des Butlerschen Gedichtes aufzuschlagen (Herders Werke [Suphan] 3, 301). Als Fr. Just. Riedel in seinen Briefen 'Über das Publicum' wegen seines 'Hudibras' einen 'schiefen Seitenblick' auf Waser fallen liess, nahm Herder sich seines 'lieben Waser' an, 'dessen Laune doch gewiss nicht unglücklich ist, da wir Deutsche noch immer wenig Schriftsteller von Laune haben'. Und im Weitern sagte er: 'Seine moralischen Urtheile haben von Lessing selbst ihr Lob erhalten, seine paar Briefe in der Langischen Sammlung zeigen, dass Humour Wendung seines Kopfes sei und dann auch selbst seine Übersetzung des Hudibras in eine fremde Sprache, in eine Prose. in die Sprache eines zierlichern Volkes — selbst Engländer verwundern sich, dass sie soweit geglückt ist und uns wirds schon zu lange, in ihr Spuren eines Deutschen Hudibras zu loben' Herder 4, 189 u. 491. Diese Stellen seien hier als Ergänzungen zu den Wieland u. Künzli S. 38 u. 185 herbeigezogenen angeführt.

sichtbar geworden sind, mit Eifer und Gründlichkeit nachzugehen?

In seinem schon erwähnten 'Denkmaal' Wasers hat Bodmer Fabeldichtungen Wasers namhaft gemacht, denen er eine absonderlich originelle Fassung zuerkannte.[4]) Zwar wo die Fabeln, 'die wir von ihm haben', 'der Tauber und seine Mutter', 'der Affe und der Ochs', 'der Kater und der Hahn', gedruckt sind, vermag ich leider auch heute nicht anzugeben. Aber gedruckte Fabeln von Waser stehen — und dies sei der erste Nachtrag zu dem von mir gegebenen Verzeichnisse der Schriften Wasers — in 'Schweizerische Blumenlese von J. Bürkli'. Zweiter Theil, Zürich 1781 und Dritter und letzter Theil, ebenda 1783. Die Titel dieser Fabeln lauten: 'Die Welt im Saturn' (Blumenlese 2, 57), 'Der Eber und der Widder, eine Fabel aus dem Englischen des Hrn. Gay 1746' (Blum. 2, 112), 'Der Hagestolz' (Blum. 2, 182), endlich 'Die Landsgemeinde der Thiere' (Blum. 3, 162).

Was das Gedicht 'die Welt im Saturn' betrifft, so ist man fast versucht, dasselbe mit dem von Bodmer 'Denkmaal' S. 115 citirten 'Der Trunk im Saturn' für identisch zu halten: die Frage, wie es um den Wein auf dem Planeten bestellt sei und was dort an Stelle des Weines getrunken werde, macht einen nicht unbeträchtlichen Theil des kleinen Gedichtes aus.[5]) In der 'Landsgemeinde der

---

[4]) 'Waser hatte (Heideggers) ganzen Beifall, da er ihm die Idee von einer neuen Art Fabeln mittheilte, in welcher die Thiere einander Fabeln erzählen, die sie aus dem Reiche der Menschen nehmen, wie die Menschen die ihren aus dem Reiche der Thiere holen' u. s. f. Denkmaal S. 514.

[5]) Blumenlese 2, 58:

Wie schmeckt wol im Saturn — Herr Philosoph — der Wein?
Ja — von Lyäens Saft wird keine Rede seyn.
Der Landmann würde stets der Arbeit Frucht verlieren,
Die Reben würden dort zu Stein und Bein erfrieren,
Sagt nun, obs besser euch hienieden nicht gefällt?
Und läugnet länger noch den Satz der besten Welt!
Doch soll man im Saturn vortrefflich Wasser haben,
Mehr als Burgunder soll's, mehr als Tokayer laben,
Wär's minder geistig, nun — das ganze Jahr frör's ein!
Auch trinkt man Kirschengeist daselbst und Aletwein u. s. w.

Thiere' aber scheint in der That das Programm jener neuen Art von Fabeldichtung aufgestellt zu sein, von dessen Ausführung in den oben angeführten Fabeln Wasers, 'der Tauber und seine Mutter' etc. Bodmer im 'Denkmaal' redet: Erzürnt darüber, dass die Menschen für alle ihre Laster die Thiere als Symbole brauchen ('er frisst gleich einem Hunde', 'er ist ein schlauer Fuchs', 'ein Hasenherz' etc.), beschliessen die Thiere, nun ihre Laster alle 'dem Menschen auf den Rücken zu werfen'.

Aber Waser ist namentlich als Übersetzer ausländischer Satiriker seinen Zeitgenossen bekannt geworden und vorzugsweise auch als solcher der Nachwelt im Gedächtniss geblieben. Seine Übersetzung von Samuel Butlers Hudibras, deren bereits oben in den Zeugnissen Herders gedacht ist, war eine seiner gelungensten Leistungen auf diesem Gebiete. Indessen diese Arbeit war für ihren Urheber mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Bereits 1737 hatte J. J. Bodmer die ersten zwei Gesänge des Butlerschen Gedichtes ins Deutsche übertragen.*) Als nun aber 1765 Waser mit der Übersetzung des ganzen Hudibras hervortrat — und diese Übersetzung überragte den Bodmerschen Versuch bei weitem —, erhob die Censur in Zürich Einsprache, trotzdem, dass an der Bodmerschen Übertragung seiner Zeit keinerlei Anstoss genommen worden war.

Dieses Verhalten der geistlichen Behörde in seiner

---

*) Versuch einer deutschen Übersetzung von Samuel Butlers Hudibras, einem satyrischen Gedichte wider die Schwärmer und Independenten zur Zeit Karls I. Frankfurt u. Leipzig. 1737. Vgl. Gottsched, Beyträge zur Critik u. Historie d. deutsch. Sprache 5, 157 ff. Gottsched spricht von der 'Schönheit des Originals, eines Meisterstücks in seiner Art' und 'der Stärke der Übersetzung', 'die man gewiss aus einer Sprache, die wenigen in solcher Vollkommenheit beywohnet, dass sie den Hudibras überall verstehen könnten, nicht leicht von Jemand Anderem als dem gelehrten Herrn Bodmer hätte erwarten können' und er fährt dann fort: 'Nachdem uns nemlich derselbe einen erhabenen Milton in deutscher Sprache geliefert hat, so hat er uns auch einen lustigen Butler gleichsam zur Zugabe schenken wollen. Wir wollen theils aus der Vorrede des kunstverständigen Übersetzers, theils aus dem Werke unsern Lesern einen Vorgeschmack geben'.

Vaterstadt — der Antistes der zürcherischen Kirche [7]) nebst zwei Chorherrn und zwei Rathsherrn übte die Censur in Zürich aus — scheint Waser in hohem Grade gekränkt zu haben, zumal da es nicht aus rein sachlichen Beweggründen hervorgegangen war: 'Seiner Person wehe zu thun', sagt Bodmer im Nekrolog Wasers, 'wandte ein mächtiger Priester sein ganzes Ansehen an, die Übersetzung von Butlers Hudibras zu unterdrücken. Die vernünftigsten Vorstellungen und die Empfehlungen grosser Männer wurden lange umsonst versucht; denn was vermögen Gründe und Vernunft gegen Leute, die sie nicht haben wollen? Eine Schutzschrift, die Waser für Hudibras schrieb, machte das Übel nur ärger. Das Ding sezete dem rechtschaffenen Manne sehr zu'. Dann führt Bodmer die Betrachtungen an, zu denen die versuchte Unterdrückung des Hudibras Waser, wahrscheinlich in mündlichen Äusserungen und in Briefen, an Bodmer veranlasst habe. Man möge diese Betrachtungen, 'traurig und bedeutend' nennt sie Bodmer, im Nekrolog Wasers selber nachlesen. Aber welches war die Schutz-Schrift, die Waser für Hudibras schrieb?

Ich finde nicht, dass eine Schutz-Schrift Wasers für seinen Hudibras damals eigens gedruckt worden sei; auch ist in dem damaligen litterarisch-kritischen Organe Zürichs 'Wöchentliche Anzeigen zum Vortheil der Liebhaber der Wissenschaften und Künste' 3 Bände 1764—1766 (die ersten beiden bei Heidegger, der letzte bei Füesslin u. Co. erschienen) nirgends von Wasers deutschem Hudibras die Rede. Die Schutz - Schrift, die Bodmer im 'Denkmaal' Wasers im Sinne hat, ist daher vermuthlich jener umfangreiche Brief Wasers an seine Verleger Orell Gessner u. Co., in welchem Waser sich über die von der Censur gegen sein Buch erhobenen Bedenken ausspricht und von dem er seinen Verlegern einen beliebigen Gebrauch zu machen gestattet hat. Dieser Brief hat sich in protocollarischer Abschrift im 24. Bande der Verhandlungen der geistlichen Behörde zu Zürich d. h. der Acta ecclesiastica, welche die

[7]) Damals J. Konr. Wirz (1688—1769), Verf. vieler theol. Schriften, vgl. Finsler, Zürich im 18. Jahrh. Zürich 1884, bes. S. 135 ff.

Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrt, erhalten.[8]) Das culturhistorisch interessante Actenstück mag zur Vervollständigung der Kenntniss Wasers hier folgen.

Schreiben Hrn. Diaconus Wasers von Winterthur an die Orell-Gessners-Buchhandlungs Societät über das Verbot seinen deutsch übersetzten Hudibras zu drucken, sub 23. Hornung 1765. Verbot. Hanc satyram ludicris scurrilibus et obscoenis et pios castosque lectores offendentibus rebus factam et regestam publica luce omnino indignam censet Antistes.

Hochedle, Insonders Hochgeehrte Herren!

Sie fragen, was ich dazu sage, dass der deutsche übersetzte Hudibras Anstoss finden wolle? Dieses, M. H., dass ich mir solches nimmermehr hätte vorstellen können, nachdem nicht allein unser Herr Bodmer die zwei ersten Gesänge schon vor vielen Jahren mit Bewilligung einer hohen Censur hat abdrucken lassen und es bey diesen zwey ersten Gesängen nicht um des übrigen Inhalts willen, (der sich durchaus gleich ist,) hat bewenden lassen, sondern ganz andrer Gründe wegen, wie aus seiner Vorrede zu diesen zwey ersten Gesängen genugsam erhellet, — sondern auch erst vor wenigen Jahren eine französische Übersetzung des ganzen Buches erschienen ist, die, wie leicht zu erachten, in der ganzen Welt herumkömmt und selbst in Zürich seit etlichen Jahren ganz ungehindert im Heideggerschen Buch-Catalogo feil geboten worden ist. Ich dachte, was französisch ohne Anstoss und ohne Hinderniss gelesen werden kann, das lässt sich auch ohne Anstoss deutsch lesen, um so da mehr, als nicht zu vermuthen, dass viele Leute seyn werden, die den deutschen Hudibras lesen werden, welche ihn nicht ebenso gut in der französischen werden lesen können: So dachte ich anfänglich; ich dachte aber, nachdem ich Aufmunterung bekam, diese Arbeit zu übernehmen, noch weiter: Ich wusste auf der einen Seite, wie sehr beliebt und berühmt dieses Buch in England war und noch ist, und auf der andern war mir doch der eigentliche Grund dieses Lobs, aus Mangel genugsamer historischer Erkenntniss, die den Schlüssel dazu enthält, noch grossen Theils verborgen. Damit ich also nichts unternähme, das, anstatt Nutzen zu schaffen, Schaden brächte oder das sonst persona mea indignum seyn möchte[9]), machte ich mir die Geschichte jener unglücklichen und sündenvollen Zeiten, da die berufene bürgerliche Rebellion in England wider Carl I ausbrach

[8]) Ms. Fn. 128. Wirziana III.

[9]) Anspielung Wasers auf den Wortlaut eines ihm früher zugekommenen Verweises der geistlichen Behörde wegen seiner Spottschrift auf den sächsischen Oculisten Meiners, vgl. Wieland und M. u. R. Künzli S. 12 Anm. 4.

und mit seinem tragischen Tod auf dem Schaffot und der von aller Welt verabscheuten tyrannischen durch die gottlose Heuchelei und Gewalt an sich gerissenen Usurpation endigte, besser bekannt und sah hernach, da ich dieses wizzvolle Gedicht Hrn. Butlers dagegen hielt, den Englischen und nach meinem Sinn löblichen Zweck des Verfassers offen vor mir liegen.

Und was war denn dieser? Gewiss nicht, ein Narrenspiel aufzuführen, M. G. Herrn, nicht Scurrilia zu tractiren wie ein Rubelius, oder einen elenden und thörichten Witz zu zeigen oder pios castosque lectores zu offendiren, wohl aber scurros hypocritas und maxime impios homines durch eine Satyre an den Pranger zu stellen, die nicht so vast durch die Dichtung ihr satyrisches Wesen bekam, sondern vielmehr eine bloss historische Erzählung und Auseinandersetzung derjenigen Rebellion und schwärmerischen Principien ist, nach welchen diese tragische Geschichte geführt ward, die sich in tausend unläugbaren gottlosen Wirkungen und factis zeigt, wenn sie auch nicht, (wie auch wiederum ohnläugbar geschah,) öffentlich wäre profitirt worden. Der Zweck dieser Rebellion war nicht geeignet, als die alte monarchische Regierung in England umzustossen und mit derselben die alte äussere Kirchenverfassung, (ich sage die äussere, denn den Lehrsätzen nach waren die Engländer schon längst Protestanten geworden,) in's Grab zu stürzen, auf deren Ruine jede der Handlungspartheyen, die Presbyterianer sowohl als die fanatischen Independenten, ihr eignes System von äusserlicher Kirchenverfassung aufzuführen suchte; und diesen doppelten Zweck zu erlangen erlaubte man sich die unerlaubtesten Mittel, Mittel, deren sich die Nation, da sie endlich bey der Einsetzung Karls II vom Rausch erwachet, von Herzen schämte und deren sich noch izo jeder rechtschaffene Engländer, wenn er sich gleich zu der presbyterianischen Parthey hält, Ursache von Herzen zu schämen hat, es sey dann, dass alles was unsre Vorfahren gethan, und es mit Übereilung oder in der Hitze ihrer Passion gethan, uns bloss deswegen heilig seyn soll, weil sie unsre Vorfahren oder Glaubensgenossen sind.

Das berüchtigte lange Parlament, unter dem dieser unglückliche Krieg geführt worden, riss wider die Fundamentalgesetze der Staatsverfassung in England alle königliche Macht und Vorrechte an sich. Man trieb mit Eid und Pflicht ein Spiel. Man erfand die künstliche Distinction zwischen einem König de jure und dem de facto oder zwischen dem politischen König und dem persönlichen. Man gab die Befehle aus im Namen des Königs und es waren Befehle, ihn in seiner Person zu bekriegen. Man vermengte in öffentlichen Reden und Predigten die christliche Freiheit mit der politischen. Man berief die Schottländer zur Hilfe, beyde obgedachte Zwecke zu befördern, man machte die Empörung zur Sache des Herrn, man ermunterte das Volk, die

Kriege Gottes zu führen, die Amalekiter auszurotten, man hiess sich selbst die Heiligen, die Auserwählten, und die Andern die Gottlosen. Man log und betrog; man drückte und verfolgte und deckte Alles mit der Religion zu. Da hernach die Independenten, mit denen es viele andere Secten hielten, die Millenarians, die Levellers, die Rauters etc. den Minister spielten, so ging es noch ärger, diese gaben ein inneres Licht und Offenbarung vor; dieses war ihr grosses oder einziges Principium und der schlaue ehrgeizige Cromwell wusste sich dieses principii besonders zu bedienen, dem König zuletzt den Kopf abzuschlagen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Wer mag vor diesem bestehen? Niemand betete mehr als dieser Heuchler oder Schwermer oder beydes zugleich. Niemand stellete sich heiliger an und kaum war doch ein Mensch, der mehr Ungerechtigkeiten begangen und mehr andre Leute mit ihm sündigen gemacht als dieser Mensch.

Das sind alles facta, M. G. Herren, die in den englischen Geschichtsbüchern erzählt und mit hundert speciellen Exempeln bewiesen worden. Wer mir nicht glauben will, der darf nur einen Clarendon, einen Thoyras, einen Walker und einen Hume lesen, und sollen dann diese Dinge nicht dörfen gerüget werden? Soll die Satyre das Laster der Rebellion, die Heucheley, den mörderischen Schwermergeist, Meineid, Betrug und Unterjochung eines freien Volkes nicht peitschen und bis aufs Blut peitschen dörfen? Ich meine: Ja! und sage unverhohlen, dass, wer mir's ausreden wollte, seine Mühe verlieren würde. Nun, das hat Butler, der Verf. des Hudibras, gethan, und ich habe den Kupferstich des berühmten Hogarth, da der so offenbare Zweck des Verf. durch eben diese symbolische Action recht meisterlich vorgestellet wird, stets mit dem grösten Vergnügen betrachtet. Butler hat ja diese Schandthaten und schändlichen Principia nicht ausgeheckt oder selbst besungen, er hat nur, wie er sie gefunden, zum Abscheu dargestellt und wie sie es verdienen, (sie verdienten doch noch mehr,) mit seiner Satyrgeisel gezüchtiget und hat es mit gutem Effect gethan. Der Vortheil, sagt der Geschichtsschreiber Hume, den die königliche Sache aus diesem Gedichte zog, da es die Schwermerey und die Scheinheiligkeit des vormaligen Parlaments lächerlich machte, war bewundernswürdig und die Vortrefflichkeit dieses Werks rührte den König selbst, (das war Karl II,) dergestalt, dass er sogar einen guten Theil desselben auswendig gelernt hatte. Noch einmal, M. HH., wer wird dies obgedachte Laster, principia und Lasterthaten in Schutz nehmen? Ich mag nicht mehr davon reden.

Ich habe oben gesagt, M. HH., dass Butler seine satyrische Geisel zuzurichten, nicht vil eigne Empfindungskraft anwenden dorfte? Er fand die meisten Thorheiten, das ludicrum u. scurrile, (wenn es so heissen soll,) in wirklichen factis der damaligen

Zeiten, er erfand es nicht. Glauben Sie, M. H., dass das Abenteuer mit dem Bär eine wirklich damals vorgefallene Geschichte sey? Ich sage Ihnen, es ist à la lettre! Ein gewisser Colonel Pride tödtete aus frommem Eifer in der Grafschaft Hurrey alle Bären, die das Volk zur Ergetzlichkeit hielt und dann und wann danzen sah. Ein andrer, Hug Hjör mit Namen that eben das in der Stadt London. Ich habe authentische Schriften und Schriftstellen dafür aus denselben Zeiten. Der Verfasser des Hudibras redet von Soldaten, Officieren etc., die damals die Kanzel bestiegen und gepredigt haben. Glauben Sie, M. H., dass dieses wirklich geschehen? Ich sage Ihnen, es ist à la lettre wahr; die schwermerischen Independenten behaupteten und übten diesen Lehrsatz aus, dass man keine ordentlich bestellten Prediger brauche, dass jeder das Recht habe, ein solcher zu seyn, wenn er will. Cromwell hat demzufolge selbst gepredigt und ich habe noch selbst eine solche Predigt, die noch übrig geblieben von diesem Schwermer wirklich bey Handen, worin er über Römer 17 (wer sollte glauben, dass es über diesen Text möglich wäre?) wirkliche Empörung gegen diesen König lehrt und sonst Sachen sagt, die seine gottlose Absichten, seinen Leichtsinn in Religionssachen, um nichts mehrers zu sagen, öffentlich verräth. Butler durchziehet den Meineid, Betrug, die Erhitzung des Volkes zum Fanatism, er peitscht die damals im Schwung gegangne Wahrsagerei, die öffentliche Strafgerechtigkeit über die eingebildeten Hexen und Hexenmeister, wodurch in denselben Zeiten auch in Engelland so viele Unschuldige das Opfer einer elenden Unwissenheit und Aberglaubens haben seyn müssen. Wem that er Unrecht? Wenn solche Dinge einen Freibrief haben, so ist es wahrlich übel bestellt und ich sage Ihnen, dass so lange ich lebe, mein Aüsserstes thun werde, denselben zu zerreissen und unnütz zu machen. Ich halte es für eine grosse Pflicht.

Dies ist also, M. H., das Buch, welches ich, ein Geistlicher und ein öffentlicher Lehrer, die Kühnheit gehabt habe, zu übersetzen. In der That, ich will zugeben, dass ich zu tadeln wäre, wenn dies Buch ohne Absicht, nur um ein thörichtes Gelächter auszuschlagen, geschrieben wäre. Aber nachdem es wahr ist, dass es sich auf eine Geschichte gründet, worin Heuchler, Schwermer ihre Rolle so ärgerlich zum Schaden und zur Verachtung der wahren practischen Religion, zum Unglück und zur Verführung vieler tausend Menschen und zu einem ewigen Denkmal, wohin ein elender Fanatimus die Menschen bringen könne, gespielet haben, so machte ich mir wirklich ein Verdienst daraus, durch diese Übersetzung ein Mittel zu werden, dass eben diese Laster auch allen deutschen Lesern in ihrer Schändlichkeit aufgedeckt und sie davor gewahrnet werden. Ich habe mir deswegen auch, sobald ich genugsam Kenntniss der eigentlichen Beschaffenheit

dieses Buches hatte, kein Bedenken gemacht, es vielen Freunden zu sagen, dass ich Author von einer solchen Übersetzung sein werde und mache mir noch izt gar nichts daraus, dass es überall bekannt ist. Sagen Sie es, M. H., wem Sie es wollen, aber sagen Sie zugleich einem Jeden, der deswegen Anstoss nehmen wollte, dass ich behaupte, er müsse die gehörige Kenntniss von der Natur und dem Zwecke dieses Buches noch nicht haben, welche ihm aber theils in einer Vorrede dazu, theils durch historische Anmerkungen gegeben werden solle, und dass ich hoffe, er werde alsdann einsehen, dass ich nichts gethan, was mea persona indignum könnte geheissen werden.

Ich bin ein Geistlicher, M. H., und ein öffentlicher Lehrer und hören Sie noch, wie ich als ein solcher denke:

Ich hasse und verabscheue alle Irreligion von Herzen und sie zu hintertreiben oder zu verbannen thu ich nach meinen Kräften, aus Überzeugung und in Aufrichtigkeit meines Herzens, was ich kann und vermag. Ich setze die Irreligion in zwei Stücke: In irrige und den Grund des Heils erschütternde oder gar umstossende Lehrsätze, diese soll ein Lehrer gründlich refutiren, das ist meines Bedünkens das einzige wirksame Mittel dieses elende Gift zu tödten; und demnach in practische Irrthümer, in Handlungen, die den theoretischen Religionswahrheiten, zu denen man sich bekennt, zuwider sind, kurz in Sünden und Laster. Diese bedürfen keine Refutation, sie tragen die Refutation in ihrer eigenen Natur, in dem Widerspruch gegen die offenbaren Religionswahrheiten mit sich; aber Beschämung, Aufdeckung ihrer Schande und aller ihrer elenden Folgen bedörfen sie, den Leuten zum Abscheu und zur Wachsamkeit über ihre Herzen; und wenn ein Geistlicher, ein Lehrer Bücher befördert, welche die Hypocrisin, die Schwermerey und Alles, was Sündhaftes und Unglückliches daraus geflossen, in ihrer Schädlichkeit züchtiget, was thut er persona sua indignum? Ich meine, er thue was er soll, und was ihm Lob und Dank verdienen solle.

Ich mag mich nicht darüber aufhalten, dass es keine Satyre sein solle. Warum denn nicht? Das ist aber soviel als die Ruthe, womit man ein Kind züchtigt, soll keine Ruthe sein. Ich lasse es gelten. Es gibt noch andre Mittel mehr, das Kind zu züchtigen und andre zu warnen; aber mit diesen andern Mitteln gibts doch die Ruthe als ein solches. Die Ludicria und sogeheissene Scurrilia fallen, so viel ich verstehe, als eine satyrische Ruthe auf die bösen Thaten, die er in ihrer Schändlichkeit aufdeckt, zurück und ebenso die Dicteria, welche pios castosque lectores offendiren sollen.

Was kann der Author dafür, wenn Er seine Personen nach ihrem Character, ihrer Denk- und Handlungsart reden lässt, eben damit man sehe, wie sie gedacht und geredet haben? Redet aber

der Authbor in seiner eigenen Person und es entstehen ihm da oder dort einige Ausdrücke, die für unsere Sünden indecent sind, so ist es däucht mich, zu hart, keine Nachsicht dafür haben wollen, da man weiss, wie grob und ungeschliffen jene alten Zeiten gewesen, so dass die besten Scribenten, auch die Theologi selbst in ihren Streitschriften zu sagen erlaubt, was heute zu Tage eine mehrere äusserliche Sittlichkeit verbiethet. Ich meinerseits und vielleicht noch viele andere mit mir kann um dieses Fehlers willen den übrigen wichtigen und nützlichen Inhalt des Buchs nicht verwerfen. Dieser rührt und nimmt mich ein und ich glaube, so sollte es allen Lehrern begegnen, die den Geist und die Absicht dieser Schrift richtig saisiren.

Das ist, M. H. was ich Ihnen auf die Nachricht, welche Sie mir unlängst mitgetheilt, habe sagen wollen. Ich zweifle indessen nicht, dass wenn die löbliche Censur einige Erläuterung über dieses Buch bekommt, welche zu geben ich Sie hiermit in den Stand setze, dieselbe ein billiges und günstiges Urtheil darüber sprechen werde. Machen Sie zur Beförderung dessen von diesem gegenwärtigen Brief einen Gebrauch, wie Sie es am besten finden werden. Ich bin

etc.

Diac. Waser.

Winterthur d. 25. Hornung 1765.

Es scheint nicht, dass das vorliegende Schreiben Wasers auf die Verfügungen der geistlichen Behörde Zürichs irgendwelchen Einfluss geübt habe. Auch die Bemühung Bodmers und Breitingers, welch letzterer Mitglied der Censurbehörde war, blieb ohne Wirkung. In einem Schreiben Wasers an Bodmer vom 14. Juni 1765 heisst es: 'Ich danke Ihnen und Hrn. Breitinger und wer sich des gedruckten Hudibras angenommen, für Dero Bemühungen verbindlich; dass dieselben fruchtlos abgelaufen, ist eben ein schlechtes Zeichen von der Beschaffenheit unseres Zustandes'. Aber freilich war der Eifer des zürcherischen Antistes und seiner Genossen auch nicht stark genug, zu verhindern, dass der übersetzte deutsche Hudibras ans Licht trete. Die Herren Orell Gessner u. Co. setzten einfach: 'Frankfurt und Leipzig' als Verlagsort auf den Titel des Buches, das zu Anfang des Jahres 1766 von Haller in den Gött. Gel. Anzeigen (1, 33) kurz angezeigt wurde und das ohne Zweifel von Waser selbst (trotz des gegentheiligen Anscheins) mit einer Vorrede versehen war, an deren Schlusse, auf der Rückseite des Blattes, die Verse Hallers gedruckt sind:

Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath!
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

wobei jedoch Waser eigenmächtig das Wort 'Priester' des zweiten Verses in 'Heuchler' umgeändert hat.

Bern. Ludwig Hirzel.

Zwei Gedichte Zacharias Werners.

In E. J. Veiths, des Convertiten und katholischen Mystikers, Taschenbuch für 1823, exotisch 'Balsaminen' genannt, finden sich zwei Gedichte Zacharias Werners, die in der unkritischen und unvollständigen Grimmaer Ausgabe fehlen, deren Fundort auch Goedekes Grundriss nicht verzeichnet.

Den Wiederabdruck des ersten Liedes verbietet seine, wie der Verfasser selbsterkennend in einer Note sich ausdrückt, 'Bandwurmsart und Länge', es zählt nicht weniger als 80 siebenzeilige Strophen. Unter dem Titel 'Unstäts Morgenpsalm' behandelt es wirr und confus, mit qualvoll erzwungenen Reimen eine Pilgerfahrt nach Mariazell, die Werner Gelegenheit giebt eine grosse Generalconfession abzuhalten. Nach einer kindlich-einfältig sein sollenden, aber abgeschmackt wirkenden Paraphrase des Schöpfungsberichtes der Genesis in Versen wie:

Fisch, Vogel, Wurm, Getier und Wild
Schwimmt, fliegt, kriecht, stampft und bebet,

kommt er auf die Liebe. Werner zeigt sich hier als Dichter der 'Weihe der Unkraft', die das Bekenntniss enthalten hatte:

Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne,
Doch wissend, dass aus Liebe der Quell der Wesen rinne,
Setzt ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron,
Und durch dies Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn.

Der Gegensatz zwischen himmlischer und irdischer Liebe oder wie Werner sagt, Karitas und Minne sind das Thema, aber während er vordem jene 'Gnadenlose, Selbstsüchtige für das Hauptmotiv des Höchsten in uns' hielt, gewiss auch jener schwülen Lehre anhing, die ein ekstatischer Schwarmgeist in Heyses 'Kindern der Welt' predigt, dass der sinn-

liche Liebesgenuss ein Symbol für die Aufgabe des eigenen Selbst und für das Aufgehn in die Göttlichkeit sei, wendet er sich jetzt ein friedensbrünstiger Waller zur Madonna Urania.

Das Bild des Pilgers hat der Nimmerweilende übrigens oft gebraucht, so im Weimarer Abschiedslied von 1808, im 'Sonnenkoloss und der Wanderer', in der 'Ankunft zu Köln'; in einem (unter den Gedichten, Werke 1, 123 mitgetheilten) Prolog zu den 'Söhnen des Thals' nennt er sich den 'Unstät, der da wandert, wehklagt, warnt'. —

Sehr interessant für das Studium des Naturgefühls bei Werner ist das zweite Balsaminengedicht, das wohl verdient aus dem Vergessenheitsschacht eines Almanachs gehoben zu werden. Es lautet:

Das Eismeer zu Chamouny!
(i. Sept. 1809)

Wir Nonnen, wir frommen, wir wohnen
Unter marmornen Wänden,
In silbernen Schleiern
Und smaragdnen Gewänden
5 Die Stunde des Todes wir feiern:
Dein Opfer, Entsagung!
Die Stürme, die sausenden, freien,
Brausen her und versäuseln,
Sie rasseln und hauchen,
10 Ha, wie sie um uns kreiseln;
In unsre Schönheit sich tauchen
Sie möchten, die Starken!
Wir Stillen, wir sitzen, wir sinnen!
Gerne möchten wir rauschen,
15 Gleich Töchtern vom Rheine,
Und Umarmungen tauschen
Wie, im siebenfach wonnigen Scheine
Die Sel'gen vom Staubbach!
Doch Nebel, die schmelzenden, schweben,
20 Schwimmen her, ziehen weiter.
Sie lauschen und lauern,
Unsre grauen Begleiter,
Ob keusch auch und treulich wir trauern
Im Fluch der Erstarrung!
25 Wir Jungfrauen, wir trauren, wir keuschen,
Dass zur Stunde, der düstern,
Wir haben verloren

Wonneseliges Flüstern
Der Brautnacht, zu der wir erkoren,
30 Die einsam verschmachten!
Lawinen, die reinen, die weissen,
Stürzen her und zerfliessen.
Die alten Alpen weinen,
Dass wir Schönen so büssen.
35 Sie können nicht tröstend erscheinen
Drum senden Sie Thränen.
Die trostlos wir thronen, uns trösten
Nicht die Thränen der Guten,
Ob wohlig wir wollten
40 Mit jungen Wogen fluthen;
Der Schwur, den wir Thörichte zollten,
Einklammert sein Bann uns! —
Auch Strahlen, die klaren, die farb'gen,
Tanzen her und verschwinden.
45 Die Sonne sie sendet,
Uns zur Lieb' zu entzünden,
Doch der Mont-Blanc, unser Meister, er wendet
Den Blick — wir erstarren! —
Wir Armen, wir harren und haschen's
50 Wenn er wegsieht, der Meister,
Dann zum Urlicht sich bäumen
Unsre Glieder und Geister,
Doch will uns kein Lichttröpflein schäumen;
Wir rasen — und darben! —
55 Kommt ein Mensch, ein Jüngling, ein Lichtsohn,
Kommt er her, kehrt nicht wieder!
Wie Riesinnen umschlingen
Wir ziehn ihn nieder!
Die ihn einschlang kann sein Glanz dann durchdringen,
60 Sie lässt ihn nicht — nimmer! —
Uns Bangen einst klang ein Gesangton,
Weissagend und vergangen:
'Mont Blanc ist gefallen,
'Die eis'gen Banden sprangen,
65 'Des Sühnungsbluts Oceane wallen;
'Christe Eleison!' —

F. L. Z. Werner.

So liess Werner, statt die Naturschönheiten mit offenem Auge zu geniessen sie durch den Nebel seiner unklaren, symbolistischen Mystik, der sich stets gefühlsverwirrend Sinnlichkeit gesellt, verdunkeln. Alles wird ihm zum Gleichniss. Er sieht im Chamounygletscher ein Kloster, im Mont-Blanc

den Hüter desselben, in den im Sonnenglanz wie Silber strahlenden Zacken die Schleier der Nonnen. Soweit wäre die Naturphantasie durchaus massvoll, nun aber kommt das fatale, Gefühlsdumpfheit athmende Ausmalen der begehrlichen Wünsche der Nonnen, die verloren 'wonnseliges Flüstern der Brautnacht'. Das mystisch-erotische Gedicht, das noch jener Epoche der Vermengung himmlischer und irdischer Liebe angehört, schliesst, wie bei Werner zu erwarten, mit einer Apotheose des Opfertodes Christi.

Grosse Verwandtschaft, nicht nur durch die Amalgamirung von religiösen und sexuellen Momenten, sondern auch durch den ganzen Ton, hat das 'Eismeer von Chamouny' mit dem Dithyrambus auf den Rheinfall bei Schaffhausen (W. 1, 163). Die Gewässer sind hier 'kosende wogende Jungfrauen', die schauernde Lust treibt 'zu schwelgen an Bräutigams Brust', dieser aber ist der Heiland, zu ihm stürzen sie durch 'Sündenpein und weinende Schuld', 'zu schlingen von Aussen und Innen ihn ein' in 'seliger, sühnender, süsser Umarmung'. Ähnliche Saiten werden im 'Staubbach' angeschlagen. Heranzuziehen wäre schliesslich noch das 'Frühlingsnachtmahl', wo der Schönheitszauber einer italienischen Frühlingsnacht das katholische Hochamt symbolisiren muss. Die Blumenkelche sind 'duft'ge Opferschaalen', worin der Mond das 'goldne Blut' giesst, die Wellen schlürfen unter 'Sternchoralen' 'Pausilipps bekränzten Leib', der Vesuv, den 'die Stola von Rubin umkreist', ist der Priester. —

Zacharias Werners Schöpfungen haben alle etwas Ungesundes, Krankhaftes, das zeigt sich auch hier wieder; seine Bedeutung ist nicht so sehr litterarhistorisch, als psycho-pathologisch.

Berlin. Felix Poppenberg.

Heines Beiträge zu Schads Almanach.

Mein Freund Dr. Georg Schad in Schweinfurt hat mir vor einiger Zeit in liebenswürdigster Weise die Durchsicht

und Benutzung der Briefe gestattet, welche an seinen Vater, Christian Schad [1]), von den Mitarbeitern an dessen 'Deutschem Musenalmanache' gerichtet wurden. In dieser sehr umfangreichen und zum Theil sehr interessanten Briefsammlung finden sich die im Nachfolgenden abgedruckten Briefe von Heine, Wihl und Duesberg, sowie zehn Briefe von Henri Julia, deren Hauptinhalt unten mitgetheilt wird.

Chr. Schad hatte wahrscheinlich vor Erscheinen des 1850 veröffentlichten ersten Bandes seines Deutschen Musenalmanaches Heine um einen Beitrag angegangen. [2]) Wenigstens schreibt Heine am 1. November 1850 an Meissner [3]): 'Ich habe mehrere Deutsche in Bezug auf den Musenalmanach befragt, z. B. den trauernden west-östlichen Schwalben-Rabbi Wihl [4]), welcher mich soeben verlässt, aber Niemand

---

[1]) Unterfränkischer Dichter, geb. 1821 in Schweinfurt, gest. 1871 in Kitzingen; Herausgeber des Deutschen Musenalmanachs 1850. 1852—69.

[2]) Von den Briefen Schads an Heine findet sich keine Abschrift im Schadschen Nachlasse.

[3]) H. Heines Werke, hg. v. Karpeles, 9, 375.

[4]) Ludwig Wihl, 1807 in der Nähe von Aachen als Sohn jüdischer Eltern geboren, besuchte das Gymnasium in Köln, studirte in Bonn und München klassische Philologie und orientalische Sprachen, war dann in Frankfurt Mitarbeiter am 'Phönix', besuchte London und Paris und arbeitete einige Zeit in Hamburg an Gutzkows 'Telegraphen' mit. 1840 kehrte er nach Frankfurt zurück, hielt sich dann längere Zeit in Amsterdam und Utrecht auf und begab sich 1848 nach Paderborn. Wegen eines politischen Zeitungsartikels zu einem Jahr Festung verurtheilt, flüchtete er sich nach Paris. Später erhielt er eine Professur in Grenoble. 1870 musste er Frankreich verlassen und begab sich nach Brüssel, wo er am 16. Januar 1882 starb. Seine beste Dichtung sind die 'West-östlichen Schwalben', Mannheim 1847, die ihm bei Heine den Namen Schwalbenvater oder Schwalben-Rabbi eintrugen.

Wihl hatte Heine bei seinem ersten Aufenthalte in Paris, im J. 1837, kennen gelernt. Nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er im Telegraphen (1838) einen Artikel 'H. Heine in Paris', der für letzteren compromittirend war, ohne dass dies freilich der Verfasser beabsichtigt hatte. Mit Rücksicht darauf liess auch Heine anfangs Wihl seinen Ärger nicht fühlen, sprach sich aber wiederholt in Briefen an Campe und andere über die litterarische Klatschsucht und die Dichtereitelkeit Wihls aus, der ihn nur 'zum Piedestal seiner Grossmannssucht' habe benutzen wollen. Bald darauf kam es zur offenen Fehde zwischen ihnen. Als dann Wihl später als Flüchtling nach Paris

wusste mir Etwas davon zu sagen ... Ist es sicher, dass der Almanach in Bälde herauskommt, oder sind Sie mit dem Redakteur sehr befreundet, so würde ich keinen Anstand nehmen, einen Beitrag zu liefern'.

Da, wie es scheint, Schads Brief an Heine unbeantwortet blieb, so wandte sich ersterer später an den gegenannten Wihl, um durch Vermittlung desselben einen Beitrag von Heine zu erhalten. Ich theile die diesbezügliche Antwort Wihls vollständig mit, weil dieselbe einen Beweis für die Richtigkeit der Schilderung liefert, die Heine und Meissner von der Eitelkeit dieses Poeten entwerfen.

Paris 25 Aug. 1852.

Werthgeschätzter Herr!

Sie haben zweifelsohne das Verletzende nicht gefühlt, das in der Bemerkung liegt, 'einige' meiner willkommenen Beiträge dem M. Alm. einverleiben zu wollen, wenn Sie mich gleichzeitig auffordern, Ihnen Beiträge von andern zu verschaffen, sonst würden Sie sicher dieselbe unterdrückt haben. Ich selbst würde auch davon keine Notiz genommen haben, wenn mich der eine Umstand, den Sie nicht übersehen dürften, nicht dazu zwänge, dass meine Beiträge einen in sich zusammenhängenden Cyclus bilden, der entweder ganz wie er ist oder gar nicht publicirt werden soll. Ich hielt es für überflüssig, darauf besonders aufmerksam zu machen. Jetzt aber kann ich nicht anders als Ihnen die Alter-

---

kam, näherte er sich Heine wieder. Aber auch diesmal dauerten die Beziehungen zwischen beiden nicht lange. Wihls Person war zu unbedeutend, um Heines Zuneigung zu gewinnen, der sich nur an der barocken Erscheinung und an der Poeteneitelkeit des 'Schwalben-Rabbi' ergötzte. Am 1. März 1852 schreibt Heine an Meissner (K. 9,415): 'Den Schwalbenvater sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist'. — Näheres über Heines Beziehungen zu Wihl s. in Heines Briefen; vgl. 'Wihl' im Personenregister bei Karpeles Bd. 9. — Vgl. auch Meissners H. Heine; Erinnerungen, Hamburg 1856, S. 114—137. Trotz der Bemerkung Meissners auf S. 240, dass die beiden in einem früheren Kapitel [S. 125 f.] angeführten Witzworte Heines über den 'Schwalbenvater' mit Unrecht auf einen deutschen Dichter L. W. [Ludwig Wihl] bezogen wurden, ist es zweifellos, dass Meissners 'Schwalbenvater' oder 'Rabbi Faiwisch' kein anderer als unser Wihl ist.

Mit dem Ausdruck 'den trauernden ... Schwalben-Rabbi Wihl' in der oben citirten Briefstelle spielt Heine wohl auf das tragi-komische Liebesabenteuer an, welches Wihl nach Meissners Mittheilung damals erlebt hatte.

native stellen, entweder alle oder gar keines der Gedichte mitzutheilen.[5])

Trotz alledem und alledem habe ich Hartmann[6]) ersucht, Ihnen noch eine Übersetzung aus Petövi zu geben. Er schien indessen darauf nicht eingehen zu wollen. Sie sehen, er ist nicht so freigebig wie ich und darum bettelt man bei ihm. Bei Heine kann ich nichts für Sie thun, da ich seit einem Jahre und zwar Hartmanns wegen mich von ihm getrennt und jede Beziehung aufgegeben habe. Im vorigen Jahre habe ich Ihnen aber unwillkürlich bei ihm geschadet, wo er nach Ihnen und Ihrem Unternehmen mich fragte. Ich wusste von beiden nichts und so sagte er mir: Das scheint mir, wenn Sie keine Aufforderung erhalten[7]), eine Pflanzschule der Mittelmässigkeit, die meinen Namen als Aushängeschild benutzen will.

Hiller[8]) ist noch nicht zurück. Mit ihm stehe ich so, dass falls Sie meiner bedürfen, ich Ihnen nützen kann. Ihrer gefälligen Antwort entgegensehend

Dr. Ludwig Wihl
rue Mazagran 10.

Da Schad durch Wihl seine Absicht bezüglich Heines Betheiligung am Musenalmanache nicht erreichen konnte, wandte er sich nochmals direct an Heine und erhielt folgende Antwort:

Paris 26 April 1853.

Werthester Herr Schad!

Es betrübt mich ungemein dass ich Ihnen auf Ihren freundl. Brief vom 4 d[s] erst heute und nur wenige Zeilen antworten kann; ich bin nämlich seit 4 Wochen kränker als je, und die gegenwärtigen Zeilen sind die ersten, die ich seitdem diktire, was freilich nicht ohne die grösste Anstrengung geschieht. Ihr Pech

---

[5]) Schads Mus.-Alm. für das J. 1853 brachte vier Gedichte Wihls unter dem gemeinschaftlichen Titel 'Erinnerungen an die Heimat'. Im darauffolgenden Jahrgang erschien noch ein Gedicht desselben 'Dichterloos'. Die späteren Jahrgänge enthalten nichts von ihm.

[6]) M. Hartmann war damals in Paris.

[7]) Damit wollte Heine wahrscheinlich den eitlen Wihl, der sich nach Meissners Mittheilung einbildete, Deutschlands grösster Dichter zu sein, mystificiren.

[8]) Ferd. Hiller, der Componist und Musikschriftsteller aus Frankfurt a. M., war 1829—36 in Paris. Im Winter 1851—52 dirigirte er die italienische Oper daselbst. Er war mit Heine befreundet. — Im Schadschen Musenalmanach für 1853 erschien als Musikbeilage ein von Schad verfasstes und von Hiller componirtes Lied.

in Bezug auf Ihre Zusendung[9]) ist mir sehr verdriesslich. Die zwei bedeutendsten chefs de bureau beim hiesigen Postamt sind persönliche Bekannte von mir, und untergeordneten Beamten ist hier alle Dummheit zuzuschreiben. Ich würde Sie gerne, herzlich gerne für die fatalen Tribulazionen durch irgend einen guten Beitrag für Ihren Almanach zu entschädigen suchen. Aber es hat mich jüngsthin mein Buchhändler Campe, bei einer veränderten Ausgabe meiner 'Neuern Gedichte'[10]), bis auf den letzten Vers ausgebeutelt, ich besitze nur Fetzen einer grössern epischen Arbeit[11]), die nur im Zusammenhang etwas taugen möchten, und in meinem physischen Zustande, gelähmt und drei viertel blind, wie ich bin, wäre es mir unmöglich in diesem kränkern Augenblicke in meinen Papieren herumzustöbern, um einige Gedichte hervorzusuchen, die vielleicht doch am Ende nicht rathsam zu publiziren wären. Ich will Ihnen aber ganz gewiss für den nächsten Jahrgang frühzeitig eine Einsendung vorbereiten. — Mit Porträten habe ich kein Glück. Als ich einst von der Weidmannschen Buchhandlung so lange gequält wurde, bis ich mich entschloss, einem talentvollen Freunde, Tony Johannot[12]), ganz eigens zu einem Porträte zum Musenalmanach zu sitzen, und dieses Porträt auch ganz vorzüglich gut ausfiel, gerieth der deutsche Stahlstich[13]) doch so schlecht, dass eine wahre Fratze zum Vorschein kam. Vor anderthalb Jahren konnte ich es meinem Buchhändler Campe bei seinem Hiersein nicht abschlagen, einem Zeichner[14]) zu sitzen, dessen Arbeit ebenfalls nicht schlecht war: zu meinem grossen Ärgerniss aber hat Campe davon einen grossen Steindruck verfertigen lassen, der wieder eine scheussliche Fratze wurde, worin noch obendrein das vorherhängende Glotz-Auge eine nachträgliche Erfindung des Lithographen ist. Es ist ein em-

---

[9]) Wahrscheinlich der 3 bereits erschienenen Bände des Musenalmanachs.

[10]) Neue Gedichte, 3. veränd. Aufl., Hamburg 1851.

[11]) Ohne Zweifel das Gedicht 'Bimini', das Strodtmann im Suppl.-Bd. der 2. Gesammtausgabe der Heineschen Werke aus dem Nachlasse des Dichters veröffentlichte. Die obigen Worte Heines sprechen für die Annahme, dass derselbe ursprünglich eine breitere Ausführung des Gedichtes beabsichtigte. (S. Strodtmann a. a. O. S. 401.)

[12]) Kupferstecher und Maler, geb. 1803 zu Offenbach, gest. 1852 in Paris.

[13]) Erschienen im Chamissoschen Musen-Almanach 1837.

[14]) E. B. Kietz, Porträtmaler, geb. 1815 zu Leipzig. — Im Sommer 1851 fertigte er in Gegenwart Campes eine Kreidezeichnung an, welche den kranken Dichter im Lehnstuhl sitzend darstellt. Campe und Meissner fanden, ebenso wie Heine selbst, das Porträt sehr ähnlich. Eine Reproduction dieses Bildes ziert den Romanzero, Hamburg 1851.

pörender Missbrauch des Vertrauens, mein armes unschuldiges Gesicht dergestalt zu prostituiren. Von ältern Porträten kenne ich nur eine Lithographie, die nach einer Zeichnung von Oppenheim[15]) im Jahr 1831 herausgekommen, u. obgleich sie blutwenig geschmeichelt ist, dennoch der Ähnlichkeit wegen gerühmt werden kann. Ich empfehle Ihnen diese letztere, so wie auch einen Stahlstich, welchen die Revue des deux Mondes einem ihrer Hefte vor etwa 9 Monaten beigegeben hat und [welcher] von allen meinen Freunden der Ähnlichkeit und der guten Auffassung wegen gepriesen wird.[16]) So viel erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, in Bezug auf Ihr gütiges Vorhaben, eine Copie meines Gesichtes Ihrem Almanach voranzustellen. Ich danke Ihnen für diese freundliche Theilnahme.

Graf Auersperg, unser lieber College, der mir ein edler alter Freund ist, befindet sich in diesem Augenblick hier, ich habe ihn aber bis jetzt nur wenig sehn können.

Indem ich Ihnen nochmals freundlich für Ihre unermüdliche Güte danke, verharre ich

Ihr aufrichtig ergebener

Heinrich Heine

(50, rue d'Amsterdam.)

Im zweitfolgenden Monat sandte Heine an Schad drei Gedichte, 'Narrethei', 'Das Hohelied' und 'Lied der Marketenderin' und fügte folgendes Schreiben bei:

Paris, 7 Juni 1853.

Werthester Herr Schad!

Sie bezeugen mir so viel Freundlichkeit, dass es drückend auf mir lasten würde, wenn ich Ihnen nicht einen Beitrag für Ihren Musen-Almanach schicken könnte; ich habe daher die obenstehenden Verse angefertigt, die ich Ihnen vorläufig einsende. Den Musen-Almanach nebst Ihren Zeilen habe ich erhalten und hierüber, so wie auch über Ihr jüngstes Schreiben kann ich Ihnen erst später etwas sagen, da ich in diesem Augenblick gar zu leidend bin.

Ihr freundlichst ergebener

für Heinrich Heine.

---

[15]) Oppenheim, Mor., Genremaler, geb. 1801 zu Hanau. Er malte Heine bei dessen vorübergehendem Aufenthalt in Frankfurt im Frühjahre 1831. Von diesem Ölbilde existiren mehrere Vervielfältigungen. S. R. Proelss, H. Heine, Stuttg. 1886, S. 379 Anm. 240.

[16]) Dieser Stahlstich, welchen die Nr. vom 1. April 1852 der Revue des deux Mondes brachte, ist von J. François nach einem Bilde des fr. Malers Charles Gleyre (geb. 1807, gest. 1874) gefertigt, das ebenso wie das Porträt von Kietz den kranken Dichter im Fauteuil sitzend darstellt.

Vierzehn Tage später schickte Heine folgenden Brief an Schad:

Paris 22 Juni 1853.

Werthester Herr Schad!

Ihr werthes Schreiben vom 14 d° habe ich richtig erhalten. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, war ich so krank, dass ich mich darauf beschränken musste, Ihnen vorläufig meinen Gedichte-Beitrag einzusenden. Unter dem Worte vorläufig habe ich mir keine nachfolgende Sendung gedacht; eine reichlichere Einsendung vermag ich erst Ihnen zum folgenden Jahrgang zu versprechen. Ich beeile mich, heute Ihnen aus dem besondern Grunde zu schreiben, weil ich das Marketenderinlied für etwas zu stark gefärbt halte und ich eine Strophe darin verändern will. Ich glaube es ist die 5te Strophe, welche lautet:

Gleichviel von welchem Heimathland [17]),
Gleichviel von welcher Sekt ist
Der Mensch, wenn nur der Mensch gesund
Und der Mensch nicht angesteckt ist.

Ich bitte Sie, statt dieser Verse folgende Variante zu drucken:

Gleichviel von welcher Heimath, gleichviel
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Ich habe den mir zugeschickten Almanach gelesen oder vielmehr mir vorlesen lassen, und ich ersah daraus mit Vergnügen, dass die süsslich girrende Sentimentalität der Entsagungs-Poesie [18]) in Deutschland sehr abgenommen hat. Ich hoffe, dass das Porträt, von welchem Sie sprechen, nicht eine Copie desjenigen ist, welches Campe herausgegeben, und worin er mir, wie ich Ihnen schon gemeldet, ein scheussliches Schellfisch-Auge angehenkt hat. [19]) Wahrscheinlich und hoffentlich haben Sie sich das Porträt der Revue des deux Mondes zu verschaffen gewusst.

---

[17]) In dem von Heine am 7. Juni abgeschickten Manuscript lautet dieser Vers: 'Gleichviel von welcher Landsmannschaft'.

[18]) In einem Briefe an Aug. Lewald, 25. Jan. 1837 (s. Karpeles 9, 161) schreibt Heine: ... 'ich war immer der Meinung, dass man in der Liebe besitzen müsste, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie' ...

[19]) Vgl. Heines Brief an Campe, 7. Juni 1852 (Karpeles 9, 425): 'Was Sie mir über Herrn Kietz gesagt haben, hat mich äusserst verwundert; ich muss ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sein Croquis unendlich viel besser war, als der Steinabklatsch, die Karikatur meines Gesichtes mit dem geborgten Schellfischauge, das Sie mir mal überschickten'.

Indem ich Ihnen für Ihre Freundlichkeiten und collegialische Theilnahme heiter danke, verharre ich

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

P. S. In dem Exemplar des Almanachs, das Sie mir schickten, fand ich auch einige Zeilen von Ihnen, worin Sie mir den Auszug aus einem Briefe mittheilten, der eine Anfrage von mir in Bezug auf Ihren Almanach besprach.[20]) Von einer solchen Anfrage weiss ich nichts, und ich begegne hier wieder der windigen Wichtigmacherei des miserabelsten und stinkigsten Dichterlings, der mir je vorgekommen. Ich glaube, Sie sind es den Geruchsnerven Ihrer Leser schuldig, dass Sie von dieser herumkriechenden Wanze[21]) keinen versifizirten Gestank in Ihren Almanach aufnehmen. Belohnen Sie aber nicht durch Indiscretion meinen guten Rath. — Dingelstedt hat mich unlängst hier besucht; er bleibt doch immer einer der talentvollsten. Herr Wille[22]) aus Hamburg, der in Zürich lebt, hat mir über Herwegh, der ebenfalls dort residirt, sehr betrübende Mittheilungen gemacht, nämlich Mittheilungen über die vielen Quälereien, die dieser doch immer sehr geistreiche Mensch vom Pöbel zu erdulden hat. Der litterarische Klatsch zerstreut mich in meiner Misère.

Diese drei Briefe sind, ebenso wie die drei obengenannten Gedichte, von Heine dictirt. Der Schreiber ist wahrscheinlich Heines damaliger Secretär R. Reinhardt. Der erste und der dritte Brief sind von Heine eigenhändig unterzeichnet.

Der Musenalmanach für 1854 (4. Jahrg.) brachte eine von Weger und Singer hergestellte und bereits zuvor in

---

[20]) Es handelt sich hier offenbar um Heines Anfrage bezüglich des Musenalmanaches bei Wihl, von welcher in dem oben abgedruckten Briefe des letzteren an Schad die Rede ist, sowie um die ebendaselbst berührte Äusserung Heines über den Almanach. Wenn Heine übrigens von einer diesbezüglichen Anfrage bei Wihl überhaupt nichts wissen will, so ist er zum mindesten im Irrthum, wie die eingangs citirte Stelle aus einem Briefe desselben an Meissner beweist.

[21]) Am 19. Mai 1839 schreibt Heine an G. Kühne (Karpeles 9,231): 'Ja, gegen den Wihl kann ich nicht selbst auftreten, er ist eine Wanze, die ich nicht mit den Fingern anrühren kann, ohne mich widerwärtig zu beschmutzen, die ich nicht zertreten darf, wenn ich mich nicht dem Mistduft seiner Stinkereien, die er verübt, aussetzen will'.

[22]) Dr. François Wille, geb. 1811, Hamburger Journalist, verliess im J. 1851 Hamburg und bezog ein Gut bei Zürich.

Baumgärtners Allg. Moden-Zeitung erschienene Nachbildung des Heineporträts, welches der Aprilnummer des Jahrgangs 1852 der Revue des deux Mondes beigegeben war: das unter dem Bildnisse befindliche Facsimile war nach der Namensunterschrift des Dichters in seinem Briefe an Schad vom 22. Juni 1853 hergestellt worden. Von den drei Gedichten, welche Heine an Schad gesandt hatte, erschienen zwei in dem Almanach: 'Das Hohelied'[23] und das 'Lied der Marketenderin'.[24]) Das Gedicht 'Narrethei' hatte Schad nicht aufgenommen. Es repräsentirt eine wahrscheinlich ältere Fassung des zweistrophigen Liedes 'Ich habe verlacht, bei Tag und bei Nacht' (Elster 2, 78). Die letzte Strophe ist in beiden Varianten gleich. Das Gedicht lautet in der Handschrift:

Narrethei.

Thorheiten begangen, Thorheiten gemacht,
Ich mache deren noch immer.
Ich hab sie gemacht bei Tag und bei Nacht,
Die nächtlichen waren weit schlimmer.

Ich hab sie gemacht zu Wasser und Land,
Im Freien wie im Zimmer.
Ich machte viele sogar mit Verstand,
Die waren noch viel dümmer.

Die Magd ward schwanger und gebar —
Wozu das viele Gewimmer?
Wer nie im Leben thöricht war,
Ein Weiser war er nimmer!

Die beiden folgenden Jahrgänge des Musenalmanachs brachten keine Gedichte von Heine; auch findet sich in dem Schadschen Nachlasse kein weiterer Brief von ihm an den Herausgeber des Almanachs.

[23]) H. Heines sämmtl. Werke, hg. v. Elster, Lpz. 1887—90, 2, 34. — In dem Schad gesandten Manuscript ist V. 9 'Der Leib des' ausgestrichen und 'Fürwahr, der Leib' darüber geschrieben. Heine wollte also zuerst dictiren: 'Der Leib des Weibes ist fürwahr'.

[24]) Elster 2, 115. — In der Handschrift ist V. 10 'Das sind meine Lieben und Braven' durchstrichen und dafür gesetzt 'Ich liebe sie alle, die Braven'. V. 12 ist aus Versehen geschrieben: 'geschlummert' für 'geschlafen', das auf 'Braven' reimt. Dieses Versehen hat sich auch in den Musen-Almanach und in Elsters Ausgabe eingeschlichen. V. 16 liest die Hs. 'liebe', wofür der Mus.-Alm. 'lieb' setzt. Die 5. Str. hat die von Heine nachträglich für den Alm. bestimmte Fassung. (s. o.)

Nach Heines Tode ersuchte Schad die Wittwe des Dichters brieflich um Überlassung eventuell vorhandener unedirter Gedichte von Heine für den Almanach. Der Rechtsfreund der Wittwe, Henri Julia, antwortete als Vertreter ihrer litterarischen Interessen, dass er bereit sei, einige der von Heine hinterlassenen Gedichte gegen ein noch festzusetzendes Honorar zur Veröffentlichung im Musenalmanach an Schad zu senden. Am 11. Juli 1856 schickte H. Julia dem letzteren folgendes Verzeichniss einer grösseren Anzahl Gedichte[25]) behufs Auswahl:

Pièces de poésie inédites d'Henri Heine. 1. Citronia. 2. A Édouard G. 3. Cantique. 4. Chanson de la cantinière. 5. Le chien vertueux. 6. Le cheval et l'âne. 7. Âne Ier. 8. Les ânes électeurs. 9. Célimène. 10. Le rat voyageur. 11. Hymne. 12. Attaque de Sentimentalité. 13. Le Nouvel Alexandre. 14. Sonnet. 15. Sonnet burlesque. 16. La Soirée bruyante. 17. Les Duels. 18. Ramsgate. 19. La Demoiselle. 20. Édouard. 21. La vallée de douleur. 22. Conciliation. 23. Légende[26]).

Pièces sans titres, dont voici le commencement: 1. La mort vient, etc. 2. Au ciel, etc. 3. Il brûle, etc. 4. Mon jour fut beau, etc. 5. La petite ville, etc. 6. Ma journée était belle, etc. 7. L'amour commençait, etc. 8. Je vis

[25]) Einige derselben waren übrigens schon im Druck erschienen.

[26]) 1. Citronia. Elster 2, 82. — 2. An Eduard G. 2, 79. — 3. Das Hohelied. 2, 34. — 4. Lied der Marketenderin. 2, 115. — 5. Der tugendhafte Hund. 2, 154. — 6. Pferd und Esel. 2, 156. — 7. König Langohr I. 2, 192. — 8. Die Wahlesel. 2, 196. — 9. Celimene. 2, 41. — 10. Die Wanderratten. 2, 202. — 11. Hymnus. 2, 166. — 12. Sehnsüchtelei. (?) 1, 296. — 13. Der neue Alexander. 2, 174 (Nr. III). — 14. 'Sie küssten mich mit ihren falschen Lippen'. 2, 105. Die Abschrift, die Schad durch Julia später geschickt wurde (s. unten), hatte den Titel 'Sonett'. — 15. Burleskes Sonett. 2, 67. — 16. Zum Polterabend. 2, 18. — 17. Duelle. 2, 74. — 18. Ramsgate. 2, 16 (Nr. 29). — 19. Die Libelle. 2, 150. — 20. Eduard. 2, 124. — 21. Jammerthal. 2, 124. — 22. Vermittlung. 2, 188. — 23. 'Wälsche Sage'. ? Unter diesem Titel befand sich eine Variante der 'Schlosslegende' (s. Strodtmanns 2. Gesammtausg. 17, 254. Wegen des Berliner Polizeiverbotes nicht bei Elster und Karpeles) in den Gedichten aus dem Nachlasse, die Julia später an Schad schickte (s. u.).

dans le sablier, etc. 9. La nuit, lorsque, etc. 10. Les enfans du bonheur, etc. 11. Qui a un coeur, etc. 12. Le Bouquet que Mathilde, etc. etc.[27])

Als Honorar bestimmte Julia 200 Francs für je 24 Seiten Musenalmanach-Format und verpflichtete sich seinerseits, die durch Schad zur Veröffentlichung gelangenden Gedichte nicht vor Ablauf dreier Monate von dem Tage ihres Erscheinens im Almanache ab zu einer Publication zu benutzen.

Am 26. September 1856 übersandte Julia eine Abschrift einer Anzahl von Gedichten, welche sich Schad inzwischen erbeten hatte. Da sich dieselben jedoch zum grossen Theil zur Veröffentlichung im Almanach nicht recht eigneten, so wählte Julia selbst 17 unanstössige Gedichte aus und schickte sie am 9. October 1856 an Schad mit dem Ersuchen, das Manuscript der nicht verwendbaren Gedichte wieder zurückzugeben.

Der Musenalmanach für 1857, welcher gegen Ende des Jahres 1856 herauskam, brachte folgende 20 Gedichte von Heine, mit der Bemerkung: 'Aus des Dichters Nachlasse mitgetheilt durch Henri Julia' (S. 374 ff.):

Die Wahlesel, Der tugendhafte Hund, Pferd und Esel, Jammerthal, Eduard, Vermittlung, 'Nicht gedacht soll seiner werden' (Elster 2, 107), 'Die Liebe begann im Monat März', Sehnsüchtelei, Die Libelle, Ramsgate, Zum Lazarus. 1. 'Wer ein Herz hat', 2. 'Nachts, erfasst', 3. 'Ganz entsetzlich ungesund' (2, 87), 4. Mein Tag war heiter', 5. 'Ich seh im

---

[27]) 1. 'Es kommt der Tod'. Elster 2, 52. — 2. Wohl zweifellos das Lied 'Am Himmel Sonn'. Vielleicht stammt der Titel 'Halleluja' (zuerst Mus.-Alm. 1857), ebenso wie der Titel 'Miserere', den das Lied 'Die Söhne des Glückes' (s. u. Nr. 10) im Mus.-Alm. 1857 führt, von Schad. 2, 85. — 3. 'Mir lodert und wogt'. 2, 98. — 4. 'Mein Tag war heiter'. 2, 89. — 5. 6. Offenbar eine in der Eile geschehene Wiederholung von 3 und 4, wobei der Schreibende, bezw. Dictirende von dem Liede 'Mir lodert' diesmal aus Versehen den Anfang der 2. Str. 'Das Städtchen' notirte. — 7. 'Die Liebe begann'. 2, 22. — 8. 'Ich seh' im Stundenglase schon' 2, 41. — 9. 'Nachts, erfasst'. 2, 109. — 10. 'Die Söhne des Glückes'. 2, 89. Vgl. Nr. 2. — 11. 'Wer ein Herz hat'. 2, 108. — 12. 'Den Strauss, den mir'. 2, 42.

Stundenglase schon', 6. 'Den Strauss, den mir', 7. 'Ich war, o Lamm' (2, 42), Miserere, Halleluja.[28])

Von den Gedichten, die Schad als nicht geeignet für den Almanach wieder zurücksandte, behielt er sich eine Abschrift zurück. Es sind dies folgende Stücke:

Citronia, König Langohr I., Wälsche Sage, Der neue Alexander ('Mein Lehrer, mein Aristoteles'), Ein Sonett ('Sie küssten mich'), 'Welcher Frevel! Freund! Abtrünnig' (2,40), Aus der Zopfzeit. Fabel (2, 153), Duelle, An Eduard G., Zum Lazarus: 'Wenn sich die Blutegel' (2, 100).

Schads Abschrift weicht von den bekannten Drucken in manchem ab. So:

Citronia. V. 7 Nach *Mädchen* ein Komma.

V. 18 ff. Das harmlos einen Fehl beging —
Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehn,
Manchmal wie Liljen, wie die gelben
Violen manchmal, ach! dieselben
Sie wurden von der alten Frau
Geschlagen, bis sie braun und blau!

Im Druck schliessen die zwei letzten Verse (mit der nöthigen Änderung) an den ersten hier ausgehobenen an. — V. 25 *Das ich einst* V. 38 *lieblich* V. 49 *wornach* V. 61 *toller* 66 *nackten*. Nach V. 70 *Nicht mehr im Geiste unsrer Zeit* — folgen noch die beiden Verszeilen:

Es heiligt jetzt der Sitte Codex
Die Unantastbarkeit des Podex.

Nachwort: V. 8 *End ein* V. 12 *Ofterdingen*.[29])

[28]) 'Ramsgate' war schon im Taschenb. für Damen 1829, 'Die Wahlesel' und 'Sehnsüchtelei' im Cyclus 'Zur Ollea', Neue Ged., 3. Aufl. 1852, erschienen.

[29]) Mit diesen beiden Lesarten steht das 'Nachwort' auch S. XVI des Suppl.-Bd. von Strodtmanns 2. Gesammtausgabe; anders in desselben 1876er Ausgabe 18, 382 (darnach: Engel, Heines Memoiren, Hamburg 1884, S. 291, Karpeles und Elster, der die Varianten des Supplementbandes übersah). Hat Strodtmann zwei Fassungen vor sich gehabt oder aus den 'Schicklichkeitsgründen', die ihn zuerst (Suppl.-Bd. S. XVI und 402) überhaupt hinderten, das Gedicht ganz zu veröffentlichen, seine Vorlage verstümmelt, wie Schiller die gleiche Scene aus F. L. W. Meyers Königin Kobold strich (Vierteljahrschrift 2, 159)?

König Langohr I. V. 40 *mein Kater.*

V. 97—99 Die alten Esel! Sie trugen zur Mühle
Geduldig die Säcke; denn ihre Gefühle,
Sie wurzelten tief in der Religion,

V. 103 Frassen sie friedlich ihr tägliches Heu!

Wälsche Sage. S. Schlosslegende a. a. O. V. 1 *Turin,* 7 *Eines Fürstenstamms,* 9 *Ja, sie hatten Alle wenig,* 11 *Sarden-König.*

V. 13—16 Stets brutal zugleich und blöde,
Stallgedanken, jammervoll,
Ein Gewieher ihre Rede,
Eine Bestie jeder Zoll.

V. 18 *Letzter,* 19 *und hast ein ächtes.*

'Welcher Frevel! Freund! Abtrünnig.' V. 10 *Es verirret.* Am Rande hat Schad mit Bleistift bemerkt: *Er?*

Aus der Zopfzeit. V. 10 *er* statt *sie.*

Duelle.

V. 17 Und ein Zweikampf, die Beiden stiessen.

ein ist mit Bleistift unterstrichen und dazu von Schad am Rande bemerkt: *im?* — Strodtmann im Suppl.-Bd. S. 120: *Ein Zweikampf [folgte],* u. s. w.

Nach Erscheinen des Almanachs hatte Schad an Frau Heine ein Exemplar desselben sowie ein Trostgedicht gesandt, welches J. Duesberg[30]) für die Wittwe ins Französische übersetzte. Frau Heine liess dem Übersender durch H. Julia und J. Duesberg ihren Dank aussprechen. Einem späteren Schreiben des letzteren an Schad legte die Wittwe ein kleines gepresstes Sträusschen von Vergissmeinnicht und Stiefmütterchen bei, welche sie auf dem Grabe ihres

[30]) Wohl derselbe Duesberg, der an der Ordnung des Heineschen Nachlasses theilnahm. Vgl. Engel, H. Heines Memoiren S. 33 (hier: Düsberg). — Einigen Aufschluss über seine persönlichen Verhältnisse giebt folgende Stelle aus seinem Briefe an Schad vom 30. Juli 1857: 'Ich habe einen Band französischer Gedichte zum Druck parat. Ein Theil des Faust ist bereits in der 'Revue de Paris' erschienen. Ehe ich aber meine französischen Arbeiten veröffentliche, liegt mir daran, die deutschen erscheinen zu lassen, damit die 'guten Freunde' nicht wieder meinen Patriotismus verdächtigen. Ich bin ein guter ehrlicher Deutscher geblieben und denke es zu bleiben'. — Vielleicht ist der in Lorenz, Cat. de la libr. franç., als Verf. einiger französischer Bücher vorkommende Joseph Duesberg identisch mit dem unsrigen.

Mannes gepflückt hatte. Die beiden Duesbergschen Briefe, welche von Mathildens treuer Anhänglichkeit an ihren Gatten Zeugniss ablegen und eine neue Bitte Schads um Gedichte bezeugen, theile ich im Auszuge mit:

Frau Heine trägt mir auf, Ihnen für Ihr treffliches Trostgedicht zu danken: Sie ist in der That ganz davon entzückt, und lässt sich meine Übersetzung oft vorlesen, und wird dann immer leichenblass, und sagt: Ich meine immer ich höre mon pauvre chien — so heisst sie nemlich ihren Mann unter Freunden...

Meine französische Ubersetzung habe ich nebst Ihrem Gedichte in Frau Heines Stammbuch befestiget...

J. Duesberg.

Paris 2 März 1857 [abgesandt 18. April].

Frau Heine ist dieser Tage gegen ihre Gewohnheit am frühen Morgen aufgestanden, um der drückenden Hitze zuvorzukommen, und hat das Grab ihres pauvre chien besucht, und wie gewöhnlich knieend gebetet und die beiliegenden Blumen gepflückt. Sie können sich etwas darauf zu Gute thun, und haben diese besondere Gnade besonders Ihrer Pietät für das Andenken Heines zu verdanken. Frau Heine dankt Ihnen herzlichst für alles Liebe und Schöne, das Sie ihr sagen.

Leider müssen Ihre beiden anderen Wünsche unerfüllt bleiben. Es ist nicht möglich, nochmals Gedichte aus Heines Manuskripte zu veröffentlichen, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Verleger Händel zu bekommen, mit welchem noch nicht abgeschlossen ist. Und Frau Heines Album fährt in der Welt herum; sie ist trostlos und nicht ohne Besorgniss, dass es abhanden gekommen. Sobald es wieder zum Vorschein kommt, werde ich mich beeilen, Gedicht und Übersetzung dem talentvollen Verfasser zu senden....

Paris 30 Juli 1857. J. Duesberg.[31])

München. Anton Englert.

---

[31]) Hier sei beiläufig erwähnt, dass die Wittwe von Charles Heine in Paris, wie mir aus sicherer Quelle bekannt ist, ein Exemplar von Heines Reisebildern, 1. Theil, Hamb. 1826, besitzt, in welches der Dichter eigenhändig ein im September 1825 in Norderney verfasstes humoristisches Gedicht zum Geburtsfest seiner Tante Frau Salomon Heine eingetragen hat. Dasselbe ist 'Sonnenaufgang' betitelt und in dem freien Rhythmus der Nordseehymnen gedichtet. Es beginnt:

Sonne, purpurgeborene,
Glänzend im Glanz der Rubinenkron
Und des goldenen Mantels
Steigst du empor
5 Aus deinem Palast von Krystall;

Kirchners Coriolanus.

Zu Vierteljahrschrift 4,566 ff.

Hermann Kirchners 'Coriolanus' (Marburg 1599) ist ausser auf der Züricher Stadtbibliothek auch in Giessen (Sign. 26 290) und — nach freundlicher Mittheilung Boltes — in Zwickau vorhanden. Der Dichter ist in der Geschichte unserer Universität keine unbekannte Persönlichkeit: um von andern Quellen zu schweigen, kann sich aus Strieders Grundlage einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte 7,112—122 jedermann ausführlich und bequem über seinen Lebenslauf und die Titel seiner zahlreichen Schriften unterrichten.

Was Th. Odinga a. a. O. aus der lehrreichen und lebendigen Vorrede des Coriolan mittheilt, ist von Fehlern und Irrthümern dermassen entstellt, dass ich keine andere Erklärung habe als die: mindestens der zweite Absatz auf S. 567 muss aus dem Gedächtniss niedergeschrieben sein!

In einer seit Jahren vorbereiteten Geschichte des Schauspiels in Hessen und den Nachbargebieten soll auch Kirchner seinen Platz erhalten. Ich möchte aber wenigstens einen Punkt, die Entstehungszeit des Coriolan, schon heute richtig stellen und die neue Mythenranke beschneiden, die sich von da aus um den Landgrafen Moritz zu schlingen droht.

Kirchners Drama ist 8 Jahre früher, als es gedruckt wurde, also 1591, niedergeschrieben worden, und zwar in

---

Vor dir, wie Blumenmädchen am Festtag,
Tanzen die jungen Morgenlichter
Und streuen dir Rosenblätter,
Und unter Triumphportalen,
10 Gewölbt aus Wolkenmarmor,
Wandelst du siegreich
Über die leuchtende Wasserbahn,
Und wohin du gelangst,
Entflieht die Nacht
15 Mit hastigem Schattenschritt,
Und lichtgeweckt erschliessen sich freudig
Die bunten Augen der Blumen
Und die lieben Herzen der Menschen,
Und aus den grünen Dornen erschallt
20 Befiederte Jubelmusik.

éinem Zuge, wie der Verfasser ausdrücklich berichtet.[1]) Die Inscenirung und der Druck wurden durch den Ausbruch einer Epidemie verhindert. Kurz vorher hatte der junge Magister — denn Professor wurde er erst 1595 — bei festlichem Anlass die 'Sapientia Solomonis' des Xystus Betuleius (Sixt Birck) in Marburg (bei Paul Egenolph 1591) drucken und durch Studirende aufführen lassen[2]); in der Rolle des Marcolphus zeichnete sich dabei, wie wir durch Otto Melander wissen, der Student Caspar Crato aus, der auf einem Esel auf die Bühne geritten kam.

Prinz Moritz war damals kaum 19 Jahr alt und bestieg erst im folgenden Jahre (1592) den Thron: als Landgraf von Hessen-Kassel, an das Marburg erst 1604, nach dem Tode des Landgrafen Ludwig IV. (Testator) von Hessen-Marburg zurückfiel. Auch der Marburger Landgraf war ein Freund dramatischer Darstellungen wie eines eleganten Lateins, und der junge Kasseler Erbprinz hat bei seinen Marburger Besuchen gewiss mehr gelernt als angeregt. Die Liebe zum Theater freilich hatte Moritz vom Vater geerbt: vor dem Landgrafen Wilhelm IV. führten die Schüler der durchaus nach Joh. Sturms Recepten eingerichteten Kasseler Gelehrtenschule lateinische Stücke auf, für ihn schrieb Hans Wilhelm Kirchhof seine leider nicht zum Druck gelangten deutschen Komödien.

Das Vorbild Strassburgs kannte man auch in der hessischen Universitätsstadt: Kirchner selbst beruft sich auf Sturm im Vorwort zur 'Sapientia Solomonis' und er steht durchaus in der Tradition des lateinischen Schuldramas, das in Marburg mit dem 'Job' des Joh. Lorichius (1543) zuerst debütirt und durch die Schwaben Frischlin und Hunnius die grössten Erfolge erzielt hatte. Nichts ist verkehrter, als den Verfasser des 'Coriolan' zu den litterarischen Bestrebungen am Hofe Moritzens in Beziehung zu setzen: er hat sein Stück gedichtet lange vor dem Eintreffen der englischen Komödianten in Kassel und vor dem Beginn jener Kette dramatischer Anleihen und Experimente, welche leider resultatlos verlaufen sollte.

Marburg i. H. Edward Schröder.

---

[1]) Die Angabe einer Hauptquelle, Dionysius Halicarn. (Antiq. Rom lib. VIII) hat Odinga S. 575 übersehen.

[2]) Exemplar in Erfurt Kgl. Bibl. Lat. Rec. 185; vgl. Scherer, Allg. Deutsche Biographie 2, 657.

Don Quijote in Deutschland.

Die erste deutsche Übersetzung des Don Quijote, welche wie die zunächst folgenden nur einen Theil des Romans enthält, ist vom Jahr 1621; vier Jahre früher ist ein einzelner Abschnitt des ersten Theils ins Deutsche übertragen worden (Goedeke [2] 2, 577 f.). Durch einen Zufall habe ich aber eine Erwähnung des spanischen Romans in einem deutschen Buch gefunden, welches schon aus dem Jahr 1613 ist, neun Jahre nach dem Erscheinen des ersten Theils des Originals. Ich kann nicht finden, dass jemand schon darauf aufmerksam gemacht hätte, doch steht mir hier die einschlägige Litteratur nicht vollständig zu Gebote.

Im Jahr 1613 fand die Vermählung Elisabeths, der Tochter Jacobs I. von England, mit Friedrich V. von der Pfalz statt; die Heimführung nach Heidelberg wurde mit grossem Gepränge gefeiert, allegorische Darstellungen und Aufzüge wurden in grosser Zahl veranstaltet. Wir haben eine ausführliche Schilderung in der Schrift: 'Beschreibung der Reiss: Empfahung dess Ritterlichen Ordens: Volbringung des Heyraths: vnd glücklicher Heimführung ... des Durchleuchtigsten, Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Friederichen dess Fünften' u. s. w. (In Gotthardt Vögelins Verlag, 1613. 4°, 205 u. 99 SS.). Schon Höpfner hat in seiner schönen Schrift über G. R. Weckherlin auf dieses Opus Bezug genommen und darauf hingewiesen, dass die pfälzischen Festlichkeiten für manche andere massgebend geworden sind.

Unter jenen Festlichkeiten befand sich als komische Schaustellung auch ein 'Kübelrennen', das am 13. Juni 1613 stattfand. Wie für die andern Wettkämpfe, wurde auch dafür ein 'Cartell' aufgestellt, das a. a. O. S. 51 ff. abgedruckt ist. Es trat bei diesem Kübelrennen Don Quijote mit den Seinigen auf und das Cartell bezieht sich auf seine Geschichte in einer Weise, dass man wohl annehmen darf, sie sei als bekannt vorausgesetzt. Ich will als Probe nur die Unterschrift des Cartells geben:

... dess verschmitzten Adelichen Don Quixote de la Mancha, Rittern von der trawrigen Gestalt, Herrn dess allerbesten Rosses Rozinante, der da gekrönet ist mit der hofnung vnd einbildung dess grossen Keyersthumbs Trapezund, Ein zerstörer vnd vberwinder der Caraculiambrischen Riesen auss den Malindranianischen Insuln, vnd einiger Sclave der schönheit der vnvergleichlichen

Dulcinea del Toboso, genannt Aldonca Lorenza: Ich, der Ritter dess Phœnix, der einige vnter vielen: der ich durch meine berümbte vnd in Eherne vnd Marmelne tafeln schreibwürdige thaten, die zeit vnd jahre glückselig gemacht, vnd manche Nacht, mit meinem Helm aufm häupte, auf der harten Erde, vnd etwa in einer zerfallenen mawer, geschlafen habe. Ich, der recher aller beschwerung vnd gewalt, Erlöser aller Witwen vnd Waisen, Ein besitzer der wunderbaren Bücher, der thaten der vmbschweifenden Ritter, der Abenthewren dess Esplandians, dess Amadis auss Griechen, der Königin Pintiquiniestra, dess Florismarte auss Hircania, der zwölf Vettern auss Franckreich, dess warhaften Historienschreibers Tarpins [sic], dess Palmerius d'Olive &c. Ich der spiegel aller Ritterschaft, die blum der Höfligkeit, die liebe der Königin Xarilla, die hofnung der Keyserin Pandasilanda, die frewd der holdseligen Maritornes, der schatz vnd hülff aller dürftigen, die forcht aller Tyrannen, der schrecken aller grawsamen, vnd der Kernsafft vnd Marck aller vmbschweiffenden Ritter.

Das Cartell ist gerichtet an alle Vmbschweifende Ritter, seine Landsleute, die das ziperlen im gehirn haben, auch vnderm Hütlein nicht wol verwahret, vnd der Art vnd gewechss der Baronci seind.

Tübingen. Hermann Fischer.

J. U. Königs Gevatterbriefe.

Zu Vierteljahrschrift 4, 582 ff.

Der erste der von Lindner mitgetheilten Rostocker Findlinge ist doch auch in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden handschriftlich erhalten; nur entschlüpfte er dem Auffinden dadurch, dass er einem gedruckten Bande beigebunden ist. Im alten Realkataloge der Hist. Sax. Imper. sowie im neuen Standorts-Zettelkataloge konnte ich ihn als die achte Miscelle eines jetzt die Signatur H. Sax. C. 1025 tragenden Bandes finden.

Die Dresdner Handschrift weicht theilweise von der Rostocker ab. Der Wortlaut der Überschriften und der Verse der ersten vier Nummern stimmt fast genau überein. Aber bei V heisst es hier: 'An ihro Excell. die Frau Oberhoffmarschallin, Baronnesse von Löwendahl'; der Text ist wie der Rostocker. In der Dresdner Handschrift folgt nun als Nr. VI:

Dancksagung an ihro Gnaden die Frau Cammerherrin, Ba-

ronesse von Schenk, als Sie vor Ihro Hoheit die Printzess die Stelle bey der Tauffe vertrat

Ob so verwegen ich gleich selber nicht gewesen
als Dir noch unbekannt damahlen von Gesicht
Hat doch ein höherer Befehl dich auserlesen,
Zu einem Liebeswerk, wofür ich Dir verpflicht.
5 Durch Deine Gottesfurcht, ô Spiegel frommer Frauen,
Glaub ich fest, dass mein Hauss sich wird gesegnet schauen;
Und wie Dir meinen Danck itzt dieser Vers bezeugt,
So bitt ich, bleibe mir und meinem Hauss geneigt.
Mehr wünsch ich nicht hiebey, als dass mein Kind auff Erden,
10 Dir gleich an Tugenden und Frömmigkeit mag werden.

Hieran schliesst als Nr. VII 'An Ihro Excell. den GeneralFeldmarschalln Grafen von Flemming', worin es in V. 10 'mir gebracht' st. 'mitgebracht', V. 13 'Wein-Monds-Tag' st. 'Weinmonath', in V. 14 'WasserTrinker' st. 'grosser Trinker', V. 21 'Tonin' st. 'Tovin', V. 25 'Momus' st. 'Mornus', 'Jungen hecken' st. 'junge Hecken' heisst u. dgl.

Die Nr. VI auf S. 587 des Abdruckes ist hier VIII, die VII ist X, die VIII endlich IX.

Auf der Rückseite des letzten Blattes der Dresdner Handschrift steht von anderer Hand als der des Verseschreibers:

Des Königl. Hofpoeten Königs, zu Dressden, Gevatter-Briefe, zu seinem Sohn, Friedrich August Christian Joseph, geb. 1 Okt. 1722. — Erhalten von Sr. Exc. Tit. Herrn Oberhof-Marschall Baron v. Löwendal. — Die Copie hat des Secretarii, und Hof-Poet Bruder und damahl. Famulus, nachheriger Str [Steuer] Expectante, und Copiste, Jacob Bernhard, König, gefertiget, und herum getragen, gegen Trinckgeld, und ist seine Handschrift solche vorstehende Copie.

Da über den Dichter König wenig bekannt ist, möchte ich auf die Angaben in Kneschkes Adelslexikon 5, 188 verweisen. Weniger verbreitet als dies Werk dürften die in der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden vorhandenen 'Dresdner Politischen Anzeigen auf das Jahr 1792' sein, in deren Nr. 22 vom 29. May mit dem Kopfe 'Dressdnische Frag- und Anzeigen' es heisst:

Am 16. May a. c. verschied allhier Herr Friedrich August von König, des Kgl. Poln. St. Stanislai-Ordens Ritter, Churfürstl. Sächs. Directeur des Plaisirs, im 70sten Lebensjahre. Er wurde zu Dressden den 4. Oct. 1722[1]) getauft, als ein Sohn des damaligen Kön. Poln. und Churf. Sächs. Geh. Secretairs, Johann

[1]) Oben hiess es: am 8. October.

Ulrich Königs[2]), welcher sich als Dichter seit 1717 am hiesigen Hofe bekannt gemacht hatte, 1741 unter dem Chur-Sächs. Reichs-Vicariate geadelt ward, und als Hof- und Ceremonien-Rath den 13. März 1744 verstorben ist. Unser Wohlsel. hatte anfangs den Charakter eines Kön. Poln. und Churfürstl. Sächs. Hofraths, und erhielt 1754 die Stelle als Directeur des Plaisirs. Er war Evangel. Lutherischer Religion, und unverheirathet.

Damit ist Kneschkes Angabe widerlegt, Frdr. Aug. von König sei 1790 gestorben. Von 1748—52 kommt er im 'Kgl. Poln. und Churf. Sächs. Hof- und Staats-Calender' als 'Secretarius bey der General-Accis-Expedition' vor.

Dresden. P. E. Richter.

W. Heinses Erklärung der aristotelischen Katharsis.

Die Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie, die Jacob Bernays 1857 in seiner berühmtesten Untersuchung aufzuzeigen unternahm, gehen von dem 6. Kapitel der aristotelischen Poetik aus und suchen zu ermitteln, was Aristoteles eigentlich unter der von der Tragödie bewirkten Katharsis verstanden habe. Wenn die Tragödie hier als *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν* bezeichnet ist, so wies er zunächst nach, dass *τὰ τοιαῦτα παθήματα* ausschliesslich auf *ἔλεος* und *φόβος* gehen, dass es sich also um eine *κάθαρσις ἐλέου καὶ φόβου δι' ἐλέου καὶ φόβου* handle. Furcht und Mitleid sollten aber nicht etwa selbst gereinigt werden, sondern würden, da *κάθαρσις* hier im medicinischen Sinne gebraucht sei, als die durch Reinigung auszustossenden Stoffe bezeichnet: durch Mitleid und Furcht bewirke die Tragödie eine Reinigung, nicht dieser oder irgendwelcher Leidenschaften, sondern des Zuschauers eben von den Affectionen des Mitleids und der Furcht.

Wenn gegen diese Deutung sich auch gelegentlich noch ein vereinzelter Widerspruch erhebt, so findet er doch kaum mehr Gehör. Gerade auf sie hat Wilamowitz sich berufen, um an ihr zu exemplificiren, wie Untersuchungen endlich einmal ihren Abschluss finden.[1])

---

[2]) Geb. 8. Oct. 1688 zu Esslingen, weshalb er sich den 'schwäbischen König' nannte.

[1]) 'Die historische Forschung hat im Princip ein Ende; die Philologie, soweit sie Wissenschaft ist, also auch. Es kommt die Zeit,

So überraschend die Deutung von Bernays wirkte, so selbständig sie auch gefunden, so eigenthümlich sie ausgeführt und begründet war; und so weit die überwältigende Mehrzahl aller Deutungen auch dem Wege fern geblieben war, den Bernays einschlug: es hat der Deutung nicht an Vorbereitung und dem Erklärer doch nicht ganz an Vorläufern gefehlt. Die sorgfältigen Zusammenstellungen von Reinkens und Döring haben in der Übersicht über die Geschichte der Deutung nicht übergangen, was an solcher Vorbereitung ihnen bekannt war; vgl. Reinkens, Aristoteles über Kunst, 1870 S. 78 ff.; Döring, Die Kunstlehre des Aristoteles, 1876 S. 263 ff. Ich vermisse aber einen Hinweis darauf, dass sich Wilhelm Heinse mehr als 70 Jahre vor Jacob Bernays dem rechten Wege genähert hat.

Bruchstücke aus Heinses 1787 erschienenem Ardinghello sind bereits 1785 und 1786 im Deutschen Museum gedruckt worden, zuerst das Künstlerbacchanal im Juni 1785: Deutsches Museum 1785 1, 473—515 = Heinse's sämmtliche Schriften hg. von Heinrich Laube 1838, 1, 220—277. Hier redet Heinse S. 478 des ersten Drucks, bei Laube S. 226 folgendermassen von den Römern: 'Es ist klar, dass ein solches [nämlich an Thierkämpfe und Gladiatorenspiele gewöhntes] Volk, welches noch überdies wirkliche Könige und Helden am Leben, wie Jugurtha, ihren letzten Tropfen Existenz in seinen öffentlichen Gefängnissen bis auf den äussersten Hunger ausdauern sah, der kleinern Atheniensischen Tragödie nicht bedurfte, um das Herz nach dem Aristoteles von Furcht und Schrecken zu reinigen. Und was sind wir, denen die Vorstellungen des Sophokles und Euripides zu grausam vorkommen?'

Es bedarf nicht vieler Worte zum Erweise, in wie weit Heinse und Jacob Bernays hier übereinstimmen: nicht die Furcht, sondern das Herz des Zuschauers wird von der Furcht gereinigt, und zwar durch einen furchtbaren Anblick. Aber Bernays versteht den Aristoteles, und mit vollem Rechte, dahin, dass die Tragödie in dem Zuschauer Furcht erwecke und ihn eben dadurch von Furcht befreie, während es sich bei Heinse nicht sowohl um eine solche homöopathische Wirkung, als vielmehr um die Gewöhnung an einen furchtbaren Anblick handelt, welche Furcht und Schrecken nicht mehr aufkommen lässt. Die an stärkere Eindrücke gewohnten Römer bedurften dazu der 'kleinern Atheniensischen Tragödie' nicht; und noch weichlicher seien

wo eine 'Frage', wie z. B. die κάθαρσις τῶν παθημάτων durch Bernays, erledigt ist.' U. von Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen, 1884 S. 418 f.

wir, denen selbst die attische Tragödie zu grausam erscheine.

Mit der letzten Bemerkung geht Heinse bereits zu einer anderen Erklärung für die Freiheit der Griechen und Römer von theilnehmender Furcht über; er sieht diesen Grund in ihrer starken Natur. 'Ein Miltiades, Themistokles, ein Sylla und Cäsar können bei Gegenständen Vergnügen empfinden, die bei einem Schwachen Abscheu erregen und ihn martern, weil er nicht grosse, starke Selbständigkeit hat, die Leiden andrer ausser sich zu fühlen, ihre Natur und Eigenschaften wie jene mit ihren Kräften zu ergründen und zu erkennen, die Sphäre seines Geistes dabey zu erweitern, und zugleich über alles dies emporzuragen, ohne sich als Theil damit zu vermischen und selbst zu leiden.' Man wird nicht umhin können, einen Widerspruch darin zu finden, dass die Gewöhnung an einen furchtbaren Anblick das Herz von Männern, welche bei ihrer starken Natur diesen Empfindungen überhaupt nicht unterliegen, von Furcht und Schrecken reinigen soll. Und Heinse selbst hat diesen Widerspruch empfunden, aber freilich nicht gehoben, wenn er S. 479, bei Laube S. 227, von dem Eindrucke redet, den in der griechischen Tragödie der Untergang oder das Leiden des Helden ausübt: 'Dies ergreift männliche Seelen, und ein solch ausgewählt Leben, von trivialen Lumpereyen fern, dringt in nichts desto weniger rein und scharf fühlende Herzen; es gieng nach dem grossen paradoxen Grundsatz der Stoiker: Der Weise erbarmt sich, hat aber kein Mitleiden'.

Von Mitleid und Furcht, nicht von der Furcht allein redet Aristoteles, und auch in die Ausführungen Heinses auf S. 478 passen beide Empfindungen. Wenn dieser also nicht von Furcht und Mitleid oder von Mitleid und Schrecken, sondern von Furcht und Schrecken redet, so wird man darin eher eine Flüchtigkeit als die Absicht einer Wiedergabe von φόβος allein durch beide Bezeichnungen anzunehmen haben.

Die Differenz zwischen Heinse und Bernays ist nunmehr deutlich, aber darum bleibt ihr Zusammentreffen in einem wesentlichen Punkte doch bestehen. Ob Heinse in seinen ungedruckten Abhandlungen über Aristoteles, die Hettner im Archiv f. Litteraturgeschichte 1881, 10, 39 erwähnt, auf die Katharsis zurückgekommen ist, weiss ich nicht; auf jeden Fall ist ihre Behandlung im Ardinghello für sich verständlich und unabhängig von Heinses späteren Aristotelesstudien zu erörtern.

Strassburg i. Els. Karl Johannes Neumann.

Johann Joseph Beckh.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas im 17. Jahrhundert.

Johann Joseph Beckhs[1]) Name ist nicht ganz unbekannt. Sein 'Schauplatz des Gewissens' hat seit Menzel, der auch einige andre Dramen Beckhs berührte, mehrfache Beachtung gefunden; und die Beziehungen, die dieses Werk zur Faustsage aufweist, geben dem Dichter bei der Theilnahme, mit der man in Deutschland allem mit Faust in Verbindung Stehenden entgegenkommt, immerhin mehr Interesse, als es sonst den Durchschnittsdramatikern des 17. Jahrhunderts geschenkt wird. Unsere nachfolgende Betrachtung gilt hauptsächlich dem Dramatiker; doch durften seine übrigen Werke nicht übergangen werden, da sonst das Bild der dichterischen Persönlichkeit nicht vollständig gewesen wäre.[2])

Die erste nachweisbare Publication Beckhs war eine Sammlung geistlicher Lieder. Diese, die 'Geistliche Echo' (1660)[3]) enthält 27 Lieder. In den meisten derselben ist irgendwelche hervorstechende Eigenart nicht zu finden; sie handeln die hergebrachten Gegenstände der religiösen Dichtung in der hergebrachten Ausdrucksweise ab, die sich fast nirgends über die gewöhnliche Sprache der geistlichen Poesie des 17. Jahrhunderts erhebt. Unter den ersten zwanzig Liedern verdienten eigentlich nur das zweite, in dem nach einer in der religiösen Dichtung des 17. Jahrhunderts so häufig wiederkehrenden Aufzählung der Wunder der Schöpfung das Lob Gottes aus der Natur gesungen wird, und das zehnte, wo ihn das Vorbild von

---

[1]) Seine Lebensumstände sind zum Theil noch dunkel, ich denke darauf zurückzukommen.

[2]) Nicht alle ausserdramatischen Werke Beckhs waren aufzutreiben. Nach den von Goedeke, Grundr. 3 [2], 222 aufgeführten 'Morgengedanken' und 'Politischen Geschichtserklärungen' habe ich in vielen Bibliotheken vergebens gesucht.

[3]) Genaue Angabe des Titels bei Goedeke [2] 3, 179. Exemplar auf der Universitätsbibliothek in Göttingen.

Luthers: 'Vom Himmel hoch, da komm ich her' zu einer gewissen Schlichtheit des Ausdrucks zwang, eine besondre Hervorhebung. Etwas individueller als die grosse Mehrzahl der andern Lieder sind die letzten Stücke, die 'Klag eines unruhigen Lebens' (Nr. 21), das 'Traur-Lied über die länge seines Vnglücks', worin in einer an das Komische streifenden Häufung die ganze Natur angerufen wird, an seinem Unglücke Theil zu nehmen. Ansprechend wegen seiner verhältnissmässigen Einfachheit ist auch das 'Trost-Lied. Wider alle Anfechtung', und eine gewisse Kraft anschaulicher Schilderung mag man in dem den 'Abend-Gesang' (Nr. 18) einleitenden Bilde des Abends immerhin finden (S. 18):

Der Tag, der müde Tag ist hin,
  Die Sonn' ist schon verblichen,
Die Nacht die Arbeit-Trösterin,
  komt nun heran geschlichen,
Apollo ist bereit zu Beth,
  weil Hekate zu Felde geth
vnd auss dem Meer endwichen.

2. Ja Morfeus nimmt den Mantel um
  vnd dekket seine Glieder
man höhret keine Vogelsstim,
  man höhret keine Lieder,
Die Lufft ist leer, das Feld veröd,
  der Menschen Leib ist matt und blöd,
der legt sich sanfft darnider.

3. Nun liget alles in der Ruh,
  die Welt ist eingeschlaffen,
nur GOTT hat nie kein Aug nicht zu,
  Er wacht vns als den Schaffen,
Er dekt die Menschen, zam und wild,
  Auss Lieb mit seinem Helm und Schild,
mit seines Geistes Waffen.

Im ganzen kann man der Sammlung irgendwelche Bedeutung nicht zusprechen, und die Bescheidenheit, mit der der Dichter auf den ersten Seiten der Vorrede von sich und seinem Werke spricht, würde aus weiser Selbsterkenntniss hervorzugehen scheinen, wenn nicht aus der im 17. Jahrhundert typischen Abwehr des Momus und Zoilus die eigentliche Meinung des Dichters über seine dichterische Befähigung zu klar zu erkennen wäre (Vorrede S. 4):

Ich bin es gar nicht in abred, dass nicht auch diesem meinem Beginnen vnd aussgegebenen Liedern, viel stachlichte und spöttische Otterzungen nachschleichen werden, die theils aus dummer Unwissenheit vnd neidischem Herzen, dieses tadeln, welches jhnen GOtt nimmer gibt zu verstehen, noch sie bewürdigt damit begabt zu sein, theils mit allzuscharffsichtigen Verstande, damit ein mancher einfältiger Klügling gedenket den Himmel durchzusehen, ein jedes Wort, ja Buchstaben tadeln, vnd auss einer Fliege einen Elefanten machen werden, ich werde es aber achten, wie der Mohn der Hundebellen, vnd die Sternen der Eulen Geschrey, die Sonne bleibt doch das grosse Tages-Liecht, vnd wird nicht verfinstert, ob sie schon die Fledermäuss meiden.

Einen Fortschritt diesen geistlichen Gedichten gegenüber zeigen die Kirchenlieder, welche Beckh seiner Prosaschrift: 'Sichtbare Eitelkeit und unsichtbare Herrlichkeit. Das ist ein Spiegel aller Stande Lauff und Endliches Wol- und Ubelergehen, nebenst der himmlischen Seeligkeit Bedencken, über alle Irrdische Grossmächtigkeiten, Kürtzlich entworffen. Hamburg. 1671.'[4]) anfügte. Die vier hier S. 211 ff. mitgetheilten Gedichte verrathen eine grössere Gewandtheit in Ausdruck und Versification als die in der Geistlichen Echo vereinigten, reichen aber freilich an Wohllaut und Glätte nicht an die vier Jahre früher entstandenen weltlichen Lieder heran, die sich in der sogleich zu besprechenden Elbianischen Florabella finden. Die Prosaschrift selbst malt mit starken Farben die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Daseins aus; sie zeigt, wie wenig Freuden dem Menschen auf dieser Welt zutheil werden, wie viele Anfechtungen und Leiden er dagegen zu erdulden hat. Die Mittel, durch die er eine gewisse Disposition herzustellen sucht, sind älteren Datums; sie stammen aus dem 15. Jahrhundert und sind dann namentlich im 16. Jahrhundert durch die ganze Reformationslitteratur zu verfolgen.[5]) Beckh spricht z. B. von verschiedenen Ungeheuern und meint damit die Leidenschaften und Laster des Menschen;

---

[4]) Exemplare auf der Stadtbibliothek in Hamburg und der Bibliothek in Stuttgart.

[5]) Es wäre eine gewiss nicht undankbare Aufgabe, das Fortwirken dieser Formen im 17. Jahrhundert zu verfolgen, vgl. z. B. Harsdörffer, Gesprächsspiele 1, 28 f., wo wohl Huttens Trias Romana vorschwebt.

er zählt dann die einzelnen Ungeheuer der Reihe nach auf und behandelt jedes im einzelnen. Oder er spricht von drei Kränzen, die der gute Mensch im Jenseits erhält und deutet einen jeden der Kränze als Belohnung aus. Nicht überall hält sich Beckh allzu ängstlich an sein Thema, zuweilen macht er ziemlich lange Abschweifungen, er bringt mancherlei lehrhafte Elemente, Vorschriften über die beste Führung des Lebens und ähnliches hinein, auch anekdotische und unterhaltende Elemente fehlen wenigstens nicht ganz. Das Buch ist gut geschrieben und bietet wenige Stellen, durch die man sich mühsam hindurchlesen muss, was man bekanntlich nicht vielen Erbauungsschriften des 17. Jahrhunderts nachrühmen kann. In der Ausmalung einzelner Scenen zeigt sich der Dramatiker, und ganz an die Schlussscene des Schauplatzes des Gewissens erinnert eine Situation, die Beckh mit lebhaften Farben ausgemalt hat und die auch durch die Einführung der allegorischen Gestalten deutlich an die Stoffkreise gemahnt, denen Beckh sein Drama entnommen (S. 177 f.): die Gerechtigkeit versperrt der Seele die Himmelsthür, indem sie ihr die früher begangenen Sünden vorhält, die Seele beruft sich auf das Verdienst Jesu und führt ihren Glauben ins Feld.

Siehe die Gerechtigkeit weicht, und die Barmhertzigkeit Gottes reicht dir die Hand, und führet dich etwas näher, wo siehest du nun die Welt? Sie ist verschwunden mit all ihrem Pracht; Was hörest du? Unaussprechliche Herrlichkeiten, lauter Engel-Zungen. Begehrtest du nun wieder in die vermeinte prächtige Welt? Du speyest aus, und haltest alle Vortrefflichkeit des gantzen Erdbodens, vor lauter Thorheit, Elend und Verwirrung, nun gehe vollend in das Allerheyligste.

Sey willkommen
Aus den Frommen,
Lebe nun mit uns zugleich,
Dieses Ewge Gottes Reich
Gibt dir ewge Herrlichkeit
Die dein Jesus dir bereit.
  Sey gegrüsset,
Sey geküsset,
Hier ist Freude, sonder Noth
Hier ist Leben, sonder Tod,
Diese höchste Herrlichkeit
Hat dein Jesus dir bereit. [Es folgen noch 4 Strophen.]

Siehe, dieses ist der Anfang, da dich die heylige Engel und Gläubige empfangen.

Nicht ohne Interesse tritt man auch an Beckhs 'Elbianische Florabella'[6]) heran, einen Roman, in welchem Beckh die Geschichte seiner wirklichen oder zum Theil der Wirklichkeit entsprechenden Liebes- und Lebensabenteuer unter den bekannten pastoralen und übrigen modischen Masken gegeben hat. Denn dass unter dem Hauptthelden Amandus, der seines Missgeschicks wegen zuletzt diesen Namen mit dem Namen Talander vertauscht, der Dichter selbst zu verstehen ist, hat dieser selbst ausgesprochen: 'aber wer ist anders dieser Amandus als ich?' (C 6 b.) Das Pastorale ist nur äusserlich aufgeheftet; zwar wird der Held zuerst als Schäfer gedacht, auch wenn von seinem Vermögen die Rede ist, immer von seinen Schafen gesprochen; ferner wird er uns als Theilnehmer an einem grossen ländlichen Feste vorgeführt, wo Schäfer und Schäferinnen sich durch feingedrechselte Reden, Vorlesung von Liebesbriefen und Vortragen von Liedern unterhalten, aber manchmal lässt der Dichter auf längere Zeit das pastorale Kostüm ganz fallen und behält bloss die allgemein modische Einkleidung bei.

Der Inhalt des Buches ist kurz zusammengefasst folgender: Amandus, ein junger Schäfer, verliebt sich in eine junge Dame, die ihm auch Gegenliebe gewährt. Ihre Eltern machen ihm den Vorschlag sie zu heiraten und versprechen sie stattlich auszustatten, aber Amandus kann sich nicht entschliessen seine Freiheit aufzugeben, er verlässt sie daher und vernimmt bald darauf, dass sie sich mit einem andern vermählt hat. Auf einer Reise sieht er dann wiederum ein Mädchen, welches er beim Gesange belauscht und das einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Er weiss sich Eingang in das Haus zu verschaffen und wird, da es sich er-

---

[6]) Johann Joseff Bekkhs gekröhnten Poeten Elbianische Florabella Oder Liebes-Begäbnüsse Nach Arth einer Schäferey In vier Theile abgetheilet, darinen Natürliche Beschreibungen, höffliche Wort-Wechsel, liebliche Lieder, nützliche Lehrsätze, und zierliche Liebes-Brieffgen nach unterschiedener Begebenheit zufinden. Allen Liebhabern solcher Sachen zu sonderbahren Gefallen hervor gegeben in Dressden des 1667 Jahres. Dressden, in verlegung Christian Bergens, gedrukkt in Seyfferts Drukkerey, 1667 [Exemplar auf der Stadtbibliothek in Leipzig].

giebt, dass seine Eltern denen des Mädchens bekannt und vertraut waren, wohl aufgenommen. Die Jungfrau gewinnt durch ihre Anmuth und ihre Klugheit sein Herz immer mehr, er gesteht ihr seine Liebe und findet Gegenliebe. So erfreuen sie sich ihrer Liebe eine Zeit lang in Ehren, aber heimlich und unter mancherlei Gefahren, da die Geliebte und ihre Eltern anderer Confession sind als Amandus. Als aber endlich die Eltern ihre Liebe entdecken, machen sie, um die Liebenden von einander zu trennen, mit der Tochter eine weite Reise, und Amandus muss zu seinem Schmerze nicht lange darauf hören, dass seine Geliebte auf dieser Reise gestorben ist. Andere Schläge des Schicksals kommen noch hinzu und lassen ihn sein Unglück noch schmerzlicher empfinden: durch den Betrug falscher Freunde und die Ungerechtigkeit der Grossen kommt er um sein ganzes Vermögen. Amandus, oder wie er sich jetzt nennt, Talander, zieht nunmehr in entfernte Gegenden, in rauhe und wüste Berglandschaften, deren Aussehen mit seinem Schmerze harmonirt; auf sein späteres Geschick, wie er von guten Freunden wohl versorgt, von den Schäfern und Schäferinnen des Elbstromes über sein Unglück getröstet wird, deutet der Dichter nur in einem kurzen Ausblick hin.

Inwieweit die geschilderten Vorgänge das wirkliche Schicksal des Dichters wiedergeben, lässt sich natürlich im einzelnen nicht entscheiden[7]), doch werden wir immerhin annehmen dürfen, dass wenigstens einem Theil der von dem Dichter erzählten Thatsachen wirkliche Begebenheiten aus seinem Leben zu Grunde liegen. Den verhältnissmässig einfachen Stoff hat nun der Dichter auf die verschiedenste Weise interessant zu machen gesucht. Grosse Episoden wie das bereits erwähnte Fest der Schäfer und Schäferinnen sind eingeflochten worden, auf die zierliche Ausgestaltung der Gespräche hat der Dichter offenbar grossen Werth gelegt und in diesen in möglichster Höflichkeit schwelgenden Worten offenbar etwas besonders Anziehendes zu bringen geglaubt, das durch die ausgesuchten Feinheiten der Rede

[7]) Indessen vermögen wir wenigstens eine der vorgeführten Thatsachen auf ein Erlebniss des Dichters zurückzuführen, vgl. unten Anm. 9.

und Gegenrede, die Gleichnisse und allgemeinen Sentenzen seine Wirkung unmöglich verfehlen konnte. Indessen trotz aller galanten Redewendungen und Gesuchtheiten in der Sprache der Höflichkeit hat der Verfasser doch gegen die Modenarrheiten, namentlich gegen die modische Sprachmengerei opponirt[8]), indem er seinem als albernen Gecken gezeichneten Nebenbuhler Celino folgende Worte in den Mund legt:

Madam ich erfreue mich die Fortun zu haben ihr Serviteur zu seyn, wiewohl ich die occasion lang nicht gehabt, ihren Meriten zu begegnen, ich verhoffe aber die Zeit soll nicht perdirt heissen, in der ich die Gelegenheit Utire vor ihro zu erscheinen, dann meine qualitäten werden vielleicht so viel dinnitäten (pro dignität) haben, das ich ihren Augen placitiren könne, Madam fürwahr die Zeit welche vacirt, das ich ihr nicht habe participirt können seyn, hat mich ein seculum gedeucht, nun aber da es an dem ist, sie als meine Dominatrix zu sehen, bin ich auch wieder Mal-Content (vor Content).

Die Erzählung fährt folgendermassen weiter fort (K 3 b):

Florabella als die es besser verstunde was die Frantzösische Sprache auff sich hatte, fiel ihm in die Rede und sprach, Monsieur, sçavez vous bien parler françois? da stunde Matz, und wuste nicht was er solte sagen, Madam (fuhr er fort) ich will vor zu ende mit meinen Complimenten schreiten, alsdann mag sie auch antworten, alleine dass es mir deutsch ist, dann wann ich schon etwas Frantzösisches kan, so gebrauche ich es nur zur Ausstaffirung meiner Discoursen, im übrigen kan ich nichts, nichts desto weniger soll sie genugsame Satisfaktion empfangen.

Auch durch Schilderungen aller Art sucht der Dichter seine Darstellung zu beleben. Wenn er dabei allen Erscheinungen im einzelnen nachgeht und eines nach dem anderen aufzählt, so mag man das freilich wenig poetisch finden, auch laufen selbstverständlich wie stets im 17. Jahrhundert manche Pedanterien mit unter. Immerhin aber verdient die nachfolgende Stelle (wozu u. a. noch zu vergleichen die Schilderung des Frühlings B a f., des Gewitters F 3 f.) eine Hervorhebung um der Sorgfalt willen, mit welcher der Dichter sie offenbar ausgeführt hat (B 2 a ff.).

---

[8]) Ähnliche Angriffe gegen das fremde Modewesen auch: Sichtbare Eitelkeit S. 28 f.

Er aber gieng in ein nechst dabey gelegenes Wäldgen, mit niemand anders dann mit seinen eigenen Gedanken begleitet, in willens alda sein Gemüthe zu erfrischen, worzu es dann nicht viel Sorgens bedurffte, alles kam so nett überein, dass es schiene der anmuthigste Orth in gantz Arcadien hätte sich anhero geleget, umb nur diesem Schäffer und seinem Verlangen einiges Vergnügen zu thun, Inmassen der Orth an sich selbsten mit der lieblichsten Gegend umbgeben war, dass sich Amandus nicht gnugsam drüber erlustiren kunte, dann auff der einen Seiten lieff ein kleines Bächlein, welches ein anmuthiges Gemurmel verursachte, dass man nicht wissen kunte, ob sich die darin befindlichen Kieselsteine oder das Wasser selbsten beklagten, oder ob sie alle beyde von dem lieblichen Orthe zu reden schienen, keines mochte gefehlet seyn, das Wasser wolte sich gleichsam beschwehren, dass es so schnell aus dieser lieblichen Gegend getrieben würde, da hingegen die Steine alda liegen blieben, und sich fort für fort des Schattens, welchen die zu beyden Seiten der Ufern stehenden Weyden Bäume verursachten, sich bedienen könten, die Steine hingegen geben die Stille und Einsamkeit des Orths zu verstehen, und betrauerten gleichsam, dass er nicht von mehrern Schäfern und Schäferinnen besucht würde, und kunten sich auch wohl alle beyde von der Lieblichkeit Sprach halten, In dem von ermeldten Weyden Bäumen je einer von dem andern die Äste aussbreiten wolte, umb nur dem lieblichen Gelispel des Wassers den Schatten mitzutheilen, und solches desto besser ins Werk zu setzen, machten sie eine solche Freundschafft zusammen, dass sie einander zu umbfangen schienen, damit ja die Sonne mit ihren Stralen nicht durchbrechen kunte, wie denn auch nicht mehr Schnee hinein fiehle, dann von nöthen war . . .

Daneben spielen allerlei abenteuerliche Geschichten mit hinein, die wohl ebenfalls eine besondere Würze abgeben sollten. Auf zwei nächtlichen Fahrten wird Amandus von spukhaften Erscheinungen heimgesucht: das erste Mal hört er die wilde Jagd und sieht verschiedene wunderbare Erscheinungen, von denen sie begleitet ist (C 5 a ff.)[*]; das zweite Mal wird er von einem hexenhaften Weib auf

[*]) Diese Schilderung beruht auf einem Erlebniss des Dichters, von dem dieser Sichtbare Eitelkeit S. 50 f. uns Kunde giebt: 'Ich bin selbsten einsmahls im Schwartzwald bey Nacht in einem finstern Wald, welcher auch bey Tag finster und forchtsam war, gerathen, dass ich dem Ansehn und Geschrey nach unter mehr als hundert Jäger und Hunde schiene zu seyn, da anstatt des Fortlauffens, ich mit dem Pferde stockstille muste stehen bleiben, wie einem da zu Muth ist, lass ich diesen urtheilen, der es erfahren.'

einen Felsen geführt, wo die Hexen ihren Sabbath halten; zwei Hexen wollen ihn herunterstürzen, er aber nennt den Namen Jesus, worauf die Hexen verschwinden. Dann schläft er ein und entdeckt beim Erwachen, dass er dicht neben einer schroff abfallenden Felswand, die in unermessliche Tiefe hinabführte, eingeschlummert war.

Eine besondere Anziehungskraft suchte Beckh dem Romane noch durch die zahlreich eingestreuten allgemeinen Bemerkungen zu geben, die sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiten. Bemerkenswerth unter ihnen ist namentlich eine längere Betrachtung über die Poesie, in welcher Beckh den Werth und die Bedeutung der Poesie genügend auseinanderzusetzen sucht und in der sein Stolz, selbst einer ihrer Vertreter zu sein, überall hervortritt; man vgl. z. B. Bl. vor H f.:

Ein Poet muss seyn voller himmlischer Einflüsse, und wie ein anderer sagt, gantz von der Erden auffgehoben, und dessen Geist man nur bey den Sternen suchen muss, wesswegen sie, die Poeten, auch diese Loosung oder Kennzeichen führen, wann sie mit recht dörffen sagen:

Es ist ein Gott in uns, ein Geist wann der sich reget,
Brennt unser Geist auch an, und sich wie Gott beweget.

Dahero sie vor diesem von den Kaysern, Königen, Fürsten und Herren theils gar vor Götter theils sonsten in hohem werth gehalten worden, dass sie auch allein solcher grossen Herrn Ruhm und Thaten beschreiben dörffen, es thut aber die Natur auch nicht gnung dabey, sondern es wird grosser fleiss erfordert, wann man ein rechter Poet seyn will, die Wissenschafften und die Erfahrung die müssen der Natur auffhelffen, dann, in dem ein Poet alles beschreiben muss können, was ihme vorgegeben wird, so ist warhafftig vonnöthen, dass er sich in der heiligen Schrifft, in der Welt Weissheit, in der Naturforschung, in der Himmels- und Erdkugel, in den geist- und weltlichen Geschichten, sonderlich aber in der Erfahrung, da er selbsten die Sach mit Augen gesehen, nicht unwissend und unerfahren finden lasse, wo auch ein Poet obiges nicht von sich rühmen kann, so bilde er sich nicht ein, dass er mit recht ein Poet genant mag werden, der Unterscheit ist leicht zu sehen, man lese eines rechten Poeten Schrifft und eines Stümplers, iener wird allezeit nützliche Lehr-sätze, dieser aber narren Grillen einführen, unsere Christliche deutsche Poeterey soll vornehmlich zu Gottes und der grossen Herren Ehr und Ruhm, zu dess gemeinen nechsten Nutzen, und zu zeiten zu ergötzlichkeit des löblichen Frauen-Zimmers angewendet werden, dann das

Frauen-Zimmer kann von niemand mehr erfreuet werden, dann von den Poeten, dahero sie wohl sagen mögen

Das lehren die Poeten,
Die uns den Unmuth tödten.

Nicht ohne ist es zwar dass ihrer vielmehr haasiren dann Poetisiren in ihrem Dichten, aber nichts destoweniger bleibt die rechte und vernünfftige Poeterey in ihrem hohen Glantz und Würde, ohnangesehen sie von vielen Klüglingen, denen Gott solche Gnade und Habe nicht verliehen, vor nichts gehalten wird, nur dieses ist zu beklagen, dass auch offt einige Poeten ihre hohe Gabe zu leichtfertigen Liedern, schä[n]dlicher verläumbdung und andern unnöthigen Sachen anwenden . . . man sehe an, wer nur heut zutag einen Vers machen kan, der wendet ihn meistentheils an garstige Lieder, ich vor meine Person trage gar kein belieben von dergleichen Sachen zu schreiben, welche keuschen Ohren ein abscheu zu seyn pflegen, das ich von Heiligthümern schreibe, das kan ich zwar nicht sagen, aber doch gleichwohl hüte ich mich vor Ärgerniss, man kan wohl Politische und verliebte Sachen schreiben, wann nur der rechte Zwekk und die Erbarkeit nicht ausgelassen wird. Beyspiehl und Lehre von der Liebe zu geben, ist so heilsam, als von etwas anders zu schreiben, weilen in keinem stükke mehr gefehlt wird dann in der Liebe.

Diese Stelle ist in extenso hierher gesetzt worden, nicht etwa, weil die Ansichten, welche hier vorgetragen werden, von den sonst im 17. Jahrhundert herrschenden Anschauungen so durchaus verschieden wären, sondern weil sie wirklich für unseren Dichter charakteristisch sind. Seine Forderung, dass der Poet alles, was er darstellt, selbst mit Augen gesehen haben soll, stimmt durchaus zu dem Bilde, das wir namentlich aus diesem Romane von seiner Art zu arbeiten empfangen. Auch die weiteren Bemerkungen über den Missbrauch der Dichtung zu unreinen Zwecken war er durchaus zu machen berechtigt; wir finden in seinen Werken nirgends Zweideutigkeiten und Zoten; so hat er sich z. B. bei den Buhlscenen im Schauplatz des Gewissens sehr zurückgehalten, wenn wir erwägen, wie nahe hier die Versuchung zur weiteren Ausmalung lag.

Mancherlei Einflüsse aus anderen Romanen des 17. Jahrhunderts lassen sich in der Elbianischen Florabella nachweisen; am stärksten hat Zesens Adriatische Rosemund auf ihn eingewirkt. Aus Zesen ist offenbar das Hauptmotiv des Schäferromans entnommen: das verschiedene religiöse

Bekenntniss der Liebenden [10]), das endlich auch zur Trennung derselben Veranlassung giebt. In beiden Fällen ist es auch der Vater der Geliebten, welcher die endgültige Scheidung herbeiführt. Auch manches in der Führung der Gespräche und in der Wahl der besprochenen Gegenstände erinnert an Zesen; für die Schilderung des bäuerlichen Festes könnte auf Zesens Beschreibung der Weinlesefeier in Rouen verwiesen werden.

Den erfreulichsten Eindruck machen uns indessen in dem Romane die eingestreuten Lieder. Vergleichen wir dieselben mit dem an die erneuerte Chariklia angehängten Liebesliede, so lässt sich ein bedeutender Fortschritt nicht verkennen. Jenes Lied ergeht sich in öder Schilderei und erhebt sich auch in der Form nirgends über die Leistungen der Durchschnittsreimer des 17. Jahrhunderts. Die in die Elbianische Florabella eingefügten Lieder dagegen zeichnen sich durchweg durch Leichtigkeit in der Handhabung der Form, durch Anmuth und Zierlichkeit aus. Wir können natürlich nur auf wenige dieser Gedichte aufmerksam machen, aber man vgl. z. B. folgende Strophe (P iiij):

Fliegt ihr Vögel wie die Pfeile,
Bringt der Liebsten meinen Gruss,
Sagt, wie ich mit ihro theile
In Gedankken Kuss, umb Kuss,
Küst sie euch, so sagt mirs an,
Dass ich wieder küssen kan.

Ferner folgendes Lied (Q. a f):

1. Kan dann wohl die Liebste leben,
Wann ich nimmer bey Ihr bin?
Hatt mir dann den Abschied geben
Meines Hertzens Meisterin?
Ach! so will ich nimmer nicht
Fröhlich sehn der Sonne Licht.

---

[10]) Natürlich fehlt es auch nicht an Klagen über den Glaubensstreit. Man vgl. G. 5 b: 'Der Glaubensstreitt kan am meisten Widerwertigkeit verursachen, zumahlen bey denjenigen, welche also blindeyferig auff ihrer bekantnuss bleiben, dass sie auch alle Satzungen, wann sie schon schnurrstracks wieder die reine Warheit lauffen, vor ein lauter Heyligthumb halten, und das geschiht gemeiniglich mehr bey den Einfältigen dann bey den Gelehrten.'

2. Also will ich nunmehr werden
Einer der das Dunkle liebt,
Weil mich machen die Gebärden
Meiner Liebsten so betrübt,
Donner, Blitz, und Ungemach
Folgen jhren Augen nach.

3. Soll der Zorn von deinen Strahlen
Deinem Diener (wie du weist,)
Nur des Todtes Bildniss mahlen
Ach, so werde Dir mein Geist
(Der sich nach und nach verliehrt,)
Nach dem Leben zu geführt.

4. Fiehlest du an deinem Hertzen
Wann ein Wind fällt auf die Brust,
Denke dass er nur will schertzen,
Und erwählet seine Lust,
Aber denke doch darbey
Dass es selbst mein Athem sey u. s. w.

Mehr indessen als die bisher behandelten Zweige der dichterischen Production Beckhs zieht uns seine Thätigkeit als Dramatiker an. Auch hier hat er es zu wirklich bedeutenden Leistungen nicht gebracht, wenn auch einzelne Scenen in seinen Dramen immerhin ein nicht gewöhnliches theatralisches Geschick aufweisen. Allein in einer Geschichte des Dramas, welche so verläuft wie die Deutschlands im 17. Jahrhundert muss auch das Mittelmässige seinen Platz erhalten und man muss sich durch die Untersuchung klar darüber zu werden suchen, in welcher Stelle der Entwicklung es als Factor mitzuzählen ist. Mit vielen Dramatikern des 16. Jahrhunderts könnte es übrigens Beckh an Erfindungskraft und dramatischem Talent getrost aufnehmen.

Beckh hat vier Dramen verfasst, die sämmtlich in Prosa geschrieben sind. Die Acte bezeichnet er als Abhandlungen, die Scenen als Aufzüge.

Seine Laufbahn als Dramatiker begann Beckh mit einer Dramatisirung des altgriechischen Romanes von Theagenes und Chariklia.[11]) Der anmuthige Roman Heliodors hat durch die bunte und vielfach verschlungene Kette seiner Abenteuer auf die Phantasie der deutschen Dichter des

[11]) Erneuerte Chariclia. Dressden. 1666. Exemplar auf der königl. Bibliothek in Berlin.

17. Jahrhunderts einen mächtigen Eindruck gemacht und auch auf die Entwicklung des deutschen Romanes in derselben Zeit einen nennenswerthen Einfluss ausgeübt, den im einzelnen zu verfolgen und nachzuweisen eine lohnende Aufgabe sein würde. Bereits im 16. Jahrhundert hat sich in Deutschland der Roman offenbar grosser Gunst erfreut: im Jahre 1559 erschien die Übersetzung des Romanes von Johann Zschorn, Schulmeister zu Westhofen im Elsass, der nicht das griechische Original, sondern eine von Stanislaus Warschewiczki verfertigte lateinische Übersetzung desselben (1552) zu Grunde lag (Exemplar auf der königlichen Bibliothek in Berlin). Was den Übersetzer an dem Werk, dem er seine Kräfte gewidmet hatte, so anzog, war der moralische Werth, den er ihm zuschreiben zu können glaubte; er hob es besonders hervor, 'das diese Poetische Histori, souil schöner Moralia in sich hatt, welche hohem vnd niderm stand, Alten vnd Jungen, ihre tugend vnd Laster anzeigen, vnnd gute lehr geben, wie beide junge gesellen und junckfrawen, sie seyen bey jhren älteren, oder in der fremde, einen feinen züchtigen, keuschen vnnd frommen wandel füren sollen, welches Gott gefellig, vnd ihnen nutz vnd glücklich ist, auch wie man sich iñ glück vnd vnglück, in lieb vnnd leid, vnder feinden vnd freunden halten soll'. Die Übersetzung selbst ist, wenn man den aus der Zeit sich ergebenden Masstab anlegt, eine wohlgelungene zu nennen. Natürlich fehlt es weder an steifen Partien, noch an Fällen einer unbeabsichtigten Komik, aber im ganzen hat sie den richtigen Ton getroffen. Sie muss sehr viel gelesen worden sein, denn sie ist wiederholt neu aufgelegt worden (Frankfurt 1580; hierauf im Buch der Liebe, Bl. 179. Leipzig, 1597, Strassburg 1620 und 1624), ja noch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt ein Nürnberger Druck der Übersetzung vor (Königl. Bibl. in Berlin Vz 1040).

Bei der Beliebtheit, der sich Heliodors Erzählung also in Deutschland erfreute, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn ebenso wie in Spanien (durch Juan Peres de Montalvan und Calderon), in Frankreich (durch Hardy) und in England (durch einen unbekannten Dichter) auch in Deutschland der so interessante Stoff dramatische Bearbeitung fand.

Aber auch in Deutschland war Beckh nicht der erste, der den Stoff ergriff; er fand schon einen Vorgänger und zwar keinen geringeren als Brulowius (Chariclea 1614). Die Frage wäre wohl aufzuwerfen, ob Beckh Brülows Drama gekannt hat. An sich wäre die Bekanntschaft Beckhs mit Brülow nicht unwahrscheinlich; Beckh ist in Strassburg zu einer Zeit aufgewachsen, wo Brülows Stücke dort unmöglich schon ganz vergessen gewesen sein können. Aus dem Drama Brülows selbst lässt sich freilich irgend welche Folgerung nicht ziehen; in Beckhs Chariklia ist nichts zu finden, was eine Bekanntschaft mit Brülow bewiese; gemeinsame Abweichungen und Erweiterungen finden sich fast gar nicht; nur die veränderte Folge der Handlung ist bei beiden ähnlich; doch kann aus dem einen Moment unmöglich mit absoluter Sicherheit auf die Beeinflussung des einen durch den anderen geschlossen werden.

Der altgriechische Roman führt uns mitten in die Schicksale des liebenden Paares hinein; wir begegnen am Anfange des Romanes Theagenes und Chariklia an der herakleotischen Mündung des Niles, wo sie, soeben erst von der Gefahr befreit, Räubern zur Beute zu werden, aufs neue in die Hände von Räubern fallen. Erst im weiteren Verlaufe der Erzählung werden uns die wichtigsten Thatsachen aus dem früheren Leben des Paares enthüllt, wir erfahren, dass Chariklia von ihrer Mutter, einer äthiopischen Königin, ausgesetzt worden, dann von dem Priester Charikles in Delphi aufgezogen worden ist; hier hat sie den thessalischen Fürstensohn Theagenes kennen gelernt und ist, nachdem sie von andrer Seite über ihre Abkunft unterrichtet worden ist, mit diesem entflohen. Brülow ist bei seiner Neigung zur epischen Entfaltung der Stoffe ziemlich vom Anfange der Geschichte ausgegangen. Zwar beginnt er nicht mit der Geburt der Chariklia, wohl aber zehn Jahre danach; ganz im Geiste des 16. Jahrhunderts wird uns zuerst die trauernde Mutter vorgeführt, die sich nach dem Kinde sehnt, das sie hat aussetzen müssen, und rührend sind die Klagen, die der Dichter der Mutter in den Mund legt. Die Innigkeit der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern spricht auch aus den darauf folgenden Scenen, die

von Brülow frei erfunden sind und die die zehnjährige Chariklia unter den Hirten zeigen, denen sie bald nach ihrer Geburt übergeben und unter denen sie aufgewachsen ist: es ist ein Bild von anmuthender Frische und Natürlichkeit, in welchem wiederum, wie so häufig im 16. Jahrhundert, das Lob des Landlebens gesungen wird, wo Unschuld und Einfachheit wohnen, aber Geiz, Hoffahrt, Stolz und Ehrsucht keine Stätte haben und die Natur die mannigfaltigsten reinsten Freuden gewährt.

Es ist kaum anzunehmen, dass Beckh, wenn er Brülow gekannt hätte, bei seiner eignen Neigung zur pastoralen Dichtung sich die Erfindungen Brülows ganz hätte entgehen lassen. Das Gleiche gilt wohl von den mythologischen Scenen, die Brülow dem in seiner Vorlage gefundenen Stoff aufgeheftet hatte, dem Gespräch, in dem Venus den Cupido veranlasst, Chariklia mit seinem Pfeil zu verwunden (I, 4) und dem Zank zwischen Venus und Diana (II, 5, vgl. auch II, 2), der an die seit Benedictus Chelidonius im 16. Jahrhundert so häufig vorkommenden Erfindungen erinnert, für welche namentlich auf Jakob Funckelin und Hans Sachs zu verweisen ist. Bei der Vorliebe des 17. Jahrhunderts für derartige mythologische Einkleidungen würden wir wohl auch in dieser Beziehung einen Nachklang des Brülowschen Stückes bei Beckh vernehmen, wenn ihm dieses eben bekannt gewesen wäre.

Auch Beckh weicht wie Brülow in seinem Ausgangspunkt von Heliodor ab; er lässt sein Stück ebenfalls in einer früheren Zeit anfangen als der alte Roman beginnt. Freilich so weit wie Brülow geht er nicht zurück, sondern sein Stück wird eröffnet mit Theagenes' Werbung um Chariklia in Delphi, während Heliodor uns unmittelbar in die Abenteuer einführt, die das Paar nach seiner gemeinsamen Flucht aus Delphi zu bestehen hat. Man kann sich leicht erklären, weshalb Beckh diese Änderung vorgenommen hat: er wollte auf die Ausmalung des dankbaren Themas, der beginnenden Liebe zwischen Theagenes und Chariklia nicht verzichten. Freilich ist ihm gerade dieser Theil sehr wenig gerathen, man wird durch beständige Steifheiten und Nüchternheiten gestört. Zunächst hat Beckh ein Motiv

hereingebracht, welches bei Heliodor fehlt und für das 17. Jahrhundert sehr charakteristisch ist: den Standesunterschied. Der thessalische Fürst Theagenes wird einigermassen von Gewissensbissen gequält wegen seiner Liebe zu Chariklia, von deren königlicher Abkunft er noch nichts weiss: 'Ach Himmel! Könte der Himmel dich zu einer Fürstin machen, Ich wolte mich den Glückseeligsten der Welt schätzen, aber die Unmöglichkeit schneidet aller meiner Hoffnung den Pass ab, Ich verbleibe der Thessalische Fürst, Du aber nur eines Priesters Tochter'. Doch entschliesst er sich um ihrer Schönheit willen alle seine Vorurtheile zu überwinden und ihr Herz und Hand anzutragen, wofür er aber dann durch die Entdeckung ihrer edlen Abkunft sattsam belohnt wird. Mehr noch als die Einfügung dieses Motives, die aber doch auch eine recht nüchterne Gesinnung verräth, stören gewisse Plattheiten, die in den Worten der auftretenden Personen zu finden sind. So wenn Chariklia I, 3 auseinandersetzt, weshalb sie dem Theagenes nicht sogleich ihre Liebe verrathen habe und der Anführung des letzten Grundes, sie habe sich vor ihrem Pflegevater gefürchtet, folgendes in ihrem Munde so wenig als möglich passende Räsonnement hinzufügt:

Das seynd auch die thörichsten Eltern, welche ihnen nicht allein gefallen lassen, sondern vielmehr gross dadurch dünkken zu seyn, wann ihre Töchter mit grossen Herren ümgehen, da sie doch wohl wissen, warumb solches geschiehet, warhafftig umb den Ehestand ist es nicht zu thun, durch solche vermeinen sie grossen Geniess zu haben, wenn ihnen bissweilen ein köstlich Kleid an Halss geworffen, oder sonsten was zugeschantzet wird, aber sie verlieren offtermahlen dieses, was sie in Ewigkeit nimmermehr erwerben können, und verursachen dadurch, dass sie von ihres Gleichen nimmer geachtet werden, sondern bleiben sitzen.

Muthen uns derartige Ausführungen ebenso wie der von Beckh gemachte Zusatz, dass sich Theagenes und Chariklia, bevor sie ihre Flucht unternehmen, erst von einem Priester trauen lassen, recht steif und altfränkisch an, so zeigt sich etwas mehr poetischer Sinn und wirkliche Leidenschaft in den Scenen, welche die Liebe der Frau des Satrapen Oroondates Arsace zu dem gefangenen Theagenes und ihrem Versuche, ihn zu gewinnen, schildern — Scenen,

für die Brülow die Verführungsscenen der Josephsdramen benutzen konnte und thatsächlich auch benutzt hat. Gleich der Eingangsmonolog der von rasender Liebe zu dem gefangenen Theagenes gefolterten Frau lässt das Bestreben des Dichters erkennen, der leidenschaftlichen Liebesglut der Arsace einen adäquaten Ausdruck zu geben (III, 2):

Ich sinke zur Erden, ehe dass ich anfange zu reden, Ich verzweifele, ehe dass ich klage! mein Gemüthe wird von den grausamsten Furien zurissen und mein Herz leidet die grösten Folterungen, Ich habe eine Person in der Seelen, die ist mein Leben und Todt, Ich führe ein Wort auf der Zungen, das brichet mir den Halss, Theagenes thuts, Theagenes ists, Ein wunderbahrer Wechsel, Theagenes ist als ein Gefangener hierher gebracht worden, und hatt mich selbsten gefangen, so gar, dass woferne ich jhn nur einen Tag nicht sehe, ich zu sterben gedenke.

Sind diese Scenen nun auch mit Liebe und nicht ganz ohne Geschick ausgeführt, so ruhte doch das Hauptinteresse des Autors nicht auf ihnen, sondern auf einem andern Gegenstande. Der Kriegszug, den der wirkliche Vater der Chariklia Hydaspes gegen den Satrapen Oroondates führt, gab ihm Gelegenheit, eine Berathung des Fürsten mit seinen Räthen einzuflechten, in welcher nicht nur die verschiedenen Arten der Kriegsführung, die Wirkung des Krieges auf die Unterthanen in ganz allgemeiner Weise erörtert, sondern auch volkswirthschaftliche und finanzielle Fragen weitläufig besprochen werden. Die beiden Scenen umfassen zwanzig Seiten (II, 1 und 4) und fallen natürlich vollständig aus dem Rahmen des Stückes heraus. Der Dichter aber muss hierauf besonderen Werth gelegt und grosse Sorgfalt verwendet haben; er ist offenbar auch sehr stolz gewesen auf die Schulweisheit, die er mit gespreizter Pedanterie ausgekramt hat.

Von Geistererscheinungen, die Beckh später so häufig verwandte, findet sich in dem Stück nur eine (II, 4). Die grausige Scene bei Heliodor (VI, 14 f.), wo die Hexe, eine Vorläuferin von Heines Uraka, ihren todten Sohn belebt, musste Beckh ebenso wie Brülow sich entgehen lassen.

Fasst man alles zusammen, so kann man das Stück nicht sehr hoch stellen. Und zwar nicht allein wegen der nur selten unterbrochenen Trockenheit und Nüchternheit

des Ausdrucks, sondern auch um vieler Mängel in der Composition und Schwerfälligkeiten in der Scenenführung willen. Von dem theatralischen Geschick, das Beckh sowohl im Aufbau des ganzen Stückes als auch in der Behandlung des Einzelnen gleich in seinem zweiten Drama an den Tag legte, war hier noch nichts zu spüren; freilich war auch der von ihm gewählte Stoff zur Dramatisirung wenig geeignet oder es war ein grösserer Dramatiker als Beckh nöthig, um die abenteuerreiche, vielfach verschlungene Geschichte zum einheitlichen Drama umzuschmelzen.

Ebenso steif und pedantisch wie das Stück selbst ist das Zwischenspiel, von dem je ein Act nach dem entsprechenden Acte des Dramas eingeschaltet ist. Der Inhalt des ebenfalls in Prosa geschriebenen Stückes ist folgender:

Der Tagelöhner Tilon will aus seinem Sohne Alamod etwas Rechtes machen, daher giebt er ihn zunächst einem Gelehrten in die Schule, der, nachdem er aus den Antworten des Alamod auf seine Fragen in dem Jungen einen anschlägigen Kopf gefunden zu haben glaubt, erklärt, er hoffe aus ihm wohl etwas machen zu können. Aber das Studium behagt dem Alamod nicht, und er wendet sich desshalb dem Hofleben zu. Allein auch von diesem hat er bald genug und spricht seine Absicht aus, in den Krieg ziehen zu wollen. Aber schon bei seinen ersten Begegnungen mit den Vertretern des Kriegshandwerks macht er schlimme Erfahrungen und kehrt endlich recht heruntergekommen wieder zu seinem Vater zurück. Dieser räth ihm, sich um eine reiche Alte zu bewerben, was Alamod zunächst durch einen albernen Liebesbrief und dann auch mündlich thut. Er wird erhört, macht aber schlimme Erfahrungen, seine Frau setzt ihm Hörner auf, und nur durch den Zufall, dass sie ins Wasser fällt, wird er von ihr erlöst.

In der Vorrede spricht sich Beckh über den Zweck, den er mit dem Nachspiele verfolgt habe, dahin aus, es sei zwar nicht allzu viel Kurzweiliges darin, allein, es sehe 'weit in den iezigen Welt-Lauff hinein'.

Es wird dieser Alamod nicht umsonst Alamod genannt, man erwege seine Discours, und zwar anfangs wird er verständig, bald aber, und auf die letzte thöricht und alber vorgestelt, auch nicht sonder Ursach, seine Reden und ganze Handlung haben ihr gewisses absehen, nicht dass ich auff eine oder die andere Person, die sich getroffen findet, in specie geziehlet hätte, ich habe es in

genere, und wie es an einem und dem andern Orth herzugehen pfleget, vermeldet, Sonder Ruhm hab ich die Arth und Weise an unterschiedlichen Fürstlichen und Gräfflichen Höfen, wie auch in Reichs-Städten zu regieren und zu leben, öffters wohl observirt, dass ich leichtlichen einen oder den andern Orth getroffen möchte haben, wann ich schon daran nicht gedacht, wie es mir einfiel und zu appliciren vermeinte, also schrieb ichs hin, wer sich aber getroffen befind und übel zufrieden damit ist, der fechte es mit Alamoden aus, ich werde ihn wohl gehen lassen, ob er mich schon selbsten mit getroffen, das ist wahr, seine Frau die Pythia hat über alle die massen viel Schwestern.

Man wird Beckh darin Recht geben, dass sich sehr wenig Kurzweiliges in dem Stücke findet, die eingefügten Spässe, so z. B. der schon seit dem 15. Jahrhundert auftauchende, von Gryphius zu Tode gehetzte, dass jemand ein lateinisches Wort für ein deutsches hält und auf diese Weise alle möglichen Missverständnisse entstehen, sind recht plump und ungeschickt (C 2 b). Offenbar wollte Beckh in dem Alamod einen in seiner Zeit häufig wiederkehrenden Typus schildern, daher auch die Ausfälle gegen bestimmte Unsitten der Zeit, das Alamodewesen, auf welches schon der Name des Helden hindeutet, daher das lange Verweilen bei der Verhöhnung der närrischen ausländischen Kleidung und ähnliches mehr. Aber zu einer Charakteristik des frechen, pietätlosen und albernen Helden sind fast gar keine Ansätze gemacht, die Scenen sind dürftig und ungeschickt und nur einzelnes, auf das der Verfasser offenbar grossen Werth gelegt hat, ist sorgfältiger ausgeführt worden; so das Gespräch des Alamod mit dem Philosophen Celintes, in welchem dieser dem Alamod verschiedene Beschäftigungen empfiehlt, von denen Alamod eine jede mit anderen Gründen zurückweist. Das Stück bietet nirgends etwas Anziehendes.

Lehnte Beckh sich in der erneuerten Chariklia Zug für Zug an eine erzählende Vorlage an und kann man in den Änderungen, die er dem überlieferten Stoff aufheftet, die Zeichen eines wirklich originalen poetischen Schaffens eben nicht erkennen, so beweist er in seinem zweiten und besten Drama eine gewisse dichterische Selbständigkeit. Der 'Schauplatz des Gewissens' (1666) ist das einzige

der Dramen Beckhs, welches um seines Stoffes willen schon seit längerer Zeit eine gewisse Beachtung gefunden hat.[12] Es behandelt ein faustisches Problem, und obgleich der Held nicht Fausts Namen trägt, so fehlt es doch in dem Stücke nicht an deutlich erkennbaren Anklängen an die Faustsage, ja auch dem Volksdrama scheinen einige Züge entlehnt zu sein, wovon noch weiter unten die Rede sein soll.

Am Anfange des dreiactigen Stückes beklagt sich der faustische Held Cosmophilus über den geringen Lohn, den ihm sein tugendhaftes Leben eingebracht und beschliesst sich der Wollust und dem Vergnügen zuzuwenden; deshalb weist er auch den Theophilus, der ihm ein Kreuz und ein Buch anbietet, ab, obgleich dieser ihm das Buch überlässt, ohne etwas dafür zu fordern, und wendet sich dem Falsarius zu, der ihm einen Ring mit einem spiritus familiaris, einen Kristall zum Schätzefinden, Würfel und Karten, die immer gewinnen, zum Kaufe anbietet. Dann treffen wir den Cosmophilus in der Gesellschaft der schönen, aber unzüchtigen Amartia, die ihm die Freuden der Liebe willig gewährt, und ihres Bruders Cosmus; Schätze, die er mit Hilfe des erhandelten Kristalls findet, geben ihm die Möglichkeit zu einem wilden Prasserleben; bei einem mit Cosmus, Amartia und anderen Gesellen abgehaltenen wüsten Gelage erschlägt Cosmophilus den Händler Theophilus, der ihm wegen seines lästerlichen Fluchens Vorhaltungen macht. Von dem Erzengel Michael und dem Geist des Theophilus zunächst vergeblich zur Busse ermahnt, wird Cosmophilus von den Freunden des Theophilus gefangen genommen und dem Gericht überliefert. Im Gefängniss, wo er dem Tode entgegenharrt, der ihn am anderen Tage um seines Mordes willen treffen soll, erscheint ihm Lucifer und verspricht ihm Befreiung, wenn Cosmophilus sich ihm mit seinem Blute verschreiben wolle; Cosmophilus geht darauf ein, Lucifer erschreckt den eintretenden Wächter so, dass dieser davon läuft und Cosmophilus aus dem Kerker entweichen kann. — Im zweiten Act finden wir Cosmophilus in einem einsamen Walde und hier beginnt zuerst die mahnende Stimme seines Gewissens zu sprechen, neben den Klagen, die er selbst ausspricht, namentlich durch die Donnerworte der auftretenden Conscientia versinnbildlicht. Hierauf er-

---

[12]) Exemplar in Berlin. Vgl. Zeitschrift f. deutsches Alterthum u. deutsche Litt. 29, 97 ff. Spengler, Zur Geschichte des deutschen Dramas, Progr. Iglau 1886 S. 4. Auf eine Notiz, die von einer Aufführung des Stückes in Leipzig 1675 berichtet (vgl. Dohmke, Die Nicolaischule im 17. Jahrhundert. Progr. Leipzig 1874 S. 32), verweist Bolte in seiner inhaltreichen Einleitung zu der Ausgabe des Düdeschen Schlömers, 1889 S. 32.

scheint Helena und nimmt den Cosmophilus als einen Leibeigenen ihres Herrn, des Lucifer, in Anspruch, indem sie ihm die Handschrift vorzeigt; sie lässt ihn einen Blick in die Hölle und die Qualen der Verdammten thun, entflieht aber, als Cosmophilus den Namen Jesu ausspricht, und lässt die Handschrift fallen. Der Erzengel Michael nimmt sich des in tiefer Ohnmacht liegenden Cosmophilus an, heisst ihn die Handschrift mitnehmen und zeigt ihm den geöffneten Himmel, aus welchem Christus dem Cosmophilus die Worte zuruft: 'Ihr Menschen-Kinder, wie vielmal kreutzigt ihr mich, geistlicher weise auff das neue, mit euren überaus grossen und Himmel-steigenden Sünden, du aber elender Mensch, es wird dir schwehr werden die Seeligkeit zu erlangen'. Den verzweifelnden Cosmophilus tröstet Michael mit der Aussicht auf doch noch zu erreichende Rettung. Aber in seinem Hause, wo wir Cosmophilus dann wiederfinden, setzen sich seine Qualen fort. Seine früheren Freunde, Cosmus und Amartia, erscheinen und zeigen wie die Frau Welt jetzt nur die böse Kehrseite der irdischen Wohllust und ihre rasche Vergänglichkeit. Ausserdem wird er auch noch durch Schreckgestalten wie die Atropos und den personificirten Orkus geängstigt, und auch die Conscientia lässt mit ihren Vorwürfen nicht ab. Endlich naht sich ihm ein früherer Freund Namens Christophorus, der, seit Cosmophilus seinen bösen Gelüsten nachgegangen, von ihm gewichen ist: er ermahnt ihn zur Busse, und auf seinen Rath nimmt Cosmophilus jetzt den Namen Christophilus an. Der neue Christophilus fühlt nun seinen Tod herannahen und wird von Christophorus ermahnt, seine Gedanken von allem Irdischen ab und nur dem Himmlischen zuzuwenden. Durch unsichtbare Rufe: Cosmophilus damnatus es, die von Blitz und Donner begleitet werden, sucht ihn die Hölle in seiner bussfertigen Stimmung irre zu machen, aber sein ununterbrochenes Gebet stillt diese Äusserungen der höllischen Geister. — Am Anfange des dritten Actes erscheinen Lucifer und Michael im Gespräch; jener beansprucht die Seele des Cosmophilus für sich, Michael weist seine Forderungen zurück, während Lucifer erklärt, er werde schon seine Ansprüche durchzusetzen wissen. Eine Verwandlung führt uns in das Haus, wo Christophilus im Sterben liegt. Er hat den Christophorus gebeten, ihm einige Priester zu holen; diese erscheinen nach einer kurzen Zeit, in welcher Christophilus wiederum durch allerhand Erscheinungen geängstigt wird, wissen aber dem Christophilus nur schlechten Trost zu geben, trotzdem sie in langen Reden sehr verschiedenartige dogmatische Meinungen auskramen. Da legt sich Christophorus ins Mittel. In einer Rede, die den Glauben ganz auf die heilige Schrift gründet und alle von ihr abweichenden und über sie hinausgehenden dogmatischen Lehrmeinungen als Spitzfindigkeiten abweist, zeigt er dem Christophilus, dass er durch den

Glauben an Christus doch noch Hoffnung habe zur Seligkeit zu gelangen. Und obschon der Teufel, die Welt, der Tod, die Ewigkeit und die Gerechtigkeit, die hierauf auftreten, die Seele des Cosmophilus für die Hölle in Anspruch nehmen, wird dieser doch errettet. Die Barmherzigkeit erscheint, verjagt die andren Gestalten, von dem sich eröffnenden Himmel aus sichert eine Stimme dem Christophilus Vergebung seiner Sünden zu. Nach einem Dankgebet stirbt Christophilus, und am Schluss sehen wir ihn am Thron des Höchsten liegen, während die Engel ein Lied zum Preise des gnadenreichen Gottes anstimmen, der auch den Sünder wieder zu Gnaden annimmt.

Was uns, wie bereits hervorgehoben, an dem Stücke so besonders anzieht, ist die Thatsache, dass es, so weit bekannt, das erste poetische Product innerhalb der deutschen Litteratur ist, bei welchem der Einfluss des Volksdramas vom Faust deutlich zu verfolgen ist, und dass Beckhs Drama somit eine Richtung in der deutschen Dichtung einleitet, deren Bedeutsamkeit wohl nicht besonders betont zu werden braucht und die in den edelsten Geistern der Nation ihren Höhepunkt erreichte. Zunächst ist der Eingangsmonolog des Cosmophilus (s. oben S. 356) dem bekannten und bedeutsamen Monolog nachgebildet, der im Volksdrama dem Faust am Anfange des Stückes zuertheilt ist. Wie Faust die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bestrebungen beklagt, so auch Cosmophilus; wie Faust seine bisherigen frommen Studien bei Seite schieben und sich den dunklen Mächten zuwenden will, so denkt Cosmophilus der Tugend den Abschied zu geben und sich dem Laster zuzuwenden:

Ein thörichtes Wesen ist es, sich mit vielem Plagen und Nagen in den Schranken der Tugend zu halten, in vermeinung etwas mehr von Glückseligkeit zu erwerben, nichtes ists, wer etwas davon erlangen will, der muss schon darzu gebohren seyn, wache und sorge du so lang als du wilt, wann du nicht darzu erkohren, wird es dir dannach nicht willfahret, hingegen schlafe und ruhe sonder sorgen, wann du es haben solst, es wird dir schon zufallen, derowegen hinweg mit solchen nichtigen sorgen, erklähre dich Cosmophil vielmehr unter diejenigen, welche Himmel Himmel, und Erde Erde lassen seyn, genüssest durch Tugend und Eingezogenheit kein Glükk, so suche es durch Laster, seye gutes Muths und erfreue dich in deinen jungen Jahren, will der Himmel nicht scheinen, so mag er donnern.

Ja sogar im Ausdruck glaubt man in dem Monolog des

Cosmophilus Nachklänge der Worte des Faust im Volksdrama zu spüren; man vgl. folgende Stelle:

Ulmer Puppenspiel, Kloster 5, 185.

Man sagt zwar im gemeinen Sprüchwort: quot capita, tot sensus, viel Köpf, viel Sinn. Der eine hat Lust zur Mahlerkunst, der andere zur Architektur; dieser ist ein Poet, jener ein guter Orator, dieser ein guter Philosoph, jener ein guter Medicus.

Beckh I, 1.

Dann sehe man in der Erfahrenheit an, mit welchem Wechsel werden wir Menschen doch allhier herumbgetrieben, der eine steigt, der ander fällt, der eine wird gelahrt, der ander ungeschickt, der eine wird reich der andere arm, der eine wird schön, der andere ungestallt.

Auch das unmittelbar an den Eingangsmonolog des Cosmophilus sich anschliessende Auftreten des Theophilus und Falsarius scheint auf einer Nachbildung des Volksdramas zu beruhen. Wie im Volksdrama ebenfalls im Anschluss an die einleitenden Worte des Faust ein guter und ein böser Engel erscheinen, von denen der eine Faust von seinem Vorhaben abhalten will, während der andere antreibt, so ist es auch hier. Theophilus, der Vertreter des guten Princips, versucht den Cosmophilus zur Gottesfurcht und Verachtung der Welt zurückzurufen, während Falsarius ihm die Mittel bietet, einem Sündenleben zu fröhnen. — Ein weiterer Einfluss des Volksdramas zeigt sich am Ende der Scene I, 3. Cosmophilus liegt schlafend, Michael singt ein Lied, in welchem er den Cosmophilus zur Bekehrung und Busse ermahnt; im Faust haben wir die nämliche Situation: Faust schlafend, sein Schutzgeist ihn in einem Liede ermahnend; nach dem Ende des Gesanges und dem Verschwinden der himmlischen Erscheinung erwachen dann beide Helden; und in den Worten, die dem Cosmophilus bei dieser Gelegenheit in den Mund gelegt sind, scheinen wiederum die entsprechenden Worte des Volksdramas nachzuklingen.

Puppenspieltext bei Kralik und Winter, S. 185.

Wache, Faust, wache! Was soll das? Habe ich denn keinen Tropfen Blut mehr in meinen Adern? Deutlich genug hörte ich eine himmlische Stimme . . .

Beckh a. a. O.

Wie ist mir, schlaf ich oder wach ich, was für eine Stimme kömt mir zu Ohren?

Und alles war nur ein Traum, weiter nichts.	Oder ist es ein Traum, ja das ists.

Das Lied selbst zeigt in der Kralik-Winterschen Fassung keine Verwandtschaft mit dem Liede des Michael: wohl aber weist dasselbe eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Liede in der entsprechenden Scene der Berliner Fassung auf, die trotz starker Modernisirung noch manches Alterthümliche sich bewahrt hat.

Zeitschrift f. deutsches Alterthum u. deutsche Litt. 31, 137.	Beckh a. a. O.
Faust! ich werde von Höchsten geschickt, erwache nur einen Augenblick, und thue dich zum Höchsten wenden, und lass dich nicht vom Satan blenden, Faust nun schlaf in guter Ruh und fahre nicht der Hölle zu.	Du armer Mensch wie liegst du da in tiefen Schlaf gebracht, Wer hat es doch gemacht? Dass du der Höllen nun so nah Vor ihrem Rachen liegest, und dich nur selbst betrügest. Wach auf! Die Noth ist vor der Thür Wach auf! wach auf! und folge mir.

Auch das Auftreten der Helena gemahnt an das Volksdrama; wenn Helena bei dieser Gelegenheit dem Cosmophilus die Hölle zeigt (II, 1) und ihn auf die Qualen der verdammten Sünder aufmerksam macht, so ist dieses Motiv im Volksdrama, nur in burlesker Weise, verwendet worden in Pickelhärings bekannter Erzählung von seinem Besuche in der Hölle (Kloster 5, 787 f.), einer Scene, die dann mit vielfachen Variationen auch in eine grössere Anzahl anderer Puppenspiele übergegangen ist. — Der Ruf 'Cosmophilus damnatus est', womit die höllischen Geister II, 4 den Cosmophilus ängstigen, stammt ebenfalls aus dem Volksdrama. Dagegen ist der Zug, dass Falsarius I, 3 bei dem Gastmahle durch einen Geist mit grosser Schnelligkeit köstliche Früchte aus Italien und China herbeibringen lässt, zwar wohl offenbar der Faustsage, aber nicht dem Volksdrama entnommen.

Auch zu einem andren Volksdrama weist der Schauplatz des Gewissens Beziehungen auf. Wenn Cosmophilus im Gefängniss sitzt und Lucifer erscheint, ihm die Freiheit verspricht, wenn er sich ihm verschreiben würde, so ist zum Vergleich das Puppenspiel: Graf Paquafil oder Fürst

Alexander von Pavia herbeizuziehen, wo etwas ganz Ähnliches sich findet (Kralik und Winter, S. 66 f.). Graf Paquafil liegt im Morgenlande gefangen, da tritt ein Teufel zu ihm und verspricht ihm die Freiheit; die Forderung, sich ihm dafür mit Seele und Leib zu übergeben, spricht der Teufel allerdings nur dem Kasperl gegenüber bei dem gleichen Anerbieten aus. Das Puppenspiel selbst ist in der vorliegenden Fassung wohl nicht früher als in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden; es enthält indessen eine Reihe von Bestandtheilen, die ganz beträchtlich älter und wohl noch auf das 17. Jahrhundert zurückzuführen sind.[13])

Dass in dem Drama auch noch Motive aus Stoffgruppen verarbeitet worden sind, denen im 16. Jahrhundert zahlreiche Dichter ihre Kraft zugewendet hatten, ist bereits von E. Schmidt und Spengler hervorgehoben worden. Sowohl mit den Dramen der Everyman-Gruppe als auch mit den Stücken vom verlorenen Sohn, zwei Stoffen, die ja auch bereits im 16. Jahrhundert mit einander vermischt worden sind, zeigt unser Stück Verwandtschaft. An die stehenden Motive der Dramen vom verlorenen Sohn, die dem Verfasser am allerwahrscheinlichsten ebenfalls durch die Vermittelung der fahrenden Komödianten zugebracht sind, erinnert die Ausmalung von Cosmophilus' Sündenleben, sein Prassen, Schwelgen und Buhlen, ferner die Scene im Walde, wo er den Peinigungen der Conscientia vergeblich zu entgehen sucht. Stärker noch sind die Einwirkungen der Everymanstücke, wobei zunächst darauf aufmerksam gemacht sei, dass auch zu den Schwelgerscenen im Schauplatz des Gewissens sich Analogien in den Everymanstücken finden, wenn auch die Ausführung dieses Motivs bei Beckh mehr auf die Dramen vom verlorenen Sohn hinweist. Ganz auf den Motiven der Everymandramen, die gelegentlich auch schon in den beiden ersten Acten auftauchen, ist der Schluss des zweiten und der ganze dritte Act aufgebaut. Die Bedrohung des sterbenden Sünders durch Welt, Tod und Teufel ist ein in verschiedenen Variationen wiederkehrender Vorwurf der Everymanstücke;

[13]) Vgl. Minor, Vierteljahrschrift 1, 280 ff.

das Herbeiholen der Priester an das Bette des Sterbenden erscheint ebenfalls in einer grossen Zahl von Everymandramen und verwandten Stücken (es sei nur an Macropedius' Hecastus, Naogeorgs Mercator, Culmanns Spil wie ein Sünder zur Buoss bekärt wird, Hans Sachsens Tragedia des jüngsten Gerichtes und Stephanies geistliche Action (1568) erinnert); auch der Process des Satans mit einem Vertreter des Himmels, wobei Satan auf Grund der göttlichen Gerechtigkeit die Seele des Sünders in Anspruch nimmt, während diese ihm von der anderen Seite nicht zuerkannt wird, weist auf die Everymanstücke hin, obgleich, wie bekannt, dieser Stoff auch seine eigene grosse Litteratur hat. Ebenso ist der Schluss des Stückes, das unmittelbare Eingreifen Gottes zu Gunsten des Sünders, den Everymandramen nachgebildet; Michael als Beschützer des bekehrten Sterbenden erscheint z. B. in dem soeben erwähnten Stück Stephanies. — Auf welchem Wege Beckh diese Motive zugekommen sind, ist nicht leicht zu entscheiden. Einzelne von den Everymanstücken haben noch durch das ganze 17. Jahrhundert eifrige Leser gefunden; ja man könnte auch auf die Thatsache hinweisen, dass erst ein Jahr vor dem Erscheinen von Beckhs Drama der Pastor Heinrich Mettengang den Homulus des Jasper von Gennep in lutherischem Sinne umarbeitete (1665). Am wahrscheinlichsten aber ist die Annahme, dass auch in den Schulkomödien des 17. Jahrhunderts diese Motive noch sich fortpflanzten, was bei der Neigung, die auch diese Periode ähnlichen Stoffen entgegenbrachte, gewiss viel für sich hat, und dass auf diese Weise der Dichter vielleicht schon frühzeitig mit ihnen bekannt geworden ist.

Sicher ist jedenfalls, dass im Drama der Jesuiten ganz ähnliche Erfindungen auftauchen. Mir liegt das Scenar eines Jesuitendramas aus dem Jahre 1632: 'Cosmophilus Das ist: Ein freches vppiges Weltkindt, wie solches anfänglich der welt dient, endlich aber zu Gott bekehret wird' (in Linz gespielt) vor, das ich im Folgenden mit Ausschluss der stark moralisirenden Einleitung wiedergeben will.[14])

---

[14]) Exemplar auf der Staatsbibliothek in München. — Auf ein

Prologus. Wird von fünff Sinnen dess Menschlichen Leibs (als welche Cosmophilus in Wollust lebend missbraucht) zu diesem End repraesentiert, dass die Zuseher und Zuhörer, neben dem augen vnd ohrenlust, ein Geistlichen Nutz auss dieser Action schöpffen. Actus I. An diesem Act wird Cosmophili Weltlust fürgestelt, darvon er sich weder durch eigne Vernunfft, weder frembden Rath will abhalten lassen. Scena I. Cosmophilo wird anhaimbs die weil zlang, gedenckt in die frembde zu wandern. Scena II. Bey diser Berathschlagung, disputiert Wollust vnd Vernunfft: endlich resolviert sich Cosmophilus der Frawen Voluptas zu dienen. Scena III. Zu dessen Befürderung, schickt er bald seine Werber welche lauter lustige Bursch, die auffklauben und zuführen sollen. Dise werden bald müed auff dem Weg, kehren lieber ein in das Wirthshauss. Scena IV. Ein andächtiger, Cosmophilo wolbekandter Geistlicher, vernimbt das vppige Leben, sucht Gelegenheit mit jhme zu reden, wird aber höflich abgewiesen. Scena V. Voluptas helt ein Krantzelbinderey, darinnen mit Blumben und Rauchwerck Cosmophilus soll erlustigt werden, wird auch dessen Ligerstatt mit allerley Blumbwerck bestrewet. Scena VI. Alda spielt man der blinden Mauss, dann als die Schmarotzer Cosmophili, die Zech dem Wirth bezahlen sollen, uberreden sie dem Keller, dass er der Sucher seyn solle. Drauff lauffen sie haimblich alle darvon, Als aber der Wirth kombt, wird er von seinem Keller gefangen. Welchem er gute Stöss gibt, ist also die Zech bezahlt worden. Scena VII. Der vor abgewiesene Geistlich, erlangt bei Cosmophilo Audientz, doch mit diser condition, dass er jhme nichts Geistlichs fürbringen solle. Als er aber im Vrlaub die Blumben auff dem Beth ersihet, gibt er jhm ein heilsamben Stich, mit dem Text Esaiae cap: 14. N. 11. Motten werden dein Beth seyn, vnd Würmbe deine Decken. — Actus II. Diser Actus helt in sich, was massen Cosmophilus, die Jesaiae Spruch gefaste Wurmb mit allerhandt Kurtzweil vertreiben willen. Scena I. Sorbilax und Azotus, ein rechtspaar, melden sich bey Cosmophilo und jhre saubern Dienst an. Scena II. Ein fahrender Calmeuser gibt sich für ein gewaltigen Man auss, damit er ein Herrn kriege. Davus wil jhn nit annemen: Entgegen Sosias ist fro, dass er ein solchen Gesellen für Cosmophilum vberkommen. Scena III. Cosmophilo gehen die Wort Jsaiae starck im kopff vmb: Dabey jhme auch Nemesis, als eine Gewissenschröckerin, mit ernst zuspricht: aber vmbsonst, dann er es lieber mit der Bursch helt: vnd dem armen Gewissen einen Druck gibt. Scena IV. Voluptas, Cosmophilum zu erhalten, stelt allerley wolschmeckenden Gurgellust an. Dabei Ganymodes, Laetitia, und Amalthea zum

anderes Scenar, das jedoch nicht von Beckh beeinflusst ist, machen E. Schmidt und Spengler aufmerksam.

Auffwarthen sich müssen gebrauchen lassen. Scena V. Sosias praesentirt den neuen Calmeuser Cosmophilo, der bringt allerley schnacken auff die Paan, wird von jhme zu Dienst angenommen. Scena VI. Nemesis die Gewissenschröckerin, nimbt die Parcas als Höllgöttinen zu hülff, ob sie Cosmophilo den schlechten Gurgellust erlaiden möchte. Scena VII. Vlpidius Kuchelmaister, helt mit Pinacio der Köchin ein freundlichs greynen: bekombt seinen Thail, darauff richt man an: Der Calmeuser gibt bey der Dafel ein Dischrath. Scena VIII. Nemesis führt ein klägliche Music, maint sie wol mit dem Adamsapffel die Malzeit versaltzen: Aber man achts nicht. Dahero sie endtlich nach Egypter gebrauch, ein Todtenkopff für ein Bschawessen aufsetzt. — Actus III. Diser Actus stelt für, den vppigen Weltlichen Klayderpracht, dardurch Cosmophilo die schwäre Gedancken sollen vertrieben werden. Scena I. Voluptas zürnet wider Nemesin, wegen dess trawrigen Todtenkopffs, den sie bey der Malzeit hat auffsetzen dörffen: Denckt mit newen Mitteln Cosmophilum wider lustig zu machen: darzu mit seltzamer Klaydung viel tantlerey getriben werden. Scena II. Cosmophilus vol tieffer Gedancken, wird von frischer Gesellschafft verführt, dass er mit newen Kleydungen auffziehen, vnd pravieren solle. Scena III und IV. Nemesis bringt ein härins Klaydt, zwischen welcher vnd der Wollustbarkeit entstehet ein merckliches Disputat: Aber Voluptas zieht vor, wie sie dann den Cosmophilum zierlich beklaydt, dabey lächerliche possen getriben werden. Scena V. Cosmophilus rinnt je lenger je tieffer in die Welt frewden. Disem helt man ein Lust auf dem Wasser, da jhm aber alda eine Todtenbar begegnet, bey nebt die Syranes ein trawriges Todtenlied singen, vergeht jhm alle freud, und wird in trawren verändert. — Actus IV. Mit diesem Actus solle Cosmophilo durch den Augenlust, sein gefast Traurigkeit benommen werden. Scena I. Cosmophilus voller Melancholey, befindt sich vbel auff. Wird demnach ein Doctor erfordert. Scena II. Diser sambt anderer lustiger Bursch geben den rath, er soll jhm ein guts Müthel nehmen. Scena III. Cosmophilus mag keine Purgatzen einnehmen. Darumb suecht man allerley Fürwitz, so lustig anzusehen seyn sollen. Dabey offtgemelter Calmeuser, sambt andern seines gleichens, sich trewlich gebrauchen lassen. Scena IV. Wie sie dann artlich den Wirth betrügen, dem sie die Zech bezahlen sollen, ob welchem lustigen possen Cosmophilus etwas erfrewet wird. Scena V. Cosmophilus spatzieret auf offnen Marckt, durchsucht Kauffläden und Werckstätt. Findet bey einen Dischler eine Todtenbaar, bey einem Schneider ein Baarthuch, etc. Darob er wieder an das Sterben gedenckt, läst aber dergleichen gedancken bald fahren, vnd schöpfft auff ein newes ein frisch hertz. Scena VI. In diser Scena ibts ein Concert, darinnen Voluptas gar gross macht die potenz

und Herrlichkeit dieser Welt. Hingegen auss Befelch Nemesis, Vertumnus die Vnbestendigkeit derselben erklärt und an Tag gibt, mit erweisung, dass solche ein stinckendes Todtenaass: Schatten an der Wandt: vnd lauteres Nichts solle geschätzet werden. Actus V. Weil die Motten und Todtenwürme Cosmophilo in dem Kopff vmbkriechen: also bemühet man sich auff ein newes solche von ihm zu bringen: Darzu dann Music und Ohrenklang mit allerley Instrumenten gebraucht werden. Aber wann es vmb und vmb gehet, findet halt endlich Cosmophilus, dass in der Welt nichts dann lauter Eytelkeit in Betrübnuss und Traurigkeit aussgehet. Nimmt danach bessere resolution, auss einem vppigen Weltkindt ein liebes Kindt Gottes zu werden. Scena I. Cosmophilus steckt in Betrachtung, wie alle Weltsachen ein endt nehmen, fält davon als inn Ohnmacht, wird aber von Frawen Wollust wider erhebt, deren Nemesis sich widersetzet. Scena II. Cosmophilus lässt sich von Voluptas wider vberreden. Dise treibt vberall Musicanten auff, dabey dann Orpheus mit seinen Spilleuthen wird eingeführt. Scena III. Sosias wirbt Musicanten vnnd zween vngeschickte Baurnpfeiffer, mischen sich vngereimbt in die Music: kriegen aber baldt ihr verdientes Trinckgelt, in dem sie mit Henden in die Fidel gespant, auf offnen Platz an Pranger gestelt werden. Scena VI. Alda stelt man Cosmophilo zu einem spass, ein gejagdt an. Dabey er zu Feldt, vnd im Wald, auff allerley weiss die Melancholey vertreiben solle. Scena V. Als Nemesis vernimbt, dass Cosmophilus mit singen ein Frewd nimbt: stimbt sie jhme auch liebliche Himmlische gesäng, darein er sich verlieben sollte. Scena VI. Die Himmel Music gefält Cosmophilo anfänglich wol: weil er aber des Irrdischen besser gewohnet, also wird er darüber bald verdrüssig, sonderlich weil Voluptas jhme zu Ehren mit Drometen und Heerpaucken zum Dantz pfeifft. Scena VII. Da Nemesis vermerckt, die Himmelmusic hat wenig aussgericht, fangt sie hingegen an ein klägliches Höllenliedlein zu heulen. Scena VIII. Dise Voces dringen Cosmophilo durch das Hertz, dass er in sich selber geht, sein voriges Leben bussfertig bewainet, vnd nach rath vnd angebung Nemesis, sich zu Gott von Hertzen bekehret: also dass er, so bisshero Cosmophilus, das ist ein Weltkindt, hinfüro Theophilus, das ist ein liebes Kindt Gottes bleiben und seyn möge.

Wir sehen aus diesem Jesuitendrama, dass der Grundgedanke des Beckhschen Stückes, die allmähliche Umwandlung des gottvergessenen Jünglings in einen Gottesfreund, auf der Jesuitenbühne behandelt worden ist. Die Behandlung des Stoffes im einzelnen weicht freilich von der Beckhs beträchtlich ab, wenn auch Anklänge wie z. B. die Änderung des Namens des Helden am Schluss nicht

fehlen. Stärker noch sind die Anklänge im einzelnen in einem andren Jesuitendrama: 'Comödie von einem Jüngling Teutscher Nation, welchen als er zu Pariss mehr dem bösen Leben, als den freyen Künsten abwartet, Gott der Vatter und Sohn, ewiger Straff schuldig erkennet, der heilig Geist aber mit heylsamer Buess begnadet hat' (1619).[15]) Hier ist der Verlauf ähnlich wie bei Beckh: der Jüngling Liberius, den sein Bruder Virginius vergeblich zu retten sucht, kann den Lockungen der bösen Lust, die in verschiedenen allegorischen Gestalten personificirt wird, nicht widerstehen und ergiebt sich einem bösen Leben. Dann wird er krank und wendet sich der Busse zu, von Misericordia und der Pietas getröstet, dem Tod geschreckt, wird er endlich zur himmlischen Herrlichkeit erhoben. An Beckh erinnert auch, das Auftreten eines Krämers am Anfang in der gleichen Bedeutung wie bei Beckh, ferner die Thatsache, dass der Held ebenfalls ins Gefängniss kommt. — Eine ähnliche Scene wie das Eindringen der Schreckensgestalten in die Kammer des Cosmophilus (Act III) findet sich auch im dritten Act eines Jesuitenstückes aus dem Jahre 1675: 'Theophilus in conflictu triplici'.

Aus so verschiedenartigen Quellen ist das Drama zusammengeronnen, das sowohl um seines Stoffes als um seiner Ausführung willen innerhalb der dramatischen Litteratur des 17. Jahrhunderts eine bedeutungsvolle Stellung einnimmt. Bei dem scenischen Ungeschick, das die meisten Dramatiker dieses Zeitraumes an den Tag legen, darf die nicht zu verkennende Gewandtheit, mit welcher das Stück aufgebaut ist, gewiss nicht zu niedrig geschätzt werden. Auch poetisch finden sich manche anmuthende Einzelheiten, und in der Sprache hat der Dichter wiederholt mit Glück den Ausdruck dem Inhalt der darzustellenden Situation angepasst. Freilich mit der kraftvollen Prosa Mitternachts darf Beckhs Sprache nicht verglichen werden. Die Mängel in der Charakteristik namentlich der Hauptperson fallen diesen entschiedenen Vorzügen gegenüber nicht so stark ins Gewicht.

Man lernt den Werth des Stückes noch höher schätzen,

---

[15]) Exemplar ebenfalls in München.

wenn man es etwa mit den Arbeiten gleichzeitiger Dichter und Dichterinnen vergleicht, welche ähnliche Probleme darzustellen versuchten. Sibylla Schusters 'Verkehrter, bekehrter und wider bethörter Ophiletes' (1685 nach dem Tode der Verfasserin erschienen) behandelt einen ähnlichen Stoff: Ophiletes hat sich dem Satan verschrieben, um hieb- und schussfest zu werden. Als dann die ihm gesetzte Frist verstrichen ist, offenbart er sein Vergehen der Obrigkeit, wird ins Gefängniss gesetzt. Aus diesem entweicht er, stellt sich dann aber aufs neue und unterzieht sich der ihm auferlegten Kirchenbusse. So wird er wieder mit Gott versöhnt, fällt aber dann doch aufs neue, da er den Versuchungen der Wollust, die Satan gegen ihn ausgesandt, nicht widerstehen kann. Doch wird am Schlusse dem Ophiletes die Verzeihung und Aufnahme zum ewigen Leben in Aussicht gestellt. Man sieht: wir haben es mit einem ähnlichen Stoff zu thun, auch in der Verwendung bestimmter allegorischer Figuren zeigt sich die Verwandtschaft der beiden Stücke. Aber während es Beckh zu verschiedenen sehr wirkungsvollen Scenen bringt, hat das Stück der Sibylla Schuster eigentlich nur eine einzige solche, die Anfangsscene nämlich, aufzuweisen, in der kurz vor dem Ablauf der Frist Satan an das Bett des schlafenden Ophiletes tritt und ihn an seine Schuld mahnt, worauf dann Ophiletes seine neben ihm schlafende Frau weckt und ihr sein Vergehen gesteht. Geht Beckh resolut auf sein Ziel los, so wimmelt es im bekehrten Ophiletes von störenden Wiederholungen, von Abschweifungen und breiten moralischen Betrachtungen, die die Handlung um nichts weiter bringen. Dementsprechend ist auch die Sprache der Sibylla Schuster matt und kraftlos; nicht ohne Mühe liest man sich durch die endlosen Alexandriner hindurch, und nur wenn gelegentlich im Anschluss an das Volkslied das Lob des Bauernlebens gesungen wird (S. 145 f.), kommt ein etwas frischerer Zug in die Ausdrucksweise. Dieser Zerflossenheit und Unbestimmtheit gegenüber treten die Vorzüge der Sprache Beckhs um so deutlicher hervor, auch da, wo er wie in dem Schlussmonolog des Cosmophilus, die sonst gebrauchte Prosa mit dem Alexandriner vertauscht. —

Ein Rückschritt dem Schauplatz des Gewissens gegenüber ist in der 'Wiedergefundenen Liarta'[16]) zu constatiren, welche sich in ähnlicher Weise wie Beckhs erstes Drama an einen Roman anschliesst. Es ist dies der Roman L'Eromena von Giovanni Francesco Biondi (1572—1644), aus welchem Beckh eine Episode seinem Stück zu Grunde gelegt hat. Der Roman selbst erzählt zunächst, wie sein Titel angiebt, die Geschichte der heldenhaften Königstochter Eromena, die ihres späteren Gatten, eines jungen tapferen Königssohnes und dessen Bruders; aber hält sich schon der erste Band nicht frei von episodischem Beiwerk, so überwuchert dies in den nächsten Bänden in einer Weise, dass wir darüber die Hauptgestalten völlig aus dem Auge verlieren. Eine Menge von mehr oder weniger interessanten Erzählungen, die uns meist in die verworrene Geschichte dieses oder jenes königlichen oder fürstlichen Hauses einführen, werden eingeflochten; erst am Schlusse erscheint das Paar, welches die Hauptgestalten des Romanes abgiebt, wieder; einen gewissen Zusammenhang hat der Dichter durch deren Tochter, die ebenso wie die Mutter eine amazonenhafte Dame ist, herzustellen gesucht. Die Überwucherung der eigentlichen Geschichte mit zum Theil recht abenteuerlichen Erzählungen hat indessen dem Roman bei den Zeitgenossen nicht geschadet; im Gegentheil: die bunte Fülle der seltsamen Ereignisse, welche in ihm berichtet wurden, entsprach offenbar dem Geschmacke des Zeitalters; wie denn eine grosse Reihe von deutschen Romanen, die genau nach dem Muster dieser italienischen Romane componirt waren, ein zahlreiches Publikum sich gewannen. Auch sonst war noch manches in dem Roman, was die Zeitgenossen anziehen musste: es fehlte weder an langen Schilderungen von Kämpfen noch an Beschreibungen fürstlicher Herrlichkeit; ganz den Geschmack des Zeitalters mussten die sorgfältig ausgeführten Gespräche treffen, ebenso die allgemeinen Betrachtungen, die sehr häufig den Gang der Erzählung unterbrechen. So fand sich denn bald ein Übersetzer: Johann Wilhelm von Stubenberg (1631—1688),

[16]) Dresden. 1669. Exemplare auf der königl. Bibliothek in Dresden und der Stadtbibliothek in Leipzig.

Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und in besonders naher Beziehung zu Harsdörffer und seinem Kreise stehend, machte, wie er vorher neben gelegentlichen Übersetzungen aus dem Französischen namentlich italienische Werke übertragen hat, so auch die Eromena in einer Übersetzung dem deutschen Publikum zugänglich.[17]) Sie genügt allen Ansprüchen, die man billiger Weise stellen kann: sie ist sinngetreu und liest sich im ganzen recht gut. Aus dieser Übertragung hat zweifellos Beckh den Roman kennen gelernt, was unten noch des Näheren nachgewiesen werden soll.

Die Episode, welche sich Beckh zur Dramatisirung erwählt hat, füllt den grössten Theil des dritten Bandes des Romanes aus, nachdem die männliche Hauptgestalt bereits im zweiten Bande einmal flüchtig aufgetaucht ist.

Der Prinz Almadero liebt gegen den Willen seines Vaters, der ihm eine andre Gemahlin zugedacht hat, eine arme Verwandte aus einer Seitenlinie seines Hauses und heiratet sie heimlich. Als sein Vater davon Nachricht erhält, ist er ausser sich vor Zorn und lässt Liarta gefangen setzen. Almadero will sie aus der Gefangenschaft befreien; bevor er aber den Plan ausführen kann, kommt Liarta vor Schreck über das Schicksal ihrer Brüder, die bei einem Mordversuch auf den König getödtet worden sind, zu früh mit einem todten Kinde nieder und gilt selbst für todt. Als sie bereits im Sarge liegt, erkennt man jedoch, dass sie nur in einer starken Ohnmacht lag und rettet sie zum Leben. Unterdessen war Almadero verreist; nach seiner Rückkehr ist er König geworden und hat, da er Liarta für todt hielt, eine Königin Namens Laodamia geheiratet. Aber in seinem Herzen lebt die alte sehnsuchtsvolle Liebe zu Liarta noch fort. Diese, um ihn von ihrem Dasein zu benachrichtigen, setzt sich Nachts in weisser Kleidung in der Nähe ihres und ihres Kindes Grabes nieder, so dass sich das Gerücht verbreitet, Liartas Geist gehe dort um. Almadero, der etwas Näheres darüber erfahren will, begiebt sich Nachts dorthin und trifft sie; nachdem sie eine Zeitlang die Täuschung aufrecht erhalten hat, als ob sie Liartas Geist sei, überzeugt sie ihn endlich von ihrem Leben, worauf Almadero sie voller Freude wieder mit sich führt. Alle Ränke der zweiten Gemahlin Almaderos, welche eine neue Verbindung der Liebenden

[17]) 4 Bde. Die von Goedeke [2] 3, 248 citirte Ausgabe Nürnberg 1656—59 habe ich nicht gesehen; eine zweite Auflage Nürnberg 1667, die ich benutzte, beweist jedenfalls, dass der Roman auch in Deutschland starken Anklang fand.

verhindern will, scheitern: sie muss abziehen und die beiden feiern aufs neue ihre Hochzeit.

Man sieht: eine recht sonderbare Erzählung, die zum Theil die grössten Unwahrscheinlichkeiten aufweist, bei der wir aber leicht begreifen können, dass sie Beckh besonders anziehen musste. Er hat sich denn nun auch ziemlich genau an die Erzählung im Roman gehalten. Nicht immer zum Vortheile seines Stückes; denn in IV, 3 wird z. B. über die Umtriebe der Laodamia gegen Liarta und die Art, in welcher dieselben vereitelt worden sind, in einer Weise gesprochen, die für jeden, der den Roman nicht kennt, fast unverständlich sein muss. Auch wörtlich ist der Roman an vielen Stellen allzu stark benutzt, so ist z. B. II, 2 f. aus dem Roman 3, 104 f. entnommen. Aber auch ganze Scenen sind auf diese Weise einfach aus Stubenbergs Übersetzung herübergenommen; man vgl. z. B. folgende Stelle:

Eromena, Stubenbergs Übersetzung 3, 299 f.	Beckh III, 3.
Als er nun auf vier Schritt hinzukommen, stunde er still, und brach, die kalten Tropffen schwitzend mit diesen Worten heraus: Frau, Geist, Engel, Göttin, oder was ihr seyd, gleich wie mir euer Anblick vor diesem die höchste Glückseligkeit gewesen, also wolte ich selbigen annoch vor den allersüssesten Trost halten, wann ihr mir also erschienet, wie ihr euch belieben lassen, mir im Traume vielfältig zu erscheinen. . . Aber leider! diese eure letztere Erscheinung, diesses offene Grab, dieses zwar schön doch bleiches Gesichte, zeigen mir das Widerspiel dessen, was ich zu meiner höchsten Wohlfahrt unfählbar gehofft gehabt.	Almadero: (kömmt allein, steht vor Liarten.) Frau, Geist, Engel, Göttin, oder was Ihr seyd, gleichwie mir Euer Anblikk vor diesem die höchste Glükkseeligkeit gewesen, also wolte ich selbigen annoch darvor halten, wenn ihr mir also erscheinet, wie ich gern wolte, alleine diese Erscheinung, diss offene Grab, dieses zwar schön aber doch bleiches Angesicht zeigen mir das Wiederspiehl dessen, was ich doch öffters gehofft.

Am Anfange arbeitet Beckh noch etwas selbständiger. Freilich steif und gezwungen nehmen sich die Scenen auch hier aus. Dazu kommt noch, dass sich viele Dinge auf

der Bühne abspielen, die am besten hinter die Scene verlegt würden. Zweimal wird vor unseren Augen gefoltert; die Niederkunft der Liarta vollzieht sich ebenfalls auf offener Bühne. Nur in den Klagen der Liarta über Almaderos scheinbare Treulosigkeit (III, 1) oder in den racheschnaubenden Worten der Laodamia (IV, 3. Ja), welche höllische und zauberische Mächte gegen die Zerstörerin ihres Glückes und gegen Almadero aufrufen will, mag man etwas von dichterischer Kraft wiederfinden, die man doch immerhin im Schauplatz des Gewissens anerkennen muss. — Im ganzen kann man von dem Stück das Gleiche sagen wie von der Chariklia: die zu ängstliche Anlehnung an ein fremdes Original hat auf den Dichter in ungünstiger Weise gewirkt.

Wie der Schauplatz des Gewissens auf die Dramatisirung der Chariklia, so folgt auch jetzt auf das soeben besprochene Stück, dem ebenfalls die Episode eines Romanes zu Grunde liegt, ein Drama freier Erfindung. 'Polinte, oder die klägliche Hochzeit'[18]) ist das letzte Drama Beckhs, es ist wiederum unsicher componirt und enthält eine sonderbare Mischung von zum Theil recht abenteuerlichen Motiven. Nichtsdestoweniger bringt es der Dichter in einigen Scenen immerhin zu einer starken Wirkung. Den Inhalt des Stückes wiederzugeben, ist bei der Verschlingung der mannigfaltigen Motive nicht ganz leicht.

Talantes, ein Ritter in Portugal, spricht aller Liebe Hohn; er behandelt daher auch zwei Damen, die mit ihren Brüdern seinen Bruder Lyander besuchen, nichts weniger als höflich, und geräth aus diesem Grunde mit seinem Bruder in einen Streit, der bald zu Thätlichkeiten ausartet. Voll Rachegedanken gegen seinen Bruder entfernt er sich und trifft in einem nahegelegenen Walde die schlafende Gräfin Polinte an. Von dem Augenblicke an, wo er sie gesehen, ist er vollständig umgewandelt und hat keinen andern Gedanken als den, ihre Liebe zu erringen. Unter dem Namen Polius tritt er als Schäfer in den Dienst der beiden Brüder der Polinte Pyrander und Poliarchus, und indem er sich stellt, als ob er in Polintes Kammerzofe verliebt sei, weiss er die Zuneigung der Polinte zu gewinnen, die mit weiblichem Scharf-

[18]) Hamburg. 1669. Exemplare auf den kgl. Bibliotheken von Berlin und Dresden.

blicke sofort erkannt, dass hinter ihm mehr als ein Schäfer stecke. Nun aber hat Polinte noch zwei andre Bewerber, den nichtadligen Philidor und den Grafen Damyntas. Da dieser die Liebe der Polinte nicht gewinnen kann, wendet er sich an eine Hexe und bittet sie ihm beizustehen; diese befragt die höllischen Geister und erklärt sich hierauf zur Hilfe bereit. Sie giebt dem Damyntas einen eisernen Ring; sobald es ihm gelingt, damit seiner Geliebten kleinen Finger zu berühren, muss diese in der gleichen Nacht auf einem weissen Schwan zu ihm kommen, ohne dass sie weiss wie ihr geschieht. Damyntas weiss diesen Anschlag ins Werk zu setzen und dergestalt die Polinte mehrfach zu sich zu locken, ohne dass es ihm gelingt, bei diesen Gelegenheiten ihre Liebe ganz zu geniessen. Polinte empfindet nur dunkel, was auf diesen nächtlichen Fahrten mit ihr vorgehet; sie ahnt aber, dass sie der Spielball höllischer Mächte geworden ist. Nun hat Philidor im Walde den aus Asche und Blut gebildeten Zauberring gesehen, den die Hexe Lamia zum Zwecke der Bezauberung Polintens hergestellt hat; er argwöhnt — wir wissen allerdings nicht aus welchem Grunde — dass derselbe gegen Polinte gerichtet sei und macht dieser, als er sich um ihre Liebe bewirbt, einige Andeutungen. Da er sich aber nicht deutlich ausdrückt, kommt Polinte auf den Gedanken, er selbst sei der Urheber der Zaubereien, und sie spricht diesen Argwohn ihren Brüdern gegenüber aus. Diese halten ihn ohne weiteres für schuldig, suchen ihn auf, um ihn zu bestrafen, und da Pyrander ohnehin einen alten Hass auf Philidor hat, ersticht er diesen. Nun wird der Urheber alles dieses Unglücks Damyntas zunächst von Pluto, den er aber durch Anrufung der Pallas vertreibt, dann durch den Geist des Philidor geschreckt, worauf er die Hexe Lamia tödtet; als unmittelbar darauf Pyrander in das Zimmer des Damyntas eintritt und diesen nicht zu Hause trifft, erscheint nach dreimaligem Klopfen wiederum der Geist des Philidor und ängstigt den Pyrander so, dass dieser sich in sein Schwert stürzt. Polinte, die, um allem Wirrsal zu entgehen, für einige Zeit verreist war, erfährt bei ihrer Rückkunft den Tod ihres Bruders; da ihr nun nur noch ein Bruder übrig geblieben, giebt ihr Oheim den Rath, bald einen Schutz zu suchen und die Bewerbungen des Damyntas anzunehmen; nach längerem Widerstreben giebt sie ungern nach, und der Tag der Hochzeit wird festgesetzt. Talantes oder Polius, der sich während der Abwesenheit der Polinte in die Einsamkeit zurückgezogen hat, trifft hier seinen Bruder Lyander, der ihm von der bevorstehenden Verheiratung Polintes mit Damyntas Kunde bringt. Talantes beschliesst nun, sich den Tod zu geben, aber er will in Gegenwart Polintes sterben und erscheint deshalb in ritterlicher Kleidung unerkannt auf der Hochzeit, deren Ende Polinte mit trüben Ahnungen entgegensieht. Während der Hochzeit erscheint ausser-

dem noch ein Abgesandter des Königs, um den Poliarchus wegen der mit Pyrander an Philidor verübten Mordthat zur Strafe zu ziehen. Talantes giebt sich nun, nachdem er sich vorher der Polinte entdeckt hat, den Tod durch Gift, Poliarchus erhenkt sich hinter der Scene aus Furcht, Damyntas 'wird rasend, stösst sich den Kopff ein, und stirbt. Die Gäste lauffen alle davon'. Polinte, die unschuldige Urheberin alles Unglücks, will sich selbst den Tod geben, wird aber von ihrer Dienerin daran verhindert. In diesem Augenblicke erscheint ein Mönch, der die Polinte um die Ursache ihrer Betrübniss fragt. Auf Polintens Gegenfrage, ob er aus der Unterwelt käme, erwidert er: 'Ich bin zwar nicht allhier gebohren, aber gleichwol bin ich auch nicht einer von den Abgestorbenen, ich bin ein Mensch wie ihr, nur dass ich aus Europa und ein Christ bin. Desswegen aber von meinem Könige als welcher diese Insul hier unter seine Bottmässigkeit gebracht, hierher geschickt, umb diese elende blinde Leute zur rechten Wahrheit und Erkändniss Gottes zu bringen, unweit von hier habe ich meine Wohnung welches wir ein Kloster nennen, darinnen seynd unserer 24. welche alle Tag und Nacht singen und beten, wir bekümmern uns nichts umb die weltliche Wollust, welche die Menschen nur ins Verderben stürtzet, sondern seynd nur bedacht GOTT zu ehren und unser Leben in der Einsamkeit zuzubringen, dieses gefällt uns besser, dann alle Hoheit, Ehre, Reichthumb und Gewalt in der Welt.

Polinte. Ach welch ein heilig Leben, welches ich nur (mir?) auch wünschen möchte, wo ferne Weibs-Bilder solcher gestalt zusammen hielten.

Phillia. Ja, fürwahr ich liesse mich auch dazu bereden.

Der Münch. Wenn ihr dazu lust habt, so kann euch wol geholffen werden, weiln nicht über 2 Meil von hier dergleichen Weibs-Bilder, welche man Nonnen nennt, gleich wie wir, in heiligem eingezogenem Leben wandeln, gefällt es euch so will ich euch dahin bringen? Alda ihr dann in dem Christenthumb unterwiesen könt werden.

Polinte. Ach ja Vater thut es, wir wollen uns gerne unterweisen lassen, zumahlen weil ich alle weltliche Freude hasse, und mich ohne das vor die aller unglückseeligste Persohn der gantzen Welt zu nennen habe.

Phillia. Ich gehe auch mit.

Der Münch. Wohlan! so last uns gehen.'

Mit diesem Ausdruck der Weltentsagung schliesst das Stück, dem gerecht zu werden gewiss nicht leicht ist. Die Handlung ist so unwahrscheinlich wie möglich, und selbst wenn man sich darüber hinwegsetzt, muss man doch zugestehen, dass schliesslich alles auf eine Reihe recht thö-

richter Missverständnisse hinausläuft. Man fühlt unwillkürlich heraus, wie der Autor selbst bei der Abfassung das Gefühl der Unsicherheit gehabt hat. Während ihm bei dem Schauplatz des Gewissens die von ihm benutzten überkommenen Motive doch eine gewisse Stütze boten, hat er hier, wo er ganz frei seiner Erfindung folgen durfte, vollständig den Boden unter den Füssen verloren.

Trotz alledem wäre es unrichtig, das Stück in Bausch und Bogen zu verwerfen. Ein starkes theatralisches Geschick verleugnet sich auch hier nicht. Der Gegensatz zwischen der Festesfreude und dem unmittelbar darauf eintretenden allgemeinen Unglück ist recht wirksam herausgearbeitet. Auch der Grundgedanke, der dem Dichter vorschwebte, beweist einen guten poetischen und dramatischen Instinct. Es war offenbar seine Absicht, die unheilvolle Wirkung der dämonischen Macht der Schönheit zu schildern; allerdings reichte zur Durchführung dieses dankbaren Vorwurfes weder sein dramatisches noch sein dichterisches Können aus.

So muss nach dem bisher Gesagten der Schauplatz des Gewissens für das beste Drama Beckhs erklärt werden. Sucht man zu einem Gesammturtheil über Beckhs dramatische Thätigkeit zu gelangen, so liesse sich etwa Folgendes sagen: seine gesammte Production hat sich zwar über das dichterische Mittelmass des 17. Jahrhunderts nicht erhoben. Aber seine Gewandtheit in der Handhabung der dramatischen Form darf nicht gering angeschlagen werden. und für die Ausbildung der Sprache einer gebildeten, zuweilen auch leidenschaftlich bewegten Prosa im ernsten Drama hat er neben Mitternacht und den Fahrenden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Meiste gethan.

Berlin. Georg Ellinger.

Die Feenmärchen bei Wieland.

Der folgende Aufsatz will nichts weiter als den Nachweis erbringen, dass Wieland viele Motive seiner Dichtungen französischen Märchen seiner Zeit verdankt. Als erster

Versuch in dieser Richtung kann der Aufsatz sein Thema nicht erschöpfen, zumal es bekannt ist, welch grosse Belesenheit Wieland gerade auf diesem Gebiete besass. Auch konnte ich nicht durchaus die ersten Fassungen der Wielandschen Dichtungen einsehen. Die Anknüpfungspunkte an Romane und Epen mussten hier ausser Betracht bleiben.

In der Geschichte der Feenmärchen treten verschiedene Richtungen zu Tage, denen gegenüber Wieland nicht von vorn herein eine unveränderte Stellung einnimmt. Bald zieht ihn diese, bald jene an, und es ist für das Verständniss seines Entwickelungsganges nicht unwichtig festzustellen, welchen Richtungen er sich zu verschiedenen Zeiten enger anschloss. So ergiebt sich die Nothwendigkeit, eine kurze Charakteristik der Feenmärchen in ihren wichtigsten Erscheinungen, sowie eine Skizze über Wielands Verhalten zu denselben voranzuschicken. Die letztere lässt sich auf eine tiefere Begründung seiner dauernden Vorliebe für diese Dichtungsgattung nicht ein.

Uns beschäftigen in diesem Zusammenhange die Feenmärchen erst von dem Zeitpunkte an, wo sie in den Vordergrund des litterarischen Interesses treten. Dies geschieht zu Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich. Es sind also zunächst französische Producte dieser Art, welche eine nähere Betrachtung erfordern. Dieselben sind zum grossen Theile bloss Nachahmungen orientalischer Märchen, welche durch die Übersetzungen Gallands und Lacroix' in Frankreich bekannt wurden. Es müssen daher auch diese französischen Übersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen orientalischer Märchen in den Rahmen der Erörterung einbezogen werden.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war das Feenmärchen in Frankreich die beliebteste Dichtungsgattung.[1]) Selbst als in den dreissiger und vierziger Jahren

---

[1]) Vgl. Graf Hamiltons Einleitung zu den 'Quatre Facardins' [Oeuvres 1812 2,58 ff.]; des Grafen Caylus Vorrede zu seinem Märchen 'Cadichon et Jeanette' [Oeuvres badines 1788 9,387 ff.]. — Wielands 'Don Sylvio' Buch VI, Kap. 3 [15,146 Hempel] und Vorrede zu 'Dschinnistan' [30,5 f.].

des Jahrhunderts die Hochfluth der Begeisterung für diese Art von Dichtungen sich langsam verlief, verminderte sich die Masse der Production in keiner Weise. Noch in den siebenziger Jahren folgt Märchensammlung auf Märchensammlung. Einen Abschluss bezeichnet erst die grosse Sammlung: 'Le Cabinet des fées et autres contes merveilleux' 1785—86 in 37 Bänden[2]), welche eine Auswahl der besten vorhandenen Märchen bot. Der Grund dieser grossen Beliebtheit liegt einerseits in den gesellschaftlichen, andrerseits in den litterarischen Verhältnissen jener Zeit. An dem Hofe Ludwigs XIV. waren die rauschenden Festlichkeiten einer prunklosen Bigotterie gewichen. Die vornehme Welt war genöthigt, sich auf kleine Gesellschaften zu beschränken. Man suchte nach Unterhaltungsstoff. Die vielbändigen Romane der Zeit eigneten sich nicht dazu, für einige Stunden das Interesse zu fesseln und die Langeweile zu verscheuchen. Wohl aber erfüllten die Märchen diesen Zweck. Dazu kam, dass der französische Hof ein grosses Interesse an der Prinzenerziehung nahm — war doch die allmächtige Frau von Maintenon Erzieherin der Kinder Ludwigs XIV. gewesen — und als wichtiges Mittel zur Förderung derselben wurden die Feenmärchen angesehen. Die ersten französischen Märchen waren bloss Kindermärchen. Man verstand es aber mit der Zeit die Feenmärchen auch für Erwachsene interessant zu machen. Dann konnte gerade in diesen Dichtungen der unterdrückte Hang zum Luxus, die Vorliebe für glänzende Feste und äusseren Prunk volle Befriedigung finden. Die litterarischen Verhältnisse begünstigten das Aufkommen der Feenmärchen insoferne, als in dieser Dichtungsgattung die Phantasie die Fesseln, in denen sie bisher schmachtete, und unter deren Druck sie zu verkümmern drohte, abstreifte und nach einer langen Knechtschaft über das Regelrechte und Verstandesmässige triumphirte.[3]) Auch das Zauber- und Wunderwesen, welches durch Mde. de Lafayette aus dem Roman

---

[2]) Sie wurde bis 1789 auf 41 Bände ergänzt.

[3]) Vgl. Bouterwek, Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit 6, 245.

vertrieben worden, flüchtete sich in die Feenmärchen und erlangte in dieser Form ungeahnte Beliebtheit und Macht.[4])

Wir können zwei Gruppen von Märchen unterscheiden, welche anfangs getrennt nebeneinander bestehen, später jedoch sich gegenseitig beeinflussen, um sich schliesslich ganz zu vermischen. Die erste Gruppe bilden theils Märchen, welche dem Volksmunde entnommen und mehr oder minder treu wiedererzählt wurden, theils solche, welche vom Erzähler erfunden waren und nur Motive der Volksmärchen benützten. Die zweite Gruppe besteht aus den Übersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen orientalischer Märchen.

An der Spitze dieser Märchen stehen Perraults 'Contes de ma mère l'oye' 1697. Sie sind aus der Volksüberlieferung geschöpft und haben den einfachen naiven Ton der Volksmärchen am besten bewahrt.[5]) Darin hat Perrault fast keinen Nachahmer gefunden. Den Typus des zu jener Zeit beliebten Feenmärchens finden wir bei einer Frau, bei der Gräfin d'Aulnoy.[6]) Sie geht zumeist wie Perrault von der lebendigen Überlieferung aus.[7]) Es ist ihr jedoch nicht um treue Wiedergabe zu thun, sondern sie überarbeitet das Gehörte und passt es einem bestimmten Zwecke an. Sie will nur für die vornehme Welt erzählen. Vor allem sollen die königlichen Prinzen daran Gefallen finden. Ihre Märchen lassen daher den schlichten und bürgerlichen Charakter vermissen, welchen die Überlieferung bei Perrault bewahrt hat. Ihre Helden sind fast ausschliesslich Prinzen und Princessinnen. Auf die Schilderung galanter Feste im Geschmacke der Zeit, auf die Beschreibung von herrlichen Palästen, Gärten, Möbeln und Kleidern wird besondere Sorgfalt verwendet; ja oft bilden

[4]) Vgl. Lottheisen, Geschichte der franz. Litteratur im 17. Jahrhundert 3, 256. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert S. 490.

[5]) Vgl. Grimms Charakteristik der Perraultschen Märchen: Kinder- und Hausmärchen [3] 3, 299 ff.

[6]) Marie Cathérine Jumelle de Berneville, Gräfin (1650—1705) 'Contes des Fées' Paris 1698. 4 Bde. 'Les Fées à la Mode', Paris 1698. [Cab. d. fées Bd. 2—4].

[7]) Vgl. Grimm [3] 3, 302 f.

sie den wichtigsten und grössten Theil des Märchens. Die Helden sind nur Vertreter ihres Standes, sie sinken meist zu blossen Marionetten herab. Dabei ist das weibliche Element vorherrschend. Männliche Eigenschaften wie Muth. Tapferkeit und Energie kommen selten zur Geltung. Die Liebe ist nur Galanterie. Der Anstand wird um jeden Preis gewahrt, selbst auf die Gefahr hin zu abgeschmackten Auskunftsmitteln greifen zu müssen.[8]) — Der Inhalt der Märchen dieser Schriftstellerin ist ziemlich abwechslungsreich. Die Motive der Volksmärchen, die böse Stiefmutter oder Schwiegermutter, die falsche Braut, die neidischen Schwestern, sind oft verwendet. Daneben gewinnt aber das Zauberwesen immer mehr und mehr an Raum. Die Feen spielen allmählich die Hauptrolle; seltsame Verwandlungen, Quälereien und Verfolgungen durch feindliche Feen bilden das Hauptinteresse. Die folgenden Verfasser von Feenmärchen verlassen fast ganz den Boden der Überlieferung. Dagegen zeigen sie starke Einflüsse anderer Litteraturgattungen des 17. Jahrhunderts vor allem den Einfluss des Schäferromans und des heroisch-galanten Romans. Ja viele sogenannte Feenmärchen unterscheiden sich von den erwähnten Romanen nur durch den Apparat des Feenwesens und durch ihren geringen Umfang. — So lassen schon die Märchen der Gräfin Murat[9]) ganz und gar den Charakter von Kindermärchen vermissen. Es sind schäferliche Liebesgeschichten mit galanten Liebesgesprächen, gespreizt und ziemlich eintönig. Ihren Vorzug bildet die schöne, gewählte Sprache. — Die Sammlung von Märchen, welche Mlle. de la Force herausgab[10]), hat ein ziemlich buntes Aussehen. Man sieht hier deutlich, welch verschiedene Geschmacksrichtungen sich der Form der Feen-

---

[8]) So in 'L'Oiseau bleu', welches Märchen mit dem deutschen 'Löweneckerchen' (Grimm, Kinder- und Hausmärchen 1, Nr. 88) übereinstimmt.

[9]) Henriette Julie de Castelnau, Comtesse de Murat (1670 bis 1716), 'Nouveaux Contes des fées' 1698. 2 Bde. (Cab. d. fées 1, 221 bis 464).

[10]) Caumont de la Force (Charlotte Rose de) 1650—1724, Les Fées Contes des Contes' 1798 (Cab. des fées 6, 5—220).

märchen bemächtigt hatten. Da stehen gut erzählte Stücke, welche den gesunden Erdgeruch der Volksmärchen an sich tragen (Persinette, Cab. des fées 6, 43—57, La bonne Femme ebda. 183—220), neben den hohlen Allegorien (Vert et Bleu 115—141, Le Pays des Délices 141—155) und neben Erzählungen, welche sich aus Motiven der heroisch-galanten Romane zusammensetzen (Tourbillon 88—114). — In demselben Jahre wie die drei genannten Schriftstellerinnen veröffentlichten noch die Gräfin d'Auneuil[11]) und Préschac Märchen, die erstere unter dem Titel 'La Tyrannie des Fées détruite', der letztere unter dem Titel: 'Contes moins Contes que les autres'.[12]) Beide Sammlungen zeigen einen gemeinsamen Zug. Wir finden darin zahlreiche Anspielungen auf bestimmte Verhältnisse und Persönlichkeiten am Hofe Ludwigs XIV.; ja es ist zu vermuthen, dass unter der Maske von Märchenprinzen uns hohe Personen jener Zeit vorgeführt werden. Ganz sicher ist dies in Préschacs Märchen 'Sans Parangon' (Cab. des fées 5, 382—448) der Fall. Der Umstand, dass man den Märchen der Gräfin d'Auneuil einen geheimen Sinn unterlegte, verhalf ihnen zu einem ziemlich bedeutenden Erfolg, trotzdem sie langweilig und arm an Erfindung sind. Noch 1756 wurden sie überarbeitet herausgegeben von Mlle. Lubert.

Diese Herausgeberin ist selbst Verfasserin von Feenmärchen, welche einzeln in den Jahren 1743 und 1745 erschienen.[13]) Sie zeigen in ihrer Eigenart viele Ähnlichkeit mit Mde. de Lintots: 'Trois nouveaux contes des fées' 1735, und man darf sie als Nachahmungen dieser Märchen bezeichnen. Beide Schriftstellerinnen halten noch an einzelnen typischen Motiven der französischen Feenmärchen fest, lassen sich aber andrerseits schon vielfach von den orientalischen Märchen beeinflussen. Wir werden in ein Wirrsal von Wundern und Abenteuern gestürzt, welche unsre Neugierde aufs höchste spannen. Diese Märchen

---

[11]) Auneuil (Louise, comtesse d', starb 1700), 'La Tyrannie des Fées détruite' 1698 (Cab. des fées 5, 200—381).

[12]) Cab. des fées 5, 382—494.

[13]) Quérard, s. v. Lubert. Drei ihrer Märchen abgedruckt Cab. des fées 33, 11—288.

gleichen einem zusammengeworfenen Netze, dessen Fäden unentwirrbar scheinen. Beim richtigen Ende angefasst, rollt es sich allmählich auf und zeigt, dass alle Fäden, wohlgeordnet sich kreuzend, ein festes Ganze bilden. Am weitesten haben es in dieser Kunst Hamilton und Pajon gebracht. Zur anspruchslosen Einfachheit und Kürze der ersten Märchen will uns der Graf Caylus[14]) zurückführen.[15]) Die Mehrzahl seiner Feenmärchen sind blosse Erziehungsgeschichten. Die Feen verrichten Gouvernanten- oder gar Hebammendienste, denn von Schwangerschaft und Geburt ist in vielen seiner Märchen ausführlich die Rede. Er erzählt durchaus nicht im naiven Kinderton. Er spielt mit den Personen seiner Märchen. Ein Zug von Satire und Ironie ist nicht zu verkennen. — Das künstlerische Interesse verschwindet ganz neben dem pädagogischen in den Märchen Fénélons (Cab. des fées Bd. 17), der Princessin Beaumont (Cab. des fées Bd. 35), in Beauchamps 'Funestine' (Cab. des fées Bd. 31) u. a. — Zwei Märchensammlungen sind hier noch zu erwähnen, deren Verfasser unbekannt sind. 'Les illustres Fées' 1698[16]) nennt sich die erste derselben. Sie erinnert an die schwächeren Producte der Gräfin d'Aulnoy. Die zweite Sammlung: 'Nouveau Recueil de Contes des Fées' erschien 1718 (neu aufgelegt 1731). Die Herausgeber des Cabinet des fées (37, 280 f.) schreiben die Mehrzahl der Märchen dieser Sammlung Préschac zu; gewiss nicht aus inneren Gründen, denn dieselben sind einfach und naiv erzählt und mahnen an Perrault.

Die Vorliebe für die Feenmärchen wäre vielleicht bei dem immer dürftiger werdenden Inhalte dieser Geistesproducte bald dem Überdruss gewichen, wenn sie nicht neue Nahrung durch die Übersetzungen orientalischer Märchen erhalten hätte. Diese brachten neue Motive in Fülle, überboten die einheimischen Producte an zügelloser Phantasie und hatten den Reiz des Fremdartigen. Ihr Erfolg war ein ausserordentlicher. 'Ma soeur, dormez-vous? si

---

[14]) Caylus (Anne-Claude de Tubière etc., comte de) 1692—1765. Oeuvres badines complètes 1787. 12 Bde.

[15]) S. Vorrede zu 'Cadichon et Jeanette'. Oeuvres 9, 388.

[16]) Cab. des fées 5, 5—199. Vgl. Grimm [3] 3, 307. Dunlop S. 285.

vous ne dormez-pas, faites nous un conte, étoit devenu le rebus favori des plus brillantes sociétés' (Cab. des fées 37, 130). — 1704—1708 erschien die französische Übersetzung der arabischen Märchensammlung 'Tausend und Eine Nacht', besorgt von Galland.[17]) Nur ein Theil des arabischen Originals wird hier den Lesern vorgeführt. Erzählungen und Situationen, welche dem abendländischen Geschmacke zu anstössig erscheinen mussten, hat Galland fortgelassen. An anderen Stellen hat er mit glücklicher Hand Umarbeitungen vorgenommen.[18]) Seine Übersetzung ist heute noch die beliebteste und in jedermanns Händen. Eine zweite Sammlung wurde von Pétis de Lacroix aus dem Persischen übersetzt. Sie ist nach dem Muster von 'Tausend und Eine Nacht' gearbeitet und heisst: 'Tausend und Ein Tag'.[19]) Lacroix erzählt in der Vorrede, dass er das persische Manuscript von dessen Verfasser, dem Derwisch Moclés zur Abschrift erhalten habe.[20]) Der Charakter dieser Sammlung unterscheidet sich vielfach von 'Tausend und Eine Nacht'. Die Liebe spielt die hervorragendste Rolle. Die überwiegende Zahl dieser Erzählungen sind Liebesgeschichten. Dabei ist die Liebe oft mit sehr zarten Farben gemalt. Das weibliche Element tritt viel stärker hervor. Die Frauen stehen auf einer viel höheren Stufe als in 'Tausend und Eine Nacht'. Sie benehmen sich zurückhaltender, die Macht ihrer Schönheit ist eine überwältigende. Sie macht die Männer toll. In 'Tausend und Eine Nacht' werden uns mit Vorliebe komische Geschichten mit recht drastischer Wirkung erzählt, die sich zumeist in den mittleren und tieferen Schichten der Gesellschaft abspielen. 'Tausend und Ein Tag' bewegt sich lieber in den

---

[17]) Vgl. Chezy, Hermes oder Krit. Jahrbuch der Litteratur 30 (1828), 158.

[18]) Gallands Verhältniss zum Original bespricht A. W. Schlegel, Oeuvres 3, 1 ff.

[19]) 'Les mille et un jour'. Contes Persans, traduits en français par M. Pétis de Lacroix, 1710. 5 Bde. (Cab. des fées Bd. 14—15). Le Sage besorgte die Ausarbeitung vgl. Cab. des fées 37, 276. Blankenburg 1, 521.

[20]) Vgl. darüber Graesse II 3, 993. Handbuch 2, 331. Dunlop S. 529 Anm. 485a [L.].

höheren Kreisen. Burleske Geschichten, wie die des kleinen Buckligen in 'Tausend und Eine Nacht' fehlen ganz. Man könnte sagen: 'Tausend und Ein Tag' ist mehr aristokratisch, 'Tausend und Eine Nacht' mehr demokratisch. Letztere Sammlung ist charakteristischer, abwechslungsreicher, lebensvoller und derber, erstere weniger frisch und realistisch, dafür zarter, lieblicher und sentimentaler.[21]) Pétis de Lacroix ist auch der Übersetzer der 'L'Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs, Contes Turcs' 1707 (Cab. des fées 16, 1—262).[22])

Diese orientalischen Märchen riefen eine wahre Fluth von Nachahmungen hervor. Sie sind schon äusserlich als solche leicht erkennbar dadurch, dass die einzelnen Erzählungen in einen Rahmen zusammengefasst sind. — Der fruchtbarste und talentvollste Nachahmer, der oft den täuschenden Schein zu erwecken weiss, als seien seine Märchen Übersetzungen orientalischer Originale, ist Gueulette.[23]) Seine erste Märchensammlung 'Les Soirées Bretonnes'[24]) gehört noch in die Reihe jener Märchen, welche wir als ursprünglich französische bezeichneten und in der ersten Gruppe charakterisirten. Es sind Geschichten von gefangenen und bezauberten Princessinnen, die von Prinzen unter mancherlei Gefahren befreit werden. Der Einfluss der orientalischen Märchen zeigt sich in der Rahmenerzählung.[25]) Die folgenden Märchen[26]) Gueulettes zeigen ganz orientalischen Charakter. Sie sind in kunstvolle Rahmen ge-

[21]) Das Gesagte gilt natürlich nur von Lacroix' Bearbeitung, nicht vom Original.

[22]) Vgl. Deslongchamps, Contes Ind. S. 172. Keller, Romans des Sept Sages S. XIV, XVIII und CLVI—CLXXVII. Dunlop S. 524 Anm. 485 b. [L.].

[23]) Gueulette, Thomas Simon 1683—1768.

[24]) 'Les Soirées Bretonnes' nouveaux Contes des fées 1712 (Cab. des fées 32, 5—176).

[25]) Vgl. über diese Sammlung Dunlop S. 410 f., 519 Anm. 484 [L.]. Graesse II 3, 993 ff. Deslongchamps S. 175.

[26]) 'Les Mille et un Quart d'Heure, Contes Tartares' 1715. 2 Bde. — 'Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam, Contes Chinois' 1723. — 'Les Sultanes de Guzarate ou les Songes des Hommes éveillés, Contes Mogols'. 3 Bde.

fasst, orientalische Sitten und Gebräuche werden genau beobachtet. Der Schauplatz ist der Orient. Geographische und historische Notizen in reicher Zahl verstärken die Täuschung. Doch stecken in den orientalischen Kostümen Franzosen, welche nur zu oft die einstudirte Gebärde vergessen und dadurch den Autor verrathen. Man hielt Gueulette für sehr erfindungsreich, doch sind, wie Dunlop[27]) nachweist, viele seiner Geschichten dem Straparola und ähnlichen Novellensammlungen entnommen. Die Geschichten der 'Contes Chinois' sind kurz und anekdotenhaft. Viele derselben sind blosse Skizzen. Sie beruhen auf der Seelenwanderung. Am besten sind Gueulette die 'Contes Tartares' gelungen. Die Rahmenerzählung ist kunstvoll, die Geschichten selbst sind gut erzählt. Zahlreiche komische Erzählungen wechseln in unterhaltender Weise mit Liebes- und Abenteuergeschichten ab. Sie zeigen darin Ähnlichkeit mit 'Tausend und Eine Nacht', können sich aber, was die Reichhaltigkeit an Erzählungen anbelangt, mit diesen nicht messen. Die 'Sultanes de Guzarate' stehen 'Tausend und Ein Tag' näher. Die Liebesgeschichte überwiegt. Das Kostüm ist nicht mehr treu gewahrt. Die Rahmenerzählung ist gekünstelt und unwahrscheinlich. Besondere Erwähnung verdienen die 'Nouveaux Contes Orientaux' (1743) des Grafen Caylus (Oeuvres badines 7, 289—458. Cab. des fées Bd. 25). Sie sind eine Frucht seines Aufenthaltes in Constantinopel und wahrscheinlich bloss Übersetzungen und Bearbeitungen türkischer Märchen.[28]) Nur der Rahmen ist Eigenthum des Grafen. Sie fanden keine Nachfolger. Der düstere, legendenhafte Charakter dieser Erzählungen war der französischen Empfindungsweise zu fremd.

Die Gefolgschaft Gueulettes ist eine unübersehbare. Als gemeinsames Merkmal derselben ist anzuführen, dass die orientalische Umhüllung immer loser und durchsichtiger

---

[27]) S. 415 f. Dunlops Nachweise liessen sich leicht vermehren, doch will ich mich hier überhaupt auf einen Nachweis der Quellen, aus welchen die französischen Märchendichter geschöpft haben, nicht näher einlassen und verspare mir einen solchen für eine andere Gelegenheit.

[28]) Vgl. die Einleitung des Herausgebers Garnier, Oeuvres 7, 289.

wird. Bald liess man auch diese fallen und behielt nur orientalisch klingende Namen bei, die als Aushängeschild zu dienen hatten, um die Leser anzulocken. Statt des Orientes wählte man später mit Vorliebe Amerika zum Schauplatz der Handlung. — Ich führe hier nur an: Moncrif 'Mille et une Faveurs' 1716. Die späteren Ausgaben dieser Märchen führen den Titel 'Les Aventures de Zéloide et d'Amanzarifdine' Conte Indien (Cab. des fées 32, 319—473). Denselben Charakter zeigen 'Les Voyages de Zulma dans le Pays des Fées' (Cab. des fées 16, 263—443) von ungenannten Verfassern, sowie die meisten Märchen Pajons (Cab. des fées 34, 11—236).

Zwei Märchendichter, Hamilton und Crébillon treten aus der Reihe der oben angeführten Schriftsteller heraus. Ihre Märchen persiffliren die überhandnehmende Verstiegenheit, sowie die Geschmacklosigkeiten, welche gerade auf dem Gebiete der Märchenlitteratur jeden gesunden Sinn zu ersticken drohten. — Hamilton[29]) wird heute nur noch als witziger und geistvoller Verfasser der 'Mémoires de la Vie du Duc de Grammont' geschätzt. Seine Feenmärchen, einst hochberühmt, sind fast vergessen.[30]) Das erste derselben 'Le Bélier' ist voll von localen und heute schwer verständlichen Anspielungen. Dabei sind die Erfindungen gesucht und es fehlt der Witz und die feine Ironie, welche das folgende Märchen 'Fleur d'Épine' auszeichnet. Es ist die einzige Erzählung Hamiltons, welche einen Schluss hat, alle übrigen sind Fragmente geblieben. Die Satire richtet sich hier vornehmlich gegen die Märchen 'Les Mille et un Jours', welche die Wirkungen der Frauenschönheit so stark übertreiben. Die Erzählung 'Les quatre Facardins' ist eine viel derbere Travestie der orientalischen Märchen und der grossen Ritterromane des 17. Jahrhunderts und knüpft direct an 'Tausend und Eine Nacht' an. — Diese drei Erzählungen erschienen erst 1730, zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers. 1731 kam noch 'Zeneyde' hinzu, eine Schilderung sagenhafter Vorgänge aus Frankreichs Ver-

---

[29]) Antoine D'Hamilton (1646—1720).

[30]) St. Beuve, Causeries du lundi 1, 87 ff. 1852.

gangenheit. In alle diese Dichtungen hat Hamilton kleinere Märchen eingeflochten, welche sich durch geschickte Führung der wunderlichsten Begebenheiten auszeichnen.

Eine andere Art von Satire, als wir bei Hamilton beobachten, finden wir in Crébillons[31]) Märchen. Sie bieten uns eigentlich keine directe Satire der Feenmärchen. Crébillon ist der Apparat der Feenmärchen nur deshalb willkommen, weil er mittelst desselben am leichtesten jene Situationen herbeiführen kann, in denen seine Frivolität ihre Orgien feiert. Seine Charaktere in diesen Märchen sind echte Franzosen seiner Zeit, welche nur orientalisches Kostüm tragen; die Anspielungen auf französische Verhältnisse so deutlich, dass ihn z. B. das Märchen 'Ecumoire' auf einige Zeit in die Bastille brachte. Trotzdem dass Crébillons Absichten über eine blosse Satire der Feenmärchen hinausgehen, hat doch kein Schriftsteller Motive und Charaktere der Märchen so wirksam verspottet. Neben dem genannten 'Ecumoire', welches Märchen unter dem geänderten Titel 'Tanzaï et Néardarné'[32]) noch oft aufgelegt wurde, schrieb er zwei ähnliche Erzählungen 'Le Sopha'[33]) und 'Ah quel Conte!'[34]), welche er in einem gemeinsamen Rahmen fasste. Der 'unsterbliche' Schah Baham lässt sich diese Märchen zum Zeitvertreib von seiner Umgebung erzählen. Crébillons Charaktere sind meist niedrig-sinnliche Naturen, dies gilt insbesondere von seinen Frauen, welche ihre kalte Sinnlichkeit und ihre masslose Genussucht offen zur Schau tragen, und welche der berechnende Verstand selbst in den aufgeregtesten Situationen nicht verlässt. Seine Dialoge sind meisterhaft.

Wielands Verhältniss zu den Feenmärchen.

Durch sein ganzes Leben bewahrte Wieland eine grosse Vorliebe für Feenmärchen. Dies beweist am besten die grosse Zahl von Dichtungen dieser Art, welche er theils selbst dichtete, theils bearbeitete, theils bloss übersetzte.

[31]) Claude Prosper Jolyot de Crébillon (d. Jüngere) 1707—1777.
[32]) Edition pière: Paris 1734. 2 Bde.
[33]) 1742. 2 Bde.
[34]) 1751. 4 Bde.

In kaum merklichen Spuren zeigt sich dieser Einfluss in den Dichtungen der ersten Periode von Wielands dichterischem Schaffen (1750—1758), erreicht seinen Höhepunkt in den Jahren 1764—1789 und zeigt sich noch im Jahre 1802 wirksam. Doch bleibt sein Verhältniss zu dieser Dichtungsgattung nicht das gleiche. Es macht eine starke Wandlung durch, welche in jene Zeit fällt, wo sich überhaupt ein Umschwung in Wielands Lebensanschauung vollzog. Im April 1758 schreibt er an Zimmermann[35]): 'Il a été un tems que j'étois charmé de Young. Ce tems est passé! Je n'aime plus les contes de Fées, je ne trouve plus du plaisir à la vie de la Ste Thérèse, je n'ai plus grande envie de voyager avant le tems dans les sphères invisibles, je ne veux plus que tout le monde soit Caton, et je ne veux plus instruire les jeunes filles dans les mystères de la philosophie de Platon.' Nach diesen Worten hätte man glauben sollen, dass für Wieland die Feenmärchen einmal für allemal abgethan seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr zeigen gerade die folgenden Jahre einen verstärkten Einfluss dieser Dichtungen auf ihn. Wie erklärt sich diese scheinbare Inconsequenz? Bei der Beschreibung der französischen Feenmärchen mussten zwei Hauptrichtungen unterschieden werden, die man auch häufig durch die verschiedene Bezeichnung 'Contes des Fées' und 'Contes orientaux' sondert. Wieland hat in der ersten Periode seiner dichterischen Thätigkeit entsprechend seinen moralischen und pädagogischen Neigungen, nur jene Art von Feenmärchen, welche die Gräfin d'Aulnoy ins Leben rief, gelesen und geschätzt. Ja die orientalischen Märchen scheint er gar nicht gekannt zu haben (vgl. Gruber, Wielands Leben, Lpzg. 1827, 1, 131 f.). Die Märchen jener Gräfin und ihrer Nachahmer waren von äusserster Decenz, sie waren 'le catéchisme moral de la bonne éducation' (Cab. des fées 37, 40). Sie werden (ebenda S. 42) also charakterisirt: 'Les contes des Fées sont l'histoire du coeur et l'école des rois. Les monarques, les princes qui en sont les personnages dominans, les sublimes leçons qu'on y trouve,

[35]) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde 1, 269.

indiquent assez, qu'ils n'ont été imaginés que pour former et perfectionner le coeur de ceux qui sont destinés à gouverner'. — Wieland nennt in seinem Briefe an Zimmermann die Feenmärchen in einem Athem mit dem Leben der heiligen Therese und sagt, 'er wolle nicht, dass jeder ein Cato sei'. Konnte da Wieland unter 'Feenmärchen' jene freien Spiele der Phantasie verstehen, jene Darstellungen eines üppigen, verfeinerten Lebens, welche die orientalischen Märchen und ihre Nachahmungen boten? In Don Sylvio wendet sich Wieland nicht gegen die grosse Vorliebe für Feenmärchen im allgemeinen. Er spricht durch den Mund Don Gabriels seine Meinung darüber aus (B. VI, Kap. 3): 'ich gestehe Ihnen', sagt Don Gabriel zu Sylvio, 'dass ich selbst ein grösserer Liebhaber von Märchen, als von metaphysischen Systemen bin. Ich kenne unter den Alten und Neuern Leute von grossen Fähigkeiten und selbst Leute von Ansehen, die sich in müssigen Stunden damit abgegeben haben, Märchen zu schreiben, und viele grössere Männer, als ich bin, und die einen ernsthaftern Charakter behaupteten, als ich jemals zu behaupten verlange, welche diese Spielwerke allen andern Werken des Witzes vorzogen'. Wieland hat es daher in Don Sylvio auf jene Märchen abgesehen, welche aus ihren ungeheuerlichen Erfindungen eine höhere Moral zu ziehen sich bemühen, zu welcher häufig der Inhalt in directem Widerspruche steht. Wieland war selbst eine Art Don Sylvio. Er hatte an den hohen Werth und den moralischen Ernst dieser Dichtungen geglaubt. Don Gabriel erzählt, um den Don Sylvio von seinem Wahne zu heilen, die Geschichte vom Prinzen Biribinker, in welcher die Moral ebenso auf den Kopf gestellt wird, wie die physischen Gesetze; und es ist die stärkste Verspottung der sogenannten moralischen Feenmärchen, wenn Don Eugenio im Sinne Don Sylvios folgende Moral aus dieser Geschichte zieht (B. VI Kap. 3): 'Ist nicht das Ganze eine überzeugende Bestätigung der moralischen Maxime, dass der Vorwitz über unser künftiges Schicksal in der Absicht, uns demselben zu entziehen, thöricht und gefährlich sei?'

Nachdem Wieland in Don Sylvio diese Richtung der

Feenmärchen abgethan hatte, wendet er seine ganze Neigung jenen Märchen zu, welche durch ein freies Spiel der Phantasie, durch üppige Schilderungen überfeinerter Sitten sich auszeichnen: das sind die orientalischen Märchen und ihre Nachahmungen. Diese Art von Dichtungen, mit einem Zusatz von Ironie und Satire in Nachahmung Hamiltons und Crébillons versetzt, liebt und bevorzugt Wieland von nun an und schafft sich damit eine Dichtungsart, in welcher er die Vorzüge seines Talentes am glänzendsten bethätigen konnte. Das Märchen gestattet ihm die freieste Bewegung der Phantasie, es bietet ihm die bequemsten Mittel, Situationen zu schaffen, in denen er seiner genussfrohen Lebensphilosophie Ausdruck verleihen kann. Idris nimmt seine Motive aus den orientalischen Märchen, Der neue Amadis ist nicht frei davon, das Wintermärchen, Schah Lolo, Hann und Gulpenhé sind Bearbeitungen solcher Märchen, Oberon verdankt ihnen einiges. Seine politischen Romane spielen im Orient. Von dieser fast ausschliesslichen Vorliebe für die orientalischen Märchen kommt Wieland in jener Sammlung von Feenmärchen zurück, die er unter dem Titel Dschinnistan (1786—1789) herausgab. In dieselbe hat er ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy, sowie je ein Märchen von Mde. Lintot und Mde. Fagnan aufgenommen. Doch kann er es in diesen Märchen nicht unterlassen fortwährend an dem Original etwas auszustellen oder sich über die Verfasserin lustig zu machen. In der Vorrede zu dieser Sammlung finden wir auch die ausführlichsten Äusserungen Wielands über die Feenmärchen. Er legt hier dar wie ein Märchen beschaffen sein müsse, um nach seiner Meinung für gut gelten zu können. Diese Ausführungen stimmen mit dem überein, was er im Hexameron von Rosenhain über die Beschaffenheit guter Märchen vorbringt. Halten wir seine Bearbeitungen und Dichtungen auf dem Gebiete des Märchens in den sechziger und siebenziger Jahren daneben, so finden wir kein bemerkenswerthes Abgehen von seinen theoretischen Auseinandersetzungen. Nur herrscht in diesen Dichtungen eine starke Lust zur Persifflage und Satire, welche später abnimmt.

Die grosse Vorliebe für Märchen erklärt Wieland aus

dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und aus der Liebe zum Wahren. Auf die Erklärung, warum einander so widersprechende Neigungen den Menschen gleich natürlich seien, lasse er sich nicht ein, genug, dass dem so sei. Die Märchen der wunderbaren Gattung befriedigten beide Neigungen und eben darin liege der Grund des sonderbaren Reizes, den sie für alle Arten Zuhörer oder Leser hätten. Die Wielandsche Definition des Märchens legt auch das Hauptgewicht auf diesen Umstand. Diese Definition lautet folgendermassen (Hexameron v. R., Werke 13, 76): 'Das Märchen ist eine Begebenheit aus dem Reich der Phantasie, der Traumwelt, dem Feenland, mit Menschen und Ereignissen aus der wirklichen verwebt und mitten durch Hindernisse und Irrwege aller Art von feindselig entgegenwirkenden oder freundlich befördernden unsichtbaren Mächten zu einem unverhofften Ausgang geleitet. Je mehr ein Märchen von der Art und dem Gang eines lebhaften, gaukelnden, sich in sich selbst verschlingenden, räthselhaften, aber immer die leise Ahnung eines geheimen Sinnes erweckenden Traumes in sich hat, je seltsamer in ihm Wirkungen und Ursachen, Zwecke und Mittel gegen einander zu rennen scheinen, desto vollkommener ist, in meinen Augen wenigstens, das Märchen'. Diese Definition spricht Herr M. der Philosoph aus, und Nadine ergänzt sie: 'Vorausgesetzt, dass bei Allem dem so viel Wahrheit darin sei, als nöthig ist, wenn die Einbildung getäuscht, das Herz in's Spiel gezogen, und der Verstand sanft eingeschläfert werden soll'. — Das schlichte Volksmärchen findet keinen Platz in dieser Definition. 'Producte dieser Art', sagt Wieland über die Feenmärchen (Vorrede zu Dschinnistan, Werke 30, 9), 'müssen Werke des Geschmackes sein, oder sie sind nichts. Ammenmärchen im Ammenton erzählt, mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden'. Wieland legt hauptsächlich Werth auf die kunstvolle Führung der Erzählung und auf Schönheit der Sprache, denn er will seine Märchen 'für eine Klasse von Leuten schreiben, welche schwerer zu unterhalten sind als Kinder oder Personen, die in gewissen Stunden sich gerne zu Kindern machen lassen'.

'Man fand', sagt Wieland (30, 7), dass Witz und Laune, ja sogar Philosophie und selbst Philosophie von der esoterischen Art sich mit dieser popularen, von aller Prätension so weit entfernten Dichtart sehr wohl vertrage und dass sie eine sehr gute Art sei, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gerne ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen, oder solche, die in einem ernsthaften Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muss seine Arzneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liquors angenehm zu machen wissen, und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat, sie blos belustigen zu wollen'.

Wir können demnach in Wielands Verhältniss zu den Feenmärchen zwei Perioden unterscheiden. Erste Periode bis 1758: Einfluss der Feenmärchen mit ausgesprochener moralischer und pädagogischer Tendenz. Zweite Periode von 1758 an: Lossagen von dieser Art Märchen und Verspottung derselben, Nachahmung Crébillons und Hamiltons und vorherrschender Einfluss der orientalischen Märchen und ihrer Nachahmungen.

I. Periode. In den Werken dieser Zeit lassen sich Spuren eines directen Einflusses der französischen Märchen auf sein dichterisches Schaffen schwer auffinden.[36]) Allerdings weisen einige von den 'Moralischen Erzählungen' märchenhafte Züge auf, so vor allen 'Zemin und Gulindy'[37]),

[36]) In der ersten Ausgabe des 'Gepryften Abraham' 1753 war ein Märchen 'Vom Riesen und dem bezauberten Vogel' enthalten (vgl. Werke 39, 384). Diese Ausgabe war mir nicht zugänglich.

[37]) Den Namen 'Gulindy' finden wir in Gueulettes 'Histoire de Cheref Eldin, Fils du Rois'Ormuz et de Gul-Hindy, Princesse de Tuluphan' (Les Mille et un Quart d'Heure, Cab. des fées 21, 52 ff.). Einem Genius Firnaz, welcher in der Erzählung Wielands eine Rolle spielt, begegnen wir in Gueulettes 'Histoire de Satché-Cara, Princesse de Bornéo' (Les Mille et un Quart-d'Heure, Cab. des fées 21, 249 ff.), er spielt dort die Rolle eines wohlthätigen Zauberers. Die Schwester des Satché-Cara heisst Sirma, wie die Freundin der Gulindy. Der Zug, dass ein Jüngling und ein Mädchen von höheren Mächten für einander bestimmt und einander zugeführt werden, kehrt in den Feenmärchen oft wieder (s. u.).

doch ist eine directe Beeinflussung durch die Feenmärchen der Franzosen nicht festzustellen. Es ist zu vermuthen, dass ihre Quelle nicht weit von dem Ursprung der übrigen 'moralischen Erzählungen' abliegen wird, welche englischen Dichtungen oder Nachahmungen derselben ihren Stoff entnehmen.[38])

Die häufige Erwähnung von Sylphen und Sylphiden (Antiovid 1, 178, Moral. Erzählungen S. 258 u. ö.) deutet nicht auf einen Einfluss der Feenmärchen hin. Wieland hat diese Wesen wahrscheinlich der kabbalistischen Schrift: 'Le Comte de Gabalis ou Entretiens sur les Sciences secrètes' von dem Abbé de Villars (Paris 1670) entnommen. Darin erhalten wir eine detaillirte Aufklärung über das Wesen der Sylphen, Gnomen, Ondinen und Salamander. Noch in Don Sylvio citirt Wieland dieses Werk. Dass er den Prinzen nacheinander in die Hände einer Sylphe, Ondine, Salamandrin und Gnomide fallen lässt, dürfte auch auf den Einfluss dieser Schrift zurückzuführen sein.

---

[38]) Wieland bekennt (Ausgewählte Briefe 1, 95), dass Bodmers Thomsonübersetzungen ihm die Anregung gaben, dass die Rowe ihm Vorbild gewesen. Seuffert führt noch (Anzeiger f. deutsch. Alterth. u. deutsche Litt. 12, 89) eine im Drucke ausgelassene Stelle dieses Briefes an, in welcher die Quelle zu 'Balsora', 'Serena' und 'Selim u. Selima' angegeben wird. 'Der Unzufriedene' ist Wieland durch Bodmers 'Pygmalion und Elise' eingegeben, wie Minor in einem Aufsatze (Zeitschrift f. deutsche Philol. 19, 225 f.) nachweist. Minor verfolgt das Thema der Verwandlungen auch bei anderen Dichtern. Sie werden z. Th. auf das Muster Ovids zurückgeführt. Vielleicht liesse sich auch ein Einfluss der Feenmärchen feststellen. Verwandlungen von Menschen in Thiere oder in leblose Gegenstände kommen da ungemein häufig vor. Ja es lässt sich auch in der That ein directer Einfluss erkennen. Minor führt (a. a. O.) einen Brief J. A. Schlegels an Giseke an. Schlegel schreibt: 'Es ist mir beygefallen eine Schöne in einen Orangenbaum und ihren eifersüchtigen Liebhaber in eine Biene, die ihn umflattert, zu verwandeln'. In dem schönen Märchen der Gräfin d'Aulnoy, betitelt 'L'Oranger et l'Abeille' fliehen zwei Liebende vor einer Hexe. Um ihrer Verfolgung zu entgehen, verwandelt das Mädchen unter anderem ihren Liebsten auch in einen Orangenbaum und sich selbst in eine Biene, von welcher die nachsetzende Hexe so lange gestochen wird, bis sie blutend abzieht. Die Verwandlung in eine Taube (Gellerts Chloris wird in eine solche verwandelt) finden wir in 'Le Pigeon et la Colombe' (d'Aulnoy).

II. Periode. In dieser Zeit lässt Wieland französische Einflüsse auf sich wirken. Nicht in letzter Linie sind es französische Märchen, die er gerne nachahmt oder überarbeitet oder übersetzt. Ich will im Folgenden an den einzelnen Werken Wielands diesen Einfluss nachweisen. An der Spitze steht Don Sylvio. Dann folgen jene Dichtungen in Versen, welche den Feenmärchen Motive entlehnen. Ihnen schliesst sich das Hexameron von Rosenhain und die beiden politischen Romane Der Goldene Spiegel und Danischmend an. Hierauf wird die Märchensammlung Dschinnistan näher untersucht.[39])

Bei der Verschiedenartigkeit der Feenmärchen kann zunächst nur ihr stofflicher Einfluss auf Wieland nachgewiesen werden. Was den Stil anbetrifft, so kann nur allgemein bemerkt werden, dass Hamilton und Crébillon hier von ausserordentlichem Einfluss auf Wieland waren, während alle andern Märchendichter in dieser Beziehung auf ihn gar nicht eingewirkt zu haben scheinen.

1. Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva.[40])

Bei der Abfassung dieses Romanes schwebte Wieland der Don Quijote des Cervantes als Muster vor. Wie dieser

[39]) Zu Hann und Gulpenhé hat R. Köhler die Quelle: Archiv f. Litteraturgesch. 3, 446 nachgewiesen. Die einzig nennenswerthe Abweichung Wielands vom Original ist die Änderung des Namens Gulhendam in Gulpenhé. Köhler meint Wieland habe diese Änderung des Wohlklanges wegen vorgenommen. Dem ist nicht so. Wieland fand beide Namen, den seiner Vorlage und den gewählten bei Gueulette. Letzteren in der 'Histoire d'Outzim Ochantey' (Les Mille et un Quart d'Heure, Cab. des fées 21, 219), die er auch im Wintermärchen und im Neuen Amadis citirt, ersteren in der 'Histoire de Karabog' (Les Sultanes de Guzarate, Cab. des fées 22, 360). Eine Anmerkung zu dem Namen Gulhendam besagt, dass er 'corps de rose' bedeute. Diese Bedeutung schien Wieland für die Frau Hanns nicht zu passen. Gulpenhé dagegen ist eine Königstochter, die ein lasterhaftes Leben führt. Der Name bedeutet nach Gueulette: 'Fleur de pêcher'. Es ist fast zweifellos, dass die Bedeutung der beiden Namen Wieland zu dieser Änderung bewogen hat. — Vor Köhler hat A. Keller, Romans de Sept Sages S. CLXVII nachgewiesen, dass Wieland in Hann und Gulpenhé eine Erzählung aus den 'Vierzig Vezieren' nachgebildet.

[40]) Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva 1764.

gegen den Unsinn der Ritterromane ankämpft, so Don Sylvio gegen die Feenmärchen. Dass Wieland gerade die überspannte Vorliebe für Feenmärchen, die doch nur in Frankreich epidemisch aufgetreten war, verspottete, hat eine doppelte Ursache. Er schrieb dieses Werk zunächst für jenen Kreis, der sich in Warthausen um den Grafen Stadion gebildet hatte. Wie in der vornehmen Welt jener Zeit französische Sitte und französisches Wesen herrschte, so wurde auch vor allem die französische Litteratur gepflegt, und die in Frankreich gerade herrschenden Geschmacksrichtungen auf dem Gebiete der Litteratur waren auch für diese Kreise massgebend. Dann theilte Wieland selbst die Vorliebe der Franzosen für diese Dichtungsgattung. — Der wesentliche Unterschied zwischen Don Sylvio und seinem Muster besteht darin, dass Wieland nicht wie Cervantes dem verstiegenen Wahne seines Helden die prosaische derbe Wirklichkeit gegenüberstellt. Er versucht es in dem Abenteuer im Froschgraben (B. III Kap. 2) und in dem Abenteuer mit den 'Grasnymphen' (B. IV Kap. 8); im grossen und ganzen aber ist die Wirklichkeit, die dem Wahne des Helden entgegengestellt wird, selbst nur märchenhaft und aus Märchenmotiven zusammengesetzt. Dadurch geht die Wirkung, welche ein drastischer Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der erträumten Feenwelt hervorbringt, gänzlich verloren. — Die Idee, den Helden einem blauen Schmetterling nachjagen zu lassen, ist dem Märchen 'Le Prince des Feuilles' der Gräfin Murat entnommen (Cab. des fées 1, 398—432). Don Sylvio erzählt selbst dem Pedrillo einen Theil dieses Märchens (B. III Kap. 6). Bei der Gräfin Murat finden wir im weitern Verlaufe erwähnt, dass der Prinz der Insel der Papillons, wenn er Schmetterling werde, einfärbig sei, und zwar blau (Cab. des fées 1, 422). B. I Kap. 7 findet Don Sylvio ein edelsteinbesetztes Miniaturbild, welches eine junge Schäferin von grosser Schönheit darstellt. Er verliebt sich in dieses Porträt und zieht mit Pedrillo aus, das Urbild zu suchen. Er erfährt dann (B. VII Kap. 2), dass das Bild eine längst verstorbene Person darstelle: die Grossmutter Donna Felicias. Dieses Motiv ist der Erzählung des ägyptischen

Prinzen Séyfel Mulouk entnommen[41]) (Les Mille et un Jour Jours 99—108 = Cab. des fées 14, 41—563. 15, 1—30). Dieser Prinz findet in dem Schatze seines Vaters ein Kästchen, welches ein wunderschönes Frauenbildniss und einen Ring enthält. Er erzählt:

Mes yeux, ne pouvoient se détacher de cette peinture, et ce qu'il y a de plus surprenant, c'est qu'elle m'inspira de l'amour. Je pensai que c'etait peut-être le portrait de quelque princesse vivante et je me le persuadois à mesure que je devenois plus amoureux.

Er zieht mit seinem Vertrauten Saed (= Pedrillo!) heimlich aus, das Urbild zu suchen. Nach mancherlei Abenteuern erfährt er, dass die Princessin, welche das aufgefundene Bild darstellt, zu den Zeiten Salomos gelebt habe und dessen Geliebte gewesen sei. Dasselbe Motiv verwendet Gueulette und zwar in einer Weise, die mit Wielands Fassung viel Ähnlichkeit zeigt. Satché Cara erzählt[42]):

Un soir que je me promenois avec Sidhim dans les jardins du palais, je vis briller à mes pieds quelque chose sur le sable; je le ramassai précipitamment et je trouvai un portrait en mignature enrichi de diamans d'une grosseur extraordinaire. Je ne pus regarder sans emotion cette peinture qui représentait un jeune homme d'une beauté achevée, je sentis augmenter dans mon coeur une passion très violente pour l'original de ce portrait.

Das Motiv, dass der Held auszieht, um seine Geliebte zu finden, die er nur im Bilde gesehen, ist in den Feenmärchen typisch. Wir finden es in 'La Princesse Printanière', 'La Princesse Rosette', 'La Biche au Bois' (alle bei d'Aulnoy), 'L'Heureuse Peine' (Murat), 'Le Roi Magicien', 'La Supercherie malheureuse' (beide in Illustres Fées), 'Le Prince Court-Botte et la Princesse Zibeline' (Caylus), 'Histoire du Prince Ormosa' (Les Voyages de Zulma) u. s. w. Wieland verwendet es auch im Idris. — Eine ähnliche Schwärmerei wie Don Sylvio für die Feenmärchen hat Donna Felicia für die Schäfereien. Wieland führt ihr daher den Helden des Romanes in einer Situation vor

---

[41]) Wieland erwähnt dieses Märchen: Don Sylvio B. I Kap. 8.

[42]) Les Mille et un Quart-d'Heure. Histoire de Satché-Cara, princesse de Borneo. Quart-d'Heures: XXXV—XLI (Cab. des fées 21, 249 bis 277).

Augen, welche bei der Neigung Donna Felicias für das Schäferliche ihr Herz bestechen musste. Ich meine die Scene im B. III Kap. 9: Don Sylvio schlafend unter Rosenbüschen von Felicia belauscht. Ähnliche Scenen kehren in den Schäferromanen immer wieder. Aus diesen Romanen haben sie die Feenmärchen herübergenommen. So finden wir in dem Märchen 'Jeune et Belle' der Gräfin Murat ganz dieselbe Situation. Die junge Fee Jeune et Belle findet den Schäfer Alidor schlafend (Cab. des fées 1, 336):

Un jeune berger, couché sur l'herbe, dormait tranquillement au bord du ruisseau. . . . La jeune fée s'arrêta, et ne put se défendre de quelques mouvemens d'admiration, qui furent bientôt suivis de sentimens plus tendres. Le beau berger paroissoit avoir dix-huit ans; il étoit d'une taille avantageuse; ses cheveux bruns naturellement frisés par grosses boucles, accompagnoient parfaitement le plus aimable visage du monde. . . Jeune et Belle sentit une émotion inconnue à son coeur.

In Wielands Roman (B. III Kap. 9) bemerkt Laura zu Donna Felicia: 'Gestehen Sie, dass Sie diesen liebenswürdigen jungen Menschen nicht ohne Bewegung ansehen. Wie schön er daliegt! Was für Locken, was für ein reizendes Gesicht!' Don Sylvio ist wie Alidor 18 Jahre alt. Sein Haar ist ebenfalls kastanienbraun.[43]) — Dem Märchen 'La Chatte blanche' der Gräfin d'Aulnoy ist die Schilderung des Pavillons der Donna Felicia entnommen (B. V Kap. 4). Wie in diesem Märchen lagern auch hier Katzen auf Polstern von goldenem Stoff, mitten unter ihnen ein wunderartiges, schneeweisses Kätzchen, mit Perlenschnüren umwunden. — Auch die Charakteristik der Personen in diesem Roman ist von den Feenmärchen beeinflusst. Besonders Donna Mergelina und die Zigeunerin können diese ihre Herkunft nicht verleugnen. Ihre Hässlichkeit ist mit solcher Übertreibung geschildert, mit so grellen Farben gemalt, wie sie sonst fast nur der Gräfin d'Aulnoy in einem ähnlichen Falle zu Gebote stehen.[44])

---

[43]) Ähnliche Situationen in 'Le Pigeon et la Colombe' (d'Aulnoy, Cab. des fées 4, 123), 'Le Favori des Fées' (Illustres fées, Cab. des fées 5, 119), 'La Princesse Lionnette' (Lubert, Cab. des fées 33, 28), 'Histoire de Zem Alzaman' etc. (Les Sultanes de Guzarate, Cab. des fées 23, 123).

[44]) Vgl. Torticoli und Trognon in 'Le Rameau d'or', Grognon in

Welche Feenmärchen sind es nun, die dem Don Sylvio den Kopf verdreht haben? Der Autor erzählt, dass sich in der Bibliothek des Schlosses, in welchem Don Sylvio aufwuchs, eine Menge von 'arabischen und persischen Erzählungen, von Novellen und Feenmärchen' vorfanden, die 'meistens in blaues Papier[45]) geheftet waren' (I, 4). Don Sylvio verschlang sie. Im weiteren Verlaufe der Erzählung sehen wir jedoch, dass dem Helden fast ausschliesslich die französischen Märchen der d'Aulnoyschen Richtung seine phantastischen Ideen eingegeben haben.[46]) Gehen wir die zahlreichen Anspielungen auf Feenmärchen durch, so finden wir nicht weniger als dreiundvierzigmal an Märchen der Gräfin d'Aulnoy selbst erinnert, und zwar am häufigsten an jene, welche sich durch besondere Übertreibungen auszeichnen oder nur sehr wenige Spuren der Überlieferung aufweisen, wie 'Babiole', 'La Chatte blanche', 'Le Mouton', 'Le Rameau d'or', 'La Princesse Printanière'[47]) etc. — Die übrigen zweiundzwanzig Anspielungen vertheilen sich auf die Gräfin Murat (5), auf Perrault (4), Hamilton (3), Crébillon (4), Caylus (1) u. a.

Wieland hat es für nöthig erachtet, zahlreiche seiner Anspielungen in den Anmerkungen zu dem Romane zu erklären. Ich ergänze im folgenden diesen Commentar:

B. I Kap. 4 S. 16 (Hempel) Florine: L'oiseau bleu (d'Aulnoy).
„ Rosette: La Princesse Rosette (d'Aulnoy).
„ Brillante: Le Rameau d'or (d'Aulnoy).
„ Krystalline: Les quatre Facardins (Hamilton).
Kap. 5 S. 16 Tintin: Le Mouton (d'Aulnoy).
„ 17 Prinz Höckerig: Le Rameau d'or (d'Aulnoy), im Original Torticoli genannt. In Dschinnistan (Der goldene Zweig) übersetzt Wieland: Krummbuckel.

'Gracieuse et Percinet', Carabosse in 'La Princesse Printanière' und Migonnet in 'La Chatte blanche'.

[45]) Hindeutung auf die 'Bibliothèque bleu'.

[46]) Ein einziges Mal wird ein persisches Märchen genannt. I 8: die Geschichte Séyfel Mulouks aus 'Les Mille et un Jour'.

[47]) Vgl. über diese Märchen Grimm 3, 303 f.

S. 18 Fanferluche: Babiole (d'Aulnoy).
Kap. 7 „ 21 König Hammel: Le Mouton (d'Aulnoy).
„ 23 Gracieuse: Gracieuse et Percinet (d'Aulnoy).
Bellebelle: Belle-Belle au le Chevalier fortuné (d'Aulnoy).
„ 24 Quecksilbersee der Fee Lionne: La grenouille bienfaisante (d'Aulnoy).
B. II Kap. 2 S. 50 Schaumlöffel des Tanzaï: Ecumoire oder Tanzaï et Néadarné (Crébillon).
B. III Kap. 6 S. 95 Blätterprinz: Le Prince des Feuilles (Murat).
Die Insel der Papillons: Le Prince des Feuilles (Murat).
B. IV Kap. 2 S. 135 Charmante: Grisdelin et Charmante (De la Porte's Bibliothèque des Fées et des Génies).
„ 141 Verwandlung in Pomeranzenbaum und Biene: L'Oranger et l'Abeille (d'Aulnoy).
B. V Kap. 1 S. 8 Schah Baham: Le Sopha und Ah quel Conte! (Crébillon).
„ 2 „ 13 Der Prinz der glücklichen Inseln: L'Oranger et l'Abeille (d'Aulnoy).
Prinz Amatus: Prince Aimé in L'Oranger et l'Abeille (d'Aulnoy).
„ 5 „ 24 Lumineuse: L'Heureuse Peine (Murat). Wieland bezeichnet unrichtiger Weise ein Stäbchen von Ebenholz als ihr Attribut; im Original hat sie einen Stab von Elfenbein.
„ 14 „ 71 Die gute kleine Maus: La bonne petite Souris (d'Aulnoy).

Auch das Märchen, dessen Held Don Sylvio zu sein glaubt, und das er theils nur träumt, theils in seiner Phantasie aus unbedeutenden und gewöhnlichen Begebenheiten, die ihm zustossen, sich zusammensetzt, hat seine Motive d'Aulnoyschen Märchen entlehnt. Don Sylvio rettet (I, 6) einem Laubfrosch das Leben und glaubt, derselbe sei eine verzauberte Fee. Einige Tage darauf sei ihm, so erzählt er dem Pedrillo (I, 10) eine Fee erschienen.

'Don Sylvio' sagte sie zu mir 'ich bin die Fee Radiante, der Du neulich in der Gestalt eines kleinen Frosches ein Leben gerettet hast, von welchem, so verächtlich es schien, dasjenige abhieng, worin Du mich jetzt siehst. Du weisst, dass wir alle hundert Jahre acht Tage lang die Gestalt irgend eines Vogels oder Thieres annehmen müssen, und dass wir in dieser Zeit den Gebrauch aller unserer Macht verlieren und allen Zufällen ausgesetzt

sind, denen die thierische Natur unterworfen ist.' Sie verspricht ihm ihren Beistand und erzählt ihm, dass die Fee Fanferluche seine Geliebte in einen Schmetterling verwandelt habe, weil sie den Neffen der Fee, den grünen Zwerg nicht heiraten will. Ihre Verzauberung könne nicht eher aufgehoben werden als 'bis sie in diesem Zustande einen geliebten Liebhaber gefunden hätte, der ihr den Kopf und die Flügel abreissen würde'.

Dass die Feen in bestimmten Zeitabschnitten in Thiere verwandelt werden, sagt uns die Gräfin d'Aulnoy in 'Le Prince Lutin' (Cab. des fées 2, 137 f.):

Sachez que je suis la Fée Gentille, fameuse à cause des tours de gaieté et de souplesse que je sais faire; nous vivons cent ans sans vieillir, sans maladies, sans chagrins et sans peines. Ce terme expiré, nous devenons couleuvres pendant huit jours; c'est ce temps seul qui nous est fatal, car alors nous ne pouvons prévoir ni empêcher nos malheurs.

In Anguillette der Gräfin Murat wird die Fee Anguillette einigemal im Monat in einen Aal verwandelt. Ähnliches findet sich in 'Rozanie' und in 'Le Loup galeux' des Grafen Caylus. In 'La Grenouille bienfaisante' (d'Aulnoy) rettet die Königin einen Frosch aus dem Schnabel eines Raben. Dieser Frosch vermag viel, wenn er sein rothes Käppchen aufsetzt; er ist eine halbe Fee. — Die Fee Fanferluche will die Geliebte Don Sylvios zwingen, ihren hässlichen Neffen zu heiraten. In 'La Chatte blanche' (d'Aulnoy) soll Minette den hässlichen Neffen einer Fee Migonnet heiraten. Ähnliches Motiv in 'Le Nain jaune' (d'Aulnoy), 'La Princesse Camion' (Lubert), 'Le parfait Amour' (Murat), 'La Tyrannie des Fées' (d'Auneuil) etc. Der 'grüne Zwerg' ist dem gelben Zwerg in 'Le Nain jaune' (d'Aulnoy) nachgebildet. Die Verwandlung der Geliebten in ein Thier durch die Macht einer feindlichen Fee ist ein typischer Zug in den Feenmärchen. Eine ähnliche Bedingung der Entzauberung wie in Don Sylvio finden wir in 'La Chatte blanche' (d'Aulnoy): Minette kann ihre natürliche Gestalt nur erlangen, wenn sie ein Prinz in ihrer Gestalt als Katze liebe und ihr den Kopf und Schwanz abhaue — und in 'La Princesse Camion' (Lubert).[48])

[48]) Dieses Motiv ist sehr alt und geht auf Indien zurück. Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 266 ff.

Geschichte des Prinzen Biribinker.

Don Sylvio soll durch die Geschichte des Prinzen Biribinker von seinem Wahne geheilt werden. Es ist damit auf eine Verspottung der Feenmärchen abgesehen. Die Charaktere sind abgeschmackt und lächerlich, die Begebenheiten im höchsten Grade abenteuerlich und widersinnig. Wieland ist nicht der erste, welcher die Feenmärchen auf diese Weise verspottet. Seine Vorläufer sind Hamilton und Crébillon. Wieland steht in diesem Märchen ganz unter ihrem Einfluss.

Von den Personen, welche hier auftreten, ist — vielleicht mit Ausnahme des Prinzen Biribinker — keine einzige Eigenthum Wielands. Und selbst dieser weist zahlreiche Züge des Prinzen Tanzaï in Crébillons 'Ecumoire' auf. — Der Vater des Helden ist der Gallerie von Carricaturen des orientalischen Despotismus entnommen, die schon vor Wieland ziemlich reichhaltig war, da in den orientalischen Märchen selbst eine Übertreibung bei der Schilderung der Sultane oft deutlich zu erkennen ist, mit der unzweideutigen Absicht, eine komische Wirkung zu erzielen. Mit ätzendem Spott hat diese Charaktere Hamilton übergossen. Sein Sultan in 'Fleur d'Épine' und sein Schah Riar in den 'Quatre Facardins' sind die Vorläufer des berühmten Schah Baham von Crébillon. Doch ist Schah Baham viel harmloser, er ist im Grunde eine gutmüthige Natur. Der Spott Crébillons ist frei von Bitterkeit, sein Schah Baham reizt zum Lachen. Wieland hat diese Figur von Crébillon übernommen und sie in diesem Märchen zum erstenmale verwendet. Nur setzt er seinem Spotte mehr Schärfe zu. Die Anspielungen auf abendländisches Herrscherthum und auf abendländische Verhältnisse seiner Zeit treten unverhüllter zu Tage. — Der Zauberer Caramussal spielt bei Wieland genau dieselbe Rolle wie in den 'Quatre Facardins' Hamiltons. Auch dort ist Caramussal der grösste Zauberer, der alles weiss und alles vermag. Er wohnt auf der Spitze des Atlas und wird von den Menschen um ihr Schicksal befragt oder um Schutz gegen die Verfolgungen von andern Zauberern oder von Feen gebeten.

Den Padmanaba fand Wieland in der 'Histoire de la Sultane de Perse et des Visirs' (Cab. des fées 16, 171 bis 195). Dieser Padmanaba wird dort als ein Zauberer geschildert, der dem jungen Hassan unterirdische Schätze zeigt; er wird 'le fameux brachmane Padmanaba' genannt. A. W. Schlegel (Essais littéraires et critiques, Oeuvres 3, 20) weist nach, dass dieser Name ein Epitheton des Gottes Wischnu ist. Auch in 'Les Mille et un Jour' erscheint dieser Padmanaba und zwar in der Geschichte des Prinzen Séyfel-Mulouk (Cab. des fées 14, 544 f.). Er wird als ein Greis geschildert, der beinahe zwei Jahrhunderte zählt und vieles weiss, was andern Menschen unbekannt ist. Wieland hat aber kaum mehr als den Namen diesen orientalischen Märchen entlehnt. Sein Padmanaba trägt die Züge des Genius in den 'Quatre Facardins', welcher Cristalline in einer gläsernen Kiste mit sich führt, um eine Untreue von ihrer Seite zu verhindern. Wieland macht seinen Padmanaba recht alt und begründet damit seine grosse Eifersucht. Der Gegenstand der eifersüchtigen Liebe ist bei Hamilton wie bei Wieland eine Cristalline. Letzterer lässt ihr eine Mirabella folgen, die jedoch bloss eine zweite Vertreterin desselben Charakters ist. Ich will seine Abstammung genauer untersuchen, denn er begegnet uns bei Wieland nicht selten. Er stammt aus der Rahmenerzählung von 'Tausend und Eine Nacht'.[49]) Dort wird erzählt, dass Schah Riar verzweifelt über die Untreue seiner Gattin mit seinem Bruder Schah Zenan in die Welt zieht, um erst dann zurückzukehren, wenn er jemand gefunden, der noch unglücklicher ist als er. Sie sind nicht weit gekommen, so sehen sie einen menschenfeindlichen Genius aus dem Meere hervorkommen, der eine gläserne Kiste auf dem Kopfe trägt. Voll Furcht klettern die beiden auf einen Baum, um nicht gesehen zu werden. Der Dämon öffnet, da er sich allein glaubt, die wohlverwahrte Kiste, und eine schöne Dame steigt heraus. Der Dämon legt seinen Kopf in ihren Schoss und schläft ein. Umherblickend bemerkt

[49]) Dass diese Rahmenerzählung auf eine indische Erzählung im Çukasaptati zurückgeht und durch das persische Tûtînâmeh in das Arabische gelangt sei, weist Benfey nach Pantschatantra 1, 459 f.

die Dame die beiden Sultane auf dem Baume. Sie winkt ihnen herabzusteigen. Dies fruchtet bei den angsterfüllten Schahs nichts. Da droht sie, sie werde den Dämon wecken, wenn sie nicht herabkommen. Zitternd steigen sie vom Baume herab. Die Dame legt das Haupt des Dämons vorsichtig auf die Erde und zwingt die beiden Schahs durch weitere Drohungen ihr zu Willen zu sein. Hierauf fordert sie jedem einen Ring ab und rühmt sich, dass sie nun gerade Einhundert Ringe habe, von ebenso viel Männern, mit denen sie den Dämon hintergangen habe. Hier knüpft Hamilton in den 'Quatre Facardins' an. Der Prinz von Trébizonde erzählt dem Schah Riar, dass er jene Dame auch getroffen habe. Sie habe ihm auch von ihren Liebhabern erzählt, die beiden letzten, Schah Riar und sein Bruder, seien besonders träge gewesen. Er erfährt von ihr die ganze Lebensgeschichte. Sie heisst Cristalline und wurde von einem Genius geraubt. Er ist sehr eifersüchtig, doch zugleich sehr eitel auf seinen Besitz. Er möchte gern, dass man seinen Schatz kenne und ihn um dessen Besitz beneide. Er zeigt seine Cristalline einem Ritter Facardin splitternackt in einem Glaskasten. Cristalline erzählt:

Mon jaloux m'enferma lui-même dans l'armoire de cristal, dans l'état où je vous ai dit, après m'avoir bien éxageré la surprise où seroit l'étranger, et le plaisir que j'aurois de voir son étonnement. Mais je fus piquée de connoître que cette armoire étoit inutilement transparente, puisqu'elle ne se pouvoit ouvrir, ni par dedans, ni par dehors. (Oeuvres 2, 354 f.)

Als Facardin sie sieht, schlägt er den Schrank entzwei (2, 355):

Comme il ne prétendoit pas m'avoir rendu ce service en vain, et que j'avais le coeur rempli d'une honnête reconnoissance, toute sa curiosité se borna à la visite des merveilles dont on avoit à toute force voulu lui donner la connoissance, et la mienne en fut si satisfaite que je crus que le mérite de tous les génies de la terre étoit renfermé dans le seul Facardin qui fût au monde.

Der Genius entdeckt endlich die Ringe bei ihr und erkennt, dass er hintergangen worden. Er verdammt Cristalline zum Feuertode, wenn sich nicht innerhalb eines Jahres ein Abenteurer finde, welcher die hundert Ringe,

die er durch einen Zauber an einem Bunde befestigt, loslöst. Er spricht den Zauber aus (2, 361): 'que tous les efforts humains ne les en pouvoient faire sortir que la manière dont je les avois acquises qui pût les ébranler de l'endroit où l'on prendroit soin de les attacher avant ses épreuves'. Viele hätten dieses Abenteuer versucht, alle umsonst. Nun soll der Prinz von Trébizonde ihre Befreiung auf sich nehmen. 'Tel fût', sagt der Prinz, 'le récit des aventures de la modeste Cristalline.' An anderer Stelle nennt er sie 'la vertueuse et la curieuse Cristalline'. Dieser Cristalline ist Crébillons Königin der Krystallinseln in 'Ah quel Conte!' nachgebildet. Auch sie besitzt diese seltsame Neugierde und zwar als Erbtheil der Cristalline Hamiltons. Als sie von dieser Charaktereigenschaft erzählt, unterbricht sie ihr Zuhörer Taciturne:

> Cette fatale curiosité dont vous étiez si vivement tourmentée me feroit penser que votre majesté pourroit bien être un peu parente de cette Christyaline — la curieuse, qui joue un si beau rôle dans les Facardins? Elle étoit, en effet, mon aïeule, répondit la reine. En ce cas, reprit-il, cette curiosité étoit chez vous un mal de famille? Oui, un peu, répliqua-t'elle (Oeuvres 4, 357).

Wir erkennen aus dieser Schilderung der Hamiltonschen Cristalline, dass Wielands Fee gleichen Namens nur eine Copie ist. Auch die Abenteuer hat Wieland zum Theile aus seiner Vorlage herübergenommen. Seine Krystalline gehört ebenfalls wider ihren Willen einem ebenso mächtigen als eifersüchtigen Liebhaber an, der sie nicht vollständig befriedigen kann. Sie überlässt sich dem hässlichen Gnomen Grigri. Warum? 'Er besass eine ausserordentliche Gabe, missvergnügten Damen die Zeit zu vertreiben' (VI, 91). Bei Hamilton sagt Cristalline von ihrem Facardin: 'que le mérite de tous les pélerins et de tous les génies étoit renfermé dans le seul Facardin qui fût au monde'. Padmanaba merkt, dass er hintergangen werde. Er verwandelt Grigri in eine Hummel. Dieser kann seine frühere Gestalt nicht eher erlangen, als bis Biribinker ihm alle die Beleidigungen wiedergebe, welche der Zauberer von Grigri empfangen zu haben glaubt. Dass Wieland den Facardin der Vorlage gerade durch einen Gnomen ersetzte,

ist vielleicht auf den Einfluss Crébillons zurückzuführen. Dieser äussert sich nemlich über die Gnomen folgendermassen ('Le Sylphe', Oeuvres 2, 639):

Il est vraie qu'ils ne sont pas d'une figure avantageuse, mais ils ne laissent pas de nous dérober bien des conquêtes; ils sont parmi nous ce que les financiers sont parmi les hommes et ce n'est pas ce que votre sexe considère le moins.

Kaum hat Biribinker Krystalline verlassen, so fällt er Mirabella in die Arme. Sie ist ihrem Charakter nach eine zweite Krystalline, nur womöglich eine Krystalline derberer Natur. Ihre Erlebnisse gleichen den Schicksalen der Königin der Krystallinseln in Crébillons 'Ah quel Conte!'. Sie leiden beide unter einem seltsamen Zauber. Sie besitzen eine unersättliche Sucht nach sinnlichem Genuss und können dieselbe nicht befriedigen. Sie erzählen ganz ungenirt, als ob es sich um ein lobenswerthes Streben handelte, wie oft sie es versucht hatten, gegen diesen Zauber anzukämpfen. Zwanzigtausend Prinzen und Ritter haben vergeblich das Abenteuer unternommen, Mirabella von diesem Zauber zu befreien (VI, 2). Die Königin der Krystallinseln hat ihre ganzen Hof-Herren und Diener zu ihren Experimenten benützt — umsonst! Dabei führen beide das Wort Tugend gern im Munde, ja sie sprechen gar von ihrer eigenen Tugend. Als Biribinker die Mirabella deswegen die 'allersonderbarste Precieuse' nennt, ist sie entrüstet. 'Ich? eine Precieuse, sagen Sie? — — — wollen Sie dass ich ihnen eine unwidersprechliche Probe gebe, dass ich keine Precieuse bin?' Biribinker erschrak über diesen unverhofften Antrag so sehr, dass er drei Schritte zurückfuhr. 'O Madam', erwiderte er, 'ich glaube Alles, was Sie wollen!' (VI, 2.) Eine ähnliche Scene spielt sich auch in 'Ah quel Conte!' ab. Die Königin der Krystallinseln erzählt dem Taciturne weiter, dass sie endlich von diesem unangenehmen Zauber befreit worden sei. Zugleich sei ihre Bitte erhört worden, dass alle Objecte ihrer Experimente die Erinnerung daran verlieren möchten. Nur ihr selbst sei trotz aller Bitten das Gedächtniss belassen worden. Nach ihrer Entzauberung habe sie den sinnlichen Freuden ganz entsagt. Taciturne wendet hier ein, er könne sich, was diesen letzten Punkt

betreffe, kaum der Annahme erwehren, dass ihr doch ein wenig von ihrem Gedächtniss genommen worden sei:

Je vois, reprit la grue [denn in einen Kranich ist die Königin von einem Genie verwandelt worden] tendrement, qu'il y a un article sur lequel vous ne me croyez pas sincère; mais il est malhonnête de s'obstiner à douter d'une chose qu'avec des façons convenables, il ne seroit peut-être pas impossible d'éclaircir . . . Cette façon de répondre aux doutes fit peur à Taciturne et l'obligea de renfermer les siens (Oeuvres 4, 441).

Viel selbständiger als in der Zeichnung seiner Charaktere zeigt sich Wieland in der Führung der Erzählung und in der Verspottung der unsinnigen Abenteuer der Feenmärchen. Wielands Satire besteht meist darin, dass er die Übertreibungen der Feenmärchen noch zu überbieten trachtet. Diese Absicht konnte er nur erreichen, indem er die Unsinnigkeiten, welche in den verschiedenen Märchen verstreut waren, häufte, denn das musste Wieland selbst gestehen (VI, 3), 'dass es nicht möglich war etwas Ungereimtes zu ersinnen, das nicht in allen Feenmärchen Seinesgleichen hat'. Das werden wir im Folgenden bestätigt finden. Ich will nur jene Fälle anführen, wo der Bezug auf ein bestimmtes Märchen deutlich ist.

Nach der Geburt des Prinzen Biribinker werden zwanzigtausend Mädchen aus allen Theilen des Reiches zusammenberufen, um aus ihnen eine Amme für den Prinzen zu wählen. Der Leibarzt des Königs giebt sich eben Mühe die Schönste auszusuchen, als eine gewaltig grosse Biene und eine Ziege erscheinen und sich der Königin als Ammen antragen. Die Königin entscheidet sich für die Biene. Darauf verwandelt sich die Ziege in ein altes Mütterchen und fährt unter Drohungen in einem herbeigezauberten Wagen davon (VI, 1). Der typische Verlauf der Feenmärchen ist der, dass bei der Geburt von Prinzen und Princessinnen Feen eingeladen werden, um die Neugeborenen mit ihren Gaben auszustatten. Gewöhnlich fühlt sich eine der Feen durch irgend etwas zurückgesetzt oder beleidigt und bereitet dem heranwachsenden Kinde allerlei Verfolgungen. Eine ganz ähnliche Situation, wie die eben geschilderte aus der Geschichte des Prinzen Biribinker finden

wir in 'La Princesse Printanière' (d'Aulnoy, Cab. des fées 2, 193 ff.):

On avoit sonné à son de trompe et affiché dans tous les carrefours que les meilleures nourrices eussent à se présenter devant la reine, parce qu'elle en vouloit choisir une pour son enfant. Voici qu'il en vint des quatre coins du monde; ce n'étoit que nourrices avec leurs pouparts . . . [Als sie zur Auswahl aufgestellt waren] L'on voit venir dans une brouette, poussée par deux vilains petits nains, une laideron qui avoit les pieds de travers etc., — elle tenoit entre ses bras un petit magot de singe, à qui elle donnoit à tetter.

Sie bietet sich als Amme an. Die Königin weist sie zurück und daraus entsteht alles folgende Unheil. Die Princessin kann demselben nur entgehen, wenn sie vor ihrem zwanzigsten Jahr keinen Mann sieht; ebenso darf Biribinker vor seinem achtzehnten Jahr kein Milchmädchen sehen. Ähnliche Bedingungen in 'La Belle au Bois dormant' (Perrault), 'La Princesse Rosette', 'La Biche au Bois', 'Le Pigeon et la Colombe' (d'Aulnoy), 'Histoire du troisième Calender' (Les Mille et une Nuits), 'Histoire de Malek et de la Princesse Schirine' (Les Mille et un Jour) und in andern orientalischen Märchen, wo man gewöhnlich aus der Constellation der Sterne auf ein drohendes Unheil, das jemand treffen soll, schliesst. Um den neugeborenen Prinzen auf alle Fälle vor kommendem Unheil zu bewahren, erhält er auf den Rath des Zauberers Caramussal den Namen Biribinker, 'dessen geheime Kräfte allein mächtig genug sind, ihn aus allen den Abenteuern, die ihm zustossen könnten, glücklich herauszuführen (VI, 1). Dieselbe Wunderkraft hat der Name Coquerico in Mde. Luberts Märchen 'La Princesse Lionnette' (Cab. des fées Bd. 33). Die Geliebte muss den Geliebten fliehen, wenn er seinen Namen nennt. Dieser Zug verdankt seinen Ursprung wohl dem Glauben, dass der Löwe vor dem Hahnenschrei fliehe. Auch in dem Namen Facardin bei Hamilton steckt eine ähnliche geheime Kraft. Facardin I. erzählt (Oeuvres 2, 261), dass seine abergläubische Mutter es sich in den Kopf gesetzt hatte, das Glück oder Unglück seines Lebens hänge von seinem Namen ab. Facardin II. erzählt (2, 264 f.), auch er heisse Facardin: 'plût au ciel qu'on ne m'eût pas été

chercher ce maudit nom si loin pour me rendre malheureux. puisque je puis attribuer une partie des disgrâces qui me sont arrivées à la fatalité secrète qui semble attachée à ce nom'.

Als Biribinker von Krystalline Abschied nimmt, giebt sie ihm ein hölzernes Maulthier, auf dem er davonreitet. In 'La Chatte blanche' (d'Aulnoy) bekommt der Held von der verzauberten Minette ein hölzernes Pferd, welches von selbst die gewünschte Richtung einschlägt und unermüdlich ist (VI, 1).[50])

Biribinker erblickt sein geliebtes Milchmädchen zum zweitenmale als Schäferin (VI, 2). Er sieht sie 'mit so feurigen Blicken an, dass die Steine im Bache davon beinahe in Glas verwandelt worden wären'. Vgl. 'Vert et Bleu' (De la Torce Cab. des Fées 6, 126):

C'etoit des eaux claires qui couloient dans une opâle brillante. les derniers rayons du soleil sembloient les percer pour y chercher leur demeure. Les feux qui partoient des yeux de Bleu faisoient encore un effet plus prodigieux; on eût dit qu'ils alloient allumer ces eaux et embrâser toute la contrée.

Die Liebesscene wird durch den schrecklichen Riesen Karakuliamborix[51]) unterbrochen, der den Biribinker in einen ungeheuren Sack steckt. Biribinker entrinnt seiner Gewalt, indem er mit einem diamantenen Messer den Sack aufschneidet. In 'Le Pigeon et la Colombe' (d'Aulnoy) wird Constancia von einem Riesen in einen Sack eingesperrt. Sie schneidet mit ihrer Scheere ein Loch hinein und entkommt. — Die Fee Mirabella giebt dem Prinzen ein Pfauenei mit. Als er es in der Noth, Hilfe heischend, zerschlägt, wimmelt eine unendliche Menge von Nymphen. Tritonen und Delphinen heraus, die aus ihren Wasserkrügen und Nasenlöchern eine so ungeheure Menge Wasser ausströmen lassen, dass in weniger als einer Minute um den Prinzen ein See entstand, der den ganzen Horizont erfüllte (VI, 2). — Die Princessin Babiole (d'Aulnoy) hat von dem Flussgott Biroqua eine Haselnuss erhalten, die fast ebensolche Wunder wirkt. Als sie die Nuss zerschlägt, purzelt

[50]) Über Zauberpferde vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 160 f.

[51]) Don Quijote I, 1 ein Riese Karakuliambro.

eine Unzahl von Baumeistern, Zimmerleuten, Maurern und anderen Werkleuten heraus. Diese bauen im Augenblick den herrlichsten Palast. Die Schatzmeister bringen ihr 15000 Kisten voll Gold und Diamanten. Für dieses Geld bauen ihr die Werkleute in drei Viertelstunden eine Stadt, die fünfmal grösser ist als Rom. (Ähnliches in 'La Chatte blanche', 'L'Oiseau bleu' der d'Aulnoy, 'Le parfait Amour' der Murat, 'La Princesse Minulie' des Grafen Caylus und oft.)

Biribinker geräth im weiteren Verlaufe seiner Abenteuer in den Bauch eines ungeheuren Walfisches.[52]) Er findet hier den Feuerpalast des Padmanaba, den er nur betreten kann, wenn er ein Feuerbad genommen. Er springt zu diesem Zwecke in ein Becken aus Diamantsteinen, das mit Feuer angefüllt ist. Das Feuer verursacht ihm nicht den geringsten Schmerz, er fühlt vielmehr eine wohllüstige Wärme seinen Körper durchdringen (VI, 2). In 'La Puissance d'Amour' (de la Force) stürzt sich Panpan ins Feuer: 'Il crût être dans un bain délicieux; il alloit et venoit parmi ces flammes avec autant de facilité que s'il eût été dans un jardin' (Cab. des fées 6, 167). In 'La Princesse Camion' stürzt sich Zirphil aus Verzweiflung in einen Feuersee: 'il sentit une petite chaleur douce qui ne l'incommodoit point' (Cab. des fées 33, 228). Ein Feuerpalast, wie ihn Wieland beschreibt, findet sich in 'Le parfait Amour' (Murat, Cab. des fées 1, 258). Seine Wände leuchten und wärmen, ohne zu brennen. Die Gräfin Murat beschreibt uns in demselben Märchen einen Wasserpalast von noch seltsamerer Art. Seine Wände bestehen aus Wasserfällen (Cab. des fées 1, 254). Die Gräfin d'Aulnoy und Mde. de la Force hatten in ihren Märchen schon eine solche Verschwendung mit den köstlichsten Edelsteinen und edelsten Metallen getrieben, dass es Wieland nicht gelingen konnte, sie zu übertreffen.

---

[52]) Gruber, Wielands Leben 1, (1827), 269 erzählt uns, dass Wieland einen satirischen Roman entwerfen wollte unter dem Titel 'Lucian des Jüngeren wahrhafte Geschichte'. Das 5. Buch sollte eine sehr sonderbare Reise in den Bauch eines Walfisches voll wunderbarer Abenteuer, wie sie da aufstossen, enthalten. Vielleicht ist das Abenteuer des Prinzen Biribinker diesem Entwurfe Wielands entnommen. Vgl. übrigens die Beschreibung des Walfisches bei Lucian in *Ἀλεθὴς Ἱστορία*.

Übrigens hatte schon Crébillon diese lächerlichen Übertreibungen in 'Ah quel Conte!' zur Zielscheibe seines Spottes gemacht. Die Verschwendung mit den kostbarsten Materialien ist ein Zug, der dem Schah Baham an den Feenmärchen am besten gefällt.

(Schluss im nächsten Hefte.)

Wien. K. Otto Mayer.

Einige Faustparalipomena Goethes.

Im 4. Bande der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte S. 169 ff. hat O. Harnack die Datirung einiger zum ersten Faust gehöriger Paralipomena versucht. Er wendet sich in seinen Erörterungen ausser gegen Aufstellungen R. Kögels auch gegen die von mir im 2. Bande der Vierteljahrschrift verfochtene Ansicht, dass das zuerst im Faustfragment von 1790 überlieferte Schlussstück der Vertragscene wesentlich der Frankfurter Zeit angehöre und vermuthlich um die Wende des Jahres 1774 verfasst sei. Richtig und fein erkannte er in Nr. 1 der von Erich Schmidt in der Weimarer Ausgabe 14, 186 ff. edirten Paralipomena eine kurze Recapitulation des Faust in einer älteren fragmentarischen Gestalt und zwar erblickt er darin eine Recapitulation des Urfaust und nicht des Fragments von 1790. Da aber das Stück von jener in Frage stehenden Schlusspartie nichts weiss, so liefert es, wie er meint, einen hinreichenden Beweis dafür, dass sie damals auch noch nicht vorhanden war, sondern erst nach der Niederschrift der Recapitulation gedichtet wurde. Diese erfolgte nach seiner Ansicht Ende der achtziger Jahre, als Goethe nach zwölfjähriger Pause die Arbeit am Faust wieder aufnahm; die Schlusspartie der Vertragscene gehört somit nicht der vorweimarischen Zeit an, sondern ist n a c h der Niederschrift der in Nr. 1 überlieferten Skizze verfasst, damals als die Scene in Auerbachs Keller umgegossen oder die Hexenküche gedichtet wurde.

Diese Argumentation steht und fällt, wie man sieht,

mit der Ansicht, dass das in Nr. 1 der Paralipomena überlieferte Schema auf einer Recapitulation des Urfaust und nicht etwa des Fragments beruhe. Gerade diese Ansicht aber ist falsch. Ich will das im Folgenden zu beweisen suchen und im Anschluss daran eine Reihe anderer Paralipomena behandeln. Es wird sich dann auch Gelegenheit finden, auf die von mir aufgestellte, von Harnack bekämpfte Ansicht noch einmal zurückzukommen und ihr eine festere Gestalt zu geben.

Harnack setzt also das in Rede stehende Paralipomenon in das Jahr 1788. Er verhehlt sich aber dabei nicht, dass manche Momente für eine nicht ganz frühe Ansetzung des Stückes sprechen. So meint er, deute der Gegensatz von 'Form und Gehalt' (in Z. 4 ff.) auf spätere Zeit. Auch dass 'der zweite Theil in ihm schon als Verherrlichung der That und der Schönheit bestimmt werde', könnte, wie er zugesteht, manchen veranlassen, die Skizze einer späteren Zeit zuzuweisen. Ich meine, dass dazu schon allein die Bezeichnung zweiter Theil nöthigt, unter der hier die Fortsetzung des Faust über die Gretchentragödie hinaus erscheint. Wenigstens glaube ich nicht, dass Goethe schon im Jahre 1788 an einen 'zweiten Theil' des Faust gedacht hat. Zwar eine Fortführung des Gedichtes über die Kerkerscene hinaus hatte der Dichter längst im Sinne, denn alles spricht dafür, dass die Verbindung Fausts mit Helena gleichsam zu den Urmotiven des Dramas gehörte. Erklärt doch Goethe selbst (Paralip. Nr. 123, 2, 26 f. Gespräche mit Eckermann vom 6. December 1829) von dem Helena-Act, 'dass dieses Zwischenspiel gleich bei der ersten Conception des Ganzen ohne Weiteres bestimmt' war. Dass aber der Dichter damals schon diese Form der Zweitheilung des Ganzen und die Isolirung der beiden Partien, die unser Schema so scharf ausspricht, plante, dafür liegt nicht das geringste Anzeichen vor und es ist auch an sich nicht gerade wahrscheinlich (vgl. auch Loepers Ausgabe des Faust[2] II S. III).

Noch mehr lehrt eine genaue Betrachtung des Wortlautes der Zeilen 8—10, dass man mit der Datirung des Schemas weiter hinabzugehn habe als Harnack es thut. 'Lebens Genuss der Person von aussen gesehn. in der Dumpf-

heit Leidenschaft 1. Theil. Thaten Genuss nach aussen und Genuss mit Bewusstsein Schönheit zweyter Theil'.[1]) Nach den verschiedensten Richtungen hin und mit aller Schärfe werden in diesen Worten der erste und zweite Theil contrastirt. Ist dort von Lebensgenuss die Rede, so hier vom Thatengenuss. Waltet dort der Dumpfheit Leidenschaft, womit offenbar gemeint ist, dass für Faust im wesentlichen ein unbewusstes Dahinleben massgebend ist, so soll hier mit Bewusstsein genossen werden. Wird endlich dort der Lebensgenuss der Person von aussen gesehen, so soll sich hier der Thatengenuss nach aussen offenbaren.

Kann nun, frage ich, mit dieser Betrachtung des Lebensgenusses von aussen auf den Urfaust angespielt sein? Ich meine: nein. In ihm betrachtet ja Faust den Lebensgenuss der Person nicht bloss von aussen. Sowie er in die Welt tritt, ist er auch selbst an ihren Genüssen betheiligt, sowohl in der Scene in Auerbachs Keller wie später in der Liebestragödie. Erst in der Gestalt, die der Faust im Fragment erhalten hat, wird sein persönlicher Antheil in jener Scene so beschränkt, dass er zum widerwilligen Zuschauer herabsinkt, und auch erst hier, in der neu hinzugefügten Scene der Hexenküche verhält er sich im wesentlichen passiv wie ein die Dinge von aussen betrachtender. Erst der Dichter der Iphigenie und der Geheimnisse, der Verfechter der Idee der reinen Menschlichkeit riss den Helden aus der 'kummervollen' Sphäre, in der er athmete und hob ihn auf ein Niveau, dass er sich von den absurden Vergnügungen, die ihm der Teufel bietet, mit Abscheu und Ekel wegwendet. Ich habe schon früher einmal ausgeführt (im Deutschen Wochenblatt 1890 Nr. 23), wie sich in dieser Veredlung Fausts ein Fortschritt kundgiebt auf dem Wege,

---

[1]) Ich bemerke, dass bei Strehlke (Paralipomena zu Goethes Faust 1891) S. 3 'Erster Theil.' vor 'In der Dumpfheit Leidenschaft' steht, ohne dass S. 150, wo die Abweichungen vom Schmidtschen Text zusammengestellt sind, die Differenz notirt ist. Da die Strehlkesche Publication im ganzen nicht gerade den Eindruck grosser Zuverlässigkeit macht, nehme ich einen Irrthum auf seiner Seite an und bleibe bei Schmidts Lesung, die auch die wahrscheinlichere ist.

den der Fauststoff im Geiste des Dichters von der pessimistischen Auffassung des Jugendplanes bis zur optimistischen Anschauung der 'Idee' durchzumachen hatte. Darnach kann Goethe also nur das Fragment und nicht den Urfaust im Auge gehabt haben, wenn er einen Hauptgedanken fixirend notirt: 'Lebens Genuss der Person von aussen gesehen'.

Allerdings trifft dieser Satz, wenn wir an die Gretchenepisode denken, auch fürs Fragment nicht zu, aber die kommt hier überhaupt nicht in Betracht. Wie der Dichter im Schema von ihr abstrahirt, so dürfen auch wir sie hier aus dem Spiele lassen. Es kam Goethe, als er die Übersicht entwarf, vermuthlich nur darauf an, sich die Partien bis zur Begegnung Fausts mit Gretchen ihrem geistigen Gehalte nach zu vergegenwärtigen. und auch nur die fertigen, nicht die unfertigen. Darum bleibt auch das im Fragment vorhandene Schlusstück der Vertragscene von der Betrachtung ausgeschlossen. Als eine kurze, nur das Ende einer Scene umfassende Partie durfte sie bei einem Generalentwurf, wie es dieses Schema ist, leicht übergangen werden.

Ist nach diesen Ausführungen das Paralipomenon einmal eine Recapitulation und setzt es auf der andern Seite die Existenz des Fragments voraus, so ist damit die Möglichkeit gegeben, die Zeit seiner Abfassung innerhalb nicht zu ausgedehnter Grenzen zu bestimmen. Sich in dieser Weise über das Geleistete Rechenschaft abzulegen, das kann Goethe nur gethan haben, als er die Arbeit am Faust wieder aufnahm, um das Fragment weiter zu führen. Das geschah aber keinesfalls vor dem Jahre 1795. Noch am 2. December 1794 schreibt er an Schiller: 'Von Faust kann ich jetzt nichts mittheilen: ich wage nicht das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Muth'. Am 17. August des nächsten Jahres dagegen schreibt er, dass es ihm mit dem Faust wie mit einem Pulver gehe, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; 'so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden'. Es ist fraglich, ob man aus dieser Äusserung auf eine eingehendere Beschäftigung des

Dichters mit dem Faust, die bis zum 'Abschreiben und Ausarbeiten' ging, schliessen darf. Die Tagebuchnotizen Goethes, die für die folgenden Jahre neben seinen den Faust betreffenden Mittheilungen an die Freunde so regelmässig einhergehn und die uns darüber am sichersten Auskunft gegeben hätten, können wir leider nicht befragen, da sich aus diesem Jahr von Goethes Eintragungen in sein Journal bis auf ein ganz kurzes Reisetagebuch (Werke III 2, 34 ff.) nichts erhalten hat. Nur so viel wissen wir, dass der Dichter Schiller im Sommer dieses Jahres mündlich mit dem Plan des Werkes vertraut machte. Denn dieser macht an Körner Mittheilungen darüber, der in dem schon von Harnack herangezogenen Brief vom 17. Juli 1795 dafür dankt. Hat Goethe damals das Packet aufgeschnürt und kam es bis zur Niederschrift, dann wird Nr. 1 in dieser Zeit, also im Sommer 1795 entstanden sein. Wenn nicht, dann stammt das Stück aus dem Juni 1797, wo Goethe unvermuthet und auch in einer für Schiller völlig überraschenden Weise an die Bearbeitung des Faust ging, um ihn nun bis zur Beendigung des ersten Theiles fast nicht mehr aus dem Auge zu verlieren. In dem bekannten Brief an Schiller vom 22. Juni 1797, in dem er ihn bittet, ihm als ein wahrer Prophet seine eigenen poetischen Träume zu erzählen und zu deuten, thut er dies kund. In diese Zeit fällt dann auch das Faustschema, das das älteste biographische Schema Goethes zu Dichtung und Wahrheit (Werke 26, 347 ff.) zum Jahre 1797 erwähnt und das auch Goethes Tagebuch vom 23. Juni dieses Jahres verzeichnet (Werke III, 2, 74). Vielleicht ist unser Stück sogar eine Skizze dazu.

Aber eines scheint noch gegen diese Datirung zu sprechen; die Schlussworte des Paralipomenons, die da lauten: 'Schöpfungs Genuss von innen Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle'. Sollte, höre ich einwerfen, in dieser Zeit, in der nach der 'Chronologie der Entstehung Goethischer Schriften' und auch nach innerer Wahrscheinlichkeit der Prolog im Himmel gedichtet ist, noch von dem Weg zur Hölle die Rede sein können? Weisen diese Worte nicht mit Entschiedenheit auf eine frühere Zeit zurück? Denn

wie man sie auch verstehen mag, so viel ist doch sicher, dass der Dichter hier den Weg im Sinne hat, den Faust zur Hölle zurücklegen muss. Und nach 1797 oder selbst 1795 soll sich Goethe mit der Absicht getragen haben, seinen Helden in die Hölle gelangen zu lassen?

Darauf ist zu erwidern: gewiss kann mit den citirten Worten nur auf Faustens Weg zur Hölle angespielt sein. Aber das steht mit der schon im Prolog angedeuteten Idee der Rettung nicht im Widerspruch. Auch das Vorspiel auf dem Theater, das in demselben Jahr 1797 gedichtet ist (Erich Schmidts Vorrede zum Urfaust S. XVI Anm.), gedenkt in seinem letzten Verse der Hölle:

> So schreitet in dem engen Betlerhaus
> Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
> Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Vermuthlich bestand also der Plan Faust bis zum Revier des Teufels gehn, dann aber im letzten Augenblick, vielleicht durch ein Gericht, das ihn dem Himmel zusprach, retten zu lassen. Noch im Paralip. Nr. 195 heisst es am Schluss 'Gericht über Faust'. Die Paralipomena Nr. 94 und 95 lassen diesen oder einen ähnlichen Plan noch erkennen. Während dort Mephisto triumphirend ausruft:

> Und eh das Seelchen sich entrafft,
> Sich einen neuen Körper schafft,
> Verkünd ich oben die gewonnene Wette.
> Nun freu ich mich aufs grosse Fest,
> Wie sich der Herr vernehmen lässt.

sehen wir ihn hier, wenn auch vielleicht nicht beschämt, wie es ihm der Herr prophezeit hat (V. 327), so doch bitter enttäuscht davon eilen:

> Nein diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben.
> Der Reichsverweser herrscht vom Thron.
> Ihn und die Seinen kenn ich schon.
> Sie wissen mich, wie ich die Ratten zu vertreiben.

Eine eingehende Betrachtung der älteren Pläne des zweiten Theiles Faust, die ich mir vorbehalte, wird das wohl noch deutlicher erweisen.

Die Schlussworte zwingen also keineswegs, mit der

Datirung des Stückes in eine frühere Zeit zurückzugehn. und dass es 1795 oder, was wahrscheinlicher ist, 1797 niedergeschrieben ist, bleibt bestehn. Dieselbe Ansicht vertritt, wie ich nachträglich sehe, Graffunder in einem interessanten Aufsatz im Novemberheft der Preuss. Jahrbücher 1891 S. 700 ff. betitelt: Der Erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust. Der Aufsatz kam mir erst zu Gesicht als diese Betrachtungen schon abgeschlossen waren. Graffunder meint (S. 709) auch, dass das Paralipomenon vom Fragment ausgehe und er setzt es, was die Chronologie betrifft, ohne zwischen 1795 und 1797 zu schwanken, mit ziemlicher Bestimmtheit in dieses letztere Jahr. Wenn er sich aber dafür auf nicht mehr beruft als auf den Brief Schillers an Goethe vom 23. Juni dieses Jahres, in dem wie in unserem Stücke (Z. 3) von Formlosem die Rede ist — die Stelle lautet: weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehn muss —, so heisst das wohl zu viel geschlossen und gleichsam an einen Zwirnsfaden eine Centnerlast hängen.

Nr. 22.

In dieselbe Zeit, in die Harnack Nr. 1 verlegt, setzt er auch Nr. 22. Doch geräth er durch diese Bestimmung mit sich selbst in Widerspruch. Das Stück ist uns gemeinschaftlich mit den Nr. 24. 31. 48 überliefert, die alle zusammen auf zwei Blättern eines Quartheftes stehn. Nun kann aber Nr. 48, die eine Skizze der grossen Satanscene darstellt, nicht vor dem December 1797 entstanden sein, da in ihr das Intermezzo, das Goethe erst damals der Walpurgisnacht einzureihen sich entschloss, schon erwähnt wird. Indem Harnack das mit Recht geltend macht, fügt er hinzu, dass damit, was die Abfassungszeit betrifft, auch über die Nr. 24 und 31 entschieden ist. Man kann die Berechtigung dieses Schlusses bezweifeln, insofern die Nr. 48 als die zuletzt stehende später eingetragen sein kann als jene, die vorhergehn. Schliesst man aber dennoch so, dann muss man jedenfalls, was für 24 und 31 recht ist, auch für Nr. 22 billig sein lassen, und darf auch sie nicht früher als in eben diese Zeit setzen. Indem Harnack diese nothwendige Consequenz nicht zieht, macht er seine chronologische Be-

stimmung schon verdächtig. Sie erweist sich aber auch sonst als nicht zutreffend.

Harnack ist der Ansicht, dass auch diese Skizze die ursprüngliche Form der Scene in Auerbachs Keller voraussetze und zwar wegen der Rolle, die sie Faust zuweist. 'Denn', meint er, 'wenn Faust von der Jugend redend die 'Vortheile der Rohheit und Abgeschmacktheit' entwickelt, so ist das nur denkbar nach der Rolle, die er im Urfaust während jener Scene spielt, nicht aber bei der abweisenden Haltung, die er dort schon nach dem Fragment von 1790 einnimmt'. Diese Argumentation ist viel zu apodiktisch, um einwandsfrei zu sein, es ist ihr aber auch vorzuwerfen, dass sie die letzte Zeile der Skizze ganz ausser Acht lässt. Und doch giebt gerade sie den Schlüssel für das chronologische Räthsel. Es heisst hier: 'M(ephisto). Vorschlag. Geschichte des Trancks'. Sichtlich ist mit diesen Worten auf V. 2345 ff. des Faust angespielt und der 'Vorschlag' meint nichts anderes, als was Mephisto Fausten empfiehlt, als dieser seinen Abscheu vor der Sudelköcherei ausspricht und ein natürliches Mittel der Verjüngung verlangt.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise u. s. w.

Und mit der 'Geschichte des Trancks' ist die Stelle 2368 ff. gemeint, wo Mephisto geheimnissvoll die Schwierigkeit seiner Herstellung betont, die Kraft der feinen Gährung u. s. w. rühmt. Die Worte setzen also die fertige Scene der Hexenküche d. h. das Fragment und nicht den Urfaust voraus, und die Skizze lenkt mit der letzten Zeile in eine schon vorhandene Scene ein. Ja die die 'Geschichte des Trancks' behandelnden Verse 2366—77 stehn — worauf mich erst mein Freund August Fresenius aufmerksam gemacht hat — nicht einmal im Fragment, sondern sie sind erst in der Ausgabe des fertigen ersten Faust vom Jahre 1808 hinzugekommen. Sie waren also in den achtziger Jahren noch gar nicht gedichtet. Wenigstens wird man

das nothwendig annehmen müssen, weil man durchaus keinen Grund sieht, weshalb Goethe sie, als er die Hexenküche 1788 redigirte, habe unterdrücken sollen. Man wird vielleicht vermuthen dürfen, dass sie eben jetzt, da Goethe die Skizze entwarf, verfasst wurden und dass sie so die einzige poetische Frucht sind, die der Entwurf gezeitigt hat.

Indem Nr. 22 aber mit der letzten Zeile in eine schon vorhandene Scene einlenkt, erweist sie sich als verwandt mit der auf demselben Blatt überlieferten Nr. 24. Dieses Paralipomenon bezeugt die Absicht Goethes, mit Erich Schmidts glücklicher Vermuthung zu reden, 'der ersten Begegnung Fausts mit Gretchen ein farben- und figurenreiches Bild kleinbürgerlicher Art vorauszuschicken'. Ähnlich stellt unsere Skizze den flüchtigen Entwurf für ein Zwischenstück dar, das von der Scene in Auerbachs Keller zur Hexenküche überleiten und statt der unvermittelten Aneinanderreihung der Scenen eine innere und feste Verknüpfung schaffen sollte. Beide Skizzen lassen errathen, dass Goethe einmal eine intensivere Umarbeitung des Faust plante, als er schliesslich durchführte, dass er das Jugendwerk in einem stärkeren Masse zur Höhe seiner gereiften Kunstanschauung emporzuheben gedachte, als es nachher in Wirklichkeit geschehen ist.

Die sprunghafte, frescoartige Manier der älteren Scenen wollte er durch eine auch auf die Einzelheiten bedachte Kunstübung von vollerer Formgebung ersetzen. An die Stelle der nur die Hauptmomente der Handlung berücksichtigenden Darstellungsweise der Geniezeit sollte ein ebenmässiger, ausgleichender Stil treten, der nicht bloss die hervorstechenden Hauptmotive des Stoffes im Auge hatte, sondern für Mittelglieder sorgte, für eine Verbindung des aus der Masse Herausgehobenen. Es offenbart sich hier zwischen dem jüngeren und älteren Dichter ein ähnlicher Gegensatz wie der ist, auf den Wilhelm Grimm in der deutschen Heldensage [2] S. 373 ff. hinweist. Während nach ihm das Erhabene in den eddischen Liedern 'in dem auf der Höhe genommenen Standpunkt beruht, wo das Auge über die Ebenen wegschauend nur auf vorragenden Gipfeln verweilt, herrscht in der Nibelunge Not eine gleichförmige Ruhe, die

in sicherer und langsamer Entwickelung der Fabel jedem Theil dieselbe Aufmerksamkeit schenkt'. Zugleich spricht sich in den beiden Stilmethoden, in denen wir Goethe sich hier bethätigen sehen, die Verschiedenheit der Muster aus, denen einst der kecke Jüngling, später der reife Mann nachstrebte. Jene rasche, mehr holzschnittmässige Manier deutet auf Vorbilder wie Hans Sachs und Shakespeare und repräsentirt im wesentlichen die germanische Kunst, diese ruhigere und zugleich reichere lässt den an der Antike geschulten Meister erkennen.

Aber sollte wirklich die Rolle, die das Paralipomenon Fausten zuweist, mit der Haltung vereinbar sein, die wir ihn in der Scene in Auerbachs Keller, wie sie das Fragment kennt, einnehmen sehen? Ist es möglich, dass dieser Faust, den doch das Treiben der rohen Gesellen so abstösst, die 'Vortheile der Roheit und Abgeschmacktheit' erläutert? Ich meine: ja, und ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Stückes soll diese Meinung erhärten.

War die Skizze wie wir sahen bestimmt, einer Scene zur Unterlage zu dienen, die von Auerbachs Keller zur Hexenküche die Brücke schlug, so war es das Natürlichste, Faust über den Eindruck sich äussern zu lassen, den das wüste Treiben der lustigen Gesellen auf ihn gemacht hatte. Dass es seinem Wesen widersprach, sollte dabei selbstverständlich zu Tage treten, und dass es geschehen wäre, lehrt schon das erste Wort des Stücks: umgekehrte Richtung der Jugend, womit der Gegensatz, in dem er sich zu ihr befand, hinreichend gekennzeichnet ist. Aber auch das ist schon befremdend, dass der Dichter Faust für diese Vertreter der Jugend Partei nehmen lässt. Man kann sich das etwa so erklären, dass Goethe seinen Helden in einer Art wehmüthiger Stimmung ähnlich der, von der er ihn später auf dem Spaziergang vor dem Thor erfüllt sein lässt, den Gegensatz recht hat empfinden lassen wollen zwischen der Art, wie jene rohen Burschen ihre Stellung im Leben auffassen und wie er selbst seine Daseinsaufgabe betrachtet, wie sie, mit wie niedriger Gesinnung sie auch dem Leben gegenüber stehn, sich doch weit glücklicher fühlen als er bei all seinem hohen Streben. Inmitten solcher Erwägungen

konnte er allerdings sogar so weit gehn, die Vortheile hervorzuheben, die Roheit und Abgeschmacktheit gegenüber einer ernsteren und feineren Lebensauffassung bieten. Man muss sich dabei Fausts Parteinahme für die zechenden Gesellen natürlich nicht im Sinne einer enthusiastischen Begeisterung für ihre Lebensprincipien vorstellen, sondern sich ihn mehr in der Rolle eines melancholischen und doch kühlen Beobachters denken, der bei aller elegischen Stimmung bemüht ist, das Für und Wider des Gesehenen objectiv abzumessen. So aufgefasst entsteht kein Widerspruch mit seiner Haltung in der Scene in Auerbachs Keller selbst, wo er ungeduldig und von dem Treiben angewidert Mephisto mittheilt, dass er nun abzufahren Lust hätte. Allerdings — das kann man sich nicht verhehlen — ganz derselbe Faust ist es nicht, der dort abgestossen und angeekelt von den Roheiten der Gesellen zum Aufbruch drängt und der hier bedächtig die Berechtigung eines wüsten Gebahrens erwägt, aber man übersehe nicht, dass, seit Goethe jene Veränderung der ursprünglichen Scene in Auerbachs Keller vorgenommen hat, Jahre verstrichen sind und dass er dem der Sturm- und Drangzeit so entgegengesetzten Standpunkt der italienischen Zeit nun auch wieder ferner gerückt ist.

Was aber bedeuten die Worte: 'Jugend Elasticität, der Theilnahme fehlend'? Ich meine, dass 'fehlen' hier in dem Sinne von ermangeln, verfehlen zu nehmen ist, über welchen Gebrauch des Simplex das Grimmsche Wörterbuch 3, 1424. 1427 Auskunft giebt, und dass bei 'Theilnahme' an eine nähere Bestimmung zu denken ist, die auch Goethe, als er die Skizze erdachte, im Sinne hatte, die er aber bei der flüchtigen Eile, mit der er die Worte hinwarf, als etwas Selbstverständliches niederzuschreiben unterliess. Es ist etwa gemeint: Theilnahme an ernsteren Lebensproblemen. Faust hätte demnach hervorheben sollen, dass, wenn auch vorläufig der Jugend das Interesse an tieferen Aufgaben fehle, doch von ihrer Elasticität zu erwarten sei, dass sie in einem wüsten Leben den Sinn dafür nicht völlig einbüsse. Erhebe sich aber jemand aus einer roh verbrachten Jugend zu einer ernsten nachdenklichen Lebensführung, so habe das sogar

gewisse Vortheile im Gefolge, insofern einer dann ihr in einem um so stärkeren Masse anhange. So oder ähnlich kann man sich den beabsichtigten Gang des Dialoges denken.

War aber von Elasticität, der Fähigkeit, sich rasch in neue Aufgaben zu finden, die Rede, so konnte sich daran sehr gut der Eingang der Hexenküchenscene schliessen. Handelt es sich doch in ihr auch um eine Umgestaltung, ja völlige Erneuerung der Lebensführung. Lässt man nicht aus dem Auge, dass wir es hier mit einer Gedankenverbindung ex post zu thun haben, so wird man diesen Übergang zu der vorhandenen Scene sogar verhältnissmässig ungezwungen finden müssen.

Wir fragen endlich, wann ist Nr. 22 verfasst? Indem wir jetzt mit aller Bestimmtheit sagen dürfen, dass es das Fragment und nicht den Urfaust voraussetzt, ergiebt sich für die Chronologie nach dem, was wir oben bemerkt haben, dass sie nicht vor 1795 niedergeschrieben sein kann. Erwägen wir aber, dass die Skizze ihrer Natur nach und indem sie einen poetischen Niederschlag, die Verse 2366 bis 77, zur Folge hatte, schon eine etwas eingehendere Beschäftigung Goethes mit dem Faust voraussetzt, als sie uns für das Jahr 1795 wenigstens bezeugt ist, und nehmen wir hinzu, dass die zugleich mit ihr überlieferte Nr. 48 nicht vor den December 1797 gesetzt werden kann, so werden wir hier mit grösserer Sicherheit als bei dem vorhin erörterten Paralipomenon als die Zeit seiner Abfassung dieses Jahr 1797 vermuthen dürfen.

Nr. 20 c.

Indem ich an diese Erörterung die Behandlung einiger anderer kleiner Paralipomena knüpfe, beginne ich am besten mit einem Stück, das obwohl streng genommen nicht zum Drama selbst gehörig, uns doch den mit der Wiederaufnahme der Arbeit beschäftigten Dichter gleichsam mit einem Seitenblick streifen lässt.

Wir wissen es jetzt noch genauer als früher, wie ungern, ja widerwillig Goethe zur Fortführung des Jugendwerkes schritt. Der Abschied, jenes Gedicht in Stanzen, das als Epilog zum ganzen Drama entworfen war — zuerst

durch Erich Schmidt im Goethe-Jahrbuch 9, 5. 82 f. veröffentlicht, jetzt auch in den Werken 15, 344 — jenes Gedicht spricht es ganz unverhohlen aus, mit welcher Unlust Goethe sich in dem beschränkten Kreise der Barbareien bewegte, mit wie widersprechenden Gefühlen er, der sich zur Klarheit aufgestiegen sah, das Werk fortzuführen sich anschickte, das recht eigentlich verworrener Dunkelheit entsprossen war.

Ähnliche Gedanken wie dieser Epilog spricht nun auch ein lyrisches Fragment aus, das Erich Schmidt unter Nr. 20 publicirt hat, für das er aber eine innere Beziehung zum Faust nicht anzunehmen scheint.

> In goldnen Frühlings Sonnen Stunden
> Lag ich gebunden
> An dies Gesicht:
> In holder Dunckelheit der Sinnen
> Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
> Vollenden nicht.

Unzweifelhaft haben wir in diesen Versen eine Improvisation Goethes zu erblicken, in der er seinen Gedanken über die ihn beschäftigende Dichtung Ausdruck gab. Ihre Verwandtschaft mit den Stanzen des Abschieds liegt offen zu Tage. Motive, die hier breiter ausgeführt sind, erscheinen in diesem Fragment gleichsam in ihren Keimen. Tritt im Epilog (V. 3—6) der Gegensatz der Dunkelheit und Klarheit hervor, so spricht der Dichter hier auch von der Dunkelheit der Sinnen. Erwähnt er dort der Jugendträume, so nennt er hier das ganze Gedicht einen Traum und der Gedanke der Jugend kommt unter dem Bilde des Frühlings gleichfalls zum Vorschein.

Auffallend ist, falls unsere Beziehung der Verse auf den Faust richtig ist, dass Goethe die Dichtung geradezu ein Gesicht nennt. Das Bild an sich, der Vergleich ist bei einem Dichter wie Goethe, dessen ganze Poesie auf dem Sehen, der Anschauung wie auf ihrem Grundstein ruht, begreiflich. Auch in der Zueignung zum Faust, einem Gedicht, das demselben Gedankenkreis angehört, wie der Abschied und wie unser Fragment, nach der Deutung, die wir ihm geben, auch hier heisst es gleich im Eingang:

Ihr naht euch wieder schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt

und vielleicht klingt in diesen Worten sogar dasselbe Motiv wieder. Aber der sprachliche Ausdruck in seiner kühnen Kürze ist ungewöhnlich. Bei dem geringen Umfang des Stücks ist es sehr schwer, hier die Intention des Dichters zu erkennen. Doch sieht man, dass Wort und Begriff in einem ähnlichen Sinne gebraucht werden wie einen Vers weiter Traum. Indem aber das Werk als eine Vision, ein Traum hingestellt wird, als etwas, das vom Dichter nicht 'bei vollkommen äusseren Sinnen' empfangen ward, wird auf das der Wirklichkeit entrückte, das mit dem Verstand Unfassbare des Stoffes hingewiesen. Und gerade das hebt Goethe, namentlich in späteren Jahren, immer wieder hervor, wenn er auf den Faust zu sprechen kommt (vgl. besonders die Gespräche mit Eckermann vom 13. Februar 1831, 5. Juli 1827 u. ö.).

Über die Entstehungszeit der Verse wüsste ich nichts Genaueres anzugeben. Sie sind zusammen überliefert mit einem anderen Versfragment, dann mit einem Doppelverspaar, aus dem wir Mephisto heraus zu hören vermeinen, dessen sonstige Beziehung aber völlig dunkel ist, endlich mit Nr. 41, deren kurzer Inhalt aber auch nichts deutlich Bestimmbares bietet und so wenig wie der der anderen Stücke zu einer chronologischen Fixirung ausreicht. So viel beweisen aber die Verse jedenfalls durch sich selbst, dass sie vor Abkündigung und Abschied entstanden sind. Stammt dieser Epilog nach Erich Schmidt (Goethe-Jahrbuch 9, 82) aus dem Ende des vorigen oder dem Anfang dieses Jahrhunderts, so ist damit auch für jene wenigstens eine ungefähre Zeitbestimmung gegeben und dass sie in den Beginn der Wiederaufnahme der Arbeit, also etwa in die Jahre 1797—98 fallen, ist wohl das Wahrscheinlichste.

Nr. 51.

Das Paralipomenon lautet:

O wo ist der Genuss, der der Begierde gleicht
Und wo ist ein Genuss, der die Begier erreicht?

Erich Schmidt, der die Worte mit Recht Fausten in den

Mund legt, bemerkt, dass sie auffällig an V. 3249 erinnern. wo es heisst:

> So tauml' ich von Begierde zu Genuss
> Und im Genuss verschmacht' ich nach Begierde.

Daraus nimmt Strehlke den Anlass in seiner Ausgabe der Paralipomena das Fragment der Scene 'Wald und Höhle' zuzuweisen, in der diese Verse vorkommen. Aber gründlicher missverstehn konnte man Schmidt, den Herausgeber, nicht. Diesem lag es sicher fern, mit dem Hinweis die Zugehörigkeit der Worte zu jener Scene auszusprechen. Hätte er sie darauf bezogen, dann hätte er das Stück nicht unter die Rubrik Varia gestellt, sondern eben zu jener Scene. In der That können die Worte schon aus äusseren Gründen nicht dieser Partie des Faust angehören. Das Stück ist zusammen mit einer Reihe anderer Paralipomena auf einem Folioblatt überliefert, das als erste Niederschrift die Schlussverse des Prologes im Himmel, die Verse 333 bis 353 enthält. Da diese 1797 gedichtet sind, so kann auch Nr. 51 nicht vor dieser Zeit niedergeschrieben sein. Damals aber war die Scene 'Wald und Höhle', die sich schon im Fragment findet, bereits seit sieben Jahren gedruckt! Wie sollten die Verse also zu ihr gehören? — Im übrigen haben sie auch innerlich mit der citirten Stelle wenig gemein. Nur die Contrastirung von Begierde und Genuss theilen sie mit ihr, während sie im Sinn doch ziemlich abweichen.

Dagegen scheinen sie ihrem Gehalte nach dem Gedankenkreise der Vertragscene recht nahe zu kommen. Bei der grossen Naht, da wo das neu Gedichtete mit dem schon im Fragment Vorhandenen verbunden wird, spricht Faust von Schmerz und Genuss (V. 1756), vom schmerzlichsten Genuss (V. 1766). Ja genau besehen treffen die Worte unseres Paralipomenons geradezu den Kern der Scene, die Wette selbst. Denn wenn Faust dem Teufel sich verpflichtet, dass er vom Leben Abschied nehmen wolle in dem Augenblick. wo er ihn mit Genuss betrügen kann, so thut er das doch in der Überzeugung, dass es einen Genuss, der ihn zu befriedigen vermag, nicht gebe. Wie nahe steht aber dieser Gedanke dem, was unsere Verse aussprechen!

Nr. 2.

Sie ist auf demselben Blatt wie Nr. 51 überliefert. Was sie bietet, ist ebenso kurz wie dunkel. Der ganze Inhalt des Stückes lautet: 'Treten des Elements des Glückes Insufficienz'. Weiss man schon nicht, wie man sich zu dem Reime, durch den die Worte gebunden sind, stellen, ob man ihn für zufällig oder beabsichtigt halten soll, so machen noch grössere Schwierigkeiten die ersten drei: Treten des Elements. Ich war, weil ich in ihnen durchaus keinen Sinn zu entdecken vermag, verwegen genug, eine andere Lesung zu vermuthen als die Weimarer Ausgabe bietet. Auf eine Anfrage indess beim Goethe-Schiller-Archiv erhielt ich von Bernhard Suphan den freundlichen Bescheid, dass an der Richtigkeit der Lesung nicht zu zweifeln sei.

Erich Schmidt reiht das Paralipomenon unter die Rubrik 'Skizzen des Gedankenganges' und Strehlke unter die Stücke, für die ein Zusammenhang bisher nicht erwiesen ist. Ich möchte, indem ich mit Erich Schmidt in ihm einen abgebrochenen Versuch einer Skizzirung eines Gedankenganges erblicke, bestimmter als er Beziehung zur Vertragscene vermuthen. Und zwar veranlassen mich dazu die Worte: des Glückes Insufficienz. Diese d. h. die Unvollkommenheit dessen, was als höchstes Glück der Menschen gilt, ist das, worüber Faust in jener Scene wiederholt bitterste Klage führt (vgl. V. 1548 ff. 1676 ff.). Sie ist es auch, die ihn die Wette eingehen lässt, so dass das Paralipomenon seinem Inhalte nach dem eben behandelten nahe kommt.

Eine genauere zeitliche Bestimmung wüsste ich für die beiden Stücke nicht ausfindig zu machen. Nur so viel lässt sich behaupten, dass sie zwischen 1797 und dem Ende des Jahrhunderts niedergeschrieben sind. Jener Zeitpunkt ergiebt sich daraus, dass sie nach den Schlussversen des Prologes überliefert sind, der im Juni dieses Jahres verfasst ist. Die andere Grenze gewinnen wir aus zwei brieflichen Äusserungen Goethes an Schiller. Am 6. April schreibt jener: 'Ich hoffe, dass bald in der grossen Lücke' — womit die Stelle des Fragments gemeint ist, in der der Dichter vom Abgang Wagners zum Schlussstück der Vertragscene überspringt — 'ich hoffe, dass bald in der grossen Lücke

nur der Disputationsactus fehlen soll'. Daraus darf man wohl schliessen, dass damals die Vertragscene, wenn nicht ausgeführt, so doch mindestens in ihren Hauptgedanken skizzirt war. Und acht Monate vorher, am 1. August 1800, schreibt Goethe: 'Heute habe ich einen kleinen Knoten in Faust gelöst', womit aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Verkettung des an der Vertragscene neu zu dichtenden mit dem vorhandenen Schlusstück angespielt wird. Ist die Beziehung richtig, dann hat Goethe damals schon an der Scene gedichtet und jene Stücke, von denen das eine ein poetischer Fetzen ist, das andere einen flüchtigen, abgerissenen Entwurf darstellt, müssen schon niedergeschrieben gewesen sein.

Nr. 54—59.

War Goethe so gegen das Ende des vorigen und um den Anfang dieses Jahrhunderts mit der Gestaltung der Vertragscene beschäftigt, so doch auch viel früher. Das beweist schon das Fragment, das ja die Schlusspartie der Scene enthält, die Verse 1770—1867.

Betrachten wir dieses Stück für sich, wie es 1790 herauskam, so sind in ihm die Rollen Fausts und Mephistos in der Weise vertheilt, dass jener als ein Mann erscheint, der nach dem Höchsten strebt, nach dem, was hinausragt über das Tägliche und Wirkliche, dieser am Realen haftet und alles, was über das Nächstliegende hinausweist, als für die Kräfte des Menschen unerreichbar hinstellt. Jener ist der ausgesprochenste Idealist, dieser der nüchternste Realist. Jener sucht der Menschheit Krone zu erringen, dieser bespöttelt so phantastische Aspirationen und weist auf die Schwachheit hin, an die der Mensch gebunden ist. Jener ringt nach Erkenntniss, dieser predigt den Genuss.

Dieselben Gegensätze und Motive, die so in der Scene auf- und abwogen, die gleiche Gedankensphäre finde ich nun auch in der Reihe von Paralipomenis ausgesprochen, die in der Weimarer Ausgabe die Nr. 54—59 bilden. Hier heisst es in Nr. 58:

> Der ganze Fehler ist daher entstanden:
> Das, was ihr w i s s t, das könnt ihr nicht g e n i e s s e n;
> Was man g e n i e s s t, das braucht man nicht zu w i s s e n.

Wie genau stimmt das zu den Ausführungen Mephistos in jener Scene! Man vergleiche V. 1822 'Doch alles, was ich frisch geniesse, Ist das drum weniger mein?'.

Derselbe Gegensatz von Erkenntniss und Genuss erscheint in Nr. 59:

Denn zum erkennen ist der grosse viel zu klein
Und zum geniessen ist der kleinste gross genug.

was, wenn auch nicht in den Worten, so doch in der Sache jenen Versen: 'Drum frisch! Lass alles Sinnen sein, Und g'rad' mit in die Welt hinein!' sehr nahe steht.

Zu dem Gedanken, dass der Mensch, mag sein Streben noch so hoch reichen, Mensch bleibe, der von seinen niedrigen Trieben geleitet werde (vgl. V. 1806 ff. 'Du bist am Ende — was du bist — Du bleibst doch immer was du bist'), stellen sich die Worte Nr. 55:

Und der zuerst sich wie ein Gott erging,
Befindet sich noch wohl am Schweinekoben

als verwandt. Vgl. auch V. 1776 ff. 'O glaube mir, der manche tausend Jahre An dieser harten Speise kaut, Dass von der Wiege bis zur Bahre Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut! Glaub' unser einem, dieses Ganze Ist nur für einen Gott gemacht!', wo wenn auch weniger drastisch ebenfalls der Gegensatz zwischen Gott und Mensch erscheint.

Nicht ebenso starke Anklänge an jene Schlusspartie der Vertragscene wie in diesen Paralipomenis wird man in den Nr. 54. 56. 57 finden. Dennoch wird man auch sie mit ihr in Zusammenhang stellen müssen. Sie stammen sämmtlich aus der vorweimarischen Zeit, wie Erich Schmidt aus der Beschaffenheit des Papiers, auf dem sie überliefert sind, und aus der Form hurrli burli (vgl. dazu noch Werke IV, 2 Nr. 184. 252) mit Recht geschlossen hat. Ja mit ihnen ist uns geradezu ein Rest der Originalhandschrift erhalten (vgl. Schmidt Urfaust S. IX). Sind sie aber so alt, wozu soll man sie stellen, wenn nicht zu einer Scene wie der im Fragment vorhandenen Partie? An eine Scene wie Wald und Höhle war ja damals noch nicht gedacht und zu einer Unterhaltung, wie der zwischen Faust und Mephisto vor der Begegnung mit Valentin im Urfaust V. 1398 ff. wird sie niemand stellen wollen. Auch passt der Inhalt der

Worte, so weit er erkennbar ist, zum Geist jenes Stückes der Vertragscene, wenn auch unmittelbare Anklänge fehlen.

Von Nr. 57 wird das jeder auf den ersten Blick zugeben:

> Wenn du nur von den Bissen leben solltest,
> Die dieser oder jener dir gegönnt.

Weniger von Nr. 56.

> Auf diesem Wege rollt es eben
> Recht hurrliburli durch das Leben.
> Er nagt nicht lang an Einem Knochen.
> Ich muss es ihm gepfeffert kochen.

Hier zwingt der Umstand, dass Mephisto von Faust in der Form 'er' spricht, vor allem dazu, von einer Zuweisung zu einem Dialog abzusehen. Es kann in dem Stück nur ein Fragment eines Monologes vorliegen und zwar eines Monologes, den offenbar Mephisto zu sprechen hatte. Graffunder allerdings meint in dem schon citirten Aufsatz (S. 721), dass Mephisto nur V. 3 monologisire, während er in V. 1. 2 sich an Faust selber wende. Doch ist das weniger wahrscheinlich und die Annahme, dass die ganzen vier Verse monologisch seien, liegt näher und ist natürlicher. Vermuthlich sollte sich das Selbstgespräch unmittelbar an die stattgehabte Unterredung schliessen, wie ja auch nachher in der Ausführung auf die Auseinandersetzung der beiden ein Monolog Mephistos folgt. Übrigens theilen beide Nr. 56 und 57 das Bild vom Essen, vgl. dort Bissen, hier Knochen, ein Bild, das nachher in die ausgeführte Scene übergegangen ist: V. 1776 f. 'O glaube mir, der manche tausend Jahre an dieser harten Speise kaut' (vgl. Knochen), wozu aus dem Monolog V. 1864 zu vergleichen ist: 'Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben'. Von hier aus ist das Bild in den Prolog im Himmel gedrungen (V. 301 'Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise') und in den ersten Theil der Vertragscene (V. 1678. 1691 'Doch hast du Speise, die nicht sättigt . . . Wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen'), so dass es jetzt alle die gedanklich zusammengehörigen Partien wie ein rother Faden durchzieht und wir in ihm gewissermassen die Formel vor uns haben, an der Goethes Erinnerung an die Pactscene während des langen

Stillstandes der Arbeit haftete, ja in der sie sich verkörperte und die sich einstellte, sowie er an die Fortsetzung dieses Theiles seines Werkes schritt. Für den Versuch, die Entstehung dieser schwierigen Scene und der ihr verwandten Partien aufzurollen, ist das Erscheinen des Bildes daher ein nicht zu verachtender Fingerzeig. Zeugt aber Nr. 56 von der Absicht des Dichters, Mephisto einen Monolog in den Mund zu legen, so liegt die Vermuthung nahe, in dem Paralipomenon das Stück zu erblicken oder einen Rest von ihm, aus dem Goethe später, als er V. 1788 an die Bearbeitung ging, eben jenen Monolog formte, den Mephisto vor dem Eintreten des Schülers spricht: 'Verachte nur Vernunft und Wissenschaft' u. s. w. Denn dass dieser erst damals zu Stande kam und nicht vorweimarisch ist, bin ich allerdings sehr geneigt anzunehmen. Schon die Reimtechnik, die sich weit über den Knittelverston erhoben hat, legt den Gedanken nahe. Ferner ist die Art, wie Mephisto in den ersten Versen aus seiner Rolle fällt, sich selbst bezichtigt, indem er sich einen Lügengeist nennt und, indem er Fausten droht, beinahe zum Moralprediger wird, unjugendlich. Dagegen entwickeln die weiteren Verse einen Gedanken, der von vornherein für den Plan des Dramas bestimmt war und in einer Weise, dass man, wenn man den letzten Vers unseres Paralipomenons: 'Ich muss es ihm gepfeffert kochen', ins Auge fasst, sogleich sieht, wie gut sich jene an ihn schliessen:

> Den schlepp ich durch das wilde Leben,
> Durch flache Unbedeutenheit,
> Er soll mir zappeln, starren, kleben, u. s. w.

und dass die Stücke zusammengehören, scheint deutlich genug. Auch Graffunder stellt a. a. O. S. 722, wie ich nachträglich zu meiner Freude sehe, einen ähnlichen Zusammenhang zwischen dem Paralipomenon und dem Monolog her.

Nicht leicht ist Nr. 54 zu beurtheilen.

> Ey, was ich weis, das brauch ich nicht zu glauben,
> Der Mensch ist gar erbärmlich dran
> Und es steht nur dem Teufel an,
> Ihm noch das Bischen Sicherheit zu rauben.

Erich Schmidt schreibt die Worte Mephisto zu, fühlt sich

aber dabei nicht sicher und setzt hinter den Namen ein Fragezeichen. In der That kann man die dritte Zeile f. ('Und es steht nur dem Teufel an') mit seiner Rolle kaum vereinbar finden. Offenbar sind die Worte so aufzufassen, dass w i s s e n und g l a u b e n hier im Gegensatz stehn. Jenes erscheint als ein festgegründeter, unerschütterlicher Besitz, dieses drückt die schwankende Überzeugung aus. Nun ist die Situation die, dass der Teufel an Fausts Wissen gerüttelt hat, indem er an seine persönliche Stellung dazu, seinen Glauben appellirte, worauf dieser unwillig ausruft: Ey, was ich weis u. s. w. Dass eine derartige Conversation dem Geist und Ton der Vertragscene entspricht, wird jeder zugeben. Für die Zugehörigkeit tritt dann noch der Umstand ein, dass die folgenden fünf Nummern, zu denen die darauf folgenden beiden erst in späterer Zeit nachgetragen sind, sämmtlich in den Bereich dieser selben Scene fallen.

Indem Faust aber so für sein Wissen eintritt, klingt ein Motiv an, das später gänzlich verschwunden ist. Ja in der vollendeten Verträgscene steht das gerade Gegentheil V. 1749 'Mir ekelt lange vor allem Wissen' und schon im Monolog ruft Mephisto Faust zu: 'Verachte nur Vernunft und W i s s e n s c h a f t' u. s. w.

Hält man den Nachweis, dass diese sechs Nummern der Paralipomena der Unterhaltung Fausts und Mephistos vor oder nach dem Abschlusse des Pactes angehören, für erbracht, so tritt zu den von mir in der Deutschen Litteratur-Zeitung 1888 Sp. 1218 f. und in der Vierteljahrschrift 2, 149 f. hervorgehobenen Momenten, die für eine vorweimarische Abfassungszeit der Schlusspartie der Vertragscene sprechen, ein neues wichtiges Moment hinzu, ein Moment, das zunächst freilich nicht nach jedermanns Meinung die dort entwickelte Ansicht zu unterstützen scheint. Denn wie leicht könnte jemand mit dem Einwand hervortreten, diese Stücke, die sich uns hier erhalten haben, seien das einzige gewesen, was dem Dichter, als er 1788 an die Fortführung des Werkes schritt, für die Scene vorlag, mit ihnen sei der ganze Bestand erschöpft, den der Urfaust dem Dichter für das Schlusstück darbot! Wer so urtheilt, lässt die zahl-

reichen Parallelen ausser Acht, die wir im 2. Bd. der Vierteljahrschrift für andere Motive des Scenenfragments aus Dichtungen der Frankfurter Zeit anführen konnten. Sie sprechen dafür, dass Goethe neben den behandelten Paralipomenis noch in die vorweimarische Zeit gehörige Verse vorlagen, die er für die Scene verwerthete. Sie sind uns nur mit den anderen Resten des Urfaust verloren gegangen. Nicht sind also diese sechs Nummern im Stande, jene Ansicht zu erschüttern, wohl aber gewinnen wir durch sie jetzt eine genauere Vorstellung, wie das Material beschaffen war, aus dem der Dichter das Scenenfragment formte. Es waren kaum mehr als hingeworfene Improvisationen, Einfälle, abgerissene Brouillons, aber auch in dieser Gestalt nicht unverächtliche Vorarbeiten, die sich nicht allzu schwer zu einem geschlossenen Bilde fügten, so dass wir kaum Unrecht hatten, die Scene in ihrem Wesen für die Frankfurter Zeit zu beanspruchen. Ähnlich denke ich mir übrigens die Stücke, die dem Dichter für den Osterspaziergang vorlagen, soweit dieser überhaupt für die Jugendzeit zu reclamiren ist, was ich von der ganzen Scene weder je behauptet habe noch behaupten möchte.

Es sei zum Schlusse noch auf etwas hingewiesen, das auch für die Zugehörigkeit des einen der besprochenen Stücke zum vorweimarischen Bestande geltend gemacht werden könnte, wenn nicht Überlieferung und Inhalt schon überzeugend genug dafür plaidirten. Scherer hatte schon erkannt und der Urfaust hat ihn darin glänzend bestätigt, dass die im Fragment hinzugekommene Scene 'Wald und Höhle' contaminirt ist und Motive aufweist, die aus anderen Partien des Faust entlehnt sind. Eine Stelle dieser Scene nun erinnert in ihrem Motiv an unser Paralipomenon Nr. 55. Wie es hier heisst:

Und der zuerst sich wie ein Gott erging,
Befindet sich noch wohl am Schweinekoben.

so spottet dort V. 3281 ff. Mephisto über den Menschen, der in dem Gefühle schwelgt, der Gottheit ebenbürtig zu sein, der in sich die ganze Schöpfung nachzuempfinden vermeint, um zuletzt 'die hohe Intuition — Ich darf nicht sagen wie — zu schliessen'. Es wäre nicht undenkbar, dass Goethe

die Anregung zu dieser Stelle aus jenem Paralipomenon geschöpft hat. Zugleich klingen die Verse wiederum an jene ersten der Schlusspartie der Vertragscene an: 'Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist' u. s. w., nur dass sie jene Stimmung Fausts ironisiren. War das aber der Fall und verhalten sich in der That jenes Paralipomenon und diese Verse zu einander wie Idee und Ausführung, dann haben wir hier das glänzendste Beispiel einer wahrhaft genialen nachträglichen Gestaltung einer älteren Intention. Kaum irgendwo in den späteren Partien des Faust scheint mir der echte Jugendton so getroffen wie hier und immer habe ich mir gedacht, dass Goethe hauptsächlich sie im Sinne hatte, als er die Worte jener viel besprochenen Stelle in dem Briefe der italienischen Reise vom 1. März 1788 schrieb, die Worte: 'Ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächt ich, sollte mir sie Niemand aus den alten herausfinden'.

Berlin. Otto Pniower.

Über Grillparzers Traum ein Leben.

Unter den sämmtlichen Dramen Grillparzers erfreut vielleicht keines sich so einstimmiger Anerkennung wie das Märchenspiel 'Der Traum, ein Leben'. Nicht die tiefsinnige Libussa, nicht der grossartige Ottokar haben so begeistertes Lob wie dies schöne Spiel gefunden. Man hat ihm sogar den höchsten Titel verliehen, der in der Competenz eines Litterarhistorikers steht: man hat es einen 'österreichischen Faust' genannt. Und diesen Namen trägt es mindestens mit demselben Recht, wie in jeder Landschaft Deutschlands eine sächsische, märkische, Berliner Schweiz den ihren: giebt man zu, dass es sich um ein Abbild in sehr stark verkleinertem Masstab handelt, so lässt jene Charakteristik sich wohl gebrauchen. Denn gross ist allerdings die Ähnlichkeit in der Anlage. Wenn der Faust lehrt und lehren will, dass ein guter Mensch in seinem Drange sich des rechten Weges wohl bewusst ist, so zeigt ganz ebenso

Grillparzers Drama, wie durch Versuchungen und Gefahren hindurch ein guter (vielleicht nur zu guter) Mensch sich selbst findet. Und was mehr bedeutet, dem bösen Geist, dem Verführer misslingt sein Bemühen hier wie dort aus dem gleichen Grunde: weil der eigentliche echte Kern des Guten unzerstörbar, unbeweglich im Inneren ruht, dem Bösen unzugänglich. Jenes spanische Meisterwerk, dessen Titel Grillparzer parodirt hat, lehrt, wie Alles Schattenbild und Traum sei, was das Leben biete; und so klingt auch der Faust in die Worte aus: 'Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss'. Schattenbild, Traum, Gleichniss — sie alle sind nur subjective Abbilder der Wirklichkeit, der ewig festen und dauernden. Keine Anschauung ist zu der Zeit, als Grillparzers (1834 zuerst aufgeführtes) Drama entstand, mehr als diese verbreitet. 'Symbol ist alles, was ihr irdisch nennet,' hatte schon vor dem Erscheinen des zweiten Theils des Faust Zacharias Werner in der Weihe der Kraft ausgerufen, und Tieck wiederholt 1840 in der Vittoria Accorombona: 'Jede Wirklichkeit, jede Erscheinung ist Symbol'. Und zu eben dieser Zeit vertieft sich Schopenhauer in die moralische Ausdeutung des Gegensatzes zwischen dem schlimmen aber vergänglichen Schleier der Maja und dem ewig unveränderlichen Grund aller Dinge. Vor allem aber ist es E. Th. A. Hoffmann, dessen tiefsinnige Träume man immer noch bizarre Erfindungen schilt, der wieder und wieder mit Traumwahrheit und Wahrheitstraum spielt. Dieser Anschauung also entspricht es auch, wenn bei Grillparzer all die vorüberrauschenden Ereignisse nur Symbole, nur Phantasiegestalten sind: er hat eben jene Lehre beim Wort genommen und die Erscheinungen zu Traumbildern umgedeutet. 'Alles war nur ein Spiel,' ruft er am Schluss mit den Xenien; aber freilich ein tiefer Sinn liegt in diesem Spiel. Ganz ebenso hatte schon Lessing die gesammte Fabel des Faust in eine Traumerscheinung umdeuten wollen.

Solche intimen Beziehungen zwischen Faust und Traum ein Leben schliessen freilich eine gegensätzliche Tendenz nicht aus. Goethes Drama ist die Verherrlichung des strebenden Menschen, Grillparzers gradezu seine Verurtheilung. Wie der Doctor Faust von der vita contemplativa stufen-

weise in die vollste vita activa hineingeführt wird und dort der Weisheit höchsten Schluss im täglichen Problem des Lebens und der Freiheit findet, so wird Rustan umgekehrt aus dem Getriebe der Welt in die Stille zurückgeleitet und in sein Museum gebannt. Nicht im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick — nein, des Innern stiller Frieden wird allein als Glück gepriesen. Und in so fern scheint denn der Zusatz des 'österreichischen Faust' sein Hauptwort zu negiren: der österreichische Faust ist nichts anderes als ein Wienerischer Gegen-Faust.

Nun freilich werden gerade vom Boden der jetzt herrschenden Litterarkritik aus schon gegen die Worte, die wir bisher gebraucht, heftige Widersprüche sich erheben: Willkür sei es, einem dichterischen Meisterwerk eine Tendenz, eine 'Idee', eine Moral unterzulegen. Ohne auf Allgemeinheiten eingehen zu wollen, beschränken wir uns darauf, für den allerdings sehr lehrhaft gearteten Grillparzer auf eine unwiderlegliche Analogie hinzuweisen. Sein Lustspiel Weh dem, der lügt dient ganz unzweifelhaft einer Tendenz, drückt ganz sicher eine Idee, eine Moral aus. Der ehrwürdige Bischof Gregor versteht zuletzt die Welt so wenig mehr wie Hebbels tugendsamer Meister Anton, und das Wesen ihres Treibens spricht er, den Titel des Stückes und seine eigenen Vorschriften parodirend, aus:

> Sie reden Alle Wahrheit — sind drauf stolz,
> Und sie belügt sich selbst, und ihn; er mich
> Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
> Und reden Alle Wahrheit, Alle, Alle.

Eine These ist es geradezu, die Grillparzers Komödie durchführt, die deshalb nicht weniger verdient, zu Minna von Barnhelm, dem Zerbrochenen Krug und den Journalisten als eins unserer wenigen wahren und guten Lustspiele gestellt zu werden. Und in ganz entsprechender Weise beherrscht éine Idee das Märchenspiel; es ist jene Idee, die der grosse Albrecht von Haller einst altmodisch steif und schlicht ausgedrückt hat:

> Du fehlst, so bald du glaubst, und fällst, so bald du wanderst,
> Wir irren allesammt; nur jeder irret anderst.

Wie in dem Stück, dessen Hauptheld Leon ist, alle lügen, während sie die Wahrheit zu sagen scheinen, so träumen in dem unsrigen alle, während sie zu wachen scheinen. Und dass sie wirklich geträumt haben, zeigt allen ihr Erwachen.

Sie träumen alle. Dies, mein' ich, ist der Punkt, den man bei Besprechung des Märchenstückes bisher übersehen hat. Von vornherein erscheint es eines so feinen Psychologen und so nachdenklichen Technikers, wie Grillparzer war, nicht ganz würdig, dass er die handelnden Traumgestalten mit voller Bestimmtheit und Wirklichkeit ausgestattet hätte dem wirklich lebenden Träumer gegenüber. Ihnen musste doch ein Minus von Leibhaftigkeit zu Theil werden; denn nicht, dass der Traum das wahre Leben, sondern dass der Traum kaum weniger als das Leben selbst sei, sollte gezeigt werden. Hierin steht unser Stück ja ganz anders als jenes von Scherer verglichene Motiv des Vorspiels zu der Bezähmten Widerspenstigen, des Jeppe vom Berge und verwandter Stücke. Der Bauer glaubt ja dort nur zu träumen, was er thatsächlich erlebt; da gelten die Worte Calderons: 'Selbst die Träume sind nur Traum'. Anders hier: Rustan träumt wirklich, was er zu erleben glaubt. Und weil die Gestalten, die er zu sehen vermeint, zu leben scheinen, so scheinen sie eben auch zu träumen.

Sie irren allesammt, nur irret jeder anders. Der König ist ein alter schwacher Mann, von dem man wieder mit Hallers Worten sagen möchte:

Sein Urtheil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch Andrer Aug' und spricht aus fremdem Munde.

So hat er einst dem Mann am Felsen hohes Unrecht gethan und zu spät zeigt die Schrift, was er gewesen. So lässt er sich täuschen, als sei Rustan sein Lebensretter, während er doch selbst, obwohl halb von Sinnen, den wahren Retter gesehen hat. So verwechselt er zum Schluss noch die beiden Becher und glaubt neu belebenden Freudenwein zu trinken, da schon lähmendes Gift ihm durch die Adern rollt. Wie ein in Prunk und lässiger Pflichterfüllung dahinlebender Fürst ist er nicht gewohnt, die Dinge selbst zu sehen, sondern nur das Abbild, das man ihm zeigt; er ist geschaffen, in Sibirien Potemkinsche Dörfer zu erblicken

und immer zu spät entdeckt der Wohlmeinende den wahren Verlauf.

Anders träumt seine hohe Tochter. Auch ihr Sinn ist befangen durch die ihr gezeigten Abbilder des Lebens: ihr aber haben nicht die Höflinge, sondern die Dichter Traum statt Wahrheit gegeben. Zanga charakterisirt sie bitter:

Ein geziertes, äffges Wesen,
That so was in Dichtern lesen.

Da sie Rustan sieht, glaubt ihr enthusiastisches Herz Märchenthaten erfüllt:

Was uns alte Lieder melden,
Schau es hier verwirklicht an!

Der Rustan, der vor ihr steht, verschmilzt ihr mit dem Rustan der Heldensage. Freilich auch ihr ist ein gefährliches Erwachen beschieden, dessen Stufen der Dichter mit unvergleichlicher Meisterschaft geschildert hat. — Nicht allzulang nach Grillparzers Drama wurde der erste Roman des modernen Realismus geschrieben und seine Heldin möchte man Gülnaren vergleichen. Freilich, wie bei Flaubert ein zeitgenössischer Roman ist, was bei Grillparzer ein Märchenspiel, so sind es auch nicht Heldenlieder, sondern Romane, die Mme. Bovary den Kopf verrückt haben, so dass sie allzurasch in die Begeisterung für einen lebendigen Romanhelden sich hineinzuträumen vermag, um doppelt schmerzlich zu erwachen. Überall sind es Stoffe, Motive, die in der Luft lagen, in verschiedenster Form sich dramatisch und episch verleiblichten, was Grillparzer in Verse bringt; denn all diese poetischen Werke sind ja nur Schatten — 'die Gedanken nur sind wahr'.

Ein Träumer vor allem aber ist der bleiche Mann vom Berge. Ihm ging es wie einst Voltairen, der zu der Princess Amalie sein Auge erhob und vom König Friedrich mit einem Epigramm gestraft ward: wenn Voltaire sich zum König träume, das heisse Missbrauch der Traumgespinnste. Nur freilich ging es bei ihm so glimpflich nicht ab. Er muss in die Wüste fliehen, und dort irrt er umher; und zu spät kommt ihm der Gedanke, sich schriftlich zu vertheidigen. Er sieht Rustan und Mirza und überlässt sich bei ihrem Anblick träumerischen Gedanken, die sich selbst in seine

Bittschrift eindrängen. Seltsam ist überhaupt seine Art zu reden; räthselhaft, andeutend: 'Kinderjahre! Kinderjahre! Folgt der Unschuld Leichenbahre' und jenes traumhaft anmuthende Kunstmittel, die Wortwiederholung (die freilich Grillparzer, kein grosser Metriker, oft genug auch ohne die Absicht einer bestimmten Wirkung braucht) kehrt bei ihm immer wieder in Rede und Schrift. Leichenblass ist er, unbeweglich vor sich hinschauend sitzt er auf der Moosbank, wie er einst einsam an den Quellen des Wahia sass. Bei seinem Anblick graut es dem Rustan; als Vision erscheint er ihm wieder. Die ganze Gestalt ist in seltsam nebelhaften Umrissen gehalten, und doch erkennen wir deutlich den beherrschenden Charakterzug: dumpfes halbklares Hinbrüten. So versäumt er denn auch seine Heldenthat rechtzeitig geltend zu machen und wird von dem wachen Rustan übereilt und getödtet.

So sehen wir hier drei Gestalten sehr verschiedener Art, gleich unfähig zu rascher kräftiger Erfassung der Wirklichkeit. Der König lässt sich betrügen, Gülnare idealisirt was sie sieht und betrügt sich selbst, der Mann vom Felsen hat scharfe Augen, aber sein Geist ist umnebelt. Aber auch das Volk von Samarkand ist nur allzu geneigt zu irren. Den Rustan scheint jenes Geheimniss zu umgeben, das E. Th. A. Hoffmann seinem Klein Zaches mitgegeben hat: was in seiner Nähe Grosses und Gutes geschieht, scheint er gethan zu haben. Nicht er hat die Schlange getödtet; nicht er hat die Schlacht gewonnen — er ist sogar gestürzt; aber alles glaubt ihn den Sieger, den grossen Feldherrn, bis sein Ende zeigt, wie schwach, wie unfähig er ist. Und wieder halten sie den guten alten König für den Mörder von Kalebs Sohn. Die blinde Menge urtheilt falsch, weil sie nur nach dem Schein, nach Erfolg und Anzeichen urtheilt; auch sie träumen und irren.

Nur zweie träumen nicht: Massud und Zanga. Mirza schläft nicht, die Angst hält sie wach; doch ihre Sympathie lässt an Rustans Traume sie fast theilnehmen:

> Überall, dünkt mich, hör' ich ihn,
> Hilfeflehend, Beistand rufend,
> Wie in tödtlicher Gefahr.

Aber sie träumt doch nur halb; sie ahnt, dass an den Bildern ihrer Angst nichts wahrhaft ist als ihr Schmerz. Und der ist wahr, denn es ist ja eben, wie es im Liede des Derwischs heisst, die Liebe, die sie füllet, und das Gute, was sie thut. Weil sie liebevoll ist und gut, darum ist es ihr schon hier gegeben, zu wachen, wo Träume die andern ängstigen; aber der menschlichen Natur muss in angstvollen Vorstellungen doch auch sie ihren Tribut zahlen. Massud und Zanga allein träumen nicht, sondern schlafen, der Sclave fest, der Herr, bis ihn seine Tochter weckt: aber auch sie sehen nicht die Wahrheit: wie der anderen Augen getrübt sind, so sind die ihrigen geschlossen. Einseitig sind beide: nur in wildem Kampfe vermag der eine, nur in beschaulichem Hüttenleben der andere Glück zu sehen; und Zanga muss durch den Traum Rustans darüber belehrt werden, dass dieser zum Krieger nicht geschaffen ist, wie Massud darüber, dass Rustans Phantasie ihr Recht begehrt und dass seine Gedanken zu schelten thöricht ist: sie sind die Herren und verlangen sich auszuleben.

So irren sie alle und statt des Lebens zeigt ihnen allen sich nur 'des Lebens Schattenbild'. Aber freilich sind ihre Träume nicht Willkür und buntes Spiel:

> Unsere Neigungen, Gedanken,
> Scheinen gleich sie ohne Schranken,
> Gehn doch, wie die Rinderheerde,
> Eines in des Andern Tritt.

Wo bei Hoffmann phantastische Willkür Phantasma an Phantasma reiht, da schliessen bei Grillparzer in enger Kette die Irrthümer sich zu folgenreicher Reihe zusammen — 'Le défectueux de l'imagination,' haben die Goncourts gesagt, 'c'est que ses créations sont rigoureusement logiques'. Die Logik des Traumes entwickelt streng und stetig sich vor unseren Augen und täuscht uns, die wir in die wahre Welt Logik zu legen gewöhnt sind, mit dem Scheine wahrhaften Lebens. Denn von dem Traume, wie Grillparzer ihn auffasst, gilt, was der schlaue Isolani vom Weine sagt: 'Der Wein erfindet nichts — er schwatzt's nur aus'. So dient der Traum dazu, des Menschen Inneres so kurz und schlagend zu offenbaren, wie sonst nur in langer Reihe der

Erlebnisse sein Charakter hervortritt. Dies hat schon alte Sage ausgeführt und Chamisso hat in seinem trefflichen 'Anselmo' es nachgebildet, wie ein Magier einen unzuverlässigen Gesellen sich zum Papste träumen lässt, um ihn zu prüfen; gerade wie andere ihre Genossen betrunken gemacht haben, um sie ihre Geheimnisse ausplaudern zu hören:

Doch vergiss es nicht: die Träume,
Sie erschaffen nicht die Wünsche,
Die vorhandnen wecken sie;
Und was jetzt verscheucht der Morgen,
Lag als Keim in dir verborgen.

Man beachte den merkwürdigen Ausdruck: die Träume w e c k e n die schlafenden Wünsche; eben weil des Menschen Innerstes im Alltagstreiben verschleiert, eingeschläfert liegt und nur die heilige Stille der Nacht es erweckt. Genau so heisst es in Grillparzers M e l u s i n a: 'Schlummre, damit die Seele wache'.

Überhaupt berührt dies Märchenspiel sich innig mit dem Traum ein Leben. Auch hier trennt nur ein zarter Schleier das Wirkliche, welches sich mit Unrecht allein das Wahre dünkt, von dem Unsichtbaren. Dies kündet sich an im Traum; frei von den eng im Raume sich stossenden Schranken kann hier das Innerste sich aussprechen. Völlig dem Offenbarungstraum Rustans entsprechend heisst es in jenem interessanten Operntext, der die alten Motive des Tannhäuser im Venusberg und des Frageverbotes Lohengrins verschmilzt:

Was die Brust im Wachen enget,
Aber treu verschliesst der Mund,
Hat der Schlaf das Band gesprenget,
Thut es sich in Träumen kund.

Und ein andermal heisst es von der Zaubermacht der Musik im Refrain der Melusina:

Was geschlummert, muss erwachen,
Und was wachte, schlummert ein.

Diesen Chiasmus, dies Spiel, welches schon in dem Titel Der Traum ein Leben gegenüber Calderons Das Leben ein Traum vorherrscht, beseelt nun wie die Melusina so auch den Rustan. Raimund weilt in der Zauberwelt, in die der

Ring ihn versetzt hat; da sieht er (wie Faust die Helena) im Spiegel Bertha auf einem Ruhebett, bei ihr den Bruder; und er spricht zu seinem Ring:

> Brichst du vom Möglichen die Siegel,
> So brich vom Wirklichen sie auch!
> Gestalten, lebt!

Und der Wunderring versetzt die wahrhaft lebendigen Gestalten wahrhaft lebendig in Melusinens Traumreich. Man sieht, der Chiasmus ist vollkommen durchgeführt: der Ring macht (wie die Rune der altgermanischen Poesie) den Traum zur Wirklichkeit; im Traumreich aber sind es die Gestalten des wachen Lebens, die zur 'Wirklichkeit' erst durch Zauberkraft kommen können. Wie Teiresias wirkliches Blut trinken muss, um reden zu können mit dem Mann der Oberwelt, so muss umgekehrt der Herabgezauberte den Meth der Poesie trinken, um reden zu können mit den Gestalten der Unterwelt. Aber das Spiel mit Leben und Traum geht noch weiter. Wie in 'des Lebens Schattenbild' hat auch in der Melusina der Traumheld einen irdischen Begleiter, einen Knecht, der unter starker Benutzung der spanischen Gracioso-Figur dem Leporello Don Juans nachgebildet ist. Dieser Troll sitzt leibhaft im Märchenreich, aber nicht wie Raimund vermag er es mit Phantasie und Begehr zu erfassen. Echt romantisch spielt da Grillparzer mit dem Spiel, indem er den Troll die Märchengestalten anzweifeln und bestreiten lässt, unter denen er lebt. 'Vor allem', sagt Troll zu Melusina, 'leugne ich dich selber. Ich protestire gegen deine Figur und Corpulenz. Mensch bist du nicht und Geister giebt's nicht — also! Du, dein Palast, deine Diener, ihr seid eigentlich gar nicht vorhanden' — grade wie Heine dem Barbarossa zuruft: Ihr seid ein Fabelwesen!

All dies beruht auf der Logik des Traums, all dies auf der consequenten Durchführung des Irrthums. Eben deshalb sehen wir all diese in der Melusina mit opernhafter Leichtigkeit angedeuteten Motive im Traum ein Leben breiter und ernster auftreten. Auch hier wird an dem Erträumten gezweifelt. Vor allem spielt so Traum und Zweifel um die Rettung des Königs. Zanga überredet Rustan:

Täuschung, Augentrug das Ganze!
Herr, ich sah es, Eure Lanze
Streckte jenes Thier in Sand.

Der Mann vom Felsen protestirt:

Luftiger Wahn!
Rühm' dich dess, was du gethan!

Und der leichtgläubige König hält das erlogene Trugbild des Traumbildes für Wahrheit und glaubt, was er — im Traum Rustans! — erlebt hat, nur geträumt zu haben:

Was ich damals dumpf geträumt,
Lieblich hat's den Platz geräumt
Dem Erfreulichen, dem Wahren,

doch nachher:

Es kommt näher, wächst im Raum,
Wie ein halbvergessener Traum.

So aber zweifelt vor allem Rustan selbst an dem, was er träumt:

Es ist nicht Wirklichs, sag' ich.
Truggestalten, Nachtgebilde;
Krankenwahnwitz, willst du lieber,
Und wir sehen, weil im Fieber.
(Es schlägt die Uhr)
Horch! es schlägt! — Drei Uhr vor Tage.
Kurze Zeit, so ist's vorüber!
Und ich dehne mich und schüttle —
Kommt der Tag, ist Alles klar,
Und ich bin dann kein Verbrecher,
Nein, bin wieder, der ich war.

All das erfüllt sich dann auch wörtlich — zum freudigen Erstaunen des Zuschauers, die so durch des Autors Ironie getäuscht werden, weil er sie hier wie Leon seine Feinde mit der Wahrheit belügt. 'Drei Uhr vor Tage', klingt es in Mirzas Munde wieder, grade wie auch in unsere Träume wirkliche Vorgänge der Aussenwelt eingearbeitet werden.

Weil eben die Figuren des Traums wirkliche Menschen scheinen sollen, deshalb, wir wiederholen es, müssen sie auch zu träumen scheinen, weil der Traum, die Arbeit des nicht vom Zweck gefesselten Geistes, ein unentbehrlicher Theil des menschlichen Wesens sein soll. Nur träumt der leibhafte Mensch gleichsam massiver als diese Phantasiegestalten.

Es bleibt ein Unterschied zwischen Mensch und Phantasma, und tiefsinnig ist das in der Melusina ausgeführt, wie es den hochsinnigen Idealisten Raimund in der Idealwelt Melusinens doch immer zu dem platten Realisten Troll zieht — weil dieser doch wenigstens ein Mensch ist wie er. Eben dies bindet den Rustan unlöslich an Zanga. Unter allen. die er schaut, ist dieser allein ein alter Bekannter von überzeugender Echtheit.

Und hier kommen wir nun zu dem grössten psychologischen Meisterstück des Dramas: zu der Genealogie der Figuren des Schattenspieles.

Zanga ist Zanga selbst, und doch nicht ganz; Rustan Rustan selbst und doch nicht ganz; sie haben mit dem Zauberring beschworen werden müssen, um in der Märchenwelt leben zu können. Der Traum ist gleichsam das Experiment im luftleeren Raum: es geschieht nur, was auch sonst geschähe, wenn nicht sonst zufällige Hindernisse aufhielten und trübten. So also entwickelt sich in Rustan mit fieberischer Hitze die Leidenschaft nach Glanz und Macht. Hier ist er (wie sonst zu Faust) zu Raimund das Gegenbild: dieser begehrt nach der Thätigkeit, gleichviel zu welchem Ziel, und Melusina, befreit vom Fluche der Zweckdienlichkeit, versteht ihn nicht. Anders Rustan:

> Mir lass eine leere Wüste,
> Wo Verlangen buhlt mit Armuth,
> Wo kein Gold als Sonnenschein:
> Doch die Herrschaft, sie sei mein.

Da er wachte, glaubte er nach Ruhm und grossen Thaten zu streben. Aber zum Handeln ist er nicht geschaffen: wie den halbwachen Träumer Zangas Erzählungen und Rathschläge mitziehen, so hat er im Traum nicht éine That. Nicht er rettet den König, nicht er gewinnt die Schlacht; Zanga leitet den Machthaber:

> Und sein Helfer, jener Schwarze,
> Den der Abgrund ausgespien,
> Stachelt tückisch seine Kühnheit
> Bis zu selbstvergessner Wuth.

Und wie zur Ermordung von Kalebs Sohn ihn Zanga gebracht hat, so bringt zur Vergiftung des Königs ihn die

Hexe. Er begehrt nur den Erfolg; Zanga dürfte zu ihm sprechen wie Siegfried zu Gunther:

Nu habe du die gebaerde; diu werc wil ich begân.

'Das Gebilde meiner Hände' nennt Zanga selbst den Rustan. So also offenbart er im Traume, dass er sich selbst betrog, als er zu grossen Thaten sich berufen glaubte. Nur der Abglanz ist es, der ihn ergötzte. Wie Eulenspiegel den Geruch des Bratens mit dem Schall des Geldstücks bezahlt, so wird ihm für den Schein des Handelns nur der Schein der Macht zu Theil. Wie kommt nun diese merkwürdige Gestalt des octroyirten Usurpators, diese epigrammatische Figur des Abenteurers, der um eine Krone bettelt, zustande?

Rustan träumt; er träumt von dem, was Zanga ihm verprochen: Kampf und Sieg. Oft hat er davon geträumt; diesmal aber mischt in den Traum das dumpfe Gefühl des Ernstes, der nahe bevorstehenden Verwirklichung sich ein. Lang hat er begehrt, von dannen zu ziehen; morgen soll sich's erfüllen:

Und was lang als Wunsch geschlummert,
Tritt nun wachend vor mich hin —

die Stichworte der sich nun abrollenden Bilderreihe. Ihm ist doch nicht ganz wohl; die Worte des Harfners klingen dumpf in seinen beginnenden Traum herein, dessen Losung er ausruft:

König! — Zanga! — Waffen! Waffen!

Und so tritt den Forderungen der erträumten Situationen nicht ein thatkräftiger Geist entgegen, sondern ein schwankender, sentimentaler. Er will das Ziel, aber nicht die Mittel; und so erfindet sein des Lieben und Guten immer noch gedenkender Sinn Entschuldigungen der Thaten, deren Frucht zu geniessen sein nach Glanz strebendes Begehren sich doch nicht zu versagen wagt. Sein Traum beginnt mit dem Wonnegefühl der Befreiung; enger und enger zieht es sich dann um ihn zusammen, bis dasselbe Wonnegefühl den vom Alpdruck des Traums Befreiten umfängt. Der Sohn und Enkel von Kriegern, aber von einfachen Landleuten erzogen in friedlicher Stille — das ist das 'Milieu'; eine so bestimmte Seele wird unter der Voraussetzung der Gelegen-

heit zu kriegerischen Thaten folgerecht zu dem Rustan von Samarkand entwickelt.

Zanga soll ihn begleiten. Er ist sein Helfer und sein Mentor. Aber da das Bild sich zu bedrohlichster Angst entwickelt, da erscheint er dem Zögling plötzlich als der Verführer und Versucher. Der bestimmbare Rustan sah ihn erst, wie Zanga sich selbst darstellt; dann gewinnt die Warnung Massuds die Oberhand und nun sieht er jenen mit Mirzas Augen:

> Glaubt, mein Vater, dieser Sclave,
> Zanga, er trägt alle Schuld.

Fast wird er ihm zum Teufel und in unheimlicher Undeutlichkeit — sind es Flügel, die er trägt? welche Leuchte in seiner Hand? — verschwindet der Führer Rustans und macht wieder dem wahren Zanga Platz — keinem Teufel, sondern einem frommen Sonnenanbeter, der nichts begehrt als Freiheit. Zanga ist das, was Rustan sein möchte: ein kühner kampflustiger Gesell, ein Verehrer nicht erborgten Glanzes, sondern der Quelle alles Glanzes; und nur Rustans Angst verzerrt ihn zum Bösewicht.

'König'! ist des einschlafenden Rustan erstes Wort. Aus welchen Elementen erschafft der Landmann seinen König? Das Hauptelement gab Zangas Erzählung:

> Jener Fürst von Samarkand —
> War, wie Ihr, des Dorfes Sohn,
> Jetzt von Macht und Glanz umgüldet;
> Ihr seid aus demselben Thon —

Ein König also von niederer Herkunft, ihm selbst im Wesen verwandt. Das giebt den Ausschlag. Einen grossen starken Usurpator, eine Natur wie Napoleon oder auch nur wie Ottokar, vermag Rustans Phantasie nicht zu schaffen. Es wird ein König seiner Prägung, nicht ohne Züge des alten Massud: gutmüthig, voll entzückter Liebe für seine Tochter, nach Gerechtigkeit strebend, kein Feldherr und kein grosser Geist.

Gülnare ist nach Mirzas Modell geschaffen; das bezeugt Kalebs Sohn:

> Sah dort Mirza, seine Tochter,
> Sie, die Einzige, die vergleichbar,
> Nahe mindstens kommt Gülnaren.

Die Königstochter ist eine traumhafte Idealisirung der Tochter des reichen Bauern; aber nur in der äusseren Erscheinung und in der treuen Liebe zum Vater. Die andern Züge that wieder Zangas Schilderung hinzu:

Ein verwöhntes einziges Kind,
Das, gar stolz und hochgesinnt,
Selbst den Gatten wählen möchte.

Selbst möchte sie den Gatten wählen — und warum denn also nicht ihn, Rustan? Aber neben der Stolzen kann sein im Grund doch bescheidenes Herz sich nicht behaupten. Neben der Königstochter fühlt er sich als Parvenu; und sie kann in ihm keinen Primislav sehn, der den 'Prinzregenten' spielen könnte. So wächst die anfangs Liebenswürdige mehr und mehr sich zu der strengen Fürstin mit mannweiblichen Zügen aus: die anfangs eine Atalante schien, wird zuletzt eine ihre Sippe rächende Chriemhilt, fast eine Medea. Daneben erinnert dann zuletzt eine einfache Dienerin an die Mirza; sie erinnert an Muhme Mirza, weil sie hilfsbereit und gut.

Der Mann am Felsen hat erst die Züge des einzigen Mannes, den Rustan hasst: Osmins. Dann aber entwickelt er sich immer mehr aus Rustans Phantasie heraus:

Was je gräulich und verhasst,
All in sich sein Anschaun fasst.

Was aber ist ihm vor allem gräulich und verhasst? Wir wissen es von seinem ersten Auftreten her: Verachtung, Geringschätzung. 'Bote einer höheren Macht' erscheint der Mann vom Felsen zuerst, eine Warnungsgestalt und als solche der letzte Überrest der Kette von Warnern, die Voltaire seinem Helden in jener Erzählung, die zu Grillparzers Drama den Anstoss gab, in den Weg gestellt hat. Er ist das Zukunftsbild Rustans, das ihm (ähnlich wie in Raimunds Verschwender der Bettler dem Flottwell) greifbar entgegentritt. Aber seine Warnung kommt zu spät:

Rustan, Rustan, wilder Jäger,
Kehr zurück auf deinen Pfaden!

das hört Rustan erst nach der entscheidenden Wendung; und erst da er selbst, wie der Sohn Kalebs, in der Wüste irrt, 'freigestellt das nackte Leben jedes Meuchelmörders

Dolch', erst da erkennt er die Gefahren kühnen, überkühnen Wagens. Der ihn abschrecken sollte, stösst durch hochmüthiges Gebahren ihn nur tiefer in die Bedrängniss, wie so oft verächtliche Warnung und Abmahnung Sporn zum Wagniss wird. Der Mann vom Felsen also ist die Traumgestalt, in der alles, was Rustan scheut und hasst, sich vereint: Armuth und Elend auf der einen Seite, Hochmuth und Übermuth auf der andern.

Der alte Kaleb gleicht dem Derwisch; gleich erinnert er den Zanga an diesen:

> Diesen Mann sah ich schon früher.
> Gleicht er nicht —?

Und später in der Vision, die beim Verlesen der Schutzschrift erscheint, steht 'ein Greis, in Gestalt und Kleidung ganz dem alten Kaleb ähnlich'. Haben doch die Erinnerung an den Greis und die undeutlich verschwimmenden Töne seines Gesangs den Rustan in den Schlaf begleitet. Den Namen hat er von einem Nachbarn entliehen, den Mirza, da sie Rustan erwartet, von der Jagd heimkehren sieht.

So sind die Hauptgestalten des Traumdramas aus Rustans Hirn erwachsen. All die wenigen, die er kennt, spielen mit: Zanga, Massud als König, Mirza als Gülnare, der Derwisch als Kaleb, Osmin als sein Sohn — alle freilich durch die Idealisirung der Phantasie bis zur Unkenntlichkeit verkleidet. Man möchte daran erinnern, wie ein grosser Meister der modernen Erzählungskunst, C. F. Meyer, in der 'Hochzeit des Mönchs' den grossen Dante die umgebenden Zuhörer nach dem Bedürfniss seiner Erzählung in Gestalten der improvisirten Novelle ummodeln lässt.

Wahr und fein ist es beobachtet, wie diese ganze Traumwelt hervorspriesst aus den Bedingungen, die in ihrem Schöpfer, dem träumenden Helden, liegen. Ich kenne nur éin würdiges Gegenstück gleich fein individualisirten Träumens. Es ist der Traum des frömmelnden Bauers Gevert Ross in Cremers zu wenig bekannten Holländischen Novellen. Auch hier träumt ein Bauer sich in den Königssaal, sein Ehrgeiz aber ist litterarischer Art. 'Er sass neben König Salomon auf einem Throne' — denn das ist der einzige König, den

er genau sich vorzustellen weiss. 'Salomon, Thron und Königssaal sahen gerade so aus, wie es in der Bilderbibel zu. sehen.' Und er liest ihm sein von ihm verfasstes Gedicht vor und der Hof jubelt und sein Name wird in die Marmorsäulen eingegraben — da stürzt der Thron ein und eine wirkliche Feuersbrunst erweckt den Träumer.

Man sieht: hier wie dort baut der ganze Traum sich auf aus persönlichen Erinnerungen und individuellen Wünschen. Wie weit das bei Grillparzer geht, zeige noch ein kleiner Zug. An Osmin hat ihn die thatenleere Prahlerei empört; er selbst hörte kaum von Samarkand, da dachte er sich schon hin — der vornehme Zierbengel denkt gar nicht ans Handeln. Wie nun Rustan sich dem Gipfel seines Glückes nahe sieht, da fühlt er sich gestärkt durch jenen Contrast und in Gülnarens Mund wird nochmals jener Osmin zu ihm in ungünstige Vergleichung gestellt:

O, ich sah sie brüstend gehn,
Mit gedunsenen Worten prahlend,
Mit Versprechen Thaten zahlend;
Doch kam der Erfüllung Zeit,
Wie war Held und That so weit!
Dieser kommt uns, als von oben,
In der Stunde der Gefahr,
That, was seiner würdig war,
Und verstummt, wenn wir ihn loben.

So ist, wie wir sagten, die These, dass alles Leben nur Traum sei, in dem individuellen Irren und Träumen aller Gestalten, vor allem aber Rustans selbst zu lebensvoller Wahrheit durchgeführt.

Wie die eigenartigen Züge gerade dieser Traumwelt aber mit historischer Treue erfasst sind, so ist auch das allgemeine Colorit des Traumes gewahrt. Wie wir nichts öfter träumen, als einen schweren schrecklichen Fall in den Abgrund, so ist grade dies die Form von des Mannes vom Berge wirklichem Ende, die an Rustan sich zu wiederholen droht. Und diese Wiederholung, die Anklänge und Ähnlichkeiten der Traumerscheinungen nehmen fast zu breiten Raum ein. So vor allem bei jener That, die des Stückes Angelpunkt bildet:

Gleich gilt nicht von gleichem Scheine,

sagt Rustan, und der König:

> Bist derselbe und bist's nicht.

Wie Kaleb und der Derwisch, wie Osmin und der Unbekannte, so sehen die beiden Becher zu verhängnissvoller Verwechslung sich ähnlich:

> Was nur trübte meine Augen?
> Das ist nicht derselbe Becher.

Und so, ein Echo noch wirksamerer Art, kehrt am Schluss des Phantasiedramas die Landschaft wieder, in der es begann — wie in der Melusina auch.

Ein Moment ist es immer, das mit märchenhafter Wiederkehr die Tragik der Situation schafft: 'Herr, zu spät!' ruft Zanga, als Rustan den Nebenbuhler retten will:

> Was dein armer Sohn gewesen,
> Zeigt sie deutlich — nur zu spät,

spricht der König zu Kaleb;

> Kommst du immer, wenn's zu spät,
> Immer, wenn's bereits geschehen?

klagt Rustan die Vision an; und endlich, da er nochmals klagt:

> Dass ich jemals dir getraut!

erwidert Zanga:

> Fühlst du's jetzt erst, da's zu spät?

Viermal tönt uns so dies dumpfe 'zu spät' entgegen, um am Schluss sich wohlthätig in Rustans Erkenntniss, noch sei es nicht zu spät, aufzulösen.

Traumhaft wie diese Wiederkehr der Figuren, Situationen, Schlagworte in dem Schattenspiel selbst ist auch die reiche Abspiegelung fremder Figuren, Situationen, Schlagworte in demselben. Kein Stück Grillparzers ist wie dies reich an Reminiscenzen. Nun soll natürlich nicht behauptet werden, absichtlich habe er es damit voll gestopft, um in Traumes Weise uns an längst Bekanntes zu erinnern. Aber er liess es stehen. Glassbrenner hat einmal von dem 'inneren Gensdarm' gesprochen, der jeden Preussen vor Übertretungen schütze; einen inneren Gensdarmen hat gleichsam jeder moderne Dichter in seinem litterarischen Gedächtniss. Wir Neueren legen auf die Originalität grossen Werth.

viele — Hebbel z. B. — übergrossen; jeder Anklang an ältere Meister wird deshalb ängstlich getilgt, obwohl ein so belesener Autor wie Grillparzer ihnen kaum entgehen konnte. Hier liess er sie gehäuft stehen; die einfachsten und ältesten Motive, in aller Dichtung schon verwendet, sind für des einfachen ungelehrten Rustan Traumwelt ihm grade recht.

So hat vor allem Shakespeares wildestes Abenteuerstück eingewirkt. Wohl entstammte schon der Quelle, der Voltairischen Erzählung, der böse schwarze Rathgeber; aber Aaron, der Mohr in Titus Andronicus, hat diesem erst die volle Schwärze gegeben und die stets bereite Thatkraft. In beiden übertrifft ihn noch ein anderes Abbild jenes Aaron: der Neger Berdoa in Grabbes Gothland. Aber auch der stumme Ankläger mit der verstümmelten Hand und der dumpfen Stimme entstammt dem englischen Gräueldrama; in Zolas Thérèse Raquin hat die entsetzliche Situation eine Wiedererstehung gefeiert. Dass dann im entscheidenden Augenblick der Stumme die Stimme erhält ist uraltestes Sagengut bei Herodot wie in der Legende des heiligen Antonius und sonst. — Die blutige Herrschaft des Emporkömmlings und die Verschwörung gegen ihn erinnern leise an den Macbeth; und wie im Macbeth stiftet die Hexe zur blutigen That an. Wie sie mit dem schäumenden Trank in der Hand erscheint, erinnert sie freilich noch mehr und auch in ihrer Redeweise erstaunlich genau an die Giftmischerin in Cardenio und Celinde von Immermann, das kurz vorher — 1826 — erschienen war. Cardenio spricht:

> Ein guter Trank! Ein Trank gewürzt und stark!
> Er giesst mir neue Kraft in Herz und Adern,

ganz ebenso der König:

> Nie ja trank ich so gewürzten,
> Feurig starken, schäum'gen, dunkeln,
> Jugendähnlich gleitet er
> Durch die abgespannten Fibern,

und beide trinken dann von neuem.

Neben Titus Andronicus und Macbeth, Shakespeares beiden Usurpatorenstücken, hat überhaupt auch das deutsche Drama eingewirkt. Wie Zanga sich entscheidet, den wanken-

den Königsthron zu stützen, um Rustan gross zu machen, das erinnert an Mephistos Plan im zweiten Faust, wo auf gleiche Weise des Bösen Schützling zu Ruhm und Macht gelangt. Freilich ist auch dies ein ältestes Motiv heroischer Dichtung: so hat schon Gahmuret sich Belakanens Herz erobert. Wie der erwachende Held im Jenseits zu erwachen glaubt, das erinnert an das Erwachen des Orest nach der Betäubung: vor Kurzem ist in Heyses Schlimmen Brüdern dies Motiv mit böser Breite ausgeführt worden. Endlich die Tödtung der Schlange ist in allen Märchen beliebt; ich erinnere hier nur an die in jenen Tagen vielgelesene 'Jucunde' von Kosegarten, wo der Liebhaber sich mit der gleichen Heldenthat einführt.

Dazu kleinere Anklänge. Wie Wallenstein beruft Rustan sich auf die Erfolge früherer Usurpatoren; wie in der berühmten Stelle des Fiesko ruft Rustan auf des Fremden Worte: ''s ist nur mein Kleid':

> Nun, der Herr ist auch nicht weit!

und stösst ihn ins Wasser wie Doria den Fiesko. Fast mit den Worten der Jungfrau klagt er:

> O hätt' ich — o hätt' ich nimmer
> Dich verlassen — heimisch Dach!

und der angeklagte Name, mit dem auf den Lippen der König stirbt, wird zum Namen des angerufenen Freundes wie bei Lessing:

> 'Rustan' sprach er, und verschied,

wie Marinelli das letzte Wort des sterbenden Grafen war. Das Verhältniss zu der von Grillparzer selbst angegebenen Quelle, der Erzählung Voltaires, übergehen wir, da es von Scherer schon klar gestellt ist; nur sei noch hervorgehoben, dass die Sonnenanbetung Zangas und des Derwischs vielleicht durch Voltaires Erwähnung der Guebern angeregt ist. Mit anderen Gestaltungen des gleichen Grundmotivs, insbesondere mit Klingers Giafar, vergleicht unser Drama ein feinsinniger Aufsatz R. v. Payers in der Österreichisch-Ungarischen Revue (October bis December 1890).

Zu so zahlreichen Anklängen an Dichterworte gesellt sich noch die merkwürdige Ausbeutung eines Sprichwortes. Zu derselben Zeit, in der Musset mit so unvergleichlicher Grazie

'proverbes' dramatisch zu beleben wusste, liebte es Grabbe, jenem nur in seiner unheilvollen Leidenschaft vergleichbar, Sprichwörter zu dramatisiren; ziemlich eulenspiegelisch freilich: die Naturforscher 'zerbrechen sich den Kopf', indem sie mit Steinen daran schlagen u. s. w. Aber Ähnliches begegnet in jener Zeit selbst bei dem greisen Goethe: so hat Vischer (Goethes Faust S. 112) gezeigt, wie der pater seraphicus die Metapher 'mit den Augen eines andern sehn' in Action setzen muss. Dieser Mode, die wohl aus Gesellschaftsspielen entstand, hat hier auch Grillparzer seinen Tribut bezahlt. Die Anekdote aus dem Alterthum, der das Sprichwort 'Zwischen Lipp' und Bechersrand' verdankt werden soll, wird genau nachgebildet, indem der König zweimal grade da er den Becher an die Lippen setzen will abberufen wird; und so wandelt sich ihm, wie die Alten sagten, mel in fel, der Freudenwein in Galle und Gift!

Nimmt man zu all dem noch die von Grillparzer selbst verrathene Quelle, die Erzählung Voltaires und die schon durch Sprache und Versmass gegebenen Anklänge an spanische Muster, so scheint für den Dichter selbst nicht viel übrig zu bleiben. Aber nicht bloss in jener feinen Psychologie und der zauberhaften Technik verräth sich seine Meisterschaft; auch seine Eigenart findet bei all diesen Mustern Raum genug sich zu bethätigen. Vor allem kehrt sein Lieblingsmotiv wieder: der schwache Mann zwischen zwei Frauen, wie im Goldenen Vliess, in Sappho, in Ottokar, in Melusina. Charakteristisch hat er die beiden Diener, die bei Voltaire das gute und böse Princip vertreten, durch zwei geliebte Frauen ersetzt. Auch seiner lehrhaften Art entspricht das mehr: eher dem Hercules am Scheidewege zwischen zwei Frauengestalten als Bürgers Wildem Jäger zwischen zwei begleitenden Reitern. Nur freilich — allegorisch darf man Mirza und Gülnare nicht deuten; mit Heftigkeit und mit Recht hat der Autor es verboten, sein Gedicht allegorisch zu nennen. Man vergleiche nur seine Zauberwelt mit der in Immermanns Merlin, um den Unterschied allegorischer und symbolischer Darstellung zu fühlen. — Diesem Lieblingsmotiv Grillparzers schliessen sich kleinere Lieblingssituationen an. Im Triumph wird Rustan dem Hof-

und Volk vorgeführt, in orientalischer Weise freilich wie Joseph in Ägypten und Mardochai, aber doch auch in derselben Weise, wie Sappho den Phaon ihrem Gesinde vorstellt. Die Verschwörung wird ähnlich wie im Ottokar, wie im Treuen Diener seines Herrn auf die Bühne gebracht: und schliesslich verdirbt eine trockene philiströse Moral den Schlusseffect wie in dem letztgenannten Stück und wie vor allem in der Jüdin von Toledo. Es ist echtester Grillparzer, was wir vor uns haben; mag es auch ein Abbild der äusseren Welt sein — aus seiner inneren Welt kam Färbung und Gestaltung. Auch die eigenthümliche Behandlung der Verse zu tonmalenden Wirkungen, die Hilfe der Musik, die Freude an dem voll ausgeführten orientalischen Kostüm — auch dies ist für Grillparzer bezeichnend und erscheint doppelt charakteristisch, wenn man sieht, wie bei einem vielfach ähnlichen Märchendrama Hebbels, dem Rubin (wo die Figur des Emporkömmlings, der Name Rustan und manches andere wiederkehrt), all dies fehlt, so sehr es in der Sache selbst zu liegen scheint. Und ein kleiner Zug ist es noch, der das Werk ihm zu eigen stempelt: jene Ironie, mit der Rustan den König vor dem Trank warnt, den er ihm doch gönnt, und mit der er diesen gerade dazu bringt, ihm das Gift zuzubringen, sie ist Geist vom Geiste des Autors der Komödie 'Weh dem der lügt'!

Wir haben die Traumwelt des Dramas nun nach allen Richtungen durchschritten. Wir sahen, wie allen Figuren das subjective Verkennen der Wahrheit gemein ist, bei jedem aber doch anders und eigenartig gefärbt. Wir sahen, wie der Dichter Traum und Wahrheit tauschen lässt und wie die Gestaltung der Figuren und Ereignisse des Schattenspieles nur éin Fall dieses Tausches ist: die Umschaffung der Wirklichkeit im brausenden Gehirn des aufgeregten Träumers; und so erkannten wir für die Personen der Märchenhandlung eine doppelte subjective Bedingtheit: sowohl die Modelle — die der Autor selbst zur Vergleichung stellt, und die, wunderbarer Fall, er selbst erst geschaffen — als auch der schaffende Künstler dieser Traumwelt, Rustan selbst, spiegeln sich ab in der bunten Fülle der Geschehnisse. Und bei so schwierigen Bedingungen weiss der

Meister doch so streng die Aufgabe, die er sich gestellt, durchzuführen, dass über all dieser Menge individueller Beziehungen der allgemeine Charakter eines nur erträumten Vorganges nicht verloren geht. Und über all diesen in seltsamem Netz verwobenen Abhängigkeiten steht frei und selbständig, durch alle Berechnungen, Anklänge, Ähnlichkeiten hindurch leuchtend der Geist des Dichters. Fast wird durch solche Sicherheit noch die übertroffen, mit der Shakespeare im Sommernachtstraum drei Welten durcheinander gehen lässt, die er doch klar auseinander hält. Wenn aber dort im Schluss die Realität des Ganzen fast in Frage gestellt wird, wenn überbietend Brentano mit gewaltsamem Auswischen sein Zaubermärchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia sich selbst für ein Märchen erklären lässt, so wird hier mit unentwegter Festigkeit die Fiction aufrecht erhalten, indem Traum und Leben sich gegenseitig stützen, ergänzen und beleuchten. Noch ganz zuletzt hängt ein neuer Ring beide Ketten ineinander: fast wörtlich wie der König dem entlarvten Rustan alle Gnade bietet, nur nicht mehr die Hand der Tochter, fast wörtlich ebenso sagt am Schlusse Massud:

> Dies mein Haus und jede Gabe
> Theil' ich mit dem Reuigen gern;
> Doch was mehr als Haus und Habe,
> Meines Lebens tiefsten Kern,
> Damit lass für jetzt mich sparen.

Hier wie dort wird dicht vor der Gewährung der Bewerber als nicht würdig zurückgewiesen; in der schöneren Wirklichkeit freilich klingt die Weigerung zuletzt wie in der Iphigenie in milde Gewährung aus. Das Leben ist nur ein Traum; aber ein Leben ist auch der Traum.

So hat Grillparzer ein Werk geschaffen, das unvergleichlich in seiner Art, ein Triumph sicherer Meisterschaft und eine Schatzkammer tiefer Gedanken, dauern wird. Grillparzer that sich viel darauf zu gute, dass kein spähender Litterarhistoriker seine Quelle, die Erzählung Voltaires, entdeckt habe. Wie wenig aber verdankt er dieser Quelle! Ist doch sogar das eigentliche Thema geändert. Bei Voltaire soll die Subjectivität unseres Zeitbegriffes gezeigt

werden; auch dies ist ein altes Sagenmotiv, das in der Legende von dem Jahrhunderte verschlafenden Mönch. von Rip van Winkle und sonst wiederkehrt und ganz neuerdings in Kurd Lasswitz' philosophischem Märchen Seifenblasen nicht ohne Geschick behandelt worden ist. Fast sieht es wie eine Parodie der französischen 'Einheit der Zeit' aus, wenn Grillparzer diese in den Zeitraum éiner Nacht zusammengedrängte Ereignissreihe auf die Bühne bringt. Sein Ziel aber, wir sahen es, war ein anderes, höheres. Wie alles nur subjectives Abbild sei, alles Traum und wahr nur der echte Kern, die Gedanken, die Subjectivität selbst; wie die ganze Welt sich nur aus Spiegelbildern zusammensetzt, die in verschiedenartiger Bedingtheit sich ergänzen, das ist das Leitmotiv. Wohl fügt allzu optimistisch und allzu fromm der Derwisch hinzu, wie die Gedanken sei auch die Liebe, die man fühlet, und das Gute, das man thut, wahr — man fragt verwundert, warum diese mehr als der Hass und das Böse, und erinnert sich der wunderlichen Declamation eines andern österreichischen Idyllendichters. Stifters, über die 'Blumenkette' von Ursache und Folge, die so duftig sich durch Zeit und Raum schlinge. Aber hierin eben haben wir das Wahnbild, das des Autors eigene Subjectivität bedingte, hier ein gewisses gutherziges Phäakenthum, das der strengen Wahrheit die Spitze abbricht. In einem Drama, welches lehrt, nur in der dichterischen Persönlichkeit, nur in dem schaffenden Geiste liege die Wahrheit, wer wollte da im Namen einer objectiven Wahrheit dem schaffenden Dichter ins Wort fallen? So wird sein philosophisches Drama zum Schlüssel auch seines poetischen Bekenntnisses und wie wir von der Vergleichung mit dem Faust ausgingen, können wir dahin zurückkehren, indem wir den Inhalt des Märchenschauspiels zusammenfassen in den Schluss der Einleitung zum zweiten Theil des Faust:

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

Berlin. Richard M. Meyer.

Einzelheiten über Valentin Schumanns Leben, Schaffen und litterarische Stoffe.

Valentin Schumann dünkt mir einer der geschicktesten und wirksamsten Volksschriftsteller des mittleren 16. Jahrhunderts. Freilich scheint seine litterarische Thätigkeit nicht die verdienten Erfolge erreicht zu haben. Wenigstens wird bei keinem nachfolgenden Genossen von der Feder, auch in keinem der zahlreichen jüngeren Volksbücher der Name seines Werkes genannt, während sämmtlicher gleichzeitigen Schwankdichter, Wickrams, J. Freys, Montanus', Lindeners, Kirchhofs, W. Bütners, H. F. von Schönbergs (Verfasser des Schildbürgerbuchs) Erzeugnisse nach dem Hervortreten noch lange, in älterer Zeit wohl zuletzt bei Hartm. Reinhold (Sacer), 'Hans Wurst' (1673), zu Beispiel und Citat dienen. Die Frage, warum Schumann so bald verschollen war, dürfte zum guten Theile in seinem dunklen und mit dem einzigen Document seines Daseins, dem 'Nachtbüchlein', sogleich wieder abgerissenen Lebenslauf Beantwortung finden. Als ich, ein Sohn derselben Stadt, unlängst für die Allgemeine Deutsche Biographie (Bd. 35) eine nachträglich einzufügende Skizze über Schumann schrieb, merkte ich deutlich, dass der Mangel anderweitiger positiver Angaben über seine verschlungenen und rasch sich verlierenden Pfade die Hauptschuld an der bisherigen Flüchtigkeit der Würdigung trägt. Wie aus der am Schlusse jenes Artikels gebotenen Litteraturübersicht hervorgeht, ward ihm bloss von Goedeke und Bobertag nähere Aufmerksamkeit geschenkt. Doch hat letzterer bei weitem nicht alle die dürftigen autobiographischen Brocken Schumanns zu einem zusammenhängenden Lebensbilde verschmolzen, des ersteren Absehen aber zielte gar nicht auf ein solches. Mein genannter Versuch bringt die mit relativer Sicherheit ermittelten Thatsachen und mag hier für eine Reihe alter und neuer Daten belegt werden.

Das Meiste über V. Schumanns äussere und innere Erlebnisse sowie über sein litterarisches Schaffen erfahren wir

aus seinen drei Dedicationen. Die erste, an seinen Gönner und muthmasslichen Verleger G. Heyn den Jüngeren in Nürnberg gerichtet, eröffnet Band 1 des 'Nachtbüchlein' (abgedruckt bei Bobertag Vierhundert Schwänke des 16. Jahrhunderts S. 262—68), die zweite, an dessen Gattin Margaretha, steht vor dem das zweite und das dritte Drittel dieses Bandes ausmachenden Magelone-Roman, die dritte, an einen Landsmann und aufrichtigen Freund, Erhart Hüller aus Plauen in Augsburg, vor dem 2. Bande. Zunächst vermerken sie freilich nur Schumanns Schicksale aus den letzten Monaten von 1558 und den ersten von 1559; daneben aber fallen verschiedene wichtige Andeutungen über früher Liegendes. In der ersten Widmung, der eigentlichen Vorrede des Werkes, findet sich auch eine Notiz über seine Herkunft: 'jetzt [1558/59] inn die sibentzehen Jar, seydt meins lieben Vatters Säligen Todt'. Der Leipziger Buchdrucker Valentin Schumann, der 1542 starb, war sein Vater: G. Wustmann hat nun dessen wenig freudevolles Dasein urkundlich nacherzählt (Allg. Deutsche Biogr. 33, 57—59). Schumanns des Sohnes Leipziger Herkunft bricht an vielen Stellen der Erzählung durch, wie in der ausführlichen Novelle II 10, auch in dem Umstande, dass die vielvererbte I 9 nach Leipzig verlegt ist; man vergleiche auch II S. 112^b: 'als im Landt zu Sachssen der brauch ist' und die doppelte Bezugnahme auf eine derbe Anekdote über den sächsischen Volkscharakter (s. unten Anm. 24). Über die Zeit seiner Geburt ist man ganz aufs Vermuthen angewiesen. Die einzige Handhabe bietet der bislang übersehene Erguss über seinen Landsknechtsdienst in Ungarn wider die Türken II S. 172^b: einmal habe er Pest vergeblich mit gestürmt, das zweite Mal sei er nur mit bis Pressburg gekommen, als Gran verloren ging; dies bezieht sich auf den von einer deutschen Reichsarmee unter Führung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg 1542 unternommenen ungarischen Feldzug und den Fall und die folgende gräuliche Behandlung der noch kaiserlichen Festung Gran am 10. August 1543.[1]) Danach wäre Schumann etwa 1520 geboren, während

[1]) Alle Hinweise auf Specialwerke übergehend, nenne ich hier G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte (1. Ausgabe) 11, 342 (und 10, 665 f.).

man sonst dies Datum einige Jahre hinaufrücken würde. Er erlernte, als ihm sein Wunsch zu studiren missglückte (s. unten S. 458), die Schriftgiesserei. Bereits 1540 aber lebte er zu Leipzig als völlig erwachsener und anscheinend selbständiger Mensch, wie aus dem Tone der schon berührten Novelle II 10 erhellt. Wohl bald nach des Vaters Tode (1542), gewiss aber nach der Übergabe des väterlichen Eigenthums aus dem Familienbesitz (1545), wird er Leipzig endgiltig verlassen haben und nun als Schriftgiessergehilfe Süd- und Südwestdeutschland sowie einen Theil der Schweiz durchwandert haben. 1549 befindet er sich noch auf dieser Fahrt (vgl. I 7). Franken (II S. 129[a]), Bayern, Schwaben kennt er aus eigener Anschauung. Auch zu Basel scheint er gearbeitet zu haben, von wo aus ihn sein unstetes Wesen und die Stellensuche zeitweilig wohl auch über die französische Grenze führte. Das Letztere ist aus der Darstellung in II 24 zu schliessen, welche Novelle in den Grundzügen Selbsterlebtes zu berichten scheint (namentlich nach S. 121[a] glaublich). Schumann die leitende Rolle in dieser ultranaturalistischen Posse zuzutheilen, ist nach seinen Versen II S. 98[b] erlaubt, die wie ein Motto zu dieser lauten:

> Bulen war mir sehr offt beschert,
> Gelt aussgeben hat mirs erwöhrt.
> . . . .
> Einem offt kommet glück zůhand,
> Dieweyl er weylt in frembden Land.

Auch der Eingang II S. 76[a] zu einer Geschichte, die in Hüningen bei Basel spielt, macht einen Aufenthalt daselbst höchst wahrscheinlich.

Um 1550 heiratete Schumann und liess sich nun wohl durch seine Frau, die ihm eine ziemlich stattliche Mitgift zugebracht zu haben scheint, zu grösserer Sesshaftigkeit bestimmen; seine Kinder, an denen er mit innigster Liebe hing, standen Ende 1558 noch in zartem Alter. Vielleicht Mitte der fünfziger Jahre nahm er einen Posten in der Officin Gabriel Heyns des Jüngern zu Nürnberg an, mit dem und dessen Gattin ihn bald freundschaftlicher und geselliger Verkehr verband; die erste und die zweite Widmung bringen hierfür reiche Belege. Während Heyn ihm materiell

unter die Arme griff, interessirte sich dessen feingebildete und belesene Gattin für die schöngeistigen Bestrebungen Schumanns. Auch Hans Sachs wird er damals kennen gelernt haben: die unten gegebenen Nachweisungen machen gegenseitige litterarische Anleihen[2]) sehr wahrscheinlich. Im Herbst 1558 kam Schumanns schon längere Zeit währender Unfrieden mit seiner Frau zum offenen Ausbruch. Die durchschlagenden Motive liegen nicht frei zu Tage. Dass Schumann die eheliche Treue durch bestimmte Handlungen verletzt und sich in der Trunkenheit öffentlich dieses Verhaltens gerühmt habe, welche Kunde die Gattin zu energischem Auftreten veranlasst haben soll[3]), wäre ein seltsames Vorereigniss zu seinem wiederholten Eifern gegen den Bruch des sechsten Gebotes (besonders II S. 54 ff.), dem — ganz in Fischart'schem Stil gehaltenen — begeisterten Lobliede einer guten Ehe II S. 168 f. (auch S. 5ᵇ—6ᵃ) und gar den Anspielungen I S. 38ᵇ—39ᵃ (in der Nutzanwendung), II S. 109ᵃ—110ᵃ und ebd. S. 35 ('Du mein liebes Weib'). die eher ein gegenseitiges Fehlen voraussetzen. Will man aber II S. 181ᵇ, wo von einer Ehefrau in einer Reichsstadt erzählt wird, die 1558, während ihres Gatten Abwesenheit im Krieg, mit einem reichen jugendlichen Roué aus Koketterie und Lust am Wohlleben ein Verhältniss angefangen hatte, die Schulden ihres Mannes aber trotz ihrer Fähigkeit dazu nicht bezahlte, auf das Schumannsche Ehedrama beziehen[4]), so wäre die Sachlage dann allerdings geradezu umgedreht. Auch nach Schumanns Klagen auf Bl. 2 der ersten Widmung und nach den allgemeinen Auslassungen I S. 39ᵃ scheint er Nürnberg am 22. November 1558 nur haben verlassen müssen, um dem Drängen der Gläubiger zu entfliehen. in der Erwartung, seine Gattin würde deren Ansprüche decken oder ein gutes Wort für ihn einlegen. Erst ein

---

[2]) vgl. schon Bobertag, Geschichte des Romans 1, 141.

[3]) Bobertag (Archiv für Litteraturgeschichte 6, 132) liest dies alles aus I S. 25 heraus. Schumanns Worte I S. 19ᵇ unterstützen diese Ansicht kaum, ebensowenig I S. 8ᵇ.

[4]) Allerdings findet sich eine zum Theil ähnliche Geschichte in den 'Gesta Romanorum', den deutschen 'Sieben weisen Meistern' und als Fastnachtspiel des H. Sachs 'Die burgerin mit dem dumherrn': Drescher, Studien zu Hans Sachs N. F. S. 16; Stiefel, Germania 36, 35 u. 37, 213.

ihm von ihr am 23. December zugekommener Brief vom 19. überzeugte ihn, was er bis dahin 'doch hette keinem Menschen auff gantzer Erden glaubt', dass sie sein 'ärgster feind ist gewesen'. Er wandte sich nach Augsburg, wo er (II S. 71ᵃ) schon vorher gewohnt hatte, und fand dort wohl durch seinen genannten Landsmann Hüller, einen — vermuthlich höheren — Angestellten der Buchhandlung Jerg Wüller, Beschäftigung; ihm widmete er deshalb jetzt den eben fertig gestellten 2. Theil des 'Nachtbüchlein', am 25. März 1559. Er sagt am Schlusse dieser Zueignung: 'ich wils Gott auff den dritten tage Aprylis von hinnen, vnnd an einem andern ort, mich auch ein zeyt halten, vñ bleyben, biss mein sach besser, oder gar böser werde'. Ob er Augsburg noch verlassen hat, ist fraglich. Jedenfalls ist er sehr bald gestorben, wohl im Unglück verkommen, da er die II S. 188ᵇ und S. 194ᵇ [5]) am Schlusse des zweiten Theils angekündigte Fortsetzung, die ihm bei seinem schnellen Arbeiten nur wenig Zeit und Mühe hätte kosten können, nicht geliefert hat.

Über seine litterarische Thätigkeit, auch die Veranlassung dazu, seine Auffassung vom Schriftstellerberufe, seine Vorbilder u. a. spricht sich Schumann mehrfach recht deutlich aus. Dass ihm zunächst äussere Noth die Feder in die Hand drückte, beweist die häufige Unterscheidung zwischen sich und den zünftigen Litteraten. Er hat zwar ziemlich viel, jedoch ausser der Bibel (die er allerdings sehr genau kennt und oft anführt) anscheinend bloss Unterhaltungslitteratur gelesen, oder wie er selbst (1. Dedication, S. 6ᵃ) es ausdrückt, er habe

[5]) S. 188ᵇ: 'Wir wolten hierein vil seltzamer sachen, auch händel einfüren, aber ich muss mit diser Hystory beschliessen, das Büchlein wurde jetzt zu lang werden, dann es möcht sich zů tragen, ich möcht noch so ich bey dem leben blybe zů seiner zeyt, den dritten theyl auch lassen aussgehn, oder beschreyben, aber so bald wirdt es nicht geschehen, dann die gedancken seind mit Trůbsal beladen, vnnd mit Angst verfasset, auch mit Leyden eingebunden, vnd mit Ellend aussgelassen, das wirdt mancher an meinem Schreyben wol mercken, welcher einen verstande hat, vnnd vor mit solchen sachen ist beladen gewesen, wie ich dann bin.' — S. 194ᵇ: 'so will ichs lassen bleyben, auff ein andere zeyt, so möcht die Geschicht oder Hystoria lenger beschriben werden'.

manche schöne vnnd liebliche Historien gelesen, als Liuium. Ouidium, Cento Nouellam, Ritter Pontus, Ritter Galmi, Fortunatum. Tristrant, Peter von Prouincia vnnd Magelona, zwey liebhabenden auss Frankreich vnd Engelland, der Ritter im Thurn, den grossen Alexander, Octauianus, vund [!] die 7. Weysen Maister, auch etliche Büchlein[6]), als Rollwagen, Schimpff vnnd Ernst, Schertz mit der Warhait, Rast Büchlein, Wegkürtzer, welches alles Gelerte vnnd Wolerfahrne Geschichtschreyber vnnd Studiosi haben beschriben, deren mein Historien vund [!] Fablen gantz vngleich sein, doch dieweil ich habe von Jugent auff lust vnd liebe zu der Poeterey gehabt, vnnd doch von dem Studieren bin kommen, welchs mich offt hat vbel gerawen, auch sich jmmerdar hat zugetragen, das ich keine zeit hab künden haben, etwas zubeschreyben. so hat sichs eben jetzt also zugetragen, das ich hab weder wenig noch vil zuschaffen gehabt, vnnd das vnglück bedacht, mich gleich vber gesetzt, vnd dise Fablen vnd Hystorien, so ich etliche vor lengest, auch ein theyl erst newlich gehöret vnnd erfaren, dieselben auff das ordenlichst beschriben, vnnd verstendigest zusamen gesetzt, nur vnnd allen denen, so wöllen kurtzweil lesen vnd auch hören, dann mir zweyffelt nit, ich werd jr vil finden, die da solliche meine Hystorien werden ein theil schenden, da ligt mir nicht vil an, dann man Tadelt wol hohe, vnd grosse geschicht schreiber. will geschweigen ein schlechten ainfeltigen, als ich bin, dargegen so hoff ich auch, es werden jr vil sein, die meine Historien werden annemmen, vnd daraus etwas gůts lernen, vnd böses als Wůcher, Geitz, Ehbruch, Todschlag, vnnd alle böse stuck vermeyden.

Ausserdem spricht sich Schumann noch I S. 59ª über seine Arbeitsweise[7]) und Tendenz aus, gelegentlich einer 'Hystori auss dem Plutarcho':

Mein lieber Leser, ich bin nit willens gewesen, dz ich hab wöllen ein einige Historij oder geschicht auss andern Büchern nemen, dann man wirt sagen, es kan ein jegklicher, welcher schreiben vnd lesen kan ein Capitel oder sunst ein blat oder zwey auss eim Bůch kratzen, vnd dasselb für new, oder nach seinem gedicht hingeben. Dieweyl ich dann dises Büchlein vonn dem süssem vnd schönen Gelück, auch dem herdten vnnd bittern vnglück, hab angefangen zu beschreiben, ist mir die schöne Historia auch ein gefallen, gleich wie auch die vorgehende achtzehende Historia, von dem Kunstreichen Berillo von Athen, das dann auch diser König Theseus hat geregieret, derhalben leg mirs nit inargem

[6]) Dieser Begriff wird hier in etwas weiterem Sinne genommen. als ihn Goedeke ² § 141 für die Mitte des 16. Jahrhunderts feststellt. mehr in mittelhochdeutschem Gebrauche.

[7]) s. die Anm. 19 a. E. citirte Stelle bei Jeep.

auss, das ichs hab auss eim andern Scribenten genomen, dann ich hoff, sie werden dir one schaden sein, vnnd so dir vnglück zugeht, du werdest an den gůten Theseum gedencken.

Den Anlass seiner Schriftstellerei bezeichnet er I S. 64ᵃ: 'diss mein Nachtbüchlein (zu mehren), dieweil es ist inn keinem andern fürsatz beschriben, dann nur von Glück vnnd vnglück wegen', und meint weiterhin S. 65ᵇ über seine Befähigung:

ich bin noch nicht gar wol gegründet, vnd gefasset, Teütsche Historien zuschreiben, das macht mein wunderbarliche sorg vnd angst, dann ich hab sorg, ich kan jhr mein lebelang nit abkommen, ... [S. 68ᵃ] jr wolt dise Historia von mir als ewren wolbekandten in aller Ehr entbieten auffnemen, vñ nicht verachten, ob ich schon darinn an etlichen orten möcht gefelt haben, wie dann nit wol felen wirdt, wöllet solches meinem vnuerstand zurechnen, vnnd das ich die hohe kunst d'Poeterey noch nit vil hab getryben.

Eine schöne Anschauung von dem sittlichen Berufe des Erzählers bekundet II S. 55ᵃ: 'es ist vns kein Historia nye beschriben worden, das wir sollen böses darauss lehrnen, ob schon die Hystoria an jhr selber grob vnnd vnflätig ist, so sollen wir dasselbe meyden, vnnd das gůt lehrnen'. Die übrigen einschlägigen Äusserungen, insbesondere die in der Hauptsache unentwirrbare Polemik mit einem Kritiker des ersten Bandes, die Widmung und Vorrede an den Leser zum zweiten enthalten, haben Bobertag[8]) und Goedeke[9]) meist schon behandelt, dabei auch die interessante differenzirende Charakteristik seiner Stoffe, über deren theilweise Ungeeignetheit für bestimmte Leserkreise sich auch der naive Erzähler des Reformationszeitalters klar war, wie der Titel ebenso deutlich sagt als eben jene unterrichtende Auswahl für ängstliche und prüde Seelen.[10]) Bemerkt sei daher hier nur noch, dass Schumann ausser jener Aufzählung von Vorbildern und der genannten Anleihe bei Plutarch sich zweimal (II S. 58ᵇ und S. 163ᵃ), das erste Mal meines Erachtens versehentlich, auf Livius bezieht, einmal auf den

[8]) Archiv f. Litteraturgesch. 6, 136 f.

[9]) Grundriss² 2, 469; Schwänke des 16. Jahrhunderts S. XXV f.

[10]) Mit Recht glaubte ich Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philol. 12, 8 Hauffens (Caspar Scheidt S. 38) Benennung der Bücher von Montanus, Lindener und Schumann als 'Schandsammlungen' zurückzuweisen.

'Vlenspiegel, der alles nur nach den worten thet' (II S. 82[b]), sonst aber meist im allgemeinen ältere erzählte oder erlebte Fälle erwähnt.[11]) Auch verweist er mehrfach auf sich selbst zurück.[12]) Nicht zu belegen vermag ich drei Citate: II S. 24[a], eine ganz merkwürdige Stelle, die, stark demokratisch angehaucht, für das Recht der leibeigenen Bauernschaft eine Lanze bricht:

was macht es, ich weiss wol darffs aber nit sagen, wie jener Narre zum Hunde Leppisch sage: Leppisch lass nicht schnappen; ich möcht sonst zů weit inn die Schrifft kommen, vnd zů vil reden, dann es sagen etliche Versslin also:

Schweygen vnd auch gedencken,
Schlaffen auff härten Bencken u. s. w.;[13])

II S. 36[b] wie man lisst, von dem grossen Philosopho Secundo, von Athen, welcher[14]) dann sein Můtter versůcht;
II S. 169[a] ich hab eine ein mal sehen lesen in einem Büchlein, das heysst dess Ehelichen Ordensspiegel, sprach ich: Was lisest du? sie antwort. Da liss ich in dem Büchlein.

Dieses letztere Citat genau festzustellen war mir nicht möglich. Am nächsten im Wortlaute des Titels steht die gereimte 'Commendatio Conivgii. Das ist Ein schöner vnd herrlicher Lobspruch, des allerheiligsten Ordens, so der Ehestand genant. Beschrieben durch Gregorium Marpach. Pfarrer zu Vorsfeld im Werder' (Magdeburg, A. Kirchner. 1586), von der ich aber keine ältere Ausgabe nachweisen kann. Vielleicht ist das von Schumann gemeinte Buch dasselbe, das Fischart in seinem Ehzuchtbüchlein (hg. von Kurz 3, 286) mit den Worten

Daher steht im Ehspigel recht:
Hüt dich vor seinem ersten streych

erwähnt. Dieser 'Ehspigel' ist von Meusebach[15]) als der

---

[11]) Ein gutes Beispiel derartiger Wendungen II S. 54[a]: 'wie wir dann an vil orten, in Geystlichen vnnd Weltlichen Hystorien [stehende Redensart wie I S. 65[b]] lesen, vnnd auch die Erfarung selber bringet'.

[12]) I S. 59[b] auf I 18; II S. 73[b] auf II S. 63[b]; II S. 131[b] auf II S. 71[b]; vielleicht auch II S. 111[b] ('die wusst villeicht auch wol von Didelmannspfeyffen zůsagen') auf I 17.

[13]) Vgl. Melandri Jocoseria (1626) 3, 177: 'Lepsch halt reinen mund'.

[14]) Druckfehler für 'welchen'.

[15]) Fischartstudien, hg. von Wendeler, S. 235.

o. O. u. J. erschienene Quartdruck 'Der frawen Spigel in wellichem spiegel sich das weyblich byld, jung oder alt beschauwen oder lernen, zu gebrauchen, die woltat gegen irem eelichen gemahel' erwiesen worden, der wohl zuerst um 1520 bei M. Flach in Strassburg gedruckt wurde.[16]) Die 'Büchlein'-Litteratur des 16. Jahrhunderts kennt eine Reihe ähnlicher Schriften.[17]) Schumann gebraucht II S. 163ª den Ausdruck 'Spiegel aller Frauen', vielleicht eine Stütze unserer Ansicht.

Die Geschichte der von Schumann verarbeiteten Stoffe eingehend vorzunehmen, wäre für die Kenntniss der Schwanklitteratur und der wandernden Motive der Renaissance recht lehrreich.[18]) Bobertag und Goedeke haben einige Notizen beigebracht, auf die ich in der hier gebotenen Übersicht stets verweise. Den von mir gegebenen quellengeschichtlichen und inhaltvergleichenden Andeutungen schicke ich eine genaue Wiedergabe der Überschriften sämmtlicher Geschichten Schumanns voraus, da erstlich dessen Werk ungemein selten ist und sodann, wo bisher auf einzelne Bezug genommen ward, fast stets die unvollständige und fehlerhafte Fassung des Registers zu Grunde lag. Vollständigkeit in sachlichen Parallelen erstrebe ich in keiner Weise; diese bleibt ebenso wie die sprachliche Auslegung einer Schumann-Ausgabe vorbehalten. Als vorläufigen Ersatz für letztere habe ich im folgenden mit bemerkt, welche Nummern irgendwo neugedruckt worden sind.

I. Theil.

1. Von den Bawren in eim Dorff heyst Gansslosen, ein meyl von Göppingen, vnd jrer Einfalt. S. 1ª—2ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts S. 275. Dies ist die erste der bei Schumann vorkommen-

[16]) Goedeke ² 2, 282, 41ª (Abweichend im Titel 'Der frawen Spiegel').

[17]) vgl. z. B. ebd. 41, 2; 45, 1; S. 284, 69 und 70.

[18]) Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts S. XXVI: 'Auch sind die Quellen, die Schumann benutzt, noch zu erforschen, denn wie die Vorgänger hat er es nicht gemacht, die, wenn sie entlehnen, meistens nur übersetzen; er spinnt seine Geschichten mit angenehmer, nicht ermüdender Breite vom Rocken wie einen leichthinfliessenden Faden aus wirklich erworbenem Eigenthum, wo der Lein auch gewachsen oder der Flachs gebrochen und gehechelt sein mag'.

den sechs[19]) Schildbürgergeschichten. Sie behandelt die bekannte Narrethei von der Furcht der dummen Eingeborenen des isolirt gelegenen Schelmenortes (hier 'GanssIosen' genannt) vor dem 'Meusshund' (d. i. einer Katze), den 'ein abentheurlicher Fatzmann' ihnen verkauft hat, und dessen beabsichtigte Tödtung einen verheerenden Ortsbrand verursacht. Vgl. im allgemeinen Goedeke, Grundriss 2, 560, 5; derselbe, Schwänke S. 275, weist die Geschichte Schildbürgerbuch, Kap. 44, nach. Ältere und neuere Abderitenstreiche verwandten Schlags theilen mit Andree in 'Am Urquell' 2, 117—119 (117 Ganslosen erwähnt), Höft ebd. 154 f., Volksmann ebd. 169 f., Ofterding ebd. 191 f., Schiffer ebd. 3, 27—29, Fränkel ebd. 124—26, Krause ebd. 231 f.

2. Ein andere Historia, von einem Kauffmann, der forchte sich vor dem Jüngsten Tage. S. 2^b—5^a.

Die Frau eines überspannten Kaufmanns, der sich aus Furcht vor dem plötzlichen Hereinbruche des jüngsten Gerichts nachts in einer oben an seinem Hause befestigten 'Arche' versteckt, knüpft ein ehebrecherisches Verhältniss mit einem Pfaffen und einem Schmied an. Der letztere küsst (S. 4) den ersten nachts am Fenster in der Meinung, die Kaufmannsfrau vor sich zu haben, aufs blanke Gesäss. Dieser derbe Zug, der die Katastrophe — der Gefoppte bohrt dem Pfaffen aus Rache ein glühendes Eisen in den Mastdarm und auf das Schreien des nun Angeführten löst der Kaufmann im Wahne, das Weltende sei da, die Verbindung der Arche mit dem Hause und kommt so um — herbeiführt, ist ein Erbstück der internationalen Liebeshumoreske und zudem altvolksthümlichen Ursprungs. Dafür genüge der Hinweis auf Liebrecht in Benfeys 'Orient und Occident' 1, 116 und 118 (= Liebrecht, Zur Volkskunde

[19]) Bobertag, Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141 rechnet bloss die beiden wirklich ins Schildbürgerbuch aufgenommenen (I 1 und I 8) hierher, während doch auch II 2, 6, 7 und 8 demselben Genre angehören. Vgl. Jeep, Hans Friedr. von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches u. s. w. (Wolfenbüttel 1890; Theil I auch als Göttinger Dissertation) S. 21, auch 26 Anm. 1; nach S. 37 ward Schumann für das Schildbürgerbuch wie für dessen Fortsetzung benutzt, nach S. 40 ist sein Werk eine 'Sammlung'. Vgl. auch Meland. l. c. 3, 104.

S. 149 f.) und v. Wlislocki, Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch. N. F. 2, 187 ff. und ders., Germania 33, 350—356.[20]) Insbesondere die von Wlislocki mitgetheilte magyarische Erzählung 'Die beiden lustigen Kameraden' stimmt eng überein. Verwandt ist der bekannte hier nicht weiter zu belegende humanistische Schwankstoff von den beiden Buhlern, die sich bei derselben Frau treffen und vom Ehegatten überrascht sich als auf gegenseitiger Verfolgung begriffen ausgeben müssen; einiges neue vergleichende Material hierzu bietet Liebrecht, Germania 33, 247 f. Eine Parallele zum Schumannschen Schwank bringen die mir nicht zugänglichen 'Poemata' des böhmischen Neulateiners Cropacius (Nürnberg 1581) in der Geschichte 'von dem buhlerischen Pfaffen, der bei seiner Schönen die Nacht zubringend im Dunkeln das Hintertheil hinauskehrt, welches der draussen stehende Liebhaber in der Meinung, es sei das Gesicht seiner Geliebten, küsst, aber den Betrug inne werdend, geschwind ein glühendes Eisen aus der Schmiede holt, noch einmal um einen Kuss bittet und den Pfaffen jämmerlich verbrennt' (Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung 2, 280).[21]) Der Spott, dass das Mädchen nächtlicherweile dem hofirenden Liebhaber das Hintertheil herausreckt, das dieser dann für das Gesicht hält, kommt schon in Heinrich Wittenweilers Ring vor: Ausg. von L. Bechstein (Litterar. Verein 23) S. 37 V. 29 ff. (und S. 42 V. 25 ff.). Die verächtliche Pose ist culturgeschichtlich und im Aberglauben geläufig.[22])

[20]) Vgl. Köhler, Anglia 1,40 u. 186 u. 2, 135; Pröscholdt ebd. 7, 116; Varnhagen, Anzeiger dazu 7, 81, auch Meland. l. c. 1 Nr. 653.

[21]) Wie mir nunmehr Prof. Th. Schott freundlichst mittheilt, findet sich der von Menzel ausgezogene Schwank des Cropacius in dessen 'Poemata' (Nürnberg 1581; Ex. auf der Kgl. Öfftl. Bibliothek zu Stuttgart) in lib. IX p. 291—294 u. d. T. 'Fabula de sacerdote et simplici rustico' in lateinischen Distichen und ist offenbar nach irgend einer Ableitung von 'The milleres tale' in Chaucers Canterbury tales gearbeitet. Zu letzterer bemerkt ten Brink, Gesch. d. engl. Litt. 2, 159: 'Welche Quelle der Erzählung des Müllers zu Grunde liegt, ist uns unbekannt, wenn es auch in deutscher und italienischer Litteratur an verwandten Darstellungen nicht fehlt und die colossale Zote, in welche die Fabel mündet, bis auf den heutigen Tag nicht verschollen ist'.

[22]) Vgl. Liebrecht, German. 31, 205 ff. (s. auch ebd. 32, 506); Rochholtz, Deutscher Glaube und Brauch 2, 318.

3. Von einem Bawren, dessen Weyb mit einem Pfaffen Bulet, vnd zu letst sie weder Teüsch noch Welsch kundt. S. 5ᵃ—7ᵃ.

Ein Knecht will der Frau seines Bauers den Ehebruch mit einem Pfaffen gründlich verleiden und schneidet deshalb letzterem, als er einmal nachts die Geliebte auf dem Lager treffen will, sich als die Frau geberdend im Dunkeln die Geschlechtstheile ab. Dann brät er diese und die Frau schickt sie dem Pfaffen im Glauben, ihm etwas gutes Gesottenes zu übersenden. Als der Pfaffe es merkt, beisst er der Frau bei nächster Gelegenheit die Zunge ab, so dass sie nur noch La la ausruft. Der Knecht hat damit von dem Bauern eine hohe Wette auf ein Stück Land gewonnen. — Bei Bandello nov. II 20 verstümmelt ein Ehemann einen in seine Ehe eingreifenden Pfaffen in entsprechend schrecklicher Weise; Parallelen dazu bietet M. Landau, Beiträge zur Geschichte der ital. Nov. S. 110 Anm. 42.

4. Eine Hystori, darauss ein Junger vñ Alter, wol mag etwas klauben. S. 7ᵃ—9ᵇ.

Eine sehr geile junge Ehefrau stellt sich vor ihrem Gatten, der ihr mit grösster Zärtlichkeit alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen will, krank, bis er erkennt, wo sie der Schuh drückt und sich danach verhält.

5. Ein Hystori von einem Becken, der sein Weib mit der Geygen lebendig machet, vnd einem Kauffmann. S. 9ᵇ—13ᵇ.

Abgedruckt bei Bobertag, Geschichte des Romans 1, 160; ders., Vierhundert Schwänke des 16. Jahrhunderts (Stuttg. 1888) S. 268; Goedeke, Schwänke S. 9. Dieser und der folgende Schwank gehören zum sogenannten Unibos-Stoffkreis. Vgl. über diesen Goedeke (und Menzel) in Germania 1, 359 f.; Menzel, Gesch. der dtsch. Dichtung 1, 427—30; Goedeke, Schwänke S. XXV; Koberstein[6] 1, 56 nebst Anmerkg. 14 und 15. Diese Nr. 5 hat J. Ayrer im 'Fassnachtspil, Der Beck, der sein Weib wider lebendig geiget hat, mit sechss Personen' 1595 benutzt (Goedeke, Grundriss 2, 469 und 550, 48).

6. Ein Hystory von eim Bauren, mit namen Einhyrn vnd seinen Bawren im selben Dorff, biss sie sich alle ertrenckten. S. 13ᵇ—19ᵇ.

Abgedruckt bei Bobertag, Archiv f. Litteraturgesch. 6, 143; ders., Vierhundert Schwänke S. 271; Goedeke, Schwänke

S. 5. Vgl. hierzu ferner Bobertag, Gesch. des Romans 1, 141, wo auf H. Chr. Andersens dänische Erneuerung (d. i. 'Der grosse und der kleine Klaus') und auf eine Parallele aus dem 18. Jahrhundert, die Ad. Wolf Germania 17, 322 mittheilte, hingewiesen wird (wie auch Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141 f.). Goedeke, Schwänke S. 5 zieht Grimm, Märchen 61. 3, 107 heran. Wenn auch etwas verwischt, finden sich manche Züge meines Erachtens in einem siebenbürgisch-sächsischen Märchen wieder, das v. Wlislocki als 'Der Dumme hat das Glück' Germania 33, 354—56 mitgetheilt hat. Zu einer Einzelheit, dem trügerischen Abwälzen eines Todtschlags auf einen Schuldlosen durch Leben vorspiegelndes Anlehnen der Leiche (Schumann I S. 17) vergleiche man Barabas' entsprechendes Verfahren bei Marlow und das des Mohren Aaron bei Shakespeare, worüber jetzt A. Schröer, Zu Titus Andronicus (1891) S. 118, und Brandl, Götting. gel. Anzeigen 1891 S. 714, einzusehen sind. Die Darstellung von dem tragikomischen Ende der Mitbürger Einhyrns, die glauben, die im Flusse ertrinkenden Vordermänner seien am Ziel, ist in der Geschichte von den neun Schwaben, die nach Trier zum Heiligen Rock wallfahrten[23]), wiedererstanden.

7. Ein Fabel von einem Edelmann, der seiner Tochter wolt kein Mann geben, er mähet dann weyter, weder sie kund bruntzen auff einen tag. S. 19^{b}—22^{a}.

Ein geriebener Jüngling übertölpelt, nachdem viele der ausbedungenen Busse nach dem Misslingen verfallen sind, die nichts Böses ahnende übernaive Jungfrau und der Vater muss nun das Nachsehen haben.

8. Ein Hystorj vnnd geschicht von den Bawren zu Ganssलosen im Würtenberger land, ein meyl von Göppingen. S. 22^{a}—23^{b}.

Diese Schildbürgergeschichte besteht aus einer Reihe einzelner Theile, die später gesondert entlehnt und verarbeitet wurden und auch ins Schildbürgerbuch übergingen. Der Abschnitt über die infolge der Stockhiebe des fremden

[23]) Kirchhof, Wendunmuth 1, 274 (1, 318 des Neudrucks f. d. Litter. Verein); vgl. Hans Sachs, Lieder Nr. 74. 75, S. 164 ff. Eine Fülle von verwandtem Material lässt der Aufsatz von Ludw. Holthof, Die sieben Schwaben und der heilige Rock zu Trier, Frankfurter Zeitung, 16. und 18. September 1891, 1. Morgenblatt, überschauen.

Edelmanns erreichte Wiederfindung der eigenen Füsse (abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 277) ist z. B. in die Zimmerische Chronik, hg. von Barack (Litt. Verein 1869 1, 301 umgearbeitet aufgenommen und daselbst auf die Bewohner des Schwarzwalddorfs Wittershausen und den um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebenden Johann Freiherrn von Zimmern übertragen worden. Doch ist es auch gar wohl möglich, dass letztere die ursprünglichere Localisirung darstellt. Denn noch ziemlich spät begegnet man einer nicht bestimmt festgelegten Fassung, z. B. in 'Doctae nugae gaudentii iocosi' etc., Solisbaci 1713, gewiss in einer verjüngten Wiedergabe, S. 66.[24]) Mancherlei Schnurren unseres Schwankes finden sich noch heute jüdisch-deutsch in Polen, namentlich in Chelm, z. B. das Wiederhinaufrollen von einen Berg hinabgetragenen Steinen sowie das nachträgliche Einfügen von Fenster und Thür an einem fertig gebauten Hause.[25]) Das Emporwinden einer Kuh an einem Seile auf eine Mauer und eine Reihe ähnlicher Züge sind in das Schildbürgerbuch und von da in den Grillenvertreiber übergegangen.[26])
Schumann hat meines Erachtens den ganzen Hergang dem Hans Sachs'schen Schwank 'Die Lappenhäuser Bauern', zu Fastnacht 1558, 23. Februar, also dreiviertel Jahr vor dem Druck des 'Nachtbüchlein' gedichtet, entlehnt.

---

[24]) 'Pedes baculo percussi. Fabula quaedam fertur de quibusdam fatuis, qui cum unâ in ripâ fluvii cuiusdam consedissent, ac pedes quisque suos aliorum pedibus conjunctos in fluvium demisissent, cum surgendum esset, ignorare coeperunt, utri utrius pedes essent, donec transeuntis cuiusdam baculo percussi, suos quisque pedes, sensu videlicet verberum admonitos, ad se traxissent.' Allerdings ist hier das Versteckspiel, das auch sonst im ganzen Buche getrieben wird, vielleicht absichtlich. Nämlich auch die anderen darin lateinisch vorgetragenen Schildbürgergeschichten huldigen dem 'nomina sunt odiosa'; es sind S. 120 'Simplicitas quorundam' (Prope patriam meam est vicus agrestis, istic dicuntur inprimis esse simplicis rustici etc.; die Gemeinde ersetzt einem Bürger, der einen heimatlichen Kuckuck im Wettgesange mit einem fremden unterstützt hat, das mittlerweile von einem Wolfe gefressene Pferd) und S. 131 'Incolarum simplicitas' (ein vom Winde über den Berg dahergewehter Papierdrachen wird von den Bewohnern des Schalksnarrenortes für ein mächtiges höheres Wesen gehalten).

[25]) Schiffer in 'Am Urquell' III 28 f.

[26]) vgl. Jeep a. a. O. S. 31 und 56 Anm. 1.

9. Ein Hystori vom Kauffmann mit der Hetzen. S. 24ᵃ—25ᵇ.

Ebenso wie wahrscheinlich auch 19 den 'Sieben weisen Meistern' nacherzählt; vielleicht war die 1538 in 'Die alten Römer'[27]) aufgenommene Bearbeitung[28]) zu Grunde gelegt. Man sehe die Zusammenstellung der älteren Bearbeitnugen und die vergleichenden Bemerkungen bei Benfey, Pantschatantra 1, 271—275; auch Meland. Jocoser. 2, 189.

10. Ein Geschicht von einem Müller vnd seinem Weybe, wie sie einander beychten. S. 26ᵃ—28ᵇ.

Nachdem die vom Gottesdienst heimgekehrte Müllerin ihrem Gatten gebeichtet hat, wie sie ihn hintergeht, beichtet er (27ᵃ): .... 'so bin heut bey vnser Magt gelegen, dieweil du warest in der Kirchen'. Dieselbe Situation wird in des Philipp Hermotimus 'Additamenta' zu Frischlins, Bebels und Poggios Facetien (Ausgabe Amstælodami 1660) S. 299 unter der Überschrift 'Maritus ab uxore in lecto cum ancilla deprehensus' geschildert.[29]) Bei Schumann bekommt der offenherzige Mann eine tüchtige Tracht Prügel; bei Hermotimus schickt die Frau die Magd aus dem Dienste (die Pointe hier Zle. 9—12 wörtlich wie bei Meland. l. c. 2, 55 das Deutsche).

11. Ein Geschicht vonn einem Kauffmann, vnd dreyhundert Schineysen, die die Meüss frassen. S. 28ᵇ—30ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 131[30]) als 'Mäuse und Vögel'; Bobertag, Vierhundert Schwänke des 16. Jahrhunderts (Kürschners Deutsche Nationallitteratur Bd. 24, 1888) S. 276. Bobertag ebd. S. V giebt ohne nähere Bestimmung an, dieser Schwank sei nach orientalischer Vorlage gearbeitet. Da ich nicht weiss, woran er hierbei denkt, erinnere ich an das wohl gemein-indogermanische Märchen vom 'Schneekind', wo freilich der versöhnliche Ausgang

---

[27]) s. Heyse, Bücherschatz Nr. 1786.

[28]) vgl. Brants Narrenschiff, hg. v. Zarncke, S. CXLI.

[29]) 'Erat Trajecti ad Rhenum mulier quaedam vere virago uxor cujusdam cauponis. Haec, die quodam solis, peracto prandio, nec quidquam de marito suo sinistri suspicata, in templum ad sacra se contulerat. Maritus, absente uxore, ancillam rogat ut secum decumbat'...

[30]) Der Hinweis daselbst 's. Einleitung' soll wohl auf ebd. S. XXVIII gehen (oder auf Schumanns Widmung?). Interessant ist die bei Goedeke S. 133 beigebrachte Sprichwortparallele aus Kirchhof 1, 204.

Schumanns fehlt, dass der Kaufmann den entführten Knaben wiederbringt. Man vergleiche zu diesem Lassbergs Liedersaal III Nr. 242; von der Hagen, Gesammtabenteuer Nr. 47; Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 193 und dazu Oesterley; Liebrecht in Germania 22, 185 (= Zur Volkskunde 101 f.); Pfister, Chattische Stammeskunde (1880) S. 96; Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. VII.

12. Ein grausam erschröckliche Geschicht, von einem genannt Schelkropff zu Meintz. S. 30ᵇ—34ᵃ.

Abgedruckt bei Bobertag, Vierhundert Schwänke S. 278. Die furchtbare Bestrafung eines frechen Religionsspötters. Die am Schlusse als Parallele herangezogene Herodesepisode aus dem Neuen Testament ist vielleicht durch Hans Sachs' Tragedia 'Der wüterich Herodes, wie der sein drey Sön vnd sein Gemahel vmbbracht' (2. Novbr. 1552) veranlasst.

13. Ein Geschicht von einem Bütner, der seinem Weib vermaint drey zän aussgeschlagen haben. S. 34ᵃ—35ᵇ.

Die niedrig obscöne Schnurre berichtet in fideler Steigerung die nächtlichen Folgen eines überstarken Rausches. Sie scheint auf einem wirklichen Vorkommniss zu beruhen; eine ähnliche Darstellung ist wohl nirgends nachweisbar.

14. Ein aussdermassen schöne Historia, von einem Jungen Ritter genannt JuLianus, der sein Vatter vñ Mûter vmmbracht, durch anzeygung eines Hirschen. S. 35ᵇ—39ᵃ.

Abgedruckt bei Bobertag, Vierhundert Schwänke S. 281. Dem Julianus ist eine auf seine beiden Eltern bezügliche Prophezeiung geworden, die der ersten Hälfte der Ödipodischen entspricht (vgl. Schumann II Nr. 4); er entgeht ihr durch selbstgewählte Flucht, tödtet aber später die Eltern, sie nicht erkennend, in zorniger Aufwallung, als sie ihn besuchen.

15. Ein Gschicht von sechs studenten, die zogen ins Vngerland, welcher die grösten lugen thet, het das mahl gewunnen. S. 39ᵃ—42ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 64; Bobertag, Vierhundert Schwänke S. 284. Diese variantenreiche Humoreske spielt ins Gebiet des Lügenmärchens hinüber[31])

[31]) Nicht mit aufgeführt bei Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen (Halle 1881).

und enthält neben mehreren phantastischen märchenhaften Requisiten S. 41ᵇ eine Anspielung auf die Schlaraffenlandparabel [32]): 'zwischen Bressburg vnd Wien da ligen die aller schönsten Fisch, vnnd sind alle gebraten'. Dass Schumann die lügenden Studenten gerade nach Ungarn ziehen lässt, erklärt sich vielleicht aus seinem eigenen Aufenthalte daselbst 1542—43. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hat diesen Stoff in seiner 'Comœdia Von einem Wirthe, Wie derselbige von dreyen Wandergesellen drey mahl vmb die Bezahlung betrogen sey worden. Mit 13 Personen' (1593) [33]) vielleicht verwerthet, jedenfalls aber sehr frei; z. B. ist hier die zweite Verspottung aus Kirchhof Wendunmut 1, 193 [34]) geflossen, der mit N. Frischlins Schnake von Dosch aus Dillingen [35]) übereinstimmt.

16. Ein Histori von eim Reütter, der ein Edle Fraw nam, vñ verhiess jr all nacht zwölff mal vbern Rhein zufahren, vnd wie er ward erret durch ein Mader. S. 42ᵇ—46ᵃ.

In dieser derben Anekdote verlangt eine Edelfrau zwölfmal hintereinander 'recidiert oder wie man sagen thut vbern Rein geführt' zu werden, ähnlich II S. 114ᵇ eine Standesgenossin siebenmal (dieselbe in der unten an betreffender Stelle angeführten Parallele bei Frischlin aber decies). Vgl. Ruodlieb, hg. v. Seiler VII 85 f.: 'Ter mihi succumbas . . . Si decies possis, fac inquit uel quotiens uis'; Kornmann, De linea amoris commentarius, Ausg. Frankf. 1629, p. 100 in Beantwortung der Frage 'Num vero peccet minus principalem intendens?' (Capitel 'De facto [coniugali]'): 'Lubet addere exemplum, quod refert Hieron. Pan. in lib. prouinc. fol. 37. narrans Episc. Ilerden. in c. fraternit. de frig. et malef. vidisse tempore suo homine quendam fuisse Cataloniae tantum in re venerea potentem qualibet die vxorem suam 10. vicibus cognoscentem, quae ad reginam Arragoniae

---

[32]) Vgl. im allgemeinen Poeschel, Pauls und Braunes Beiträge 5, 422 ff. Auch 'die verkehrte Welt' ward damals bis zur Trivialität variirt (s. Jeep a. a. O. S. 42 f. Anm.).

[33]) in Hollands Ausgabe Nr. 5, in der Tittmanns S. 77—107.

[34]) vgl. Oesterleys Parallelen zu 1, 192, die aber zu 1, 193 gehören (Goedeke, Schwänke S. 128 Anm.).

[35]) in der oben zu Nr. 10 angeführten Ausgabe S. 21.

secreto conquesta fuit. Vocatus vir confessus est ita rem se habere, quare mandauit ei sub poena capitis ne amplius quam sexies in die uxorem suam cognosceret, ne mortis periculum mulier incurreret.'[36]); von *δώδεκα μουνιά* (12 cunni) ist die Rede Passow, Popularia carmina Graeciae recentioris Nr. 285. Von einem ähnlich starken, wenn auch nicht ziffernmässig bestimmten Verlangen der Indianerinnen berichtet Alessandro Tassoni, Pensieri diversi p. 145, von einem ähnlichen arabischer Frauen hören wir Zeitschrift d. dtsch. Morgenländ. Gesellsch. 6, 513 Nr. 452.[37]) Zu der Redensart 'über den Rhein fahren', die im 16. Jahrhundert öfters vorkommt (z. B. Zimmerische Chronik 4, 51, 3), vergleiche man Herzog Ernst hg. v. Bartsch S. 219; insbesondere Liebrecht Gött. gel. Anzeigen 1870, 1232; derselbe, Germania 14, 399 und 33, 251.

17. Ein Fabel von eim Bauwren knecht, der seines Bawren Tochter Didelmans pfeiffen kauffet. S. 46ᵃ—48ᵇ.

Ein übernaives Bauernmädchen wird auf ihre Bitte von einem Knechte ihres Vaters praktisch in re venerea unterrichtet. Als er sich am Ende vorsichtig aus dem Staube macht, wird ein Mönch, der nun sein Glück bei ihr versucht, von ihr genarrt. S. 46 f. kommt ebenso wie II S. 74ᵃ 'die krachende Bettstatt' vor, wodurch die Zusammenstellungen Germania 24, 21 ff. und 417 ff. zu ergänzen sind. In ganz ähnlicher Weise wie der Knecht die Bauerntochter, berückt der Arzt in H. Wittenweilers 'Ring' Mäczlis einfältige Unschuld (Ausg. von L. Bechstein S. 57 f.) und der faber in der sehr obscönen Zotennovelle 'De cunno inaurando' des Philipp Hermotimus (Ausg. mit Frischlin, Bebel und Poggio, 1660.

[36]) Denselben Beleg bringt Montaigne, Essais, livre III, chap. V (Par. 1724) p. 121 f.: 'Nous avons eu encore le different advenu en Catalogne, entre une femme se plaignant de efforts trop assiduels de son mary' etc. (abgedruckt ist diese Stelle durch Liebrecht in Germania 32, 505). Meland. l. c. 2, 233: 7 bis 8 mal coire.

[37]) Beide letztgenannten Fälle stimmen, wo doch gewisslich keinerlei gemeinsame Grundlage vorliegt, seltsamerweise in dem Hauptmomente, der penis magnitudo, überein, was sie von sämmtlichen europäischen Varianten unterscheidet. Letztere und so auch Schumann. geben der überaus lasciven Sache durch die genaue Angabe der Ziffer eine gewisse ironische Färbung.

S. 354) die foemina honoraria. Auch das Verhalten der Mädchen ist das nämliche. Ein ganz modernes Seitenstück zur 'krachenden Bettstatt' bietet S. 176 Nr. 133 der von Hruschka und Toischer herausgegebenen 'Deutschen Volkslieder aus Böhmen' (1888—91) in den beiden letzten (7. und 8.) Strophen.

18. Ein schön Historj von dem Wüterich Valerio zu Agrigendt, vnd Berillo dem Werckman. S. 48ᵇ—51ᵃ.

Die antike Geschichte vom Stier des 'Valerius' (d. i. (Phalaris): Bobertag im Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141. Schumanns unmittelbare Quelle dürfte schwer festzustellen sein (s. o. seine Angaben); die Berichte aus dem Alterthum sind verzeichnet bei Lübker, Reallexikon des klassischen Alterthums [6] S. 883ᵇ und 893ᵇ.

19. Von einem Bawren vnnd dreyen Pfaffen, auch einem Landsknecht. S. 51ᵃ—54ᵃ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 212. Derselbe Inhalt wird mit unbedeutenden Abweichungen schon mehrere Jahrhunderte früher erzählt: von der Hagen, Gesammtabenteuer Nr. 62; Keller, Altdeutsche Erzählungen und Schwänke 111. 345. Auch Bobertag[38]) merkte die Urquelle in den 'Sieben weisen Meistern' an.

20. Ein geschicht vonn einem Jungen Münch, vnd eines alten Bawren Weib. S. 54ᵃ—59ᵃ.

Ist vielleicht von J. Ayrer in 'Ein schönes neus singets Spil, ist genant der Münch im Kesskorb, mit fünff Personen' (1598) mitbenutzt, zu dem jetzt allerdings eine näher stimmende Schwankparallele bekannt ist.[39])

21. Ein Hystori auss dem Plutarcho, von dem wanckelbaren Glück vnd vnglück, dem König Theseo von Athen. S. 59ᵃ—63ᵇ.

Eine unmittelbare Abhängigkeit ist wohl ausgeschlossen (s. o. im allg.). Dem hier Erzählten entsprechen in Plutarchs βίος Θήσεως mehrere Stellen zusammengenommen.

22. Ein auss dermassen schöne auch lieblichen Historia, vonn zweyen Liebhabenden, eines Graffen Son von Mümppelgart, genant Herr Christoffel, auch eins Hertzogen Tochter auss Engelland, mit namen Feronica, wie sich das wunder schöne gelück, gantz lieblich vnd freündtlich gegen jn erzeigt. Dargegen das erschröckliche vnglück, auch sein neydische tück braucht, aber doch zu

[38]) Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141.
[39]) durch Bächtold, Germania 33, 271.

letst das vnglück von dem glück verdrungen, vnd sie in friden vnd rûh gesetzt, allen Liebhabenden zu nutz vnnd gûtem, das sie nicht verzagen, ob jhn schon bissweylen vnglück zugehet, sondern stets in rechter Liebe verharren biss ans ende. — Vormals nye in Druck aussgangen, sonder jetzt zu dem ersten, durch Valentin Schûman Schriftgiesser der Geburt von Leyptzig auff des kürtzest beschriben. S. 64ᵃ—Schluss.

Dies ist die Geschichte von der schönen Magelone. Vgl. Bobertag, Geschichte des Romans 1, 74 Anm. 2; derselbe, Archiv f. Litteraturgesch. 6, 140 f.; Gervinus[5] 2, 354 Anm. 431; Holstein, Zeitschrift f. deutsche Philol. 18, 186; Goedeke, Grundriss[2] 2, 20 und 469; zu der Bemerkung an letztgenannter Stelle 'darin schon Bezug auf das Volksbuch vom Hörnen Siegfried', auch Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans S. 26 (zu I Nr. 33[40])), im allgemeinen Drescher, Hans Sachs und die deutsche Heldensage (1891) S. 7 u. ö. Auf Schumann kann auch Hans Sachs, der den Magelone-Stoff 19. November 1555 und 28. Februar 1558 behandelt hatte, insofern eingewirkt haben, als er ihn darauf aufmerksam machte. Über die verschiedenen Bearbeitungen des Themas sehe man auch Menzel, Gesch. d. deutschen Dichtung 1, 399 f.

II. Theil.

1. Ein schöne Historia, von einem König inn Affrica, Welcher beschlieff eines Hertzogen Weyb, vnd liess jhren Mann verräterisch auff dem Meer vmbbringen, dardurch der König ward gefangen, vnd vmb sein vntrew, vmb leib und Leben kam. S. 1ᵃ—22ᵇ.

Das Thema, ganz deutlich eine romantisch aufgeputzte und tragisch abgeschlossene Variante der David-Urias-Geschichte des Alten Testaments, wie auch Schumann S. 19ᵇ durch Citat[41]) angiebt, kehrt in II 29 wieder. Man vergleiche zu dieser verschiedene Vorlagen ausschlachtenden Wiederholung insbesondere die Marinellifigur des Höflings II S. 7 ff. und S. 175 ff.

2. Ein Geschicht von einem Bauren, nit weyt von Eyssenach, im Döringer Lande, vnd siben Eselen. S. 23ᵃ—25ᵇ.

---

[40]) Scherer hat hiernach sämmtliche Einzelkapitel von Nr. 22 weiter durchgezählt.

[41]) das man schon S. 8ᵃ erwartet.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 163; Merkens, Deutscher Humor alter Zeit S. 201; derselbe, Deutscher Humor. Schwänke und Erzählungen aus älterer Zeit (in 'Meyers Volksbüchern') S. 48. Diese Schildbürgergeschichte scheint später nicht wieder aufgenommen worden zu sein. Wie anderwärts der Zählende sich selbst übersieht[42]), so vergisst er hier beim Auszählen seiner Esel den, auf dem er reitet. Ein nicht belegbares Citat aus der Schwankgeschichte, das S. 24ª steht, ward oben schon angeführt.

3. Ein Fabel wie Gott hat die Edelleüt geschaffen, weil Adam vnd Eua noch auff Erden giengen, sampt andern Künstlern vnd Handwercksleüten. S. 26ª—31ª.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 24 Nr. 9. Die Geschichte von den ungleichen Kindern Evä. Schumanns Behandlung ist vielleicht durch H. Sachs' Schwank vom 6. Januar 1558 (s. auch dessen Lieder Nr. 100) veranlasst; vgl. auch Goedeke, Grundriss ² 2, 429 Nr. 227. Bezügliche Andeutungen machten schon Bobertag im Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141 und Goedeke, Schwänke a. a. O. Anm. Schumann selbst bietet bereits I S. 22ª eine verwandte Auslassung: 'also ward auss einem Baureu [!] ein Edelmann, aber jetzt so der Adel abstirbet, so wöllen die Schneyder vnd Metzger mit einander vmb den Adel streyten, wiewol die Metzger haben die Rost bevor, welche die Schneyder erst müssen machen', die im Schildbürgerbuch S. 87 ('wie sonst gemeinlich . .') nachklingt.[43]) Schon J. Agricola, Sprichwörter 1 (Zwickau 1529), 130ᵇ erzählt den Stoff ganz ähnlich.

4. Eine Hystoria von einem Landtherren, wie er sein Můtter beschlieff, vermeinet es were sein Schwester, vnd auch er zů letst seine Tochter zu einem Weyb name. S. 31ª—40ª.

Eine Verschmelzung des zweiten Motivs (s. oben zu I Nr. 14) der Ödipus-Gregorius-Sage (Ehelichung der Mutter) mit dem ebenfalls in altklassischen und deutschen Märchen

---

[42]) z. B. in 'Die Abenteuer des Guru Paramartan' bei Oesterley i. Zeitschrift f. vglchde. Litteraturgesch. 1, 56 f.; Grillenvertreiber II Kap. 25 (s. Jeep a. a. O. S. 119 f.); die Büsumer in Schleswig-Holstein: Ofterding in Am Urquell 2, 192 (vgl. auch Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 94).

[43]) Jeep a. a. O. S. 25 Anm.

in verschiedenen Ausgestaltungen (Myrrha, Allerleirauh u. a.) vorhandenen Probleme von der Ehelichung der Tochter. die hier zugleich die Tochter der bereits von demselben geehelichten Mutter ist. Dieselbe Geschichte Meland. 1 c. 2, 184.

5. Ein Fabel von eines Bauren Son, zů Seck ein meil von Füssen, der ein Weyb name, die keine hett, vnd liess der Bawr jhr eine machen, bey einem Schuster zu Füssen. S. 40ᵃ—43ᵃ.

Diese volksthümlich überderbe Bauernverspottung findet sich fast wörtlich lateinisch bei N. Frischlin a. a. O. S. 32 f. als 'Simplicitas rusticana' (Quidam rusticus cognomento N. etc.).

6. Von einem Bawren, dem ein Beer fünff Säw fras, auff dem Berg Lossen. S. 43ᵇ—44ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 264. Eine Schildbürgerei, wohl später nicht verwerthet.

7. Vonn einem Bawren zu Hirssberg, ein halbe meil vonn Bregytz, der gern hett ein news Hauss gehabt. S. 45ᵃ—45ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 265. Ebenfalls eine nachdem nicht anderweitig erneuerte Schildbürgerei.

8. Zu Bregytz ertranck ein Bawr mit vier Rossen, das er nicht wolt den Zoll geben. S. 45ᵇ—48ᵃ.

Wie die beiden vorhergehenden Nummern eine anderwärts nicht belegbare Localhistorie.

9. Von eines Bawren weyb, die kranck war zů Sundhofen, drey meyl von Kempten, vnnd frass fünff Semel, die man Fochetzen nennet, gebachen. S. 48ᵇ—49ᵃ.

10. Von einem Kauffmann zů Leyptzig, dess sein Weyb mit einem Studenten bůlet, vnd er liess sie in Gefencknuss legen, bat doch zůletst wider selber für sie. S. 49ᵃ—60ᵇ.

Eine breit ausgesponnene rührselig auslaufende Ehebruchs-Criminalgeschichte, die Schumann 1540 selbst in Leipzig mit erlebte (s. oben).

11. Ein Geschicht von einem Bawren, der zů Nürenberg sein Kittel verlor, vnd jn auff der Hallerwysen wider fande. S. 60ᵇ bis 69ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 183.

12. Von eins Würths Tochter zů Straubingen, die mit einem Pfaffen bůlet, auch einem Landtsknecht. S. 63ᵇ—69ᵃ.

Steht in kürzerer aber sonst ganz genau übereinstimmender Fassung lateinisch bei Frischlin a. a. O. S. 19 f. als

'De puella Straubingensi' (Erat puella delicata et praepetulans Straubingensi cauponi cuipiam etc.).

13. Von einem gûtten Studenten, der nicht vil Gelt hatte, wie das er jm zu Nüremberg gienge. S. 69^{b}—71^{a}.

Ein frischer Studentenspass, um sich ohne Zahlung von der Zechschuld zu befreien.

14. Ein Geschicht vonn eines Bawren Son, der die kleine Haussarbeyt lehrnet, vmb zehen Guldin, und jhm zů letst den Quoniam abschnitt. S. 71^{b}—75^{b}.

In 'kleine Haussarbeyt' (auch I S. 54^{b} u. ö.) für concubitus kann ich keine Zote sehen wie Jeep[44]), sondern vielmehr im Vergleich zu Schumanns sonstiger rückhaltloser Deutlichkeit einen nicht unwitzigen Euphemismus; man sehe die ähnliche Umschreibung in der nächsten Geschichte, wo dasselbe Moment den Angelpunkt bildet. Schumann hat für diese euphemistische Umschreibung eine ziemlich grosse Auswahl zur Verfügung: 'kleyne Haussarbeyt' I 9a, 16a, 54b, 55a, II 71b, 74a, 101a, 131b; 'daheim arbeyten' I 7b; 'nächtlich arbeyten' II 102a; 'Zins' I 8b, II 114b, 127b; 'Nachtzins' oder 'nächtlicher Zins' II 73b, 75b, 78a, 81b, 82b, 101b; 'nächtliche notturfft' I 9a; 'den Nachthunger büssen' I 3b, II 101b (Meland. l. c. 2, 243 pabulum nocturnum parcius praebere). Der letzten Wendung verwandt ist das überlascive 'ein zahn einsetzen' I 35b; doch erscheint diese naturalistische Anschauung öfters.[45])

---

[44]) a. a. O. S. 25 f., wo auch (S. 26 Anm. 1) Parallelen aus J. Frey und dem 'Grillenvertreiber' angeführt sind.

[45]) In den türkischen Eulenspiegel-Schwänken von Buadem wird erzählt: 'Buadem hatte sich noch einmal verheiratet. Er selbst war ausserordentlich hässlich und sehr gefrässig. Am Tage, nachdem er den Himmel gekostet, fragte ihn sein Vater: Mein Sohn, wie ist deine Frau? Buadem antwortete: Ich bin zwar schöner als sie, sie aber ist dafür gefrässiger als ich.' (Nach der autorisirten Verdeutschung E. Müllendorffs, Die Schwänke des Nasr-ed-din und Buadem von Mehemed Tewfik, Lpz. 1890, 57, 43.) In den 'Nugae venales siue ridicularia atrae bili vel melancholiae expellendae apta nata' (Anno XXXII [d. i. 1632]) p. C 1a wird die Frage 'Quinam sunt omnium maxime gulosi' wie folgt beantwortet. 'Foeminae: quia non solum de die, sed etiam de nocte carnes comedere volunt, vna vice tantum deuorantes, vt poene suffocentur'. Hierzu bietet nun Schumann selbst wieder eine

15. Von einem einfeltigen Baurenknecht, vnd auch eines Bawren Tochter, welche nichts wussten von dem nächtlichen Zynss. S. 75^b—83^a.

Der Inhalt hat nicht, wie man aus dem Titel vermuthen möchte, eine Ähnlichkeit mit I Nr. 17. Die Unterweisung erfolgt hier seitens der ernstlich controlirenden Mutter der jungen Ehefrau. Die Tendenz ist auch hier wie in vielen Geschichten Schumanns ausgelassenster Spott über Bauerndummheit. Zu S. 76^a 'Gungkel oder Rockenstuben' vergleiche Wendeler im Archiv f. Litteraturgesch. 7, 332 ff.

16. Ein Geschicht von einem Edelmann, vnd einem Maler zu Augspurg. S. 83^a—85^a.

Abgedruckt bei Merkens, Deutscher Humor alter Zeit S. 203; derselbe, Deutscher Humor S. 47. Möglicherweise liegt ein leiser Nachklang dieses seltsamen Themas in dem Rathschlage vor, den in (S. 178) Nr. 137 der von Hruschka und Toischer gesammelten Deutschen Volkslieder aus Böhmen (1888—91) eine resolute Schöne dem bittenden Liebhaber ertheilt. Es heisst daselbst in zwei Variationen:

Und wenn dia kaina recht is, So kann dia kaina g'fall'n, So geh du glei zum Mala Und lass dir eine maln.	Du liabst ja zwoa Dirndaln, Und koans thuat da g'falln, Drum geh dir ner zum Maler Und lass da ani maln.
[Antwort:] Ich brauche ja kaan g'mal' na, Die stand a niat für mi.	[Antwort:] Maln lass ich ma koani, Dö is ja nöt für mi.

17. Ein History von einem König in Sicilia, wie der ward vonn seinen eygnen Räthen vnnd Herrn schändtlich ohn alle vrsach vmbgebracht. S. 85^a—96^b.

Parallele (I 64^b): 'ware jr hiemit keiner gůt genůg . . . . . . so můst dannoch zů letste einer kommen, der gůt gnůg war, dann sie fressen warlich kein Hew, vnd můssen Fleysch haben, solt gleich dz pfundt eine Kronen kosten, dann wa Essen vñ trincken ist, vnd aller vollen, da můss man warlich auch Leüth machen', und derselbe naturalistische Gedanke steht in den 'Theses inaugurales de virginibus' (Facetiae facetiarum, 1657, p. 247) in Nr. 5: 'Vel quod habeat fundum, nec possit impleri: Es muss Fleisch da seyn, das Ding frisset kein Hew. Secundum Bersmannum:

Non herbis hoc fit rigidus quas educat hortas,
Carne opus est, illas si saturare velis.'

Ein junger volksthümlicher König auf Sicilien, namens Lissmagus, angestammter Herrscher eines christlichen und erwählter Herrscher eines muhamedanischen Reiches, fällt einer aus rein egoistischen Motiven angezettelten Verschwörung zum Opfer. Die Rädelsführer empfangen aber bald schlimmen Lohn.

18. Ein Geschicht von einem Schůler, der eim Priester zů Altar dienet. S. 96ᵇ—98ᵃ.

Ein verschlagener junger Kleriker verspottet seinen geistlichen Vorgesetzten ohne dessen Wissen.

19. Ein Geschicht von sechss Studenten, geschehen zů Hall im Intal. S. 98ᵃ—103ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 233. Ein episodenartiges Beispiel daraus steht bei Frischlin genau übereinstimmend.[46])

20. Ein Geschicht von einem Calfacter zu Wien, vnnd einem alten reychen Weyb, wie sie jhn kleydet. S. 103ᵇ—107ᵃ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 235.

21. Ein Fabel von Christo, vnnd Sanct Peter, auch einem faulen Bawrenknecht, vnnd einer endtlichen Bawren Magdt. S. 107ᵃ bis 110ᵃ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 22. 'Die Fabel

---

[46]) Als Probe seien die beiden Fassungen hier einmal nebeneinandergestellt. Schumann II S. 101ᵇ—102ᵃ: 'auch so thet er wie auff ein zeyt ein Sachss, kame inn dz Schwabenlandt zů einer Würthin vnd hette geren zu morgen gessen, fraget ob sie jhm wolt zů essen geben; die Würthin sprach: Ja wolt jhr ein guttes Brülin haben, der Sachss verstůnde nicht das wort brülein, dann in seinem heymet heysst brüen, den nacht hunger büssen, vnd sprach zu der Würtin: Wat brües du, geb my to eten, darnach soll ich brüen, vermeynet es wär der Würthin, vmb das nächtlich arbeyten; als der Sachss het sein Bauch voll gefressen vnd gesoffen, sprach er zů der Würtin: Würtin hebe gy yetzt wat zu bröen yetzt hebe ick geten, vnnd da nun der Bauch voll ware vnnd gespeyset, da wolt er auch das ander thůn' (neue Anspielung auf diese Anekdote II S. 127ᵃ). — Frischlin a. a. O. S. 9: 'De Saxone quodam esuriente. Suevi suis hospitibus primo apponunt offam, id est, elixatas cum aqua carnes, atque hoc feiculi genus appellitant Brüe und Fleisch. Forte quidam Saxo cauponam ingressus puellam quaeritat: Ec quid ipsa habeat esculenti? Illa vicissim interrogat, an offam expetat? Ob er Brüe und Fleisch wölle? Significat autem Brüen Saxonibus idem, quod stuprare aut coire. Homo famis impatiens, cibum, inquit, prius apponito, postea coibimus pro lubitu'.

von der Ehe des faulen Knechtes mit der fleissigen Magd'[47] ist der Stoff. Anlass ist vielleicht H. Sachs' 'Gesprech. Sanct Peter mit dem faulen Pawren knecht' vom 10. September 1557.

22. Von einem armen Landtsknecht, welcher auff der Gart zohe, wie er bey einem Edelmanns Weyb schlieff. S. 110^a—115^b.

Diese Geschichte findet sich lateinisch fast genau bei Frischlin a. a. O. S. 18 f., freilich stark verkürzt, als 'Militare facinus' (Venerat ad arcem cujusdam Nobilis domo tum absenti, miles gregarius).

23. Ein Fabel von eim Landsknecht, dem Sanct Peter drey wünsch erlaubet, vnd wie ers anleget, das sie jhm zů nutz kamen. S. 115^b—120^b.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 214 (vgl. die Anmerkung zu ebd. S. 42 Nr. 23); Merkens, Deutscher Humor alter Zeit S. 205. Im zweiten Theile ist es die mittelalterliche Legende vom König im Bade[48]), vielleicht angeregt durch H. Sachs' 'Comed. Julianus der keiser im bad' vom 29. September 1556. Zu dem S. 119 erwähnten 'Maienbad' vgl. Goedeke, Pamphilus Gengenbach S. 635 Anm. 10.

24. Von einem gůtten Abenthewrer, wie er einer Edlen Frauwen, auch der Magdt die Fulua rucket. S. 120^b—125^a.

Beim Schlusse dieses ausgelassensten der Schumannschen Schwänke hat sichtlich S. 124^b das bekannte lustige Missverständniss von der Reise des fahrenden Schülers nach dem Par(ad)ies eingewirkt. Auch hier mag Hans Sachs[49]) den Ausgang geboten haben.[50]) Schumanns Quelle ist jedenfalls eine ältere Novelle, die Urquelle wohl ein altfranzösisches Fabliau und H. Bebels Facetie 'Jocosum factum cuiusdam vetulae'.[51]) Vorgebildet ist die Geschichte

[47]) Bobertag im Archiv f. Litteraturgeschichte 6, 141, wo er sich in Bezug auf diese Nummer zweimal verzählt.

[48]) Bobertag im Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141; Goedeke² 2, 470.

[49]) III 3, 18; vom 5. October 1550.

[50]) Goedeke, Schwänke S. 240 Anm. führt zu der daselbst abgedruckten engverwandten Schnurre aus dem 'Rollwagen' (Frankf. 1590) Bl. 13 ff. an: Pauli, Schimpf und Ernst 463; Kirchhof, Wendunmut 1, 138; Frey, Gartengesellschaft 61.

[51]) vgl. Stiefel in Zeitschrift f. vgl. Litteraturgesch. N. F. 4, 440 bis 445; dazu noch Meland. Jocoser. 2, 209 ('zu Paradis studirt').

übrigens schon beim Stricker, Pfaffe Amîs V. 1029 f.[52]) Eine bisher unbeachtete Parallele zum Stoffe von 'der varend schuler im paradies' ist 'Das hergestellte Eheglück' bei J. Wenzig, Westslawischer Märchenschatz (Lpzg. 1857) S. 41.

25. Ein History vonn einem Pfaffen, vnd eines Heckers Weyb, wie er vmb sie bůlet, vnnd was jhm zu lohn warde. S. 125ª—130ᵇ.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 226. Eine scheinbar von der Heckerin erwiderte Liebelei eines Pfaffen geht durch die verabredete Dazwischenkunft des Ehemannes für ersteren jämmerlich aus. Diese Geschichte vom Pfaffen im Federfass hat nach Goedeke (s. ebd.) und Schnorr von Carolsfeld[53]) ihre Quelle in einem Meisterliede (MG. III 279) des Hans Sachs: vgl. Goedeke, Grundriss² 2, 419 Nr. 13, wo auch auf Fischart, Gargantua 45 hingewiesen ist. Nachgeahmt hat sie Langbein in 'Die schöne Jägerin'.[54])

26. Ein geschicht von dreyen jungen Gesellen, wie es jhnen auff der Bůlschafft gienge. S. 130ᵇ—133ª.

Ein in der älteren italienischen Novellistik beliebtes Thema, das auch Ayrer ('wie drey vermeinte Buhler, bey einer ehrlichen Beckin, übel angefahren, und schlecht, von ihren eigenen Weibern, darüber seyn tractiret worden') gekannt zu haben scheint.

27. Ein Historia von einem jungen Rytter, vnnd eines Königs Tochter, zwey liebhabenden. S. 133ᵇ—163ª.

'Die Episode von der Liebe zwischen Florens (bei Schumann Florius) und Marcebille aus dem in Salzmanns Übersetzung verbreiteten französischen Romane von Kaiser Octavianus.'[55])

28. Von zweyen Ehleüten, die stäts zancketen, vnnd die Fraw rhat suchet bey einer alten Zauberin, vnnd jhr geholffen warde. S. 164ª—169ᵇ.

---

[52]) Zu dessen Fassung vgl. Lambel, Erzählungen und Schwänke S. 14. Nachträglich sehe ich, dass Vilmar, Gesch. d. dtsch. National-Litt. S. 171 mir mit dieser Rückleitung zuvorgekommen ist und in Anm. 92 dazu eine kurze Entwicklung der Geschichte dieses Stoffes geliefert hat.

[53]) Archiv f. Litteraturgesch. 6, 628.

[54]) Ulrich ebd. 11, 554.

[55]) Bobertag ebd. 6, 140.

Abgedruckt bei Goedeke, Schwänke S. 95, wo Pauli Schimpf und Ernst 125 danebengestellt wird. Das am Schlusse genannte 'liedlein' 'Hast du mich genommen, so můst du mich haben' geigt auch der Bek bei Schumann I 5. Langbein hat diese seltsame stark romantisch-mystische Novelle als 'Die Wahrsagerin' nachgebildet.[56]) Goedeke[57]) bemerkt zu ihr: 'Auflösung eines Gedichtes mit stehen gebliebenen Reimen. Vgl. Grimms Mythol. zw. Aufl. 1153'.[58])

29. Ein auss dermassen schöne Hystoria, von einem König. welcher regieret in d'schönen Statt Nycomedis, von vngehorsam seins Sons, vnnd wie Gott den Son so jämmerlich straffet. S. 169ᵇ bis 195ᵃ.

Das Leitmotiv ist dasselbe wie in II 1 (s. o.). Die Quelle dieser romanartig angelegten Geschichte ist noch nicht ermittelt. Der König heisst Dioscorides, der böse Sohn Zorobabel.

Nachtrag (August 1892). Auf dem Kreisarchiv und auf dem Stadtarchiv zu Nürnberg ist über Schumann nichts zu finden.

Leipzig. Ludwig Fränkel.

Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried.

In den Hallischen Neudrucken Heft 81. 82 hat uns Golther neben dem Lied vom Hürnen Seufrid auch das jüngere Volksbuch nach der ältesten bekannten Ausgabe vom J. 1726 bequem zugänglich gemacht (S. 59—95) und in der Einleitung S. XXVIII f. die Frage nach der Entstehungszeit im gleichen Sinne beantwortet, wie Bobertag, Geschichte des Romans I 1, 170 f. und Scherer, Quellen und Forschungen 21, 25 f. Ich will die von Bobertag gegebene Datirung: Ausgang des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts durch weitere Beobachtungen begründen und zugleich einige untaugliche Stützen, welche andere beigebracht haben, be-

[56]) s. Ulrich a. a. O. 558.
[57]) Grundriss² 2, 470.
[58]) vgl. Archiv f. Litteraturgesch. 6, 141, wo falsch Nr. 29 gezählt wird.

seitigen. Es wird aber für die Beurtheilung des Werkchens von Nutzen sein, dem Verfasser auch von andern Seiten als nur der chronologischen etwas näher zu treten.

Der Urheber der Prosaauflösung[1]) war zunächst Protestant. Er ersetzt u. a. an der der Str. 30 entsprechenden Stelle die Anrufung der 'reynen magt Maria' durch ein gut evangelisches Gebet (S. 65 m), in dem die Stelle 'nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem theuren Blut erlöset' geradezu dem 'Was ist das?' des 2. Artikels im Lutherkatechismus entlehnt ist. Er bedient sich wiederholt biblischer Wendungen in Luthers Fassung, so gewiss auch S. 75 u: 'Hebe dich fort, du nichtswürdiger treuloser Bösewicht', wo eine Reminiscenz an die Versuchungsscene (Matth. 4, 10. Luc. 4, 8) vorzuliegen scheint. Und wie Katechismus und Bibel, so citirt er schliesslich auch das Gesangbuch; denn schwerlich wird ihn die Strophe selbst zum Verfasser haben, die er S. 80 m einschaltet:

> O Gott, weil ich zum Streite geh,
> Mit Deiner Stärcke mir beysteh,
> Bey meinem Streit und Krafft (!) auch sey,
> So werd ich von dem Drachen frey.

Oder wenn er sie eigens für diesen Zweck zusammengereimt hat, so schwebte ihm doch eine der geläufigsten geistlichen Melodien vor, etwa die von 'Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort' oder 'Wir danken dir, Herr Jesu Christ'. Diese einfachste Strophenform ist gerade im 17. Jahrhundert auch die am meisten verbreitete: beispielsweise sind unter den Liedern 1—60 des Braunschweigischen Gesangbuchs von 1686[2]) nicht weniger als 14 darin abgefasst. Dass der Verfasser mit den kirchlichen Institutionen und der Ausdrucksweise der Katholiken wenig vertraut war, beweist er auch S. 87 u, wo er den Ritter Siegfried und die schöne Florigunda in der 'Haupt-Kirche' zu Worms von dem 'Bischof' von Mainz 'copuliren' und trauen lässt. Auch auf geographische Ent-

[1]) Da Golthers Abdruck keine Zeilenangabe hat, so citire ich seine Seiten mit m(itten), o(ben), u(nten).

[2]) Warum ich gerade dieses nachgeschlagen habe, erklärt der nächste Absatz.

fernung des Autors vom Schauplatz der Geschichte lässt dieser Satz schliessen.

Und in der That: der Verfasser war ein Norddeutscher, ein Niedersachse. Er braucht S. 63u 'Telgen oder Aeste', also ein Wort, das nur auf mitteldeutschem (zelge) und niederdeutschem Boden vorkommt, eben in plattdeutscher Form; er kennt 'Thal' als Masculinum: 'weiset ihn in einen finstern Thal' (S. 74m), was für einen niederdeutschen Autor (vgl. Schiller-Lübben s. v.) nichts Auffallendes hat, aber freilich auch bei ostmitteldeutschen Schriftstellern (z. B. Fleming, Günther) vorkommt und noch Campe (s. v.) 'in manchen Gegenden' bekannt war; er genirt sich nicht einmal, eine Wendung anzubringen wie S. 86o 'dass ich mich vor die Kerls fürchten sollte'. Wenn bei ihm das Gebirge erschüttert, als ob es 'in einen Hauffen' fallen wollte, S. 78o, ja wenn wiederholt das Blut 'Hauffen-weise' (S. 72m. 73u) fliesst, so erinnern wir uns der niederdeutschen Wendungen 'to hope', 'bi hopen' u. a., die diesen auffälligen Sprachgebrauch zur Genüge erklären. Das Adj. resp. Adv. 'steiff' ist jedesfalls von Niederdeutschland ausgegangen, die Wendung 'sich steiff und feste einbilden', die hier (S. 88u) auffallend früh begegnet, macht entschieden einen norddeutschen Eindruck. Und so noch einiges: das Verbum 'sparteln' = zappeln, sich spreizen (S. 91m) belegt Schambach, Göttingen-Grubenhagensches Idioticon S. 203: das wie ein Adj. gebrauchte 'bestand' (S. 70u. 76m), eine Bildung wie 'behende', 'zufrieden', kennt das DWB. nur aus dem Niedersachsen Christ. Knittel. Auch Name und Begriff der 'Haupt-Kirche' (S. 87u) dürfte nur in Niederdeutschland bezeugt sein, wo zwar nicht 'Dom', aber doch 'Münster' fremd scheint. Einen bestimmten localen Anhalt habe ich daraus freilich nicht ermitteln können, und so bleibt als einziger, aber gewiss schwerwiegender, die Umwandlung des 'Odenwaldes' der Quelle (Str. 178) in einen 'Ockerwald' (S. 93u). Das scheint doch mit einiger Bestimmtheit auf die Gegend nördlich des Harzes zu weisen, und wenn nun Braunschweig, die Ockerstadt, der Druckort unserer ältesten Ausgabe ist, so liegt es nahe genug, dort auch den Verfasser zu suchen. [Oder etwa in Wolfenbüttel,

das am gleichen Flusse oberhalb liegt? In seiner nächsten Nähe giebt es einen 'Oderwald' (!), und die dortige Marienkirche wird, wie mich W. Seelmann belehrt, auch 'Hauptkirche' genannt, während diese Bezeichnung in Braunschweig zu fehlen scheint.]

Wird diese Wahrscheinlichkeit zugestanden, so gewinnt die Thatsache an Bedeutung, dass Schottelius in der 'Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache' (Braunschweig 1663) S. 279 das Wort 'Nebelkapp' nur 'bey den alten Teutschen Dichteren und Poeten, als im Heldenbuche, Hůrne Seufried und anderen' kennt; die Prosaerneuerung, in der der Ausdruck wiederholt begegnet (S. 74 u. S. 75 m), war offenbar noch nicht erschienen. Dies Zeugniss ist aber auch das einzige, das wir für den terminus post quem verwerthen können, und der ante quem ist vorläufig nur durch das Jahr der Ausgabe, 1726, zu fixiren [vgl. hierzu den Nachtrag]. Alles, was Scherer und Golther sonst beibringen, ist hinfällig. Es ist richtig, dass Grimmelshausen im 2. Theile des 'Wunderbarlichen Vogelnests' den 'Hürnen Seyfrid' des Liedes im Auge hat[3]) (Golther S. XXIX): das wird bestätigt durch 'Dietwalt und Amelinde' (Nürnberg 1670) S. 12, wo bei einem Hoffeste Chlodwigs u. a. auch 'von Wormbs König Gibig und seine Tochter Grimhild' erscheinen — nicht der 'Gibaldus' und die 'Florigunda' des Volksbuches. Aber die etwaige Existenz eines bald nach 1663 in Braunschweig erschienenen Büchleins könnte doch wahrlich nicht damit widerlegt werden, dass es dem Autor des Simplicissimus in seiner oberländischen Abgeschiedenheit bis 1673 verborgen blieb? — Und ebenso wenig lässt sich mit dem Zeugniss anfangen, welches Scherer und Golther auf Grund der Deutschen Heldensage (3. Aufl. S. 367) einer Schrift des Augsburgischen Arztes Joh. Christ. Ettner (vgl. DWB. 1, XXXI) entnehmen. Zunächst ist Scherer S. 26 dahin zu berichtigen, dass das Citat 'Drachenschmaltz des gehörnten Seyfried' nicht aus 'Dess Getreuen Eckharts unwürdigem Doctor' von 1697, sondern aus 'Dess Getreuen

[3]) Ebenso wie Logau und Schuppius an den DWB. IV 2, 1823 s. v. 'hornen, hörnen, hörnern' citirten Stellen, die (auch in der 3. Aufl.) der Deutschen Heldensage fehlen.

Eckharts Medicinischem Maul-Affen' stammt; Golther aber dahin, dass dies Werk, der Vorläufer des 'Unwürdigen Doctors', bereits 1694 erschien und nur zufällig in der Deutschen Heldensage in einer Ausgabe von 1719 benutzt worden ist; das DWB. 1, LXXIII führt die editio princeps richtig an. Nach der Auffassung beider Gelehrten soll nun der Ausdruck 'gehörnter Seyfried' bei Ettner entschieden auf das Volksbuch hinweisen, für das wir also mit meiner Correctur das Jahr 1694 als spätesten Termin erhielten. Ich muss das entschieden bestreiten. Das Part. 'gehörnt', das der Verfasser des Volksbuches z. B. S. 64o abwechselnd mit 'hörnigt' in der Bedeutung 'cornea cute indutus' gebraucht und das erst später von Illustratoren u. a. als 'cornutus' missverstanden worden ist, wurde zu jener Zeit, ehe sich die festen Bedeutungsnüancen unserer lebenden Sprache für 'hornen, hörnern — hornig — gehörnt' herausgebildet hatten, nicht nur von der Mehrzahl der Leser richtig verstanden, sondern ebenso gut auch von andern Autoren angewendet. Ettner hat nach eigenem Sprachgebrauch den 'hürnen Seyfried' in einen 'gehörnten Seyfried' umgesetzt — nicht in den 'gehörnten Siegfried' des Volksbuches! Das ist aber um so beachtenswerther, als Ettner den Namen 'Siegfried' anderweitig kennt und für einen der Söhne seines Helden Eckhart verwendet.[4]) Wenn also aus dem obigen Citat ein Schluss gezogen werden soll, so ist es doch nur der, dass Ettner den Helden mit der Hornhaut unter dem Namen Seyfried, also aus dem Liede, nicht aus der Prosa kannte. Man darf nicht einmal annehmen, dass er die Identität der Namen Seyfried und Siegfried erfasst hatte, ebenso wenig wie die Einsetzung der alten und etymologisch verständlichen Form durch den Verfasser des Volksbuches etwas anderes als ein kecker Coup war. Ihm verdanken wir es aber geradezu, dass wir den Lieblingshelden der deutschen Sage heute nicht 'Seyfried' nennen, wie das 16. und 17., und auch nicht 'Sîfrit', wie das 12. und 13. Jahrhundert. Freilich einen Vorgänger hatte er: Moscherosch, der im A la

[4]) Übrigens in einer Weise, die keine Anspielung auf die Heldensage enthält: Ettner braucht auch sonst mit Vorliebe deutsche Namen wie Gotthart, Burghart, Adelbrecht, Ehrenfried u. s. w.

Mode Kehrauss der bekannten 'Teutschen Heldenschaar' auch den 'Hürnin Siegfried' zugesellt, ohne aber zunächst (vgl. die Stellen aus Logau und Schuppius Anm. 3) mit dieser Namenänderung durchzudringen.

Unsere Feststellung des terminus post quem erhält eine gute Stütze durch die Prüfung des Wortschatzes: das Volksbuch bietet eine ganze Anzahl Vocabeln und besonders Fremdwörter, die zum Theil während des dreissigjährigen Krieges aufgekommen zu sein scheinen, zum Theil in den Lexicis erst noch später belegt sind. Da ich nicht über eigene Sammlungen verfüge und mich mit dem begnügen muss, was die Wörterbücher bieten, so kann ich hier natürlich nur einen allgemeinen Eindruck erzeugen, während Einzelheiten immerhin bestreitbar sein mögen.

S. 64o wird ein Modewort ausdrücklich als solches bezeichnet: 'Cavallier (wie man itzo redet)'; bei Grimm und Weigand geben A. Gryphius und Grimmelshausen die frühsten Belege. Grimmelshausen ist im DWB. ferner der älteste Gewährsmann für 'Camerad' (S. 77u), 'caput' (S. 86m), 'ausmundieren' (S. 62m); für 'wohlausstaffiert' (S. 84m) gehn die Belege bis auf Schweinichen zurück, 'Comitat' (S. 70m) mag leicht ebenso lange im Brauch sein; 'Consens' dagegen schreibt Weigand (ohne Beleg) erst dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu und 'copuliren' (S. 87u) kennt das DWB. erst aus dem 'Cavalier im Irrgarten der Liebe' (1738). 'Morast' (S. 86u) in dieser Form gehört der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an: Stieler (1691) kennt es, während Schottel (1663) noch die ältere Form 'Morasz' giebt.

Auch ein paar auffällige Wörter und Wendungen kommen vor: 'das Garaus spielen' (S. 72u) finden wir im DWB. zufrühst aus Othos 'Krankentrost' (1664) belegt, für 'eine gute Ecke' (= Strecke) steht dort der erste Beleg aus d. J. 1680; 'die Lebens-Geister' im modernen Sinne (= Lebenskraft) bezeugen erst Chr. Weise (1673), Butschky (1677) und Riemer (1681).

Die Treue, mit der die nächstfolgenden Drucke den Wortlaut des ersten bewahren, macht es von vorn herein unwahrscheinlich, dass all diese modernen Ausdrücke erst nachträglich eingeschmuggelt seien; und zudem bestätigen sie ja nur eine von vorn herein wahrscheinliche Ansetzung.

Die litterarische und stilistische Bildung des Verfassers genau zu umgrenzen reichen meine Lektüre und meine hiesigen Hilfsmittel nicht aus. Ausdrücklich angeführt werden nur Volksbücher, und sie werden ihm in der That für die sprachliche Form und die Zusätze Vorbild und Darlehen geboten haben; genannt werden im Prolog der 'Wigalois' und auf S. 66 f. 'Kaiser Octavian', Warbecks 'Magelone' und ihre Umbildung durch Schumann ('Christopher von Mumpelgart'), 'Herpin' (= 'Weisser Ritter'), 'Hug Schapler', 'Pontus und Sidonia'. Die eine der beiden eingeschobenen Episoden, der Kampf mit den 'dreyzehn Mördern' S. 85 f. sieht aus, als sei sie aus dem Volksbuch von 'Olwier und Artus' entlehnt, wo ein ähnlicher Kampf mit 'zwölf Räubern' stattfindet; einen Kampf mit 'fünf Mördern' kennt auch Grimmelshausen im 'Dietwalt'. Siegfrieds Sohn 'Löwhardus' ist in der Weise wie 'Hagenwaldus' aus 'Hagen' dem Sohne Herpins 'Löw' nachgebildet.[5]) Im übrigen sind diese Namenbildungen wie Egwald(us), Gibaldus, Egwardus, Ehrenbertus, Walbertus, Florigunda und anderseits Wulffgrambähr recht charakteristisch für die Barockzeit, die im Haschen nach dem Effectvollen auch beim germanischen Namenmaterial gern eine Anleihe macht, sich dabei aber selten mit den überlieferten echt deutschen Formen begnügt und zwischen Latinisirung und Deutschthümelei hin und her schwankt. Auch hierin huldigt der Verfasser des Volksbuchs der Geschmacksrichtung, die nach dem dreissigjährigen Kriege zur Geltung gelangt war und für die ich aus der Zeit vor Lohensteins Arminius nur drei Werke anführen will. Zunächst Bucholtzens (des braunschweigischen Superintendenten) 'Herkules und Valiska' (1659) mit dem lehrreichen 'Nahmenzeiger über den Christlichen Teutschen Herkules' (S. 21 ff.), in dem die zum Theil neugebildeten Namen auf — wald, — ward, — bert, — gund eine grosse Rolle spielen —

[5]) Wenn sich Golther S. XXVI durch den Löwhardus an den Leufried in Wickrams 'Goldfaden' erinnert fühlt, so liegt hier wohl vielmehr eine Reminiscenz an Scherer S. 56 vor, wo Leufried und Seufried zusammengebracht werden.

neben Herkules, Ladisla, Valiska! Sodann Hofmanswaldaus Heldenbriefe (1663 verfasst, 1680 erschienen) mit den schönen Pseudonymen Tugenand und Zuchtheimine, Holdenreich und Adelinde. Schliesslich Grimmelshausens öde Compilation 'Dietwalt und Amelinde' (1670) mit dem Verzeichniss 'Uralter teutscher Namen, so hierin bald teutsch bald latein gegeben werden'.

Das Volksbuch vom Gehörnten Siegfried steht in der Mitte zwischen den alten Volksbüchern des 16. Jahrhunderts, auf die es sich mehrfach beruft, und den neuen Heldenromanen des ausgehenden 17., von denen es in Stil und Tendenz manches aufgenommen hat. Es feiert einen 'christlich teutschen' Helden, wie ihn auch Bucholtz dem Amadis gegenüberstellte, und es könnte recht gut eine 'anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung' im Sinne Grimmelshausens genannt werden. Vor beiden hat es den Vorzug der Anspruchslosigkeit.

Der dreissigjährige Krieg hat für keine andere Litteraturgattung eine ähnlich verhängnissvolle Bedeutung gehabt, wie für die erzählenden Volksbücher. Darf man sich an die bibliographischen Angaben Goedekes halten, so ist eine ganze Reihe von ihnen in dieser Zeit dauernd aus der Lektüre verschwunden, nur ganz wenige haben in dem Menschenalter zwischen 1620 und 1650 überhaupt eine neue Auflage erlebt, mehr als éine solche war selbst den beiden meistgelesenen nicht beschieden: den 'Sieben weisen Meistern', welche bis dahin 30, und Paulis 'Schimpf und Ernst', das gar schon 44 Drucke aufzuweisen hatte. Eine Ausnahme macht einzig und allein — und auch das ist bezeichnend — der Tractat vom 'Ewigen Juden' (Goedeke 2^2, 570). Nach dem Kriege regt sich auch hier die Verlagsthätigkeit aufs neue, und jetzt erst erscheinen die alten z. Thl. kostspieligen Werke in handlicher Form und zu billigem Preise, erst jetzt werden sie zu dem, als was sie in neuerer Zeit das Interesse zunächst der Romantiker erregt haben, zu wirklichen Volksbüchern. Leute von höherer litterarischer Bildung hatten sich inzwischen von ihnen abgewendet, wie die von Goedeke 2^2, 244 f. aus Moscherosch und Rist angeführten Stellen deutlich beweisen.

In den 50er, 60er und 70er Jahren erschienen auch von den meisten alten Romanen, welche unser Autor citirt. neue Volksausgaben, so vom Wigalois (Nürnb. 1653. 1664), Kaiser Octavian (Nürnb. 1675), Magelone (Nürnb. Endter o. J.), Pontus und Sidonia (Nürnb. 1656), Herpin (Hamb. 1659). Der seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts gänzlich verschollene Herzog Ernst wurde gegen 1700 (Goedeke 1 ², 342) wieder hervorgeholt, der Doctor Faust fand in Nic. Pfitzer (1674) einen umständlichen Erneuerer und um eben die Zeit, da der Gehörnte Siegfried entstand, auch einen Bearbeiter für den Jahrmarktstisch. Ein wirklicher Meister volksthümlicher Erzählungskunst aber erstand in dem Capuzinerpater Martin von Cochem, aus dessen History-Buche von 1687 Hirlanda und Genovefa bis heute fortleben.

Der Christlich-Meynende war ein Obersachse, der Verfasser unseres Werkchens ein Niedersachse, beide Protestanten; und so eng ihr Gesichtskreis, so ärmlich ihre Darstellungsgabe ist, es bleibt immerhin bemerkenswerth, dass das protestantische Deutschland gerade diesen beiden Helden für die Volkslitteratur ihr Gewand gegeben hat: Faust und Siegfried.

Nachtrag. Während sich diese Abhandlung im Druck befand, erhielt ich Boltes auf wahrhaft beneidenswerthe Gelehrsamkeit gegründete Untersuchung über das Märchen vom Tanze des Mönches im Dornbusch (Festschrift zum 5. Neuphilologentage, Berlin 1892) und entdeckte in der hier (S. 21 des Sonderabdrucks) besprochenen Schwanksammlung 'Der Geist von Jan Tambaur' o. O. u. J., deren Einband in dem Berliner Exemplar die Jahreszahl 1692 trägt, einen wichtigen Anhaltspunkt für die zeitliche Begrenzung der Siegfriedsprosa. Denn es ist nicht ganz genau, wenn Bolte a. a. O. sagt, der Erzähler spiele im Eingang des Schwanks vom Knecht Treurecht 'auf das Lied vom hürnenen Siegfried an'. Bolte druckt S. 70 ff. die vollständige Erzählung ab, und da ergiebt sich etwas recht Merkwürdiges. Stellen wir einander gegenüber die Eingänge

des Volksbuchs:

Um die Zeit, da der theure **Held** und Ritter, Herr Wigo-**leiss** . . . lebete, wohnete in den **Niederlanden** ein König, mit **Nahmen** Sieghardus, derselbe **zeugete** mit seiner Gemahlin **einen** einigen Sohn, genannt **Siegfried**, was derselbe vor Eben-**theuer** und Gefahr ausgestanden, **werdet** ihr hernachmahls hören.

des 'Knecht Treurecht':

Um die Zeit, als der theure Held Siegfried lebte, der den grossen Riesen Kuperan getödtet, wie auch einen ungeheuren verfluchten Drachen umgebracht und dadurch eines Königes Tochter Krynhulde ihre Ehre und Leben errettet hatte, um diese Zeit, sage ich, wohnete in dem Elsass ein frommer Mann, der hiess Guthan; dieser bekam mit seinem Weib einen Sohn, den nennete er Treurecht.

so springt es alsbald in die Augen, dass der Schwankdichter hier den Eingang des prosaischen Siegfriedbuches im Sinne hatte: Gedanke und Ausdruck sind allerdings wenig charakteristisch, aber wie sollte dem Erzähler sonst gerade der 'Held Siegfried' — und in dieser Schreibung — in die Feder gekommen sein?! Anderseits aber sind in dem auf uns gekommenen Volksbuche die Namen Kuperan und 'Krenhulde' durch Wulffgrambähr und Florigunda verdrängt. Der nächstliegende Schluss, zu dem man auf andern Gebieten sofort greifen würde, wäre gewiss der: es hat eine ältere Redaction des Volksbuchs gegeben, welche die ursprünglichen Namen des Liedes noch beibehielt. Ich glaube das aber nicht, denn die Umwandlung der Namen ist so ganz im Stil und Geiste unseres Werkchens, dass sie mit dessen Entstehung gleichzeitig sein muss. Ich ziehe also die andere Erklärung vor, dass der Autor des Knecht Treurecht die Siegfriedssage aus dem Lied kannte und später noch das Volksbuch kennen lernte: dessen Eingang hat sich ihm eingeprägt, während er den Namenvertauschungen keine Beachtung schenkte. Die Zeugnisse für die Bekanntschaft des Liedes reichen ja auch anderweit bis ins letzte Drittel des 17. Jahrhunderts hinab. Wir haben also jetzt als chronologischen Rahmen die Zeit von 1663 bis 1692.

Marburg i. H. Edward Schröder.

H. P. Sturz in Giessen.

Max Koch hat in seiner verdienstvollen Schrift über Sturz urkundlich festgestellt, dass dieser zuerst die Jenaer Hochschule besuchte, auf welcher er am 14. Mai 1753 immatriculirt wurde, und dass seine Immatriculation zu Göttingen am 20. October 1755 erfolgte. Seinen Aufenthalt auf der letztern Hochschule lässt er aber zwei Jahre zu lange dauern; dieser beschränkte sich auf ein Halbjahr. Seine Angabe, Sturz sei in Giessen, auf der darmstädtischen Landesuniversität, am 19. März 1758 immatriculirt worden. ist irrig; er hatte sie vom Universitätssecretariat in Giessen erhalten. Von welcher Seite auch die Verwechslung ausgegangen sein mag, sowohl Jahr als Monat ist irrig. Nach den genauesten Mittheilungen, die ich Prof. Buchner in Giessen verdanke, wurde Helffrich Peter Stürz, wie er auch hier heisst, am 19. Mai 1756 immatriculirt, nachdem er drei Jahre auf ausländischen Hochschulen studirt hatte, wonach er also zwei Jahre länger in Giessen weilte, als Koch annimmt, nach welchem er höchstens ein Jahr in Giessen gewesen sein würde. So würde denn seine Studienzeit in Giessen viel bedeutender sein, als die zu Göttingen, auf welche Koch den Hauptnachdruck legt. Diese Berichtigung ist auch in Bezug auf die Studiengenossen wichtig, die Sturz in Giessen fand. Der noch sehr junge talentvolle Giessener Höpfner war schon Ende 1755 immatriculirt worden, doch ist es wenig wahrscheinlich, dass Sturz diesen kennen lernte. Dagegen wird er mit zwei im Herbste 1757 immatriculirten Darmstädtern um so näher bekannt geworden sein, als diese Schulgenossen seines Bruders waren, der mit ihnen die Hochschule bezog. Am 17. October finden sich eingetragen Hellfrich Bernhard Wenck, der Sohn des Gymnasialdirectors, und Johann Heinrich Merck, am 19. Sturzs Bruder, Ernst Friedrich Christian. Im Frühjahr 1758, am 22. Mai, wurde der Darmstädter Ludwig von Schrautenbach in Giessen immatriculirt; es ist der am 26. December 1740 geborene Ludwig Balthasar von Weitolsheim genannt

Schrautenbach, der Vetter des viel bedeutendern Ludwig Karl. Unter den sonst in den Jahren 1757 und 58 immatriculirten elf Darmstädtern ist keiner von Bedeutung. Mercks älterer Halbbruder kam nur nach Giessen, um als Mediciner zu promoviren. Im folgenden Jahre machte der Krieg den Aufenthalt in Giessen so unsicher, dass nur éin Darmstädter (am 4. März) immatriculirt wurde. Die Hochschule verödete ganz. Merck ging im Frühjahr nach Erlangen, Sturz kam als Secretär des kaiserlichen Gesandten Baron Widmann nach München. Da Sturz längere Zeit, als Koch annahm, in Giessen weilte, so dürfte es wohl auch wünschenswerth sein zu wissen, welche Lehrer er daselbst hören konnte. Da treffen wir als besonders geschätzt den Darmstädter Andreas Böhm als Professor der Logik und Metaphysik, dann den Giessener Ernst Thom, der über Moral und Naturrecht las, Franz Justus Kortholt als Rechtslehrer, Ludwig Gottfried Mogen als Professor der Geschichte. Auch kam der Jurist Johann Christoph Koch im Jahre 1758 als Professor von Jena nach Giessen.

Köln. Heinrich Düntzer.

Ältere Lesarten in Schillers 'Macht des Gesanges'.

Goedeke verdanken wir die Mittheilung einer Äusserung W. v. Humboldts über Schillers Lied 'Die Macht des Gesanges' in einem Briefe an Schiller; sonderbar verkennt er, dass sie sich auf dieses Gedicht beziehe, und zwar auf dieselbe Stelle, von welcher schon in einem frühern Briefe die Rede gewesen war. Humboldt bemerkte: das einzige Wort, das er aus dem wundervoll schönen Gedichte wegwünsche, seien die *Mören*; es klinge fatal und sei den meisten unverständlich; auch seiner Frau würde er durch die Änderung einen Gefallen thun. Schon Viehoff hat bemerkt, dass hiernach Str. 2, 1 ursprünglich auf *Mören* geendet, und demnach auch der Reimvers mit dem darauf folgenden anders gelautet haben müsse; in V. 3 habe wohl

das Reimwort *hören* gestanden, V. 4 mit *Und* begonnen. Der erstere schloss wohl *Töne hören*, im zweiten hiess es *Und seinem Zauber*. Schiller brachte die *Mören* weg, wofür ihm Humboldt, auch im Namen seiner Frau, dankte, aber seine Änderung war nicht die jetzige Fassung (mit den Reimworten *Wesen* und *lösen*). Sie schien Humboldt noch nicht ganz glücklich. In der von seinem Schreiber gemachten Abschrift des Humboldtschen Briefes heisst es weiter: 'Nicht bloss, dass *herschwimmen* nicht besonders angenehm ist, habe ich gegen *entrinnen* noch mehr einzuwenden. Vorher war in den zwei Versen ein Gegensatz, die Macht und der Zauber des Dichters, jetzt ausserdem der neue des Entrinnens oder Widerstehens und beide sind nun, dünkt mich, zu enge zusammengeschoben'. Hiernach ist es unzweifelhaft, dass nach dieser Änderung V. 3 f. lauteten:

> Wer kann des Sängers Macht entrinnen,
> Wer seinem Zauber widerstehn?

während ursprünglich der erstere mit *Töne hören* schloss. Was aber fangen wir mit dem abgeschmackten *herschwimmen* an? Da der Reim zeigt, dass das Wort auf *innen* geendet haben muss, so ergibt sich das Richtige von selbst, es muss *Herscherinnen* lauten. Schiller hatte also im Verse: 'Verkündet mit *den furchtbarn Mören*' geschrieben *den Herrscherinnen*. Zuletzt setzte er mit Benutzung des ursprünglichen *furchtbarn* das jetzige *mit den furchtbarn Wesen*, V. 3 statt *Macht entrinnen* des Reimes wegen *Zauber lösen* und V. 4 *seinen Tönen* statt *seinem Zauber*. Solche Mühe machte die Wegschaffung der *Mören*! Humboldts Anstoss an *Herrscherinnen* war gegründet, dagegen sein anderes Bedenken gegen die zweite Fassung ohne Bedeutung, ja es beruhte auf einer sonderbaren Vorstellung, da der Dichter nur zwei verschiedene bildliche Ausdrücke gewählt und zu *Macht* und *Zauber* das entsprechende Zeitwort sich von selbst ergeben hatte.

Köln. Heinrich Düntzer.

Uhlands 'Der Wirthin Töchterlein'.

Dass Uhlands allbekannte Ballade: 'Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein' (gedichtet am 24. December 1809) sich an ein Volkslied anlehnt, hat schon P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen 1879 S. 105 f. gesehen. Er führt die 1808 in Des Knaben Wunderhorn 2, 200 (= 2, 298 Ausg. v. Birlinger und Crecelius) gedruckte Erzählung[1]) 'Es kamen drey Diebe aus Morgenland' und ein schlesisches Lied[2]) 'Es ritt ein Ritter wol über den Rhein' (Hoffmann und Richter, Schles. Volkslieder Nr. 14) an. Der Anfang stimmt freilich beidemal zu Uhlands Dichtung, der Verlauf aber ist völlig verschieden. In dem einen Liede wird die Ermordung der Wirthstochter durch drei Räuber berichtet, die der Mutter einen Schlaftrunk eingegeben haben, in dem andern erkennt der Ritter, welcher im Wirthshaus einkehrt, in der Magd seine Schwester.

Noch nähere Verwandtschaft mit Uhland zeigt ein derbübermüthiges Lied, von dem Boxberger im Archiv f. Litteraturgeschichte 11, 175 f. zwei Recensionen nach fliegenden Blättern aus Arnims Nachlass veröffentlicht hat. Das eine beginnt: 'Es reisen drey Pursche wohl über den Rhein', das andre: 'Marschieren drey Soldaten wohl über den Rhein'. Im Wirthshause begehren sie die Liebe der Tochter, die die Mutter ihnen versagt, weil sie noch zu klein sei, worauf das Mädchen Einspruch erhebt. Dies Lied ist auch schon im vorigen Jahrhundert nach Holland gedrungen und lautet dort folgendermassen:

Een Zamenspraak, gehouden tusschen een Zoldaat,
Moeder en Dogter.

Op een aangename Vois.

1. Daer voeren drie Soldaeten al over den Rhijn,
Roeze moeze, vieze vaze, bom bom bom,

1) Über andre Fassungen vgl. L. Parisius, Deutsche Volkslieder in der Altmark gesammelt 1879 S. 60 zu Nr. 18; ferner Peter, Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien 1, 207. Zurmühlen, Des Dülkener Fiedlers Liederbuch Nr. 21. Alemannia 4, 288. 8, 60.

2) Vgl. Uhland, Schriften 4, 128. Parisius S. 23 zu Nr. 6.

En zy vroegen aen een Vrouw Moeder allein.
Lang is de Winter, rond is de sifferkorf siffer, Als een Jagershoorn,
Rou op strou, rou op de bou, rou de joek joek,
Roeze moeze, vieze vaze, bom bom bom.
2. 'Vroeg Moeder, tap jy der geen Bier of Wijn?
En zo geeft ons maer jou Dogter allein!'
3. 'Mijn Dogterlein die is nog veel te klyn
En zy slaept 'er nog wel een jaer allein.'
4. 'Och Moeder, ik ben nog niet te klyn
En ik heb 'er geproeft van onze Knegt.'
5. 'Hebt gy 'er geproeft van onze Knegt,
Dan bent gy een Hoer, als ik 'er wel dogt.'
6. 'Van het Hoeren geslagt en ben ik niet,
Maer een braeve Zoldaet die verzeg ik niet.
7. Brave Soldaten die dragen een degen,
En al waer zy de Hoeren de pokkel mee smeeren.'

De Amsterdamsze Gaare-Keuken, Met den Blyhertigen Op-disser. t'Amsterdam By S. en W. Koene, Boekdrukkers op de Lindegragt. o. J. (um 1790) 8°, S. 48 f. (Berlin Zf 7562, 4).

Berlin. Johannes Bolte.

Merians Bericht über Schilda.

E. Jeep führt in seiner Schrift Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers S. XIII f. sowie in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht 5, 357 als ältestes Zeugniss für die traurige Berühmtheit Schildas eine Stelle aus Zeiller-Merians Topographia Superioris Saxoniae, Frankfurt 1650 [S. 157] an. Dieselbe lautet folgendermassen: 'Es seyn die von Schilda (gleich wie die von Hirschau in der Obern Pfaltz) wegen ihrer einfältigen, lächerlichen Thaten, so man von ihnen begangen zu sein erzehlet, vor Jahren berühmt gewesen; das 30jährige Kriegeswesen hat dieses Städtlein auch sehr betroffen, indem es damahls abgebrandt worden. jetzund aber ist es gäntzlich sambt dem Rathhausz wiedergebauet'. Als ich die Stelle in zwei Exemplaren der Tübinger Universitätsbibliothek nachschlug, die ebenfalls auf dem Titel die Jahreszahl 1650 tragen, vermuthlich also die gleiche, auch von Jeep benutzte Ausgabe repräsentiren, war

ich erstaunt [S. 166] folgenden Eintrag zu finden: 'Es seyn die von Schilda, wie auch die von Hirschau in der Obern Pfaltz, vor Jahren berůhmbt gewesen, nicht wissend, woher der Anfang eygentlich kommen seyn mag vnd ob auch die Sachen also sich verlauffen haben. Jetzt soll dieses Ståttlein Schilda abgebrant da liegen'. Weitere Nachforschung, bei der mich Prof. Steiff in Stuttgart freundlichst unterstützte, ergab, dass es von sämmtlichen Bänden der Topographia Germaniae Meriansche Nach- bezw. Neudrucke giebt, welche meist den erborgten Titel der Originalausgaben haben und also scheinbar demselben Jahre wie letztere angehören. In unserm Fall ist Jeeps Citat einem Neudruck entnommen, der auch sonst bei vielen Artikeln Nachträge aufweist, ja gelegentlich ganz neue Artikel wie z. B. Apolleda, Artern, Augustusburg u. a. bietet. Dieser Neudruck kann, falls ich nichts übersehen habe, jedesfalls nicht vor 1684 veranstaltet sein, da dieses Jahr wiederholt (S. 8. 162) im Texte erwähnt wird. Übrigens ist auch der Wortlaut 'vor Jahren berůhmbt' in der Originalausgabe von 1650 kaum anders als in ironischem Sinne zu fassen und zwar wegen der Zusammenstellung Schildas mit Hirschau, von dem es in der Topographia Bavariae 1644 S. 123 heisst: 'Hirschaw in der Obern Pfaltz, so von vielen für ein Ståttlein, von etlichen aber nur vor einen Marcktflecken, so aber vor dem jetzigen Krieg wol erbawet gewesen, gehalten wirdt. Ist bekandt wegen etlicher Fabeln vnd abenthewrlichen Thaten oder Eulenspieglischen Possen, so den alten dieses orths Einwohnern etwan angedichtet vnd zugemessen worden. Ligt zwo Meilen von Sultzbach auff Waithausen vnd Bőheim zu. Vnnd ist der Zeit Chur-Båyerisch. Anno 1648 hat diesen Ort der General Kőnigsmarck eingenommen, wie in tomo 6 Theat. Europ. stehet'. Die Jahreszahl 1648 zeigt, dass es sich auch hier um einen Neudruck handelt; die Originalausgabe von 1644 war mir leider nicht zugänglich. Im Nachdruck der sächsischen Topographie ist das nicht so ohne weiteres verständliche 'berühmbt' näher motivirt, falls die Begründung nicht zufällig bei Drucklegung der ersten Ausgabe ausfiel, sodann der Wiederaufbau des Schildaer Rathhauses mit Rücksicht auf das litterarische Pasquill be-

sonders hervorgehoben. Beiläufig sei erwähnt, dass auch bei Schöppenstedt in Merians Braunschweig-Lüneburgischer Topographie (1654 S. 187) der 'genius loci' citirt wird.

Tübingen. Philipp Strauch.

Chamissos 'Sterbende'.

Chamissos Gedicht 'Die Sterbende' (Hempel 1, 210), dessen Entstehung ins Jahr 1822, das Todesjahr E. Th. A. Hoffmanns, fällt, scheint durch diesen angeregt zu sein. Die letzten Strophen lauten:

Vergieb mir Gott in deiner Huld,
Vergieb Gemahl mir meine Schuld!
Ich klag es an in bittrer Reu;
Weh mir, ich brach geschworne Treu! —

Vertrauen ist Vertrauen werth!
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach ich dir kund in deiner Noth:
Du stirbst am Gift, das ich dir bot,

Damit vergleiche man in Hitzigs Hoffmannbiographie (Bd. 2, 288) die Stelle unter den Mittheilungen aus dessen 'Notatenbuch für das letzte Jahr seines Lebens', welche heisst: 'Eine Frau, die in der Todesnoth dem Mann gesteht, dass sie ihm untreu gewesen. Darauf der Mann: ein Vertrauen ist des andern werth; eben weil du mir untreu gewesen, darum stirbst du an dem Gift, das du von mir bekommen'.

Berlin. Felix Poppenberg.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 53 Z. 7 füge bei: [vielmehr: 63 Jahr]. — S. 90 Z. 11 l. Pelzel. — S. 156 Z. 15 l. Motiv Brentanos verdankt, hat in ... Z. 17 Erfindung Achims von Arnim. — S. 277 R. M. Werner wurde durch A. v. Weilen und J. Bolte, der Herausgeber durch P. Weizsäcker aufmerksam gemacht, dass in der Stelle bei Murner 'Saphyra ein lugnerin' die Saphira, Frau des Ananias, Apostelgeschichte 5, 1 gemeint sein müsse, wonach die oben gezogenen Folgerungen unrichtige seien. — S. 279 Werner trägt nach: Das vermuthete Volkslied findet sich in den Bergreihen (Neudrucke 99 f. S. 34), dieses Lied schliesst: 'Aude! ich far dahin'.

Die Feenmärchen bei Wieland.

(Schluss zu S. 408.)

2. Idris.[1])

Wieland schreibt über dieses Gedicht an Gessner am 21. Juli 1766[2]): 'Stellen Sie sich eine Fabel im Geschmacke der quatre Facardins oder des Bêlier von Hamilton vor — aber eine Fabel, die keiner andern gleichsieht, die noch aus einem gesunden Kopfe gekommen ist, — die Quintessenz aller Abenteuer der Amadise und Feenmärchen'. In einem Briefe an Riedel am 4. Februar 1768 nennt er Idris 'ein Feenmärchen de ma façon'. Auch in den Eingangsstrophen des Gedichtes führt er aus, dass sein Gedicht ein Märchen sei, das den Leser durch ein verwickeltes Gewinde von Feerei und Wundern fortführt. Darin besonders und in dem travestirenden Ton, in der ironischen Behandlung des Helden liegt die Ähnlichkeit mit den 'Quatre Facardins' des Grafen Hamilton, auf welche Wieland selbst hinweist. Doch bewegt er sich hier viel freier und selbständiger und beutet sein Vorbild nicht aus.[3]) — Der

[1]) Idris = Edris s. Herbelot, Bibliothèque Oriental s. v. Edris. Der Name Edris begegnet uns in den 'Sultanes de Guzarate' von Gueulette (Histoire de Zem-Alzaman, prince de Kasgar etc., Cab. des fées 23, 113—219). Zenide ist vielleicht aus Zeneyde (Hamilton) gebildet.

[2]) Auswahl denkwürdiger Briefe, hg. v. Ludwig Wieland, Wien 1815, 1, 34.

[3]) Ithyphall ist ein Prinz von Trébizonde, wie der Held in den 'Quatre Facardins'. Sie haben manch gemeinsamen Zug; z. B. sagt der erste Facardin zum zweiten (Oeuvres 2, 266): — 'j'ai trouvé cent beautés en mon chemin; et quoiqu'il il y en a eût des plus rares dans ce nombre, pas une ne m'a couté plus d'un soupir'. Ithyphall (Idris Ges. I Str. 90):

'Nun fand ich Keine unbeweglich,
Vom goldnen Throne bis zum Stalle
Nicht Eine; Jede wich, und also — weichen Alle!'

Dass Wieland Hamilton sehr genau kannte, spricht er in einem Briefe an Merck (Briefe an und von Merck 2, 109) 27. October 1777 aus:

Dichter versetzt uns in ein märchenhaftes Zauberland. Feen. Nymphen, Zauberer, dann die gewöhnlichen Requisiten der Märchen wie Talismane, Zauberschwerter, Aladdins Wunderlampe u. a. kennzeichnen schon äusserlich das Gedicht als ein Feenmärchen. Aber auch die Handlung selbst nimmt den typischen Verlauf dieser Art von Dichtungen. Ich will die wesentlichsten Punkte hervorheben und zugleich jene Märchen anführen, welche Wieland vielleicht in dem einzelnen Falle vorschwebten. Den Helden Idris besucht im Traume ein überirdisch Bild. Er zieht aus das Urbild zu suchen. Dieser Zug kehrt in den Feenmärchen oft wieder.[4]) In der Rahmenerzählung von 'Les Mille et un Jours' erscheint dem Prinzen Farrukshad die ihm bestimmte Geliebte im Traume und er zieht mit seinem Vertrauten aus, sie aufzusuchen (s. o. S. 394). Dasselbe Motiv in: 'Les Sultanes de Guzarate' von Gueulette (Histoire de Cazan Can, Sultan d'Ormuz, Cab. des fées 23, 52—90); 'Le Prince des Aigues marines' (von Mde. Levêque, Cab. des fées 24, 5—66); 'La Princesse Pimprenelle et le Prince Romarin' (von Caylus, Cab. des fées 24, 275—325); Crébillon, 'Ah quel conte!' (Oeuvres 4, 44). Er findet endlich Zenide. Doch diese kann ihn nicht wiederlieben. Sie ist eine Tochter des Zauberers Astramond[5]) und einer Sylphide. Eine eifersüchtige Fee, welche sich um Astramonds Liebe bewarb. sprach den Fluch über sie aus, dass sie nie lieben solle, während die Männer durch ihren Anblick liebestoll werden (I, 75—79. IV, 68. V, 62—67). Die meisten Feenmärchen

---

'Gern wollt ich glauben dass ich Unrecht hätte — ich — der Hamiltons Contes vielleicht 20mal in seinem Leben gelesen und gewiss genossen hat'.

[4]) Ist auch für die Amadis-Romane charakteristisch. Idris Ges. I Str. 69. 70.

[5]) Ein Zauberer gleichen Namens spielt eine Rolle in Pajons 'L'Enchanteur ou la Bague de Puissance' (Cab. des fées 34, 58—119). Wieland übersetzte dieses Märchen in Dschinnistan unter dem Titel 'Nadir und Nadine' (Hempel 30, 15—42), hier entnahm er diesem Märchen nur den Namen. Sein Astramond ist niemand anderer, als der Caramussal in den 'Quatre Facardins' (vgl. Biribinker). Wie dieser wohnt er auf der Spitze des Atlas, und die Zauberfäden laufen in seiner Hand zusammen (II, 71. V, 62).

beginnen damit, dass eine Fee aus Eifersucht oder weil sie sonst beleidigt wurde, über ein neugeborenes Kind einen Fluch ausspricht. Der Fluch geht trotz aller Gegenmittel in Erfüllung. Zum Glück für die armen Verfolgten vergessen die Feen nie die Aufhebung des Fluches von einer — scheinbar unerfüllbaren — Bedingung abhängig zu machen. Es ist nun oft eine besondere Kunst erforderlich, diese Bedingung in einer nicht gar zu unwahrscheinlichen Weise sich erfüllen zu lassen. Eifersüchtige Feen, die an den Kindern sich rächen, welche ihre Liebhaber mit anderen Frauen gezeugt, finden wir in 'L'Heureuse Peine' (Murat) und in 'Le Prince des Coeurs et la Princesse Frenadine' (Caylus, Cinq Contes des fées, Oeuvres Bd. 9). Der Fluch, dass man nicht lieben solle, wird ausgesprochen in 'Minet bleu et Louvette' (Mde. Fagnan). In 'Le Prince Courtebotte et la Princesse Zibeline' (Caylus) stiehlt die Fee Guarlangandino der Princessin Zibeline das Herz; sie kann infolge dessen nicht lieben. Ithyphall will das Abenteuer, Zenide zu erringen, bestehen. Als er in die Nähe von Zenidens Garten kommt, hört er ein verworrenes Getön von Stimmen. Er horcht und unterscheidet nun einzelne Stimmen, die sich in überschwänglichen Liebesbetheuerungen erschöpfen oder Liebesklagen ausstossen. Ithyphall glaubt in einem grossen Narrenhause zu sein (IV, 24):

> An jedem Baume hängt ein grosser Vogelbauer
> Von goldnem Draht, und jeder ist das Nest
> Von einem Königssohn, der zärter oder rauher,
> Nachdem die Liebesnoth ihm Brust und Gurgel presst,
> Bei Tag und Nacht sich rastlos hören lässt.

Die sinnverwirrende Wirkung weiblicher Schönheit ist besonders stark in 'Les Mille et un Jour' hervorgekehrt. Farrukhnaz, so lesen wir in der Rahmenerzählung, war sehr schön:

> (Cab. des fées 14, 9) — elle inspiroit de l'amour à tous les hommes qui osoient la regarder; mais cet amour leur devenoit funeste, car la plupart en perdoient la raison, ou tomboient dans une langueur qui les consumoit insensiblement.

Noch übertriebener wird diese Wirkung der Schönheit in der 'Histoire du Roi Hormoz, surnommé le Roi sans Chagrin' derselben Sammlung geschildert (Cab. des Fées 15,101 ff.

Jours CXXI—CXXII). Diese Darstellung scheint Wieland vorgeschwebt zu haben, als er die Strophen IV, 15—24 dichtete. Ich führe sie daher ganz an. König Hormoz erzählt, dass er mit seinem Vertrauten Husséyn in die Stadt Carizme kam. Sie besehen sich die Stadt (S. 101 ff.):

Nous nous arrêtâmes surtout à regarder un palais, qui nous parût d'une structure fort singulière: ce n'étoit point un corps de logis joint à d'autres bâtimens qui lui servissent d'ailes, c'étoit seulement un grand terrain entouré de basses murailles, dans lequel on avoit bâti de distance en distance des tours très hautes et très étroites. Il nous prit envie d'entrer dans ce terrain. Nous nous approchâmes des tours, d'où il nous sembla qu'il sortoit des voix. Nous ne nous trompions point. Il y avoit dedans des hommes, qu'on ne voyoit pas, qui parloient d'un ton de voix fort élevé, qui chantoient ou faisoient des éclats de rire. Nous jugeâmes que nous étions dans un endroit où l'on tenoit des fous renfermés, et bientôt nous entendîmes des choses qui nous confirmèrent dans notre opinion. Un de ces insensées récitoit des vers Arabes avec beaucoup de véhémence. Il faisoit l'éloge de sa maitresse, et il ne se contentoit pas de la mettre au-dessus des Houris.

La nymphe que j'adore, disoit-il, est la tulipe du parterre de la nature. On peut appeller sa bouche une coupe pleine de vin cordial, rit-elle, on croit voir la nacre ouverte d'une perle royale: et si elle parle, ses paroles sont des perles enfilées dans le collier des grâces. Ses tresses blondes sont des maisons du soleil, et ses doigts ont servi de pinceau au fameux Many, pour faire le merveilleux cabinet de la Chine.

Il se servit d'autres expressions encore plus outrées, qui ne nous firent que trop connoître qu'il avoit le cerveau troublé. Husséyn, dis-je à mon gouverneur, que pensez-vous de cet homme-là? Je pense, me répondit-il, que la poésie lui à gâté l'esprit.

Après nous être assez longtemps divertis de ses vers extravagants, qu'il ne se lassoit point de répéter, nous le laissâmes s'égayer dans les louanges de sa maîtresse; et, nous approchant d'une tour voisine, nos oreilles furent tout-à-coup frappées de la voix d'un autre fou, qui se mit a chanter ces paroles: O! toi, dont la beauté prête au soleil la lumière qu'il répand dans les palais comme dans les cabanes, apprends, charmante princesse, que je fais un accueil gracieux au rayon dont tu daignes éclairer ma triste cellule.[6]) Hélas, je suis un bâtiment ruiné, et tu en

[6]) Idris IV, 20:
Die Sonn' ist ausgebrannt! rief eine andre Stimme
Und, ach! der arme Mond! —

es l'architecte. Je suis un fleuve qui roule sans cesse ses eaux vers la mer de tes perfections. Tu es une fontaine de vie, et j'en suis le droit chemin.

Un autre fou, qui étoit dans la même tour, excité sans doute par l'exemple de celui-ci se mit à chanter sur un autre ton. Il se plaignoit des rigueurs qu'un objet plein de charmes avoit pour lui, et il conjuroit la mort de venir terminer ses peines. Seigneur, me dit alors Husséyn, prenez-vous garde que l'amour entre dans les discours et les chansons de ces fous. Il paroissent tous amoureux.

Ein Einwohner der Stadt erzählt ihnen: 'ils ont perdu l'esprit pour avoir vu la fille de notre Sultan' (S. 104).

Diese Übertreibungen der persischen Erzählungen hat Hamilton in allen seinen Märchen, besonders wirkungsvoll in 'Fleur d'Épine' verspottet. Luisantes Augen richten da ein solches Unheil an, dass man fürchtet, das Land werde entvölkert werden. Tarare schützt sich vor dem todbringenden Blicke der Princessin, indem er eine Brille mit dunklen Gläsern aufsetzt. — Auch in französischen Märchen finden wir Ähnliches. In 'Le Nain jaune' (d'Aulnoy) übt das Bild der Königstochter eine solche Wirkung aus, dass diejenigen, welche es zu Gesicht bekommen, theils krank, theils närrisch werden. Belle-Étoile in 'La Princesse Belle-Étoile et le Prince Chéri' (d'Aulnoy) wurde durch den Gebrauch des tanzenden Wassers so schön, dass man sie nicht sehen konnte, ohne einen zwölffachen Tod zu sterben.

In den Erlebnissen des Idris finden wir neben den zahlreichen Märchenmotiven auch viele Züge, welche den Märchen fremd sind. Ein unverfälschtes Märchen jedoch ist die Geschichte von Zerbin und Lila (Ges. III). Idris rettet Lila aus der Gewalt eines Centauren. Dieser lockte nämlich den kleinen Zerbinet, Lilas Kind, aus dem durch einen Talisman geschützten Gebiete heraus, indem er ihm einen wunderhübschen Vogel zeigte. Lila sieht ihren Sohn in Gefahr, will ihn retten und fällt in die Hände des Centauren (II, 21—29). In 'La bonne femme' (Mlle. de la Force)

Welch allgemeine Nacht! Kein Sternchen, das noch glimme!
Ihr auf der Welt da unten, ist Euch bang?
Ihr Thoren, höret auf zu weinen!
Bald wird ein neuer Tag aus ihren Augen scheinen.

verbietet die Fee Tutu den drei Kindern, welche sie zu sich genommen, über eine bestimmte Grenze hinauszugehen, weil sie sonst in die Gewalt eines bösen Königs fallen könnten, der ihnen nachstellt. Die Kinder lassen sich jedoch durch einen schönen Vogel von dem König über die Grenze locken. Im III. Gesange des Gedichtes erzählt Zerbin seine Schicksale. Er wurde unter Gnomen von deren König Kormoran[7]) aufgezogen. Er sehnt sich nach einem Wesen seinesgleichen. Einst sieht er auf seinen einsamen Streifereien einen Bären auf sich zukommen. Dieser lächelt ihn an und zeigt ihm in der Tatze ein Bild, das in Zerbin die stärkste Liebe entflammt. Er eilt dem Bären nach, und dieser weiss ihn weit fort in die Irre zu locken und verlässt ihn dann mit dem geliebten Bilde im Rachen davoneilend. Das Motiv, dass der Held sich in ein Bild verliebt und dann auszieht, das Urbild zu suchen, wurde als typisch in den Feenmärchen schon oben nachgewiesen (S. 394). In den 'Voyages de Zulma'[8]) (Cab. des fées Bd. 16) finden wir jedoch eine Fassung, die vielfach an die Wielandsche erinnert. Gracieuse erzählt die Geschichte des Prinzen Ormosa (S. 314 f.):

En traversant une forêt, Ormosa rencontra une bête dont la tête ressemblait à celle d'un lion, et le corps à celui d'un tigre; cet animal, étendu par terre et les yeux fermés, paroissoit endormi: il appuyoit sa tête sur un miroir qu'il tenoit entre ses pattes. Le prince piqué de curiosité descendit de cheval, et mettant le sabre à la main, il approcha doucement. Le miroir lui représenta une jeune fille parfaitement belle, qui se promenoit seule dans une chambre magnifique: surpris dun objet si aimable, il la considéra à loisir sans que la bête fit le moindre mouvement. Ormosa tachant de profiter de ce temps, leva son sabre, et il avança la main pour prendre le miroir: mais l'animal sautant tout à coup en l'air, rompit toutes les mesures du prince, et mettant le miroir

---

[7]) Ein Prinz Cormoran spielt eine lächerliche Rolle in Crébillons 'Ecumoire'.

[8]) Das Jahr, in welchem diese Märchen zuerst erschienen, war nicht zu ermitteln. Der Herausgeber im Cabinet des fées Bd. 16 theilt mit, dass er das Manuscript dieses Werkes vor einigen Jahren erhalten (geschrieben 1786). Ein Freund, dem er es mitgetheilt, habe es bruchstückweise, ohne des Herausgebers Wissen in einem Journal veröffentlicht.

dans sa gueule, il s'enfuit. Ormosa le poursuivit et arriva aussitôt que lui au bord d'un etang bourbeux, le monstre s'y précipita.

Zerbin zieht nun gleich Idris aus, die Geliebte zu suchen. Mittelst eines Talismans kann er jede beliebige Gestalt annehmen. Er durchfliegt bald als Adler, bald als Uhu oder Papagei die Länder (III, 31):

Einst früh an einem Sommerstag
Verweilte sich mein Aug' auf einem grossen Garten,
Der unter mir im Morgenschimmer lag;
So schön, so aufgeblüht und reich an allen Arten
Von Wohlgeruch. —

Hier findet er seine Lila. Er dringt als Papagei zu ihr in den Palast. Sie wird von dem Zauberer Astramond geliebt, erwidert aber seine Liebe nicht. Man vergleiche damit einige Stellen aus einem Märchen der Sammlung 'Illustres Fées'. Le Roi magicien durchzieht die Länder der Erde unter verschiedenen Gestalten. Einst verwandelt er sich in einen Adler (Cab. des fées 5, 21 f.):

et en cet équipage il fendit l'air, traversa une infinité des pays où il n'avoit pas encore été, et parvint jusqu'à une région qu'il trouva très-agréable par la douceur de l'air qu'on y respiroit, causée par l'odeur du jasmin et de la fleur d'orange dont toute la terre étoit couverte. Charmé de cette odeur, il fit descendre son vol un peu plus bas, pour voir de plus près ce qui lui causoit tant de plaisir; et enfin il aperçut au-dessous de lui des jardins qui lui parurent d'une beauté enchantée.

Der Magier raubt die Princessin, welche er in diesem Garten erblickt. Sein Sohn, der fern vom Vater bei einer Fee aufwuchs, sieht das Bild der Princessin und verliebt sich in sie. Er unternimmt es mit Hülfe der Fee, sie zu befreien. Die Fee fängt einen Papagei, welcher der Princessin angehört, sperrt ihn in einen Käfig und verleiht dem Prinzen die Gestalt des gefangenen Vogels. Der Prinz fliegt nun als Papagei zu der Princessin: 'elle le pris et le caressa, ce qui rassura le prince et lui donna assez de hardiesse pour bien faire son personnage. Le roi vint et le perroquet eût le plaisir de le voir haï'.*) Astramond verfolgt Lila mit seinen Liebesbetheuerungen. Sie verlangt als Beweis seiner Liebe, er solle ihr den Jüngling

*) Vgl. Idris III, 41—54.

geben, der nun schon zwei Nächte hindurch an ihrer Seite lag. Sie beschreibt dem Zauberer das Aussehen des Jünglings und zu seinem freudigsten Erstaunen findet Papagei-Zerbin sich in seiner wahren Gestalt genau geschildert (III, 59—62). In dem Märchen 'Ady et Dahy' (Le Mille et un Jours, Cab. des fées 15, 374—445) erscheint der jungen Cadige im Traum ein wunderschöner Jüngling, der ihr verkündet, dass er ihr zum Gemahl bestimmt sei.[10]) Sie weist, in Liebe zu diesem Traumgebild entflammt, die Liebeswerbung des alten hässlichen Dahy zurück. Im weiteren Verlaufe stellt sich dann heraus, dass dieser Jüngling und der alte Dahy ein und dieselbe Person sind. In dem Märchen 'La Belle et la Bête' von Mde. de Villeneuve (Cab. des fées 26, 33—238), welches manche Züge mit dem genannten persischen Märchen gemein hat, erscheint der Schönen, während sie bei dem Thiere schläft. im Traume ein schöner Jüngling, in den sie sich verliebt. Dieser ist ein Prinz, der von einer alten hässlichen Fee in ein Thier verwandelt wurde, weil er ihre Liebe verschmähte. In der 'Histoire des Amours de Camaralzaman et de Badure' (Les Mille et une Nuits N. CCXI—CCXXVIII, Cab. des fées 9, 79—217) legen zwei Genien den Prinzen Camaralzaman und die Princessin Badure im Schlafe nebeneinander. Sie erwachen nacheinander und schlafen wieder ein. Noch in derselben Nacht werden sie wieder getrennt. Sie lieben sich aber von diesem Augenblicke an, und finden sich nach vielen Abenteuern. Was hier von höheren Mächten gethan wird, besorgt in 'Le Dauphin' (d'Aulnoy)[11]) der Held selbst. Er schmeichelt sich als Kanarienvogel Biby in die Gunst der Königstochter und heiratet sie in dieser Gestalt. Nachts legt er sich in seiner natürlichen

---

[10]) Cab. des fées 15, 391: 'Regardez-moi et vous verrez celui que le ciel vous destine pour époux'. Auch bei Wieland ist die Erzählung Lilas so aufzufassen, dass sie diesen Jüngling nur im Traume sah. Auch sie liebt sofort diese Traumerscheinung III, 61:

> Ihn lieb' ich, ihn allein, und werd' ihn ewig lieben,
> Und sein, sonst Niemand's will ich sein.
> Er schwor mir, unser Bund sei im Gestirn geschrieben.

[11]) Aus Straparola vgl. o. S. 383.

Gestalt zu ihr. Ähnliches findet sich noch in 'Le Prince Marcassin' (d'Aulnoy) und in 'La Princesse Camion' (Lubert). Lila wird nach diesem Geständnisse und nachdem sie abermals die Liebe des Zauberers verschmäht, auf dessen Befehl von unsichtbaren Geistern im Sturme entführt. Verzweifelt macht sich Zerbin auf die Suche nach ihr. Er findet sie endlich in einem einsamen Palaste wieder. Sie schläft daselbst einen bezauberten Schlaf, aus dem er sie vergeblich zu erwecken sucht. Indem er sich umsieht, erblickt er auf einem Gestell einen ungeheuren Hahn und darunter folgende Inschrift (III, 95):

> Wem Amor Muth genug gegeben,
> Der schwinge sich, um diese Dame hier
> Des Zaubers zu befrein, auf dieses edle Thier.

Séyfel Mulouk (Mille et un Jours, Cab. des Fées 15, 11 f.) findet in einem einsamen, scheinbar unbewohnten Palaste ein schönes Mädchen, das in einen zauberhaften Schlaf versenkt ist. Neben ihr steht ein Tischchen mit einer räthselhaften Inschrift. Sobald er dasselbe entfernt, ist der Zauber gelöst. In Mde. Lintots Märchen 'Le Prince Sincèr' sieht die Princessin Aigremine in einem unterirdischen Gemache, das herrlich ausgestattet ist, einen wunderschönen Jüngling schlafend. Neben ihm liegt ein Papier. Darauf stehen die Worte: 'Celle qui pourra se faire aimer du plus laid de tous les mortels, aura seule le pouvoir de rendre sensible le prince qui repose ici'. — Dieselbe Situation in 'Le Rameau d'or' (d'Aulnoy): Torticoli sieht auf einem schönen Ruhebette eine schlafende Dame. Sie schläft einen bezauberten Schlaf. Als sich Torticoli ihr nähert, hört er sie im Schlafe sprechen. Sie verwünscht den Zauberer, der ihr den Geliebten entrissen. Sie ruft den Namen ihres Geliebten und Thränen rollen unter den geschlossenen Lidern hervor.[12]) Auch Perraults 'La Belle au bois dormant' ist in einen Zauberschlaf versenkt. — Zerbin besteigt

---

[12]) Wieland versteht diese Situation ungleich reizender und poetischer zu gestalten. Auch bei ihm spricht Lila im Schlafe, doch nennt sie nur den Namen des Geliebten, während die schlafende Dame in 'Le Rameau d'or' eine längere Rede hält, aus der wir ihre ganze Leidensgeschichte erfahren.

den Hahn und wird von ihm in die Lüfte entführt. Plötzlich schiesst der Vogel herab und wirft Zerbin in einen Brunnen ab. Erstaunt sieht sich dieser am alten Ort. Tanzende Nymphen kommen ihm entgegen und laden ihn in einen herrlichen Palast. Hier wird er auf das köstlichste bewirthet. Plötzlich zerrinnt alles in Finsterniss. Forttappend gelangt er in ein erleuchtetes Gemach, das ganz dem gleicht, in welchem er vor kurzem Lila schlafend gefunden (III, 113):

> Und wie ich bald hernach im gleichen Cabinette
> Ein schlafend Frauenbild mit halb entdecktem Knie
> Und offnem Busen fand, auf einem Ruhebette
> Von nelkenfarbnem Sammt, wie Lila lag — wer hätte
> An meinem Platze nicht geglaubt, er sähe sie?

Es ist die Fee Salmacine, welche ihn durch diese Täuschung zu gewinnen sucht. — Solche Verführungsscenen schildert Wieland besonders gern. Sie kehren daher in seinen Dichtungen sehr häufig wieder und zwar fast immer in der eben geschilderten Weise. Verstellter Schlaf, halbentblösster Busen, halb bedecktes Knie spielen die Hauptrolle. Ähnliche Situationen haben auch Hamilton und Crébillon ausgemalt. Vielleicht ist Wieland von ihnen auch in diesem Falle beeinflusst. Hamiltons Facardin II. findet eine Nymphe in einer Grotte (Oeuvres 2, 389):

> Je fus ébloui de la figure célèste que je vis dans cette grotte, c'étoit une nymphe en habit de chasse. Elle étoit à moitié couchée sur un riche canapé et dans cette posture, je crus que la déesse des amours avoit emprunté les habits de Diane pour suivre quelque nouvel Adonis: sa gorge étoit découverte d'un coté; et ce coté découvert valoit à mon gré tous les trésors que la terre, la mer et toutes les beautés de l'univers peuvent cacher: sa jupe étoit ouverte et rattachée audessus du genou par une agraffe de diamants, parails à ceux qui formoient la boucle de ce beau soulier: la jambe que cette ouverture laissoit voir n'étoit pas la jambe d'une mortelle.

In Crébillons 'Ah quel Conte!' sucht die Fee Tout-ou-rien den Herrscher von Isma zu verführen. Sie ladet ihn zu sich ein und er findet sie in einem herrlichen Pavillon auf einem Sopha liegend und scheinbar schlafend:

> Sur ce canapé dormoit la fée: elle y étoit languissamment étendue; une de ses mains soutenoit sa tête; l'autre pendoit avec

négligence; ses cheveux épars tomboient par boucles sur sa gorge, mais la cachaient moins qu'ils ne l'ornoient. Elle n'avoit sur elle qu'une simple robe de gaze brodée de fleurs, et qui, rattachée avec des roses au-dessus du genou, laissoit voir des beautés trop parfaites pour pouvoir être décrites.

Zerbin stösst die Fee, nachdem er im ersten Ansturme ihren Reizungen erlegen war, endlich zurück. Aus Rache verwandelt sie ihn in einen Drachen (III, 134):

Ein Drache sei und bleib' es ewiglich,
Bis Du ein Mädchen findst, das fähig sein kann Dich,
So wie Du bist, aus Zärtlichkeit zu küssen.

Dieselbe Bedingung der Rückverwandlung finden wir in dem Märchen 'La Belle et la Bête' der Mde. Villeneuve. Der Prinz wird von einer Fee, die er nicht heiraten will, in ein hässliches Thier verwandelt.

Je t'ordonne de paroitre aussi stupide que tu es affreux et d'attendre dans cet état pour reprendre ta première forme, qu'une fille belle et jeune vienne volontairement te trouver, quoiqu'elle soit persuadée que tu la doives dévorer. Il faut aussi, continua-t-elle qu'après qu'elle ne craindra plus pour sa vie, elle prenne une assez tendre affection pour te proposer de l'épouser (Cab. des fées 26, 167 f.).

Dasselbe Motiv in 'Le Prince Marcassin' (d'Aulnoy) und in dem persischen Märchen 'Les deux Frères Génies Ady et Dahy' (Les Mille et un Jours). Nur findet das orientalische Märchen eine von dem französischen Märchen abweichende Lösung. Bei den Franzosen findet sich wirklich ein Mädchen, welches diese Bedingung erfüllt. Allerdings gelingt es den Verfassern mit den raffinirtesten Mitteln nicht ganz, diese Liebe zu motiviren und wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Der orientalische Verfasser weiss kein anderes Mittel, diese Bedingung zur Erfüllung zu bringen, als dass er die beiden Brüder, welche in abstossend hässliche Greise verwandelt sind, in ein Land gelangen lässt, wo die Einwohner alles das für ausnehmend schön finden, was uns als besonders hässlich erscheint. Bei Wieland erfahren wir die Art der Lösung nicht, da Zerbin hier seine Erzählung abbricht.

3. Der neue Amadis.

Auch im Neuen Amadis hat sich Wieland von dem Einflusse der 'Quatre Facardins' des Grafen Hamilton noch

nicht losringen können. Der Schauplatz ist, wie bei Hamilton, die Umgebung des Atlas. Die Töchter Bambos haben ein Orakel erhalten, sie sollten ausziehen das zu suchen, was sie noch nicht hätten. Ebenso erhält Mousseline (Quatre Facardins) ein Orakel, demzufolge sie herumzieht, um das Lachen zu lernen. Wieland knüpft auch äusserlich an Hamiltons Dichtungen an. Wir finden hier wie dort einen Prinzen von Trebizonde. Boreas im Neuen Amadis ist der Tochtersohn des grossen Facardin (IV, 25). Der Held Amadis führt wie Facardin I. statt eines Knappen einen Secretär mit sich, der seine Thaten aufzeichnen soll. — Sonst sind im Neuen Amadis nur wenige Spuren des Einflusses der Feenmärchen zu entdecken. Die sechs Töchter Bambos weisen auf Perraults Märchen 'L'adroite Princesse' hin. In beiden Dichtungen wird ein König eingeführt, der eine Anzahl von Töchtern hat, die sich durch hervorstechende Charaktereigenschaften von einander unterscheiden. Ihre Namen kennzeichnen den Charakter einer jeden. So in Perraults genanntem Märchen die Namen Nonchalante, Babillard und Finette, bei Wieland Kolifichette (Firlefanz), Schatulliöse (die Empfindsame), Blaffardine (die Blasse, Blonde) u. s. w.[13]) Man vergleiche auch folgende Namen bei Caylus: Nonchalant et Papillon, Courtebotte, Zibeline, Pimprenelle et Romarin, Bleuette et Caquelicot (Wieland: Belladonna!). Das ständige Epitheton, z. B. Léoparde die Strenge, Blaffardine die Blonde, finden wir auch bei Hamilton: (Quatre Facardins:) Mousseline la sérieuse, Cristalline la curieuse, (Fleur d'Épine:) Fleur d'Épine la blonde.

Wieland schildert diese Frauencharaktere mit besonderer Vorliebe. Den lächerlichen fünf Töchtern Bambos steht die sechste Belladonna gegenüber. Sie war einst ausserordentlich schön und infolgedessen auch sehr eitel und unerträglich launenhaft. Sie wird von diesen Fehlern dadurch geheilt, dass sie ihrer Schönheit beraubt wird. Dieser pädagogische Zug, ursprünglich dem Feenmärchen

---

[13]) Eine Léoparde finden wir in Mde. Lubert 'Le Prince Glacé et la Princesse Étincelante', eine Dindonette in Caylus' 'Cornichon et Toupette', eine Blaffarde in Crébillons 'Ecumoire'.

fremd, ist in dasselbe vom Grafen Caylus hineingetragen worden.[14]) Trotz aller Hässlichkeit liebt Amadis Olinde (d.i. Belladonna) um ihrer Geistes- und Herzenseigenschaften willen. Als er sich mit ihr vermählt, erhält sie ihre Schönheit wieder. Dieses Liebesverhältniss zwischen Amadis und Olinde ist mit zarten Farben gemalt. Es wird wohl zweifellos dem Dichter sein Verhältniss zu Julie Bondeli vorgeschwebt sein. Aber dass Wieland den schönen Zug, dass auch das Hässliche in den Augen der Liebe schön erscheint, so veräusserlicht hat, ist ganz der Eigenschaft der Feenmärchen entsprechend. In Wielands 'Himmelblau und Lupine' (einer Bearbeitung von Fagnans 'Minette bleu et Lupine' — Dschinnistan S. 187—195) wird die hässliche Lupine in dem Augenblicke, als sie durch eine selbstlose That Himmelblaus Zärtlichkeit erweckt, wirklich schön (vgl. Perrault, Riquet à la Houpe).

4. Oberon.

Dieses Gedicht spielt zum Theile im Orient. Wieland konnte die Darstellung morgenländischer Verhältnisse, wie sie der Auszug bei Tressan (Bibliothèque universelle des Romans 1778, April, Bd. 2) bot, nicht gebrauchen. Denn hier waren abendländische Verhältnisse des Mittelalters auf den Orient übertragen. Wieland musste eine genauere Kenntniss des Orientes bei seinen Lesern voraussetzen, welche besonders durch die grosse Verbreitung und Beliebtheit der orientalischen Märchen vermittelt worden war. Auch Wieland musste hier Ersatz für die Unzulänglichkeit seiner Vorlage suchen und finden. Dass er auch wirklich aus dieser Quelle seine Darstellung orientalischen Wesens geschöpft, lässt sich an einigen Merkmalen bestimmt nachweisen. Vor allem bot ihm die Märchensammlung 'Les Mille et un Jours' reiche Ausbeute. Daraus hat er sich zunächst den Namen seiner Heldin Rézia geholt.[15]) In der

---

[14]) Vgl. 'Bellinette ou la jeune vieille' (Oeuvres badines 9, 332 bis 386), Aphranor et Bellanire' (Cab. des fées 34, 274—313), 'Le Prince Muguet et la Princesse Zaza' (Cab. des fées 24, 216—255).

[15]) In der Vorlage Esclarmonde. Vgl. M. Koch, Das Quellenverhältniss von Wielands Oberon 1880, S. 33 und Düntzer in seiner Er-

'Histoire du Roi Hormoz, surnommé le Roi sans Chagrin' (Cab. des fées 15, 98—187, J. CXX—LXLV) heisst die Tochter des Sultans von Carizme 'Rézia-Beghum'. Sie ist so schön, dass sie alle Männer verrückt macht. Wieland kannte diese Erzählung sehr genau, denn schon im Idris hat er Motive daraus verwendet. Als Hüon und Scherasmin nach Bagdad kommen, kehren sie bei einem Mütterchen ein. Dieses nimmt sie freundlich auf und erzählt ihnen von der Sultanstochter (IV, 42):

> Es wundert Euch vielleicht, wie eine Frau wie ich
> Zu solchen Dingen kommt, die selbst dem Fürstenstamme
> Verborgen sind und sonsten männiglich?
> So wisset denn, ich bin die Mutter von der Amme
> Der schönen Rézia.

In der 'Histoire du Prince Calaf et de la Princesse de la Chine' (Les Mille et un Jours J. XLV—LXXXII, Cab. des fées 15, 263—453) kommt der Held nach Peking, um sich die Tochter des Königs zu erringen und kehrt bei einem alten Mütterchen ein. Sie nimmt ihn freundlich auf und erzählt ihm auf sein Befragen auch vom König und von seiner Tochter (S. 358): 'Je puis vous parler savamment de cela, car c'est un récit que m'a fait souvent ma fille, qui a l'honneur d'être au serail parmi les esclaves de la princesse'. Diese Stelle hat wohl auch Gueulette in seinen 'Aventures de Magireddin, Roi d'Agra et de Rouz-Behari, Princesse de Pegu' (Contes Chinois, Cab. des fées

---

läuterung zu Oberon 2. Aufl. S. 28 Anm. Zu dem Namen Amanda bemerkt Koch S. 33: 'Jedenfalls aber zeigt Wieland durch VI, 31, dass die symbolische Bedeutung des Namens bei der Umtaufung für ihn am meisten bestimmend war'. Ich meine jedoch, dass Wieland diesen Namen aus Sternes Tristram Shandy genommen hat. Ja es ist nicht ausgeschlossen, dass die Schicksale des Amandus und der Amanda, welche uns Sterne erzählt, nicht ohne Einfluss auf die Schicksale Hüons und Amandas gewesen sind. Wie sehr Wieland Sterne schätzte und wie genau er ihn kannte, erfahren wir besonders aus den Briefen an Riedel (2. Januar 1768, 15. December 1768). Wir entnehmen auch daraus, dass Wieland sich mit der Absicht trug, Tristram Shandy zu übersetzen. Wieland erzählt die Liebesgeschichte des Amandus und der Amanda im Neuen Amadis XIII, 23—26, und erwähnt sie im Danischmend (Werke 22, 23). In dem Märchen Der goldene Zweig nennt Wieland die Heldin Klaremonde.

19, 177 ff.) vor Augen gehabt. Magireddin hat von der ausserordentlichen Schönheit Rouz-Beharis gehört und reist in die Stadt, wo ihr Vater herrscht. Er kehrt bei einer alten Frau ein, die ihn über die Verhältnisse am Hofe unterrichtet. Dieselbe Scene in: 'Les Mille et un Quart-d'Heure' (Histoire de Boulaki, Sultan des Indes et de la belle Dara-eha, sa Fille, Cab. des fées 21, 460 f.).

Hüon bewegt den alten Gärtner Ibrahim durch ein reiches Geschenk, ihn als Gärtnerburschen aufzunehmen. Er hofft auf diese Weise das Mittel zu finden, welches Amanda aus Almansors Gewalt befreien könnte (X, 53. 54. XI, 4 ff.). Ebenso besticht König Hormoz (Cab. des fées 15, 111 ff.) den alten Gärtner des Sultans von Carizme, ihn als Gärtnerburschen aufzunehmen. Er will die schöne Rézia sehen. — Wieland hat aber auch sonst märchenhafte Züge in den Stoff hineingebracht oder schon in der Vorlage vorhandene Motive märchenhaft ausgeschmückt. — Von dem Ringe des Riesen Angulaffer heisst es bei Tressan: (Bibl. univ. des Romans 1778, April, 2, 61): 'Se saisissant de l'anneau d'or d'Angoulafre, qu'il savait être un tribut que l'Amiral Gaudisse avoit rendu comme vassal au Géant qui se l'étoit assujetti, ce Prince [Hüon] part de la Tour'. Wieland identificirt diesen Ring mit jenem, auf welchem sich Salomos Siegel befindet (VII, 34 ff.). Er verleiht die höchste Macht. Es ist derselbe Ring, der in den meisten orientalischen Märchen, also auch in 'Tausend und Eine Nacht', 'Tausend und Ein Tag' eine grosse Rolle spielt.

Hüon befreit Angela aus der Gewalt des Riesen, der sie aus der Brautkammer entführt hat. Düntzer hat in seinen Erläuterungen zu Oberon S. 34 Anm. auf eine entsprechende Stelle in 'Tausend und Eine Nacht' hingewiesen (Geschichte d. zweiten Kalenders, der ein Königssohn war).

Märchenhaft ist auch die Beschreibung von Oberons Palast (II, 27). Die Liebenden werden in einem Schwanenwagen an die Küste gebracht (V, 80). Oberon selbst sorgt für seine Schützlinge wie eine gute Fee oder wie ein Genius der morgenländischen Erzählungen. Er ist es auch, der dem Hüon und der Rézia die Träume schickt, durch welche ihre tiefe Liebe vorbereitet wird. Die entsprechenden

Stellen aus den Feenmärchen habe ich schon bei Behandlung des Idris nachgewiesen.

5. Das Hexameron von Rosenhain.

Von den Erzählungen, welche Wieland unter diesem Titel veröffentlichte, sind die drei ersten: 'Narcissus und Narcissa', 'Daphnidion' und 'Die Entzauberung' Märchen[16]). doch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Feenmärchen dadurch, dass das Wunderbare und Zauberhafte hier eine ganz nebensächliche Rolle spielt. Ja die Märchenmotive sind diesen Erzählungen nur äusserlich angehängt und könnten leicht fortbleiben und durch natürlich wirkende Kräfte ersetzt werden. Vor allem ist es den Feenmärchen fremd, die psychologische Entwicklung eines Charakters einzuführen oder den Charakter einer Person erst im Laufe der Handlung im richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Die Charaktere in den Feenmärchen, sind von vornherein feststehend, einfach gut oder böse; sie folgen unbeirrt von allen Erfahrungen geradeaus ihrem Naturtriebe. Ein pädagogisches Element hat, wie ich schon oben (S. 508 f.) bemerkte, Graf Caylus in diese Märchen gebracht. Wieland erscheint hier als sein Nachfolger. Seine Erzählungen haben dadurch, dass er sie zu Märchen machte, verloren. Dies gilt besonders von der 'Entzauberung'. Wieland veräusserlicht die inneren psychologischen Vorgänge, indem er an ihre Stelle höhere, bestimmend wirkende Kräfte setzt.

---

[16]) 'Narcissus und Narcissa' erschien zuerst in dem Taschenbuch für 1803 von Herder und Huber, Lafontaine und Wieland. 'Daphnidion' und 'Die Entzauberung' in dem Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für 1804. — In der Einleitung zu dem zweiten dieser Märchen 'Daphnidion', sagt Wunibald, dass er es aus einer starken Sammlung so betitelter milesischer Märchen genommen habe, 'deren Urheber, vermuthlich weil sein Name seine Märchen nicht besser gemacht hätte, sich zu nennen nicht beliebt hat'. Vergleicht man damit was Wieland in der zweiten Vorrede zu Dschinnistan über den Misserfolg dieser Sammlung sagt, und dass es von der Aufnahme, welche die letzten Bände des Dschinnistan beim Publikum finden werden, abhänge, ob Dschinnistan noch weiter erscheinen solle, so liegt die Vermuthung nahe, dass ein oder das andere Märchen, das ursprünglich für eine Fortsetzung des Dschinnistan bestimmt war, im Hexameron seinen Platz gefunden.

Eine Fee lässt über ein Mädchen alles Unheil hereinbrechen, damit diese an dem Verhalten ihrer beiden Liebhaber erkenne, welcher von beiden sie wirklich liebe. Das Mädchen wird arm und durch Krankheit entstellt. Wieland scheut vor der Consequenz zurück, dass ihr wahrer Liebhaber sie trotz ihrer Entstellung heiraten und lieben und sich dabei glücklich schätzen solle.[17]) Nein, der treue Liebhaber muss belohnt werden. Das Mädchen erlangt wieder Schönheit und Reichthum, nachdem die Probe bestanden ist. Das zweite Märchen 'Daphnidion' scheint mir von den 'Veillées de Thessalie' der Mlle. de Lussan[18]) beeinflusst. Das sind thessalische Zauber- und Geistergeschichten, die man kaum mit dem Namen Märchen bezeichnen kann. Wieland hat zu einer deutschen Übersetzung dieser Erzählungen (Zittau und Leipzig 1800 v. J. S. G. S[chorcht] eine Vorrede geschrieben. Werke 36, 167 ff.). — In 'Narcissus und Narcissa' begegnen sich zwei Schutzgeister Mahadufa und Zelolo[19]) in der Luft und sprechen über ihre Schützlinge. Eine solche Begegnung von Genien finden wir in der 'Histoire des Amours de Camaralzaman et de Badoure' (Les Mille et une Nuits, Cab. des fées 9, 79 ff.). Die Fee Maimune begegnet im Fluge dem bösen Genius Danhasch. Dieser erzählt ihr von einer wunderschönen Princessin von China, die er im Schlafe gesehen. Die Fee Maimune hat kurz zuvor den schlafenden Camaralzaman erblickt. Sie bringen die beiden Menschenkinder schlafend zusammen.

6. Der goldene Spiegel.

Die Einkleidung des Goldenen Spiegels hat Wieland einem Franzosen entnommen[20]): Crébillon, dem Jüngeren. Die Einleitung zu dem Romane knüpft direct an die Rahmenerzählung an, in welche Crébillon seine beiden

---

[17]) S. o. Der Neue Amadis S. 509.

[18]) Cab. des Fées 26, 241—545.

[19]) Einen Genius Zeloulou finden wir in Gueulettes 'Histoire du Cheref Eldin ... et de Gul-Hindy' (Les Mille et un Quart d'Heure, Cab. des fées 21, 52 ff.).

[20]) Vierteljahrschrift f. Litt.-Gesch. 1, 351. 355. 2, 579 f.

Märchen 'Le Sopha' und 'Ah quel Conte!' eingekleidet hat. Crébillon hatte da einen Enkel des berühmten Schah Riar aus den 'Mille et une Nuits', einen Schah Baham eingeführt, der, wie Wieland (Werke 18, 11) bemerkt, 'durch die weisen und scharfsinnigen Anmerkungen, womit er die Erzählungen seiner Vizire zu würzen pflegte, ungleich berühmter in der Geschichte geworden ist als sein erlauchter Grossvater durch sein Stillschweigen und durch seine Unthätigkeit'.[21]) Wielands Schah Gebal spielt eine ähnliche Rolle wie Schah Baham, nur sind seine Bemerkungen nicht gar so lächerlich. Wieland macht ihn zu einem Neffen des Schah Baham und vervollständigt in der Einleitung zu seinem Romane den Stammbaum, der mit Schah Riar beginnt und mit Schah Gebal endigt. Die einzelnen Sultane werden ausführlich charakterisirt. Auch da schliesst Wieland genau an Crébillon an. Dieser beginnt seine Einleitung zum Sopha mit einer Charakteristik Schah Riars in folgenden Worten:

Il y a déjà quelques siècles qu'un prince, nommé Schah Baham, regnoit sur les Indes. Il étoit petit-fils de ce magnanime Schah Riar, de qui l'on a lu les grandes actions dans les 'Mille et une Nuits' et qui, entre autres choses, se plaisait tant à étrangler les femmes et à entendre des contes.

Hierauf folgt eine ausführliche Charakteristik Schah Bahams. Wielands Einleitung zum Goldenen Spiegel hebt also an:

Alle Welt kennt den berühmten Sultan von Indien, Schah Riar, der aus einer wunderlichen Eifersucht über die Neger seines Hofes alle Nächte eine Gemahlin nahm und alle Morgen eine erdrosseln liess, und der so gern Märchen erzählen hörte.

Daran schliesst sich eine Charakteristik seiner Nachfolger. Dabei beruft er sich wie Crébillon auf erdichtete Geschichtschreiber z. B. (Werke 18, 15):

. . . ja wenn man dem berühmten Schek Hamet Ben Feridun Abu Hassan glauben darf, so beobachtete er sogar . . . .

---

[21]) Die Schweigsamkeit Schah Riars hat zuerst Hamilton verspottet. In 'Fleur d'Épine' will Dinarzade dem Schah eine Geschichte aus seinem Conseil erzählen. Wenn diese Geschichte nicht die wunderbarste von allen werde, könne er ihr den Kopf abschlagen lassen, doch müsse er ihr das Leben schenken, wenn er die Erzählung durch irgend eine Bemerkung unterbreche. Sie bringt es auch dazu, dass er sie unterbricht.

Vgl. Crébillon 'Le Sopha': C'est sans doute d'après ce que l'on pensoit de Schah Baham dans sa propre cour, que Scheik-Ebu-Taher-Abou-Faraïki, auteur contemporain de ce prince, nous l'a dépeint dans sa grande histoire des Indes tel qu'on va le voir ci-dessous.

Schah Gebal hört die folgende Geschichte in einem Kreise an, der aus seiner Favoritin Nurmahal, einigen Würdenträgern und aus Höflingen besteht.[22]) Die Gesellschaft, in welcher Crébillons Märchen erzählt werden, ist ganz ähnlich zusammengesetzt. Nur hat die 'schwarzäugige Tschirkassierin' lange nicht jene Überlegenheit, mit welcher die Sultane-Reine den Schah Baham bei seinen naiv-dummen Zwischenreden behandelt. Auch sonst spielt Wieland gelegentlich auf Personen und Begebenheiten aus den zwei genannten Märchen Crébillons an (S. 14. 22).

Das Buch, welches dem Schah Gebal vorgelesen wird, behandelt die Geschichte der Könige von Scheschian. Aus dem verwunderten Ausruf Schah Gebals bei Nennung dieses Namens, entnehmen wir, dass Wielands Scheschian mit jenem identisch ist, in welchem Crébillons 'Ecumoire' spielt. In der Einleitung zu diesem Märchen giebt Crébillon vor, dass sein Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt von einem Chinesen Kilo-ho-ée herstamme. Dieser gestehe, dass er diese Geschichte aus einem japanesischen Manuscript entnommen habe, das selbst wieder eine Übersetzung aus dem Scheschianischen sei: 'Ce qu'il [Kilo-ho-ée] en a donné n'est qu'un fragment d'une histoire plus longue, un essai pour ainsi dire, de celle de tout un peuple'.

Dieses Werk habe seinen Weg durch das Holländische, Lateinische und Venetianische ins Französische genommen. Wieland verlegt dieses Scheschian in die Nachbarschaft des indischen Reiches. Die Geschichte der Könige von Scheschian sei für Schah Gebal geschrieben worden. In späterer Zeit habe sie Hiang-Fu-Tsee unter dem Namen des 'Goldenen Spiegels ins Sinesische, — der ehrwürdige

---

[22]) Schah Gebal leidet an Schlaflosigkeit. Die Vorlesung der Geschichte von Scheschian soll dazu dienen, ihn einzuschläfern. Zu demselben Zwecke werden in den 'Contes orientaux' des Grafen Caylus einem Sultan Märchen erzählt.

Vater J. G. A. D. G. J. aus dem Sinesischen in sehr mittelmässiges Latein, und der gegenwärtige Herausgeber aus einer Copie der lateinischen Handschrift' übertragen (S. 23). 'Aus dem Vorberichte des sinesischen Übersetzers lässt sich schliessen, dass sein Buch eigentlich nur eine Art von Auszug aus der Chronik der Könige von Scheschian ist. welche zur Ergetzung und Einschläferung des Sultans Gebal verfertigt worden war'. Die Scheschianer Wielands verehren wie in Crébillons 'Ecumoire' einen grossen Affen als Gottheit. Die Priester dieses Gottes werden bei beiden Dichtern mit deutlichem Bezug auf Verhältnisse ihrer Zeit, besonders stark hergenommen.

7. Geschichte des weisen Danischmend.[23])

Dieser Roman ist eine Fortsetzung des Goldenen Spiegels. Danischmend gehört dem Hofe Gebals an. Er fällt in Ungnade und gründet eine Colonie, mit welcher er Rousseausche Ideen verwirklichen will. Das Kostüm ist nicht so streng beibehalten, wie in der Einkleidung des Goldenen Spiegels. Nur die Namen erinnern uns daran, dass die Geschichte im Orient spielt. Wir hätten diesen Roman füglich ganz übergehen können, wenn er nicht eine Episode enthielte, die Wieland den 'Mille et un Jours' entlehnt hat. Das ist die Geschichte der schönen Aruja, welche in den Kapiteln 44—46 behandelt wird = 'Les Mille et un Jours', J. CXLV—CLIV (Cab. des fées 15, 189—225).[24])

In den persischen Märchen erzählt der Schah Bedreddin-Lolo seinem Visir Atalmulc und dem Prinzen Séyfel-Mulouk die 'Geschichte der schönen Aruja':

Vor einigen Jahren lebte in Damascus ein alter Kaufmann Banou. Dieser gerieth durch seinen allzu grossen Wohlthätigkeitssinn allmählig selbst ins Elend. Alle seine Freunde verliessen ihn, seine Schuldner wollten oder konnten nicht zahlen. Aus

[23]) Die ersten 31 Kapitel erschienen im Deutschen Merkur 1775 Januar (S. 20) — November (S. 133). Vollendet erschien der Roman erst im 8. Bd. der Sämmtlichen Werke 1795.

[24]) Vgl. Dunlop S. 246 u. Anm. 320, ferner S. 497 Nr. 72, b; dann Loiseleur-Deslongchamps S. 131. 139, wo über die grosse Verbreitung, sowie über den Ursprung dieser Geschichte gehandelt wird; s. auch von der Hagen, Gesammtabenteuer 3, XXXV—LXI.

Gram darüber wurde Banou krank. Zufällig erinnerte er sich, dass er einem Doctor Danischmend [25]) einmal tausend Goldstücke geliehen habe. Er ruft seine Frau Arouja zu sich und bittet sie, zu Doctor Danischmend zu gehen und von diesem jene Summe Geldes zu fordern. Dieser hat Arouja kaum gesehen, so entbrennt er in Liebe zu ihr. Er verspricht ihr zweitausend Goldstücke zu geben, wenn sie seine Liebe erhöre. Sie weist dieses Ansinnen entrüstet zurück. Da ändert Danischmend sofort seine Sprache und erklärt in barschen Worten, dass er ihrem Manne nichts schulde. Weinend kehrt Arouja zu ihrem Gatten zurück. Dieser ist entrüstet über die Treulosigkeit des Doctors und bittet Arouja zum Kadi zu eilen und um Gerechtigkeit zu bitten. Der Kadi macht ihr denselben Antrag wie der Doctor. Selbst der Statthalter, den sie zuletzt um seine Hülfe bittet, erklärt sich nur dann bereit, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen, wenn sie ihn mit ihrer Liebe belohne. Während ihr Gatte Banou über die Schlechtigkeit der Menschen jammert, hat Arouja ein Mittel gefunden, durch welches sie in den Besitz des verlangten Geldes gelangen und zugleich an den drei Männern sich rächen kann. Sie lässt drei grosse Koffer in ihrem Zimmer aufstellen, begiebt sich zu dem Doctor, dann zum Kadi und zum Statthalter, stellt sich so als ob sie sich eines Besseren besonnen hätte und ladet jeden der Drei zu einer verschiedenen Stunde in ihr Haus ein. Bei Nacht erscheint nun zuerst der Doctor. Sie nimmt ihn sehr freundlich auf und bewirthet ihn reichlich. Sie werden jedoch beim Mahle durch ein Pochen an der Thüre gestört. Arouja stellt sich sehr erschrocken und bittet den Doctor sich einen Augenblick in dem einen Koffer zu verbergen, bis die Gefahr vorüber sei. Ebenso macht sie es mit den zwei anderen Liebhabern. Am nächsten Tage begiebt sie sich in den Audienzsaal des Sultans Lolo und erzählt ihm in kurzen Worten ihre Geschichte. Der Sultan lässt die Koffer herbeibringen und man findet darin die drei Liebhaber in üblem Zustande. Der Sultan bittet nun Arouja ihr Antlitz zu zeigen, damit er ermessen könne, wie gross die Schuld der drei Übelthäter sei. Sie thut es. Er ist geblendet von ihrer Schönheit und kann sie nicht vergessen. Er lässt endlich Banou kommen und verspricht ihm alles, was er wünsche, wenn er ihm seine Frau abtrete. Banou erklärt, dass ihm seine Frau mehr werth sei, als alle Schätze der Welt, doch wolle er sie dem Schah abtreten, wenn Arouja nur die geringste Sehnsucht zeige, Sultanin zu werden. Doch Arouja will ihren Gatten nicht verlassen. Um der Macht des Sultans zu entfliehen, scharren die beiden Ehegatten alles ihnen übriggebliebene Geld zusammen und entfliehen aus Damascus. Als der Sultan ihre Flucht erfährt, lässt er sie

[25]) Auch diesen Namen hat Wieland für den Helden seines Romans dieser Erzählung entnommen.

nicht verfolgen, sondern sucht seine Leidenschaft zu beherrschen. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, aber er konnte Arouja bis zu diesem Augenblicke nicht vergessen.

So erzählt Bedreddin-Lolo.

Wieland hat diese Erzählung in Danischmend benützt und zwar mit zahlreichen Kürzungen und Änderungen (Kap. 44. 45). Bei ihm ist die Geschichte nicht schon viele Jahre früher geschehen, sondern sie spielt sich zum Theile noch im Roman selbst ab. Schah Gebal lässt eines Tages den Danischmend holen und gesteht ihm, dass er unglücklich liebe. Vor ungefähr dritthalb Jahren sei eines Morgens, kurz bevor er den Divan verlassen wollte, eine Frau aus der Menge des Volkes hervorgetreten, welche durch ihre Gestalt und ihren Gang sofort seine Aufmerksamkeit gefesselt habe. Sie sei vor seinem Thron aufs Knie gesunken und habe ihn um Gerechtigkeit und Schutz gebeten. Auf ihre Bitte hin habe er sie in sein Cabinet führen lassen, um ihr Anliegen zu hören. Da habe sie ihm ihre Geschichte erzählt. Gebal wiederholt sie dem Danischmend, doch ziehe er dabei, wie er bemerkt (Kap. 44), die Erzählung seiner reizenden Supplicantin sehr zusammen und lasse eine Menge kleiner Züge und Pinselstriche weg, womit sie ihren Darstellungen das wärmste Leben zu geben wusste. Was wir da hören, ist die Geschichte der Aruja aus 'Les Mille et un Jours' in gedrängter Kürze bis zu der Stelle, wo Aruja ganz verzweifelt über ihren letzten vergeblichen Versuch, beim Statthalter ihr Recht zu erlangen, nach Hause zurückkehrt. Von dieser Stelle an weicht Wielands Erzählung von der Vorlage ab. Seine Aruja sucht nicht durch eine schlaue Komödie zu ihrem Rechte und zu ihrem Gelde zu kommen, sondern sie begiebt sich auf das Anrathen ihres Mannes zum Schah Gebal und bittet ihn um Gerechtigkeit. Dieser erzählt nun weiter, dass er ihr sofort zu ihrem Rechte verholfen, doch sie auch zu gleicher Zeit gebeten habe, ihm ihr Antlitz zu zeigen, damit er wisse, in welchem Masse seine Beamten allenfalls auf einige Milderung ihrer Strafe Anspruch machen könnten. Sie habe sein Verlangen erfüllt, doch habe ihn ihre Schönheit so ergriffen, dass er seit jener Stunde keine anderen Ge-

danken hege, als Aruja zu besitzen. Sein Gerechtigkeitsgefühl hindere ihn daran, sich Aruja mit Gewalt anzueignen. Er bitte daher den Danischmend sich zu dem Gatten Arujas zu begeben und diesen durch die lockendsten Versprechen dahin zu bringen, seine Gattin dem Sultan abzutreten. Sadik, so heisst hier Arujas Mann, erklärt dem Danischmend, dass ihm seine Gattin mehr werth sei, als alle Schätze der Welt, doch sei er trotzdem bereit, seiner Frau den Scheidebrief auszustellen, wenn sie dem Antrage des Sultans geneigt sei. Er lässt Danischmend mit Aruja allein. Diese weist das Anerbieten des Sultans zurück. Danischmend giebt den treuen Ehegatten den Rath heimlich zu entfliehen, um so einem eventuellen Gewaltact des Sultans zu entgehen.

Wieland hat also in seiner Wiedergabe der Geschichte der Aruja die List mit den drei Koffern, in welche die drei Liebhaber gelockt werden, weggelassen. Im Übrigen folgt er dem Gange der Handlung in seiner Vorlage genau. Seine Wiedergabe ist jedoch eine mehr künstlerische. In der Vorlage erzählt Schah Lolo diese Geschichte. In der Erzählung selbst wird keine Rücksicht auf diesen Umstand genommen. Es werden Dinge erzählt, von denen der Erzähler Lolo kein Kenntniss haben konnte. Ferner wird die Geschichte der Aruja und der drei Liebhaber zweimal erzählt. Wieland hat diese Mängel beseitigt. Er nimmt strenge Rücksicht darauf, dass seine Erzählung von Schah Gebal erzählt wird. Bei ihm finden wir keine Wiederholung. Doch verliert der erste Theil der Geschichte, welcher von Gebal erzählt wird, durch die gedrängte Kürze an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Der zweite Theil hat dadurch gewonnen, dass ihn Wieland nicht erzählen lässt, sondern selbst in Scene setzt. Der Charakter Arujas, sowie der ihres Gatten ist veredelt.

8. Dschinnistan.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Interesse an Feenmärchen in Deutschland durch die Volksmärchen von Musaeus 1782—86, sowie durch die Übersetzung von Gallands 'Les Mille et une Nuits', welche

Johann Heinrich Voss 1781—85 erscheinen liess, von neuem rege. Fast gleichzeitig erschien in Frankreich jene grosse Sammlung von ausgewählten Feenmärchen, die unter dem Titel 'Le Cabinet des fées' berühmt wurde und gewissermassen den Abschluss der französischen Märchendichtung bildet.

Durch diese Märchensammlungen angeregt übersetzte und überarbeitete Wieland einige Stücke aus dem Cabinet des fées, fügte zwei Erzählungen eigener Erfindung hinzu, und so entstand 'Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet, Winterthur 1786'. Bis 1789 folgten dem ersten noch zwei Bände, welche auch Märchen von F. H. Einsiedel und von J. A. Liebeskind enthielten.[26]) Die Sammlung sollte nach dem Plane des Herausgebers eine ganze Reihe von Bänden umfassen, musste jedoch wegen mangelnder Theilnahme des Publikums schon nach dem dritten Bande abgebrochen werden.[27]) Wieland hat dem 1. und dem 3. Bande je eine Vorrede vorausgeschickt. In der ersten legt er seine Ansichten über die Feenmärchen dar und führt die Grundsätze an, die ihn bei der Auswahl leiteten. Die zweite enthält die Quellenangaben zu den einzelnen Märchen.[28]) Nur zwei Stücke dieser Sammlung, den 'Stein der Weisen' und 'Die Salamandrin und die Bildsäule' hat Wieland in die Ausgaben seiner Werke aufgenommen und wollte sie dadurch jedenfalls als eigene Producte kennzeichnen. Beide Stücke unterscheiden sich von den übrigen der Sammlung dadurch, dass sie, wiewohl Märchenmotive enthaltend, dennoch keine Feenmärchen sind. Sie führen beide die Bezeichnung 'Eine Erzählung', stehen im engsten Zusammenhange mit Wielands publicistischer Thätigkeit und wenden sich gegen die Schwinde-

---

[26]) Vgl. Wielands Werke, Hempel 30, 4.

[27]) Werke 30, 10 ff.

[28]) 30, 13 weiss Wieland die Quelle zu dem Märchen von Einsiedel 'Die Princessin mit der langen Nase' nicht zu nennen. Es stammt aus dem Roman 'Les Aventures d'Abdalla' 1713 und ist dort 'Histoire du Prince Torgut et de la Princesse au pied de nez' betitelt (Cab. des fées 12, 466—496).

leien der sogenannten Geisterseher, welche gerade in jener Zeit ihr Unwesen trieben.[29])

Ausser diesen zwei Erzählungen enthält die Sammlung noch zehn Märchen, welche Wieland aus dem Französischen übersetzt und überarbeitet hat. Er selbst nennt sie meist 'freie' Übersetzungen. Untersuchen wir ihr Verhältniss zum Original, so finden wir, dass 'Néangir' sowie 'Pertharit und Ferrandine' der Vorlage am getreuesten folgen. Sie gehören auch jener Art von Feenmärchen an, welche Wieland besonders bevorzugt: das sind jene Producte einer ausschweifenden Phantasie, welche überreich an den seltsamsten und verwickeltsten Abenteuern und Wundern, uns Räthsel auf Räthsel bieten und jeden natürlichen Vorgang mit Absicht ausschliessen. Zahlreiche Veränderungen und Zusätze weisen die Märchen 'Der eiserne Armleuchter', 'Der Greif vom Gebirge Kaf', 'Nadir und Nadine', 'Adis und Dahy' auf. Eine tiefgreifende Umarbeitung erfuhren: 'Timander und Melissa', 'Der goldene Zweig' und 'Albofléde'. Sie sollen noch besonders betrachtet werden.

Die Übersetzung aller dieser Märchen weist viele gemeinsame Merkmale auf und gestattet daher eine allgemeine Charakteristik.

a) Zusätze: Die hervorragendste Eigenthümlichkeit dieser Übersetzung ist allenthalben ein Hervortreten der Person des Übersetzers, der alles besser weiss, als der Autor des Originals. Dadurch wird die Wirkung der Märchen, welche nur dann erzielt werden kann, wenn der Verstand ganz eingeschläfert wird, und nichts daran erinnert, dass man sich in einer erdichteten und erträumten Welt befindet, ganz zerstört, z B.:

Pertharit und Ferrandine (Werke 30, 286): 'Der Prinz (nicht halb so streng als Hamilton, der Gewährsmann dieser Geschichte) begnügte sich'. — Der goldene Zweig (Werke 30, 216): 'Wir können also versichern, dass Alles, was die Geschichtschreiberin der Begebenheiten dieses wundervollen Paares, die Gräfin d'Aulnoy, von dem strengen Betragen der Princessin Brillante (wie sie ihre

[29]) Vgl. Gruber, Wielands Leben 2, 334 ff., Wielands Werke 32, 353 ff. 35, 7—40. Die Quelle zu 'Die Salamandrin und die Bildsäule' sind zwei Feenmärchen s. u. S. 526 f.

verwandelte Marmotte nennen lässt) gegen den schönen Schäfer erzählt, aus verfälschten Urkunden gezogen sein muss, dass der Schäfer und die Schäferin kein Wort von Allem, was diese Dame sie sprechen lässt, miteinander gesprochen haben, und dass Beide viel zu viel Verstand und Geschmack besassen, um die Verse gemacht zu haben, die sie ihnen in den Mund legt. Da wir berechtigt sind, unsre Nachrichten für die zuverlässigeren zu halten, so fahren wir fort' u. s. w. — 'Timander und Melissa' (Werke 30, 176): 'Die gute Dame hat sich entweder verschrieben, oder sie dachte nicht was sie sagte'.

Einzelne Charaktere der Märchen behandelt Wieland ironisch und macht satirische Ausfälle, die sich auf politische und religiöse Verhältnisse seiner Zeit beziehen. Z. B.:

In Adis und Dahy (Werke 30, 55) nennt er Farsana, welche die beiden Genien Adis und Dahy verführt, ironisch die 'arme' Dame; oder Néangir (Werke 30, 127): 'Der arme Mann, der schon durch seine niedergeschlagenen Augen und sein Stillschweigen Alles eingestanden, was die leichtfertigen Mädchen von ihm sagten, hatte nun nichts Besseres zu thun, als sich — wie ein Derwisch aus der Sache zu ziehen'; S. 129: 'Der Derwisch, wie man sieht, sprach und wünschte, wie es einem Derwisch zukommt'. Der goldene Zweig (30, 198), der Greif vom Gebirge Kaf (30, 335); gegen die Priester: Adis und Dahy (30, 70 f.).

Bemerkungen, wie 'man kann sich vorstellen' (Adis 30, 49, Der goldene Zweig S. 198, Der eiserne Armleuchter S. 326); 'wie wir wissen' (Der eiserne Armleuchter S. 326), 'wie man bereits hat bemerken können' (Néangir S. 127), 'wir müssen aufrichtig sein' (Der goldene Zweig S. 210). u. a. liebt Wieland in den Text einzuschieben. Er ist allenthalben hinter seinen Personen her und macht den Leser bald auf dies, bald auf jenes an ihnen aufmerksam, lobt oder tadelt sie. Besonders in der Schilderung ihrer Seelenbewegungen kann er sich nicht genug thun. Jedes neu eintretende Ereigniss wird in allen seinen Wirkungen auf die handelnden Personen breit und wiederholt dargelegt. Alle Erwägungen, welche die Person vor der That anstellen könnte, werden ausführlich mitgetheilt; die Personen handeln nicht mehr naiv und aus ihrer einfachen Natur heraus, sie reflectiren zu viel.[30])

[30]) Vgl. Adis und Dahy S. 52 Z. 16, S. 53 Z. 22; Der Greif vom Gebirge Kaf S. 336 Z. 29—38; Der eiserne Armleuchter S. 326 Z. 4—11,

Bei der Beschreibung von Schönheit und Hässlichkeit überbietet Wieland häufig das Original. Er bedient sich gerne des Vergleiches mit den griechischen Typen des Schönen und Hässlichen, z. B.:

Alboflède, Hamilton (Oeuvres 2, 430): 'ce qu'il y a de plus difforme et de plus horrible dans la vieillesse et la laideur se voyait dans Alboflède' = Wieland (30, 263): 'das was dem ersten Anblick am meisten auffiel, war ihr Alter und ihre Hässlichkeit. Beides übertraf Alles, was man sich davon einbilden kann. Die eisgrauen Parzen hätten jung und die hässlichste der Gorgonen reizend neben ihr geschienen'. In Pertharit und Ferrandine (30, 285): 'il (le Prince Torticoli) avait les jambes tortues, une bosse plus haute que la tête, les yeux de travers, la bouche de coté; enfin c'étoit un petit monstre' = Wieland, Der goldene Zweig (30, 197): 'Er hatte krumme Beine, einen Höcker wie ein Kameel, schiefe Augen, einen Mund, der von einem Ohr zum andern reichte, und eine Nase, die einem Schweinsrüssel ähnlich sah; mit einem Worte, er war ein zweiter Äsop'.

In Der goldene Zweig (30, 212) schildert Wieland abweichend vom Original die Schönheit der Marmotte nach ihrer Verwandlung sehr ausführlich und schliesst: 'Ihr Wuchs hätte zu einer Diane oder Aurora und ihre Gesichtsbildung und jugendliche Blüthe zu einer Hebe oder Psyche das Modell abgeben können'.

b) Kürzungen: Aus den voranstehenden Ausführungen ersehen wir, dass die Zusätze, mit welchen Wieland seine Übersetzung der Märchen so reichlich bedacht hat, denselben nicht gerade zum Vortheile gereichen. Dagegen sind die zahlreichen Kürzungen, welche er vornahm, meist auch wirkliche Verbesserungen. Sie beseitigen unangenehme Längen und schaffen überflüssiges oder störendes Beiwerk zur Seite. So lässt er in seiner Übersetzung von 'Ady et Dahy' die Vorbereitungen zur Reise nach Sumatra (Cab. des fées 15, 393) fort, ebenso die Vorbereitungen zur Flucht in 'L'Enchanteur' (Cab. des fées 34, 104) und das breit ausgeführte Beispiel wie Caressant und Blanchette erzogen werden (L'Enchanteur, Cab. des fées 34, 62). Die französischen Autoren ergehen sich gern in ausführlichen Schilderungen von Tafelfreuden; sie unterlassen es selten,

S. 323 Z. 29—S. 324 Z. 3; Néangir S. 117 Z. 14—18; Der goldene Zweig S. 213 Z. 9—17.

die Grossartigkeit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, sowie die hohe Stellung oder die Schönheit der Aufwartenden zu rühmen, z. B. L'Enchanteur (Cab. des fées 34, 89). Wieland streicht diese Ausführungen und eilt gerne zum Schlusse. Daher kommen die meisten Kürzungen gegen das Ende der Märchen vor (Néangir, Der goldene Zweig. Timander und Melissa). Auch durch die Verwandlung der directen Rede in die indirecte erreicht er hin und wieder eine wünschenswerthe Knappheit (Nadir und Nadine S. 27. Néangir S. 16. 124), in der Mehrzahl der Fälle aber verliert die Darstellung dadurch an Anschaulichkeit und Lebendigkeit (Adis und Dahy S. 58 Z. 13—30: Cab. des fées 15, 400—406, S. 51 Z. 36—S. 52 Z. 1: Cab. des fées 15, 392).

Besonders bemerkenswerth ist der Umstand, dass Wieland in seiner Übersetzung das Anstössige und allzu Schlüpfrige der Originale weglässt oder verhüllt, z. B. in Ady et Dahy (Cab. des fées 15, 411) macht der abscheuliche Neger Torgut der Geliebten seines Herrn Farzana auf einem Spazierritte eine Liebeserklärung. Sie fasst die Sache von der komischen Seite auf:

'Torgut répliqua sur le même ton, et elle repartit d'une manière qui lui donna si beau jeu, qu'il poussa l'insolence jusqu'à lui proposer de l'occasion, en lui montrant une prairie, qui leur offroit, disoit-il, ses fleurs pour les inviter aux plaisirs de l'amour'. Wieland (30, 60 f.): 'und so kam es mit lauter Scherzen so weit, dass der rohe Kerl aus Scherz Ernst machte und sich so benahm, dass Farsana sich genöthigt sah'. —

In der 'Histoire des trois fils d'Ali Bassa' (Cab. des fées 34, 140) erzählt Néangir, dass seine Pflegeeltern ihm nicht glauben wollten, dass er vor kurzem ein Kochtiegel gewesen. Er nimmt daher seine Pflegemutter Zinebi beiseite:

. . . je lui rappelai quelques particularités dont je pouvois seul avoir été témoin. Vous souvenez-vous lui dis-je, qu'un jour que votre mari étoit sorti, j'avois entendu que vous vous étiez plus parée qu'à l'ordinaire, et qu'il vint une jeune homme, que je vous entendis nommer Acanzel, à qui vous dites de ne rien craindre, et que Mohamed ne reviendroit point de tout le jour. Que vous le fîtes asseoir auprès de vous et . . . . [In der Fussnote:] L'Editeur est au désespoir de ne point rapporter ce que

Néangir dit à Zinebi; mais il y a dans cet endroit du manuscrit une lacune d'environ deux pages.

Solche Lücken im Manuscripte an heikelen Stellen, pflegt auch Wieland sonst vorzuschützen. Hier ändert er diese Stelle. Bei ihm (Néangir S. 85 f.) überzeugt Néangir die Pflegeeltern von der Wahrheit seiner Erzählung durch seine unschuldige Treuherzigkeit (vgl. auch Alboflède S. 268 und Hamilton, Oeuvres 2, 437). Wir ersehen daraus, dass Wieland mit seiner Märchensammlung auch auf einen Kreis von Lesern rechnete, für welche viele seiner eigenen Dichtungen nicht bestimmt sein konnten.

In dem Märchen Der Greif vom Gebirge Kaf setzt Wieland an die Stelle Gottes und des Engels Gabriel den Geisterkönig Géoncha und den Genius Edris. Dadurch wird die Erzählung aus dem Legendenhaften in das Gebiet der Märchen hinübergespielt.

Die zahlreichen Änderungen, welche er in seiner Übersetzung mit den Namen der handelnden Personen vornimmt, finden ihre Begründung zumeist darin, dass der Schauplatz der Handlung verlegt wird. Timander und Melissa verdanken ihre griechischen Namen dem Umstande, dass Thessalien an die Stelle des Orients getreten ist. Die Namen der Personen in Die Salmandrin und die Bildsäule sind ebenfalls dem veränderten Orte der Handlung angepasst.[31]) In Nadir und Nadine sind die veränderten Namen mit dem Schauplatze des Originals in Einklang gebracht.

Auf die Sprache hat Wieland besondere Sorgfalt verwendet. Er wollte diese Märchen in dieser Hinsicht womöglich 'classisch' machen (Vorr. 30, 10). Dies um so mehr, 'da die meisten Büchermacher, die heut zu Tage, in welchem Fache es sei, für das Publicum arbeiten, sich in diesem Stücke die sträflichste Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen und dadurch besonders der Jugend von beiderlei Geschlecht schädlich werden'.[32])

---

[31]) Die Namen Klodion und Klotilde sind aus Hamiltons Zeneyde.

[32]) Vergleicht man mit dieser Äusserung Wielands Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Volksmärchen von Musäus 1804 (Werke (Hempel) 38, 518 f.), so sieht man, dass dieser Tadel gegen dieselben gemünzt war.

9. Die Salamandrin und die Bildsäule.[33])

In der Vorrede zum 3. Theil von Dschinnistan schreibt Wieland über diese Erzählung (Werke 30, 13): 'Der Druide. ganz Original, einiger aus den 'Voyages de Zulma dans le Pays des fées' entlehnten Züge ungeachtet'.

Die 'Voyages de Zulma' (Cab. des fées 16, 263–443) von unbekannten Verfassern, sind ein Fragment. Zulma. der Sohn eines Kaufmanns in Bagdad, gelangt auf wunderbare Weise in das Reich der Sylphiden, die mit den Feen identificirt werden. Er begleitet die Fee Gracieuse auf ihren Fahrten, welche dieselbe unternimmt, um verschiedenen Prinzen und Princessinnen Hülfe gegen die Verfolgungen böser Feen zu bringen. Auf einer ihrer Luftreisen durch Ägypten bemerken sie in einer Pyramide zwei Männer, von welchen der eine jung und wohlgebildet, der andere alt und hässlich ist. Die beiden sind eben im Begriffe sich gegenseitig ihre Lebensschicksale zu erzählen und werden hiebei von Gracieuse und Zulma ungesehen belauscht. Diesen zwei Erzählungen hat Wieland die Hauptmotive seines 'Druiden' entlehnt. Der Geschichte des hässlichen Abensaï entsprechen die Erlebnisse des Osmandyas bei Wieland, den Geschicken Abulmers ist die Geschichte des Klodion nachgebildet. — Ich gebe zunächst den Inhalt der beiden französischen Märchen.

Geschichte Abensaïs (Cab. des fées 16, 385—399).

Abensaïs Vater ist König und zugleich der weiseste Mann seines Reiches, der von seinem Studirzimmer aus sein Volk regirt. Abensaï, von seinem Vorwitze verleitet, betritt dieses geheimnissvolle Zimmer in Abwesenheit seines Vaters und liest in einem offen daliegenden Buche zufällig zwei Worte. Kaum sind dieselben seinen Lippen entschlüpft, so erscheint ein Zwerg und verwandelt ihn zur Strafe für seine Neugierde in einen alten, hässlichen Mann. Unerkannt flieht er aus dem Reiche seines Vaters. In Bagdad nimmt ihn ein Iman gastfreundlich auf und verkündet ihm, dass er nicht früher seine ehemalige Gestalt erhalten könne, als bis ihm ein Mann, der sein Vermögen verloren, aus Mitleid ein Goldstück schenke. In dem Hause des Iman sieht Abensaï

[33]) Erschien im 2. Theile von Dschinnistan, unter dem Titel 'Der Druide oder die Salamandrin und die Bildsäule'.

zwei Statuen, die so vollendet ausgeführt sind, dass er sie anfangs für lebende Wesen hält. Auf sein Befragen erzählt ihm sein freundlicher Wirth, dass die eine der beiden Statuen einen Weisen darstelle, mit welchem er durch Freundschaft eng verbunden sei. Um trotz der räumlichen Entfernung dennoch in innigem Verkehre bleiben zu können, hätten sie das sinnreiche Mittel dieser Statuen erfunden. Wenn er zur Statue seines Freundes rede, so höre ihn sein Freund selbst, welcher eine ebensolche Statue von ihm besitze. Das zweite Bild stelle die Tochter desselben dar, welche er auf diese Weise erziehe. Abensaï verliebt sich in die Statue des Mädchens, muss aber, da er in Bagdad keine Aussicht hat seine frühere Gestalt wieder zu erlangen, nach einem zärtlichen Abschiede von seiner Geliebten weiterziehen. Nach vielen Mühsalen kommt er endlich in diese Pyramide, wo er Abulmer trifft, für den er sofort eine innige Zuneigung empfindet.

Die Geschichte Abulmers (Cab. des fées 16, 399—440).

Abulmer, der Sohn des Soldans von Ägypten, rettet einst eine Frau aus drohender Lebensgefahr. Er verliebt sich in sie und trifft täglich mit ihr in der Pyramide zusammen, in welcher er sich eben mit Abensaï befindet. Sie verlangt unbedingte Treue von ihm, verweigert ihm aber jede nähere Auskunft über ihre Person. Einer ersten Verlockung zur Untreue entgeht er mit Noth, einer zweiten fällt er jedoch zum Opfer. Als er sich einst auf dem Heimwege von der Pyramide befindet, kommt ihm ein schwarzer Sklave entgegen und bittet ihn fussfällig um Hülfe für seine Herrin, welche unter der Gewalt eines Genius schmachte. Zugleich übergiebt er ihm ein Zauberschwert, um die Ungethüme zu überwältigen, welche den Eingang in den Palast bewachen, wo sich die Unglückliche befindet. Abulmer widersteht diesen Bitten nicht. Er bricht sich mit dem Schwerte Bahn und gelangt in ein Gemach, das ganz schwarz ausgeschlagen ist. Auf einem hohen Katafalke ruht eine schöne Dame mit einem Pfeil in der Brust. Es gelingt ihm den Pfeil aus der Brust herauszuziehen und die schöne Mélissienne, so heisst die Dame, erhebt sich heil und gesund. Sie weiss ihn zurückzuhalten, indem sie sich in heftiger Leidenschaft für ihn entbrannt zeigt, und halb aus Neigung, halb aus Mitleid, wird er seiner Unbekannten untreu. Im selben Moment erschallt ein ungeheurer Donnerschlag und bei hellem Scheine erkennt Abulmer in der Princessin Mélissienne seine zürnende Geliebte. Seit dieser Stunde fühlt er sich unglücklich und fasst den Entschluss in der Pyramide Hungers zu sterben. Eine unsichtbare Hand jedoch versorgt ihn mit Speise und Trank.

Wir erkennen in diesen Erzählungen genau die Geschichte des Osmandyas und des Klodion in Die Sala-

mandrin und die Bildsäule wieder. Der Schauplatz ist bei Wieland ein halbverfallener Thurm in Armorica. Die Scene ist genau dieselbe wie in der Vorlage. Zwei Männer, der eine scheinbar hässlich, der andere sehr schön, welche ihre Schicksale erzählen. Im Hintergrunde, ungesehen von den beiden, zwei horchende Gestalten. Wieland verlegt die Geschichte des Osmandyas nach Ägypten. Den Vater Abensaïs und den Iman vereinigt er zu einer Person: dem Oberpriester Kalasiris, dem Vater des Osmandyas. Sein Sohn verliebt sich in die Statue eines Mädchens, welche er in dem geheimnissvollen Studirzimmer seines Vaters findet. Er wandert fort, um das Urbild zu finden. Wieland hält sich so sklavisch an seine Vorlage, dass er den Osmandyas ohne jeden zwingenden Grund in einer hässlichen Verkleidung reisen lässt.

Die Erzählung des Klodion folgt fast Schritt für Schritt dem Gange der Geschichte Abulmers. Der Schauplatz ist Gallien. Wieland lässt die erste Verlockung zur Untreue beiseite, gestaltet dagegen die zweite um so raffinirter. Klodion entbrennt auch in wirklicher Leidenschaft für Pasidora. Diese Erzählung hat Wieland viel prunkvoller und märchenhafter ausgestattet, als sie in der Vorlage ohnedies schon war.

Im Original findet nur die eine Geschichte ihren Abschluss, und dieser ist etwas gewaltsam herbeigezogen. Gracieuse befiehlt einfach der Geliebten Abulmers, welche eine Salamandrin ist, dem Geliebten zu verzeihen.

Wieland hat für beide Geschichten einen ganz selbstständigen Abschluss gefunden. Dem erstaunten Leser stellen sich alle diese Wunderdinge unerwartet als angeblich natürlich vor sich gegangene Veranstaltungen zweier Väter dar, um zu bewirken, dass ihre Kinder sich gegenseitig lieben lernen und heiraten. Klodion wird als eine Art Don Sylvio hingestellt, der nur ein Wesen höherer Ordnung sein nennen will und die Erdenweiber verachtet. Durch diese complicirte Komödie soll er getäuscht und so auf den richtigen Weg gebracht werden. Wieland nimmt sich nicht die Mühe, alle jene Wunder, welche er uns erzählt hat und die viel übertriebener als im Original geschildert sind, auf

natürliche Weise zu erklären. Wir müssen ihm aufs Wort glauben, dass sie natürlich vor sich gegangen. Und selbst wenn er es zustande gebracht hätte zu beweisen, dass alles natürlich zugegangen, so hätte er auch dann noch die Wirkung der ganzen Erzählung dadurch abgeschwächt. Er fühlte diesen Mangel wohl und schreibt sich eigentlich sein eigenes Urtheil in den Schlussworten: 'Die Täuschung des Wunderbaren hat etwas so Anziehendes und Zauberisches für die meisten Menschen, dass man oft schlechten Dank bei ihnen verdient, wenn man sie hinter die Coulissen führt und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herabwürdigt'.

10. Timander und Melissa.

Wieland bemerkt in der Vorrede zum 1. Theil von Dschinnistan (Werke 30, 9): 'In dem letzten Stücke dieses Bandes (Timander und Melissa) hat man bloss die Grundlinien der Fabel aus einem Märchen der Gräfin d'Aulnoy genommen, das Ganze aber völlig umgearbeitet und etwas ganz Neues daraus gemacht'. Ausführlicher heisst es in der Vorrede zum 3. Theil (Werke 30, 11 f.): 'ich war von ungefähr auf ein paar späte Producte der Feerei der Mde. d'Aulnoy gestossen, die mir sogar für die freieste Übersetzung zu glatt und langweilig schienen, aber doch einige glückliche Erfindungen an die Hand geben, woraus nach meiner Idee etwas Neues werden konnte, von dessen Bearbeitung meine Imagination sich viel Vergnügen versprach. Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit, und so kam in wenigen Tagen auch Timander und Melissa zum Vorschein, eine Composition, die ich mit gutem Gewissen für mein Eigenthum geben könnte, wenn mich eine solche Kleinigkeit mehr oder weniger reicher machen könnte'. Im Folgenden (S. 13) giebt Wieland genauer die Quelle seiner Erzählung an: 'V. Timander und Melissa, veranlasst durch die zu Paris 1735 bei Didot herausgekommenen trois nouveaux Contes des Fées par Mde. D*** (d'Aulnoy) aber, (wie gesagt) ungeachtet einiger aus denselben genommenen Materialien, so viel als ein ganz neues Product'. Wir suchen dieses Märchen vergeblich unter den Werken der

Gräfin d'Aulnoy. Diese von Wieland angeführten 'Trois nouveaux Contes des Fées 1735' werden mit Sicherheit der Mde. de Lintot zugeschrieben.[34]) Unter diesem Namen sind sie auch im 32. Bd. des Cabinet des fées (S. 177—318) wieder abgedruckt. — Der Vergleich von Wielands Märchen mit dem Original lehrt, dass Wieland die Erzählung der Mde. de Lintot nur leicht überarbeitet hat. Er folgt genau dem Gange des Originals bis auf den Schluss, den er rascher herbeiführt. Er bringt keine neuen Motive hinein und verlegt nur den Schauplatz der Begebenheiten aus dem Thale von Cangam nach Thessalien. In beiden Erzählungen schreitet nun die Handlung gleichmässig fort.

Einem Könige erscheint eine alte Frau und giebt ihm ein Mittel, das ihn befähigt, seinen Unterthanen ins Herz zu sehen. Der König macht die betrübende Erfahrung, dass er nur éinen treuen Unterthan hat. Des Regirens müde, tritt er diesem seine Krone ab und zieht sich in die Einsamkeit zurück. Der Sohn des neuen Königs Timander wird einst auf der Jagd auf wunderbare Weise in ein herrliches Land geführt. Die Tochter der Feenkönigin hat ihn dorthin bringen lassen, denn sie liebt ihn. Er erwidert ihre Liebe, trotzdem er sie nur verschleiert sieht. Es findet die Vermählung der beiden statt. Am Morgen nach der Hochzeit bemerkt jedoch Timander mit Entsetzen, dass seine Frau ein Affenantlitz habe. Er macht ihr heftige Vorwürfe und sie verwandelt ihn, darob erzürnt, in einen Schmetterling. Als solcher verliebt er sich in ein reizendes Mädchen und lässt sich von ihm nach Hause tragen. Nach einigen Tagen zärtlichen Beisammenseins erhält der Schmetterling seine natürliche Gestalt wieder, indem er von einer Flüssigkeit trinkt, welche die stärksten Verzauberungen zu lösen vermag. Während dies hier vor sich geht, erscheint dem früheren König eine Fee und theilt ihm mit, dass seine verloren geglaubte Tochter lebe. Es ist jenes Mädchen, welches Timander liebt.

[34]) Vgl. Quérard, La France littéraire s. v. Lintot. Über das Leben dieser Schriftstellerin wusste man schon zu ihrer Zeit wenig. Die Bibliothèque universelle des Romans enthält im 2. Januarbande S. 176 des Jahrganges 1777 einen Auszug aus diesen drei Märchen. Über die Verfasserin heisst es (S. 178): 'L'Auteur de ces Contes s'appelloit lorsqu'elle les composa Mlle. Caillaut et elle est depuis appellée Mde. Lentot. Nous croyons qu'elle vit encore, mais il y a longtemps qu'elle a cessé de publier des ouvrages'. Der Registerband des Cab. des fées 37, 163 f. enthält eine höchst ungenaue, sich selbst widersprechende Notiz über diese Schriftstellerin.

Mit der Vermählung der beiden schliesst Wieland die Erzählung, indem er noch kurz erwähnt, dass die Tochter der Feenkönigin einen andern Liebhaber erhalten habe, der ihr Affengesicht besser zu schätzen verstehe. Mde. de Lintot jedoch lässt während der Trauung die beleidigte Fee erscheinen. Diese tödtet die Liebenden und dann sich selbst. Damit endet jedoch nicht das Märchen. Eine mächtige Fee erscheint, erweckt das Brautpaar zu neuem Leben und führt sie mit ihren Eltern in ein seliges Land. Bis auf den kürzeren und ohne Zweifel besseren Schluss des Wielandschen Märchens, stimmen wie gesagt beide in der Handlung genau überein, ja an vielen Stellen entsprechen sie sich Satz für Satz, Wort für Wort. Wieland ist nur viel redseliger. Was im Original nur angedeutet wird, führt er breit aus. Dies tritt z. B. bei der Schilderung von dem Charakter und der Regirung des Königs Siapas hervor (Werke 30, 165. Cab. des fées 32, 179). Die Feste, welche die Tochter der Feenkönigin zu Ehren Timanders giebt, stattet Wieland mit einem Prunk aus, der im Original fehlt. Besonders die grosse Zahl verführerischer Nymphen, welche herrliche Tänze aufführen, überhaupt alles, was an griechische Feste gemahnt, ist Wielands Zuthat.

In das Verhältniss des Schmetterlings zu Melissa, welches im Original ganz einfach und naiv geschildert wird, trägt Wieland eine gewisse Lüsternheit hinein. Bei Mde. de Lintot sieht Timandre Bleuette auf dem Heimwege begriffen und setzt sich auf den Blumenstrauss, den sie trägt. Bei Wieland sieht er Melissa nach dem Bade auf dem Waldboden ruhend und schlafend. Sie ist halb entblösst, das 'runde, wächserne' Knie ist nackt, kurz sie befindet sich in jener Situation, welche bei Wieland so oft das Vorspiel zu einer Verführungsscene bildet. Der Schmetterling Timander nimmt sich in der Folge viele Freiheiten heraus, die ihm unschuldiger Weise gestattet werden.

11. Der goldene Zweig.

'Der goldene Zweig, nach einem der schönsten Märchen der Mde. d'Aulnoy frei übersetzt und, wenn ich nicht irre, mit einigem Vortheil, besonders in der Entwicklung ge-

ändert': so sagt Wieland in der Vorrede zum 3. Theil von Dschinnistan (Werke 30, 13). In der That folgt Wieland dem Märchen der d'Aulnoy in der Aufeinanderfolge der Vorgänge ziemlich treu bis zu jener Stelle, wo er selbst das gänzliche Abweichen von der Vorlage angiebt (Werke 30, 216: 'Wir können also versichern' u. s. w.). Er bringt die Geschichte zu einem raschen Abschluss. Nachdem sich Torticoli und Marmotte in veränderter d. h. verschönerter Gestalt gesehen haben, heiraten sie einander bald und führen ein zufriedenes Schäferleben. Mde. d'Aulnoy spinnt noch eine empfindsame Schäfergeschichte mit zahlreichen eingestreuten Versen aus.

Brillante (= Marmotte) liebt Sans-Pair (= Torticoli), flieht ihn aber doch. Sie begiebt sich zu einem Zauberer, um von ihrer Liebe geheilt zu werden. Dieser verliebt sich in sie und verwandelt sie, da sein Liebesantrag zurückgewiesen wird, in eine Heuschrecke. Sans-Pair wird von einer Fee aus demselben Grunde in eine Grille verwandelt. Der goldene Baum giebt ihnen ihre natürliche Gestalt wieder. Sie werden vereinigt, und die Fee Bénigne sowie der Genius Trasimène beschenken sie reich.

Auch die Geschichte des Genius und der Fee wird bei der Gräfin d'Aulnoy ausführlich erzählt (Cab. des fées 2, 280—83); Wieland berührt sie nur flüchtig (Werke 30, 205).

12. Alboflede.

'Alboflede, nach einem unvollendeten Märchen des Grafen Hamilton, mit vielen Veränderungen und Zusätzen, die aus dem Hamiltonschen Fragment ein Ganzes und das Ganze zu einem neuen Stück machen': verkündet Wielands Vorrede zum 3. Theil (Werke 30, 13). Dieses Märchen hat Hamilton in die Erzählung der Zeneyde eingeflochten, wo uns sagenhafte Vorgänge aus Frankreichs Vorzeit geschildert werden. Clodion, der Held dieser Erzählung, führt seine Geliebte Gertrud zu Alboflede, um sie während seiner Abwesenheit — er muss in den Kampf ziehen — unter sicherem Schutze zu wissen. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Dichter die Geschichte der Alboflede. — Wieland führt ein junges Liebespaar ein. Dieses kommt zu Alboflede, um sich von ihr die Zukunft vorhersagen zu

lassen. Alboflede erzählt ihnen ihre eigene Lebensgeschichte. Diese hält, abgesehen von jenen Änderungen und Zusätzen, welche alle diese Wielandschen Bearbeitungen von Märchen charakterisiren, gleichen Schritt mit Hamilton bis zu der Stelle, wo Alboflede durch das Halsband des Mohren ihre frühere Schönheit erlangt (Werke 30, 271). Hamilton führt von da an das Märchen rasch zu Ende. Was Wieland (30, 271—73) in einem breiten Dialoge ausspinnt, fasst Hamilton kurz und bündig (Oeuvres 2, 440 f.): 'Quel fut son désespoir', sagt er von Alboflede, 'lorsque le petit vilain lui proposa ou de rendre le carcan, ou de se donner à lui!' Sie wirft ihm das Halsband an den Kopf, besinnt sich aber doch rasch eines andern 'et racheta sa beauté'. Hamilton erzählt dann noch kurz, dass sie der Neger bald verlassen habe. Unvermerkt wurde Alboflede von der grossen Schwäche geheilt, die sie für ihre Schönheit besessen. Wieland lässt die Alboflede eine Lehre aus ihrer Lebensgeschichte entwickeln, welche das Liebespaar von der Erforschung der Zukunft abhalten soll (Werke 30, 275): 'Ich habe Euch diese Geschichten erzählt, meine Kinder, um Euch zu überzeugen, dass das Vorwissen unserer Schicksale uns nicht nur ganz unnütz dazu ist, ihnen auszuweichen, sondern dass es sogar das Mittel wird, uns unangenehme Schicksale zu machen'. Wieland erzählt nun selbständig weiter, dass das Liebespaar von seiner Bitte nicht abliess. Alboflede schickt den beiden Träume, die jene anfangs für Wirklichkeit halten, und heilt sie so von ihrem Vorwitz.

Wien. K. Otto Mayer.

Die Quellen von Schillers Warbeck und Princessin von Zelle.

Es scheint mir noch nicht genügend beachtet zu sein, welchen Einfluss auf Schillers Dramatisirung historischer Stoffe neben der französischen Tragödie mit ihrer Verbindung der noble et belle passion die im vorigen Jahr-

hundert wuchernde historische Novelle hatte. Ein etwas romanhafter Zug, der in seinen historischen Dramen theils schwächer theils stärker hervortritt, möchte daraus zum Theil seine Erklärung finden. Bekannt ist, dass er im Don Karlos von der Novelle des Abbé St. Réal ausgeht; überraschen aber mag es, dass er auch bei zweien seiner spätesten dramatischen Entwürfe durch eine solche Quelle nicht bloss angeregt, sondern sogar in der Auffassung des Stoffes wesentlich bedingt wurde.

Mitten während der Arbeit an der Maria Stuart war ihm der Gedanke zu einem neuen Drama, dem Warbeck, gekommen. Am 20. August 1799, noch ehe er den zweiten Act jener Tragödie völlig abgeschlossen hatte, skizzirte er in einem Briefe an Goethe, wie nach seiner Meinung aus dem Schicksale jenes Prätendenten 'eine Tragödie erfunden werden könne':

'Von der Geschichte selbst ist zwar so gut als gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen ist sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin von York können zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müsste. Überhaupt glaube ich, dass man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen, und alles übrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde, welche die Vortheile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte. — — — In der Tragödie müsste der Betrüger als zu seiner Rolle geboren erscheinen, und er müsste sie sich so sehr zu eigen machen, dass mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geschöpf behandeln wollten, interessante Kämpfe entstünden. Es müsste ganz so aussehen, dass der Betrug ihm nur den Platz angewiesen, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Die Katastrophe müsste durch seine Anhänger und Beschützer, nicht durch seine Feinde, und durch Liebeshändel, durch Eifersucht und dergleichen herbeigeführt werden.'

Auf diesen Stoff und den Gedanken einer ganz freien Behandlung desselben als einer Liebestragödie war er geführt durch eine Nouvelle historique, die sich noch jetzt in Schillers Bibliothek im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar befindet, 'Perkin faux duc d'York, sous Henri VII roi d'Angleterre. Par le Sieur la Paix de Lizancour. 3 parties. Paris 1732'. Die Novelle behandelt allerdings nicht eigent-

lich die von Schiller in den noch vorhandenen Entwürfen herausgegriffene Epoche in Warbecks Leben, seinen Aufenthalt bei Margarethe von Burgund. Der Verfasser führt uns vielmehr sogleich an den Hof des schottischen Königs Jacob IV. — der ganze erste Theil erzählt sogar nur die Empörung desselben gegen seinen Vater und seine Liebe zu der spröden Feliciane de Melrosse —, hier lässt er den Betrüger im 2. Theile auftreten, von hier aus im 3. seinen unglücklichen Zug gegen Heinrich VII. unternehmen, die ganze Vorgeschichte wird kurz als ein Bekenntniss Perkins seinem Vertrauten gegenüber 2, 192—252 eingeschaltet. Aber Schiller mochte es gerade reizen, diese Lücke auszufüllen und tiefer in die verhängnissvolle Genesis des Betrugs einzudringen — ganz abgesehen davon, dass es mir nach der in jenem Briefe an Goethe gegebenen Skizze der dramatischen Handlung sehr zweifelhaft ist, ob er sie von Anfang an sich in dem engen Rahmen des späteren Entwurfes dachte: aus dem Hinweis auf die Katastrophe, aus der Bezeichnung Tragödie wird man zunächst wohl kaum auf ein Schauspiel mit einem innerlich und äusserlich versöhnenden Abschluss schliessen, wie es der Entwurf zeigt. Auf die Ausgestaltung jenes Theils der Handlung, der am Hofe der Herzogin von Burgund spielt, zu einem selbständigen Drama hat er dann nicht bloss eine Reihe von Motiven, sondern auch den Herzensconflict des Helden aus seiner Quelle übertragen.

Die Vorgeschichte desselben erzählt La Paix de Lizancour folgendermassen:

Perkin ist ein Sohn Eduards IV. und der schönen Catherine de Fare, die mit ihrem Gatten Osbek aus Tournay nach London gezogen war. Der König wollte den ihm überraschend ähnlichen Knaben später als seinen Sohn anerkennen, sein früher Tod verhinderte es, und Perkin, der bald darauf auch seine Mutter verlor, wuchs als Sohn Osbeks auf. Nachdem er, zum Jüngling erwachsen, von seinem sterbenden Vater das Geheimniss seiner Geburt erfahren hatte, zog er ehrgeizig und abenteuerlustig weit umher. Durch seine Familienähnlichkeit mit den Yorks erregte er die Aufmerksamkeit eines Agenten der Herzogin von Burgund, die in ihrem unversöhnlichen Hasse gegen Heinrich VII. und das ganze Haus Lancaster nach einer Person suchen liess, die sie gegen jenen als Prätendenten aufstellen könnte. Der einzige noch

lebende York, der Graf Warwick, konnte nicht zum Werkzeug ihrer Rache dienen, da er streng im Tower bewacht wurde und sein ohnehin beschränkter Geist durch die lange Haft völlig abgestumpft war. Als ihr Perkin im Geheimen vorgestellt wird, ruft sie gleich aus: 'C'est donc un Prince de l'illustre Maison d'York, que le Ciel m'envoye pour assurer ma vengeance'. Sie beschliesst in ihm den jüngeren der beiden von Richard III. — der Verfasser schreibt consequent Richard II. — im Tower ermordeten Söhne Eduards wieder aufleben zu lassen. Ihr Confident muss ihn systematisch zu dieser Rolle erziehen, sie selbst unterrichtet ihn bis in die kleinsten und geheimsten Einzelheiten über die Geschichte ihres Hauses und erdichtet eine glaubhafte Erzählung von seiner Rettung und Flucht. Zunächst sendet sie ihn nach Portugal, um ihn aus der Ferne allmählich hervortreten zu lassen und inzwischen das Gerücht von seinem Leben zu verbreiten. Dann muss er nach Irland gehen. Die Fürsten der Insel fallen ihm zu, bewogen durch Ireton, den Gatten der Feliciane de Melrosse, der er das Leben gerettet hat. Auch die Regentin von Frankreich nimmt ihn glänzend auf, doch gelingt es Heinrich VII. bei einem Friedensschluss seine Ausweisung durchzusetzen. — Nun endlich darf er nach Flandern kommen. In Gegenwart ihrer Grossen empfängt ihn die Herzogin wie einen Fremden, seine Familienähnlichkeit scheint sie zu überraschen, sie prüft ihn erst sorgfältig, umarmt ihn aber dann leidenschaftlich mit den Worten: 'Ah! c'est lui-même, c'est le reste infortuné de l'illustre Maison d'York'. Der Ausbruch ihrer Empfindung reisst die Flamländer hin. Bald erhebt sich auch in England die Yorksche Partei wieder. Der Chevalier de Cliffort und Lord Berkley kommen herüber, um sich von der Ächtheit des Prinzen zu überzeugen; leicht gelingt es der Herzogin, sie zu täuschen, ihr Eintreten ist für seine Anerkennung in England entscheidend. Vergebens sucht Heinrich VII. den Tod des Herzogs von York dadurch zu beweisen, dass er die Aussage der Mörder Tirel und Dighton veröffentlicht, das Grab der Prinzen lässt sich nicht mehr nachweisen, da der Caplan des Towers, der sie allein bestattet hatte, inzwischen gestorben ist. So verbreitet sich das Gerücht, man habe nur die Leiche des älteren in der Gruft gefunden. Eine Gesandtschaft, durch die der König die Auslieferung des Prätendenten verlangt, hat keinen Erfolg. Dagegen erregt die Ausweisung der in England weilenden Flamländer und die Besorgniss vor einem Kriege dies Volk, das nur die Interessen seines Handels kennt, so stark, dass die Herzogin sich beeilt, Perkin mit Schiffen und Truppen abreisen zu lassen. Nachdem er vergeblich von Kent und Irland aus sein Reich zu gewinnen versucht hat, kommt er, durch Briefe der Herzogin empfohlen, zu Jacob IV.

Schiller hat aus dieser Vorgeschichte vor allem die

wirkliche Abstammung des Betrügers von Eduard IV. entnommen, er bezeichnet sie selbst als ein 'Hauptmotiv' und führt ihre Bedeutung aus 195, 13; 197, 24; 204, 11; 205, 11; 207, 1. Wie dort die Herzogin die Geschichte seiner Rettung erfindet, muss sie bei Schiller dieselbe für ihn erzählen 182, 18; wie dort Berkley und Cliffort als Gesandte der Yorkschen Partei ihn aufsuchen, so hier Hereford mit seinen Söhnen. Die Abneigung des Volkes gegen den Krieg berührt Schiller 178, 16; La Paix betont sie auch noch 3, 303. Dagegen ist die Einführung des Prinzen selbst mehr nach seinem Auftreten am Hofe Jacobs IV. geschildert — einzelne Spuren dieses Vorbildes mag man auch noch in der verwandten Situation im ersten Act des Demetrius wiederfinden:

Perkin wird feierlich im Conseil empfangen (2, 165 f.). 'La bonne mine du jeune Duc d'York, sa beauté, ses manières aisées, son air ni trop fier ni trop abaissé, si convenable à ses intentions et à l'état présent de sa fortune, et la grace avec laquelle il accompagnoit ses discours, prévinrent tous les coeurs .... Il soutenoit si bien sa dignité, qu'il sembloit que sa personne seule suffisoit pour lever tous les doutes que l'on avoit formés d'abord sur sa naissance'. Er beginnt: 'Vous voyez, Seigneurs, les pitoyables restes de l'illustre Maison d'York qui a regné avec tant de gloire en Angleterre. Je suis né pour porter la Couronne au défaut du prince Edouard mon aîné, étant échappé avec peine à la cruauté des Bourreaux qui firent périr mon malheureux frère; leur pitié ou l'horreur même (dieselbe Disjunction bei Schiller 250, 30) de leur crime les porta à épargner une vie que tant d'infortunes ont rendue malheureuse, et que j'ai souvent regreté de n'avoir pas perdue avec le Prince Edouard dans la Tour de Londres. Il ajoûta que pendant qu'il menoit une vie si cruelle, abandonné de tout le monde, Henri Tudor Comte de Richemont s'étoit emparé de la couronne d'Angleterre, qu'à la vérité Richard son Oncle avoit été puni de ses crimes, mais qu'il n'avoit fait que changer de Tiran (vgl. Schiller 174, 3; 233, 12), qu'ennuyé d'une vie si éloignée de sa naissance, il avoit résolu de tout risquer pour s'ouvrir un chemin à la gloire.' Er betont zum Beweise seiner Ächtheit neben dem Glauben, den er bei der Herzogin von Burgund, dem König von Frankreich und der Yorkschen Partei in England gefunden habe, vor allem 'que la justice et sa propre générosité lui parloient en sa faveur' (vgl. z. B. 179, 19 f.). Der Eindruck seiner Rede ist so mächtig, dass der Conseil sofort beschliesst, seine Ansprüche mit den Waffen zu unterstützen.

An die Staatsaction schliesst sich bei Schiller wie in seiner Quelle die Anknüpfung des Liebesverhältnisses; gerade in der Ausgestaltung desselben zeigt er sich am stärksten von ihr beeinflusst.

Der König führt (2, 171 f.) den Prinzen zur Princesse de Huntley. Sie bringt dem Fremden bereits eine tiefe Neigung entgegen: schon 1, 97 ist erzählt, wie sie beim Anblick eines Bildes des damals noch todt Geglaubten leidenschaftlich bewegt und dann durch die wunderbare Nachricht von seiner Rettung heftig ergriffen wird. Auch in ihm erwacht bei der ersten Begegnung die Liebe; bei einem Turnier, wo er ihre Farben tragen darf, kommt sie zum Ausdruck. 'L'empressement qu'il avoit pour la Guerre d'Angleterre devint moins violent, il apporta même des obstacles secrets pour retarder son départ' (vgl. Schiller 184, 6—9 und zu dem Turnier 222, 30). Vergebens sucht er seine Leidenschaft zu unterdrücken, der König durchschaut ihn und bestimmt den Grafen v. Huntley, ihm die Hand seiner Tochter zu geben.

Am Abend vor der Hochzeit findet den Prinzen sein gewandter und skrupelloser Vertrauter einsam und in völliger Verzweiflung auf seinem Zimmer. Die Liebe zur Princessin hat in ihm zum ersten Mal schwere Gewissensqualen über seine Betrügerrolle geweckt. Jenem gelingt es, ihn zu überreden, dass er in Wahrheit kein Betrüger sei, der Plan der Herzogin gleiche nur die Ungerechtigkeit des Schicksals, das seine Anerkennung als König Eduards Sohn verhindert habe, wieder aus, und es komme für ihn nun darauf an, den Namen zu verdienen, den er trage (vgl. Schiller 206, 1). Ein zärtlicher Brief, den der Prinz in diesem Augenblick von seiner Geliebten erhält, giebt den Ausschlag: gerade die Liebe bestimmt ihn nun, die zunächst aus Ehrgeiz übernommene Rolle weiter zu führen. 'L'amour le veut, je me rends à vos conseils, et si j'ai bien soûtenu jusqu'à présent le grand Personnage que je représente, comme un ambitieux dévoué de la Duchesse, ce sera comme Amant de la Princesse que je vaincrai Henri VII et que je monterai sur le Trône d'Angleterre' (vgl. Schiller 192, 22).

Vor der Vermählung lässt der Verfasser beide noch einmal die Hochherzigkeit ihrer Liebe in einer rührenden Scene aussprechen. Sie fürchtet, dass auch die Politik seine Wahl bestimmt habe, und rühmt sich demgegenüber: 'cent fois j'ai rendu grace à la fortune de ne vous avoir pas rendu encore le Trône de vos Ayeux, pour pouvoir vous marquer, en m'unissant à vous, que l'ambition n'avoit point de part à mes desseins, et que le tendre amour régloit seul ma destinée'. Tief beschämt gelobt nun der falsche York: 'et je veux être sur le Trône avant que d'oser vous demander l'effet des promesses que vous aviez bien voulu me donner. Non, ma Princesse, vous ne devez point partager les malheurs d'un infortuné

qui vous adore'. Aber leidenschaftlich weist sie diesen Gedanken zurück, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es folgt nun im 3. Theile die Geschichte des unglücklichen Feldzuges in England, der Gefangennahme des Prinzen, seiner vergeblichen Flucht und seiner Hinrichtung. Die äusseren Ereignisse kommen für Schillers Drama nicht mehr in Betracht, nur die Weiterentwicklung des Verhältnisses zur Princessin interessirt uns. Der Verfasser hat sie auch durchaus in den Mittelpunkt seiner Erzählung gerückt.

Für die Princessin kommt jetzt die Stunde, wo sie an dem Geliebten irre wird. Aber auch jetzt noch hält sie an ihm fest (3, 364; vgl. Schiller 194, 12). Nach der Hinrichtung des Betrügers theilt ihr Heinrich das Geständniss desselben mit, 'mais l'amour avoit peint ce jeune Imposteur avec des traits trop charmants dans son âme, pour que la connoissance parfaite de sa véritable naissance pût effacer de son coeur une passion qui fut la seule de sa vie' (397). — Und Perkin sehnt sich aus dem Kampf um Ruhm und Grösse nach einem idyllischen Liebesglück (364, vgl. Schiller 258; 192, 20): 'Que le prince Ireton doit être satisfait des douceurs de sa destinée, il peut voir sans cesse ce qu'il aime. Pourquoi ne m'est-il pas permis de passer ma vie à vos piés dans une agréable solitude? La gloire va m'arracher à un bonheur si doux, mais la gloire et la victoire, quand même elle me seroit certaine, ne pourroit suspendre un seul moment les soins de mon amour. Le désir de vous faire porter une Couronne et de me rendre plus digne de vous, sont les seuls projets qui peuvent me forcer à m'éloigner de ce que j'adore'. Um sie vor der Gefangennahme zu retten, verlässt er vor dem Kampfe sein Heer und verscherzt dadurch den Sieg; um sie noch einmal zu sehen, versäumt er nach seiner Flucht das rettende Schiff. Gefasst geht er dem Tode entgegen, nur der Gedanke an den 'état funeste' seiner Gattin zerreisst ihm das Herz: 'Hélas, quel prix de ses bontéz et de sa tendresse! A quels affreux malheurs ma passion ne l'a-t-elle pas conduite? Je mérite la mort pour expier le crime de l'avoir trompée, j'y cours à cette mort nécessaire; mais du moins je la trouverai glorieuse en disputant un Trône que la postérité même pourra croire que je devais posséder'.

So hat der Verfasser es versucht, den Charakter des Betrügers psychologisch verständlich zu machen und das Interesse des Lesers für seine Geschichte zu wecken. Durch seine Abstammung und das Zusammentreffen mit der Herzogin lässt er ihn zu seiner Rolle bestimmt werden; den abenteuerlichen Ehrgeiz schmilzt läuternd die Liebe um:

nicht mehr aus selbstsüchtigem Drange, sondern der Geliebten wegen greift der falsche Prinz nach der Krone, und eben diese Liebe, die ihn, als er schwankte, zur Schuld drängte, stürzt ihn in den Untergang.

Diese tragische Auffassung eines historischen Stoffes mag Schiller zuerst zu demselben hingezogen, die Verwandtschaft mit dem Problem des Wallenstein, das historische Colorit, das an die Maria Stuart erinnerte, ihn dann weiter bestimmt haben. Als er es unternahm, gerade den in seiner Quelle nebensächlich behandelten Theil selbständig auszuführen, ging er doch von den dort gezogenen Grundlinien in der Charakteristik Warbecks und in der Darstellung seines Verhältnisses zu Adelaide aus, wenn er selbstverständlich auch das Ganze unvergleichlich viel tiefer durchführte und durchaus mit seinem Geiste erfüllte. Dass er auch im Einzelnen die Eindrücke seiner Lektüre nicht verleugnete, hob ich schon gelegentlich hervor; hier will ich nur noch einen Zug erwähnen, der mit der Geschichte selbst in keinem Zusammenhang steht.

Schiller lässt S. 193, 9 einen Gärtnerknaben dem Prinzen ein Bouquet bringen, in dem sich ein Brief der Princessin befindet; der Knabe, fügt er nachher hinzu, sei ein verkleidetes Mädchen. Ebenso erhält 1, 3—6 der prince d'Ecosse von einem 'homme de bonne mine, vêtu en Jardinier' — dadurch wurde wohl Schillers Zusatz hervorgerufen! — 'une corbeille remplie de Fleurs fort belles et des plus rares . . . . mais quel fut son étonnement, quand il y trouva un billet'; allerdings ist sein Inhalt ein ganz anderer.

Bei der Ausgestaltung seines Entwurfs hat Schiller, um aus dieser romanhaften Welt wieder den Rückweg auf den Boden der Geschichte zu finden, auch historische Quellen benutzt, wahrscheinlich Rapin Thoyras englische Geschichte, die er im Juli 1799 (Brief an Goethe vom 12.) zur Maria Stuart zu lesen angefangen hatte, 'um das englische Locale und Wesen sich immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten'. Einen Auszug der auf den Warbeck bezüglichen Stellen giebt nach der Übersetzung von Baumgarten Boxberger in der Hempelschen Ausgabe 16, 142—149. wiederholt in der Spemann-Kürschnerschen 8, 104—110.

Der Warbeckplan beschäftigte Schiller neben anderen

Dramen bis in den März 1804, wo er ihn endlich nach fast peinlicher Vergleichung beider Entwürfe gegen den nahe verwandten Demetriusstoff zurücktreten liess.[1]) Aber noch am 12. Juli desselben Jahres entschloss er sich zu einem neuen Drama, der Princessin von Zelle.[2])

Das Quellenverhältniss ist hier fast dasselbe wie beim Warbeck. Schiller wurde zunächst zu seinem Plane durch eine historische Novelle angeregt — er schloss sich ihr bei diesem Entwurf sogar genauer an, als bei irgend einem anderen — und benutzte dazu später noch eine rein historische Darstellung des Stoffes.

Seine Hauptquelle war die 'Histoire secrette de la duchesse d'Hanover, épouse de Georges premier, roi de la Grande Bretagne. Les malheurs de cette infortunée princesse. Sa prison au chateau d'Ahlen ou elle a fini ses jours; ses intelligences secrettes avec le comte de Konigsmarck, assassiné a ce sujet. London, par la compagnie des libraires 1732'. Die Originalausgabe hat 160 SS. Unter demselben Titel erschien in demselben Jahre noch eine Ausgabe von 80 SS., in der zwei längere Episoden, die Geschichte der Gertrude, der Tochter des Herzogs von Devon (= Elfride), und Karls I. von England, die in dem Original die Kurfürstin Sophie erzählt, fortgelassen sind. Diese verkürzte Ausgabe wurde noch 1764 wieder abgedruckt (72 SS.). — Schon 1734 erschien o. O. eine sehr ungeschickte Übersetzung 'Geheime Geschichte der Hertzogin von Hanovre in welchen (!) das unglückliche Schicksahl dieser Printzessin, deren auf dem Schlosse Ahlen biss an

---

[1]) Vgl. die Notiz im Kalender zum 10. März. Ein anschauliches Bild der genauen Gegenüberstellung der Vorzüge und Nachtheile beider Pläne giebt der Abdruck bei Minor, Aus dem Schiller-Archiv S. 117—119.

[2]) In dem Schillers Kalender in Facsimile beigegebenen Verzeichniss seiner Pläne (= Goedeke 15, 2, 594, 7) nennt er es 'Graf Königsmark'. In der Notiz des Kalenders zum 12. Juli schrieb Schiller 'Princessin von Cleve', ein Versehen, das ihm auch in dem Entwurf noch einmal begegnet ist 313, 1, wo Goedeke willkürlich Celle corrigirt hat. Der Herausgeber hat sonst mit geringen und zwecklosen Umstellungen einen mechanischen Abdruck der unkritischen Ausgabe von Schillers Tochter gegeben.

ihr Ende ausgestandene Gefängnis wie auch das mit dem ihrentwegen ermordeten Graf Königsmarck gehabte Verständnis ausführlich enthaltend' 102 SS.; fortgelassen ist die zweite Episode, angehängt S. 103—288 ein 'Extract aus denen Europäischen Höfen' von Menantes [Hunold], der schon 1704 — also noch vor Anton Ulrichs Römischer Octavia — eine wüst phantastische Umdichtung von Königsmarcks Schicksal versucht hatte.

Als Verfasser der Histoire secrette galt, wie der Verfasser eines 'Essai sur l'histoire de la princesse d'Ahlen' in den 'Archives Littéraires de l'Europe' 1804, Heft 8, 162 anführt, ganz allgemein der preussische Gesandte in Hannover, Baron v. Bielefeld; andere, sagt er, hätten auch an den bekannten Baron Poellnitz gedacht. Für die Geschichte der räthselhaften Katastrophe am Hannoverschen Hofe hat das Buch dieselbe Bedeutung gehabt, wie die Novelle St. Réals für das geheimnissvolle Ende des Infanten: es hat die bis in unser Jahrhundert allgemein geltende historische Legende [3]) geschaffen. Das Schicksal der unglücklichen Princessin ist in einen rührenden Roman verwandelt. sie fällt durchaus unschuldig durch den Hass ihres Gatten. die Intrigen der Mätressen und die Unvorsichtigkeit Königsmarcks; letzterer schwankt zwar zwischen Verehrung und Liebe, wird aber durch die Princessin stets von kühneren Wünschen zurückgeschreckt. Schiller folgte in allen wesentlichen Punkten der Legende, und es ist dieser Quelle gegenüber leider das begeisterte Lob nicht aufrecht zu erhalten. das ihm H. v. Zwiedineck-Südenhorst in seinem Aufsatz über die Geschichte der Princessin von Ahlden (Münchener Allgemeine Zeitung 1889, Beilage v. 4. Juni) spendet: 'Wäre es ihm gegeben gewesen, das Werk zur Vollendung zu bringen, so wäre, wie im Wallenstein, auch hier der Dichter zum Seher geworden: die mühsame Forscherthätigkeit unserer Tage hat im wesentlichen zu bestätigen gehabt, dass Schillers künstlerische Auffassung, die sich kühn über die verbreitete Meinung erhob (!), der Wahrheit am nächsten kam'.

---

[3]) Vgl. A. Köcher in Sybels historischer Zeitschrift 48 (1882), 19.

Den ersten schüchternen Versuch, sich über die Legende zu erheben und das Ereigniss historisch zu verstehen, machte der Verfasser jenes vorhin erwähnten Essai in den Archives littéraires. Und in diesem Essai haben wir die zweite Quelle Schillers. Er entdeckte sie erst verhältnissmässig spät. Wir sind in der Lage, das Datum ziemlich genau zu fixiren.

Den Debit der Zeitschrift für Deutschland hatte Cotta. Am 5. October 1804 schreibt Schillers Gattin an ihn (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 532): 'Sie hatten die Güte uns ein paar Hefte von dem archive littéraire zu senden. Es ist ein Werk was einen sehr ergözt und was man ganz erwartet, wir besizen zwey Hefte von Ihrer Güte und diese machen nach der Fortsetzung sehr begierig'. Mit den 2 Heften meint sie wohl die Quartalshefte; das Augustheft, worin jener Essai steht, wurde wahrscheinlich erst in dem dritten ausgegeben und wird danach Mitte October in Schillers Hände gelangt sein. Im Novemberheft der Archenholzschen Minerva f. 1804 (S. 193—224) erschien dann der Anfang einer Übersetzung des Essai (fortgesetzt im Januar- und Februarheft f. 1805). Für Schillers Entwurf kommt diese Publication schwerlich noch in Betracht. Während er am 11. October (Brief an Körner) 'immer noch zwischen zwei Planen [dem Demetrius und der Princessin] unschlüssig schwankte und einen um den andern durchdachte', war er damals nach Vollendung der Huldigung der Künste (4.—8. November) wohl wesentlich durch die Ankunft der Erbprincessin dazu bestimmt worden, dem älteren Plane den Vorzug zu geben. Höchstens könnte jene Popularisirung des Stoffes ein Anlass mehr gewesen sein, die Arbeit aufzugeben.[4])

Der Verfasser des Essai hält ebenfalls an der Unschuld der Princessin fest, indem er bemerkt: 'nous avous pour nous l'opinion des contemporains et de la postérité qui n'ont jamais supposé à la princesse une intrigue criminelle

[4]) Bei der Maria Stuart, wo auch ein Aufsatz von Archenholz im Historischen Kalender f. Damen 1790 ihm vorlag, stand er seinem Stoff viel freier gegenüber, und der Aufsatz lag fast 10 Jahre zurück.

avec le comte'.[5]) Aber er lässt auch den Gegnern der Princessin grössere Gerechtigkeit widerfahren und erklärt den Conflict zum Theil aus der schwierigen Situation der ersteren am Hannoverschen Hofe. Schiller hat in seinem letzten zusammenhängenden Entwurf (Goedeke hat ihn nach Emiliens v. Gleichen Vorgang an die Spitze gestellt) diese Ausführungen verwerthet; man vgl. zur Probe zu S. 309 die Bemerkungen im Essai S. 168:

La princesse de Zell, en changeant de séjour, entra dans une position très-difficile. Pour s' y maintenir, il lui aurait fallu beaucoup de prudence, beaucoup de souplesse, et surtout beaucoup de patience. Malheureusement pour elle, c'étaient précisément les qualités qui lui manquaient entre toutes celles dont la nature l'avait douée. Gaie et vive de son naturel, gâtée par l'éducation qu'elle avait reçue de parens qui l'adoraient comme leur fille unique, la princesse était aussi inconséquente dans ses actions qu'entière dans ses opinions. Une susceptibilité outrée s'alliait chez elle à un penchant irrésistible à la raillerie, et ce caractère aussi prompt à supposer des attaques qu'ardent à les provoquer ne trouva que trop d'exercice dans le lieu où elle devait se déployer.

Wir können zufällig auch noch auf das unmittelbarste in einer Einzelheit die Benutzung dieser Quelle constatiren. Schiller hatte in seinen früheren Entwürfen nach der 'Histoire secrette' unbefangen Hannover zu jener Zeit bereits als Kurfürstenthum behandelt. In seiner neuen Quelle war dies ausdrücklich als Anachronismus bezeichnet. Danach corrigirt er dann in dem Personenverzeichniss (Goedeke 321, 11—31) die ersten vier Titel in 'Herzog' u s. w.[6]); vgl. auch die Marginalie 314, 16. — Auch hat er hieraus wohl die genaueren Namensangaben geschöpft; in der Histoire secrette fehlen sie oder zeigen schwankende Formen selbst innerhalb der einzelnen Ausgaben.[7]) —

---

[5]) Ich hebe dies hervor gegenüber jener oben angeführten Ansicht v. Zwiedineck-Südenhorsts.

[6]) Die Angabe dieser Correctur fehlt, wie in der Ausgabe von Schillers Tochter auch bei Goedeke. Man sieht hier einmal wieder, welche relative Wichtigkeit auch solche Kleinigkeiten haben können.

[7]) Nur die Confidente der Princessin heisst stets, auch im Essai, Frl. v. Molk, während Schiller 'Moltke' schreibt. Er kam auf diese Namensform wohl durch den mit ihm befreundeten Graf Moltke. Die

Mit Hülfe dieser Quellenanalyse und auf Grund der im Goethe-Schiller-Archiv aufbewahrten Handschriften lässt sich die ursprüngliche Ordnung der in den Ausgaben unentwirrbar durcheinandergeschobenen Entwürfe zur Herzogin von Zelle mit völliger Sicherheit feststellen:

1. Ein Bogen grobes Conceptpapier, halbgebrochen, beziffert 23. 24. 29. 30, nur die erste Seite ist beschrieben = Goedeke 317, 23—318, 24; 321, 22—31.

Erste Orientirung über die 'dramatische Qualität' des Stoffes.

2. Ein Bogen wie der vorige, beziffert 11—14. S. 11 = Goedeke 321, 10—21; 312, 17—31; dazu als Marginalie 320, 21—321, 9; S. 12—14 = Goedeke 313, 1—314, 20; 25—30.

Meditationen über die erste Hälfte des Dramas (bis zum Höhepunkt). Das Personenverzeichniss, mit dem Fragment 1 schloss, ist hier zu Anfang wiederholt, aber schon ganz wie auf einem Theaterzettel sind die Personen nach dem Range geordnet. Die Titulatur ist, wie oben erwähnt, hier zuerst — und zwar durch nachträgliche Correctur — berichtigt. Die Reihenfolge der ersten Scenen ist zu Anfang des Bogens noch dieselbe, wie im Fragment 1, nämlich a) Scene der Princessin mit dem Erbprinzen, b) mit ihren Eltern. Am Ende werden diese Scenen umgestellt, und diese Anordnung dann in den folgenden Entwürfen beibehalten.

3. Zwei Bogen, wie die vorigen, ineinandergelegt.

Vorderblatt des äusseren Bogens, bez. 9. 10 = Goedeke 311, 3—312, 14.

Innerer Bogen, bez. 15—18 = Goedeke 314, 21—24; 31—316, 19.

Rückblatt des äusseren Bogens, bez. 31. 32 = Goedeke 319, 8—320, 20.

'Geschichte der Herzogin von Ahlen, ein treues Gemälde verbildeter Menschheit, Copenhagen und Leipzig 1786', in der sich auch die letztere Form findet, hat er schwerlich gekannt, die übrigen Namen zeigen gerade hier stärkere Abweichungen.

Wiederaufnahme der Meditation nach der Bekanntschaft mit dem Essai in den Archives littéraires. Schiller beginnt daher recapitulirend: 'Die Handlung besteht also darin': er fasst hier namentlich die zweite Hälfte des Dramas, speciell die Katastrophe ins Auge.

Die Schilderung der Lage und des Charakters der Princessin zeigt, wie ich oben bemerkte, die Einwirkung der neuen Quelle. Die richtige Titulatur der Hannoveraner ist dem Dichter noch nicht völlig geläufig, mehrfach fällt er in die Bezeichnung 'Churfürst' u. s. w. zurück, vielleicht auch um sie (wie der Verfasser des Essai) so auf das einfachste von den Cellischen Verwandten zu unterscheiden.

4. Ein Bogen weisses Schreibpapier, halbgebrochen, beziffert 25—28, nur die erste Seite beschrieben = Goedeke 318, 25—319, 7.

Erster Ansatz zu einer zusammenhängenden Erzählung der Fabel des Dramas, wie Schiller sie meist nach Abschluss der Inventio giebt.

5. Drei Bogen grünlich-weisses Schreibpapier mit gebrochenem Rande; die ersten beiden ineinander liegend, beziffert 1—8 = Goedeke 308, 4—311, 2; der letzte beziffert 19—22, nur die erste Seite beschrieben = Goedeke 316, 20—317, 22. Der Titel stammt, wie Emilie bemerkt, 'von Tante Wolzogen'.

Neuer, ausführlicher Beginn der zusammenhängenden Erzählung und Fortführung bis zum Zusammentreffen der Princessin mit Königsmarck.

Schulpforte. Gustav Kettner.

Heines 'Buch Legrand'.

Von Heines Prosaschriften ist das 'Buch Legrand' wohl die krauseste und anscheinend verworrenste. Je nach dem Standpunkte des Lesers kann die Schrift geistreich, kühn, humoristisch, witzig, phantastisch oder regellos genannt werden. Die Biographen Heines pflegen, so gut es geht, mit einigen Phrasen darüber wegzuschlüpfen, sie benutzen

aus dem Buche, das sich als ein Stück Selbstbiographie giebt, was ihnen passt, und legen bei Seite, was ihnen nicht passt. Den ersten ernstlichen Versuch der Erklärung hat Ernst Elster unternommen in einem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz (4, 493 ff.). Zu befriedigenden Ergebnissen ist er nach seinem eigenen Geständniss jedoch nicht gelangt, er bezweifelt sogar, dass 'die Rechnung der Erklärer jemals ohne Bruch aufgehen werde' (a. a. O. S. 498). Elster ist nach meiner Überzeugung zu einem so negativen Resultate hauptsächlich dadurch gekommen, weil er an die Schrift nicht unbefangen genug heranging, sondern daraus hauptsächlich die Beziehungen Heines zu seiner Cousine Therese Heine eruiren wollte.

Nach Elsters überzeugendem Nachweis hatte der Dichter im Jahre 1825 sich Hoffnung auf Theresens Hand gemacht, doch schon im December desselben Jahres war diese Hoffnung sehr herabgestimmt worden durch einen Bescheid des Vaters der Angebeteten, der höchst wahrscheinlich dahin ging, erst müsse der Neffe eine gesicherte Lebensstellung errungen haben, das heisst Advocat geworden sein, dann wolle man weiter sehen. Damit hielt Heine diese 'zweite Thorheit, die auf die erste gepfropft war', für abgethan, denn er glaubte nicht daran, dass er je in seinem Leben sich dazu entschliessen könne, in Hamburg zu advociren. Eine noch entschiedenere Abweisung holte er sich dann von Therese selbst im Juni oder Juli 1826, kurz vor seiner Abreise nach Norderney. Elster hat die genaue Schilderung dieses Erlebnisses im 18. Kapitel des Buches Legrand entdeckt. In sehr düsterer Stimmung ist daraufhin der zweite Cyklus der 'Nordsee' im Herbst 1826 entstanden, wenngleich das Lied vom 'Phönix' uns zeigt, dass der Dichter die Hoffnung auf glückliche Lösung noch nicht ganz verloren hatte. Diese Hoffnung soll nun nach Elster ihren Ausdruck gefunden haben im 'Buch Legrand', das zur selben Zeit verfasst wurde wie die 'Nordsee' und zwar, wie Elster will, mit der Absicht, damit nochmals um Theresens Hand zu werben. Die Evelina der Widmung soll eben Therese selbst sein, die 'Madame' Theresens Mutter. Doch wagt Elster die Identificirung der

Madame im 'Buch Legrand' mit Frau Salomon Heine nur als schüchterne Vermuthung auszusprechen, offenbar selbst nicht recht von dieser Deutung befriedigt.

Zweck vorliegender Zeilen ist nun, eine abweichende Ansicht zu begründen und in Verbindung damit ein allseitiges Verständniss der merkwürdigen Schrift zu gewinnen. Ich gestehe, dass Elsters Ansicht mich anfänglich bestochen hat; seitdem ich aber daraufhin die Sache nochmals nach allen Richtungen durchdacht habe, bin ich doch ganz davon zurückgekommen. Das ist ja sicher, dass Heine überzeugt war, Therese liebe ihn trotzalledem noch, und es ist möglich, dass er insgeheim hoffte, seine Darstellung im Legrand werde vielleicht zu seinen Gunsten noch ein Gewicht in die Wagschale werfen. Dass er aber, wie Elster nun weiterhin aufstellt, den Legrand zu dem Zwecke abgefasst habe, um Mutter und Tochter günstig zu stimmen durch den Nachweis seiner Gelehrsamkeit und seiner Befähigung, als Schriftsteller sich sein Brot verdienen zu können, das ist höchst unwahrscheinlich. Und zwar aus folgenden Gründen:

Heine nennt das Buch in seinen Briefen ein selbstbiographisches Fragment. Trotzdem aber soll, wie der Titel besagt, am meisten Legrand, der französische Trommler mit dem symbolischen Namen, hervortreten, oder vielmehr des Tambours Ideal: Napoleon, 'der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch' (Brief an Varnhagen vom 1. Mai 1827), also der Idealmensch, 'der Grosse'. Und es gelang Heine nur zu gut, Napoleon eine so herausfordernd hervorragende Stellung anzuweisen, dass er mit der Möglichkeit rechnen musste, das Buch werde verboten, was für ihn gleichbedeutend war mit dem Aufhören der Aussicht, in Preussen eine amtliche Anstellung zu finden. Vielleicht auch in Hamburg; denn man darf nicht vergessen, dass damals erst elf Jahre seit Waterloo verflossen waren, dass die Davoustschen Schreckensscenen in Hamburg noch in ganz frischer Erinnerung waren, dass in Ottensen die Gräber waren, die Rückert 1817 besungen hatte, dass Blücher bei seinem Besuche in Hamburg einer Einladung Salomon Heines gefolgt war. Auch Heines Vetter Schiff hat den

Dichter im Winter 1826/27 scharf getadelt, dass er gerade den Hamburgern so etwas geboten habe (Strodtmanns Heinebiographie [3] 1, 471). Und damit sollte Heine um Therese ernstlich haben werben wollen? Auch die witzige, aber überaus bittere Art, wie er im Legrand, Kapitel 14 und 15, das Hamburger Leben geisselt, konnte unmöglich ihn in der Gunst seiner Verwandten neu befestigen. Die Schilderung, wie er durch Schriftstellern viel Geld werde verdienen können (Kap. 14), ist so keck humoristisch, so toll übermüthig gehalten, dass er unmöglich hoffen konnte, dadurch im Ernst die beiden Damen davon zu überzeugen, seine Feder werde ihm ein gutes Auskommen sichern. Wollte die Tante es ernsthaft nehmen, dass der Neffe eine derartige auf bitterbösestem Klatsch basirte Schriftstellerlaufbahn plane, dann konnte sie dadurch höchstens bewogen werden, sich glücklich zu schätzen, dass der Neffe nicht auch ihr Schwiegersohn geworden sei. Was endlich die Kap. 13 gepriesene Gelehrsamkeit angeht, so ist das doch nur eine tolle Satire auf die Gelehrsamkeit, der ins Kraut geschossene Citatengarten des Göttinger Professors aus der 'Harzreise'. Wie dieser Scherz die Tante von der Gelehrsamkeit des Neffen überzeugen sollte, ist unerfindlich. Sollte ihr so etwas imponiren und die überall dazwischen klingelnde Schellenkappe von ihr nicht gehört werden, dann müssten wir von ihrem geistigen Standpunkte sehr gering denken; aber dann gerade musste die aristophanische Verspottung der Hamburger Millionäre und des Hamburger Genusslebens um so grösseren Anstoss bei ihr erregen. Leider ist über Frau Salomon Heine bis jetzt der Öffentlichkeit so gut wie gar kein Aufschluss gegeben worden. Wie sie aber auch gewesen sein mag, durch das Buch Legrand konnte Heinrich Heine sicherlich nicht ihre Gunst wiedergewinnen, falls er sie verscherzt hatte.

Der Ton, in dem Heine sich bewegt gegenüber der 'Madame', ist ein Ton so schwärmerischer Huldigung, dass er geradezu an die Minnesängerzeit erinnert. Wir können nicht wohl annehmen, dass Heine wirklich auf diesem Fuss mit seiner Tante gestanden haben sollte; aber alles das nur als leere Complimente zu geben, hätte dem peinlichen

Wahrheitssinne widerstritten, der Heine grade in solchen Dingen auszeichnet; und nähmen wir auch sogar an, dass alles leeres Compliment sei, captatio benevolentiae, dann wäre es immerhin ein plumpes Wagniss gewesen, eine künftige Schwiegermutter durch solche Loblieder auf ihre schönen Augen gewinnen zu wollen.

Aber könnte nicht Evelina auf Therese gedeutet werden und die Frage, wer mit der 'Madame' gemeint sei, vorläufig unbeantwortet bleiben? Wir wollen sehen. Das ganze Buch ist eine Art offenen Briefes an eine als 'Madame' bezeichnete Dame und ist einer 'Evelina' gewidmet. Anhaltspunkte zur Feststellung der Persönlichkeit gewährt also lediglich die Schilderung der 'Madame', erst wenn wir diese kennen, kann von ihr aus Licht auf das Dunkel fallen, das Evelina verhüllt. Logischerweise ist überhaupt der nächstliegende Gedanke der, dass Evelina eben die Madame sei. Dann freilich könnte Therese nicht diese Person sein, einfach weil sie damals ein junges Mädchen gewesen ist und keine Madame. Dann läge am nächsten, an Amalie zu denken. Doch passt auf sie der eben geschilderte Ton des Ganzen ebensowenig, wie er auf ihre Mutter passt. Das ist nicht der Ton, wie Heine im Jahre 1826 zu seiner einstigen, jetzt seit fünf Jahren verheirateten Geliebten reden konnte. Seine Beziehungen zu ihr waren gänzlich abgebrochen, und wie des Dichters Gedankenbeziehungen zu ihr sich gestaltet hatten, das wissen wir aus vielen seiner Lieder so genau, dass es ausgeschlossen sein muss, anzunehmen, er habe jetzt diesen schwärmerischen, ritterlich galanten Ton ihr gegenüber angeschlagen. Dass er überhaupt Amalien den unglücklichen Ausgang seiner zweiten Liebe in dieser Art sollte vorgeklagt haben, wenn auch nur im Geiste, dazu war sie ihm viel zu fremd geworden. Wohl hat der Dichter noch in den 1826 gedruckten 'Heimkehr'-Liedern seine spätere Gemüthsbeziehung zu Amalien ausgemalt, er hat sie sogar in Person vorgeführt in diesen Liedern, aber stets als ein elend und unglücklich gewordenes Weib, er hat in den Heimkehr-Liedern in langsam austönenden Accorden diese alte Liebe völlig von sich abgethan — wie, und jetzt, ein halbes Jahr nach

Erscheinen jener Lieder, sollte er sie uns in verändertem Kostüm wieder vorführen, ihr schwärmerisch huldigend, geistreich mit ihr plaudernd, geistige Beziehungen und Interessen ihr leihend, von denen er all die Jahre vorher nicht mit einer Silbe uns mitgetheilt hatte, dass seine Liebste sie besessen habe? Unwahrscheinlichkeit über Unwahrscheinlichkeit.

Denken wir uns freilich Evelina und die Madame als zwei verschiedene Personen, so läge es ja allerdings nahe, bei Evelina mit Elster an Therese zu denken. Wer könnte dann aber die Madame sein? Die Madame ist als jemand geschildert, der dem Dichter sehr nahe steht, eine Vertraute seiner Herzensgeheimnisse, die mit ihm sich freut und mit ihm weint, und dabei soll das Buch nicht dieser Vertrauten, sondern der Evelina-Therese gewidmet sein, und zwar in der Absicht, mit dem Buche um Therese zu werben? Das kann nur als möglich gedacht werden bei der Voraussetzung, dass die Person dieser Madame für Therese sofort erkennbar gewesen sein müsse; andernfalls musste ja Therese eifersüchtig und misstrauisch werden, und des Dichters Absicht war von vornherein vereitelt. Selbst wenn wir annehmen, die Madame sei eine poetische Fiction, so konnte Evelina-Therese, die harmlose achtzehnjährige Therese, das gewiss nicht sofort durchschauen und musste erst recht eifersüchtig und misstrauisch werden. Die Madame aber können wir überhaupt nicht als Fiction ansprechen, weil sie dafür zu viel bestimmte, concrete, individuell zufällige Züge an sich trägt: sie ist streng realistisch dem Modell nachgebildet, den Eindruck macht die Figur auf den aufmerksamen Leser. Die Madame könnte demnach, wenn Evelina mit Therese identisch sein soll, nur eine Person sein, die mit Therese in enger Lebensgemeinschaft stand, also nur jemand aus dem Heineschen Kreise. Nach unserer Kenntniss von Heines Beziehungen ist es jedoch schlechterdings unmöglich, in diesem Kreise das Modell der Madame ausfindig zu machen.

So drehen wir uns in einem Zirkel, aus dem nicht herauszukommen ist. Und dabei ist noch nicht einmal erwähnt, wie schwer denkbar es ist, dass Heine einem acht-

zehnjährigen Mädchen diese aristophanische Lesekost sollte dargeboten, ja eigens für sie sollte geschrieben haben. Das Buch Legrand ist doch keine 'Harzreise'.

Suchen wir also auf eine andere Weise das Kunstschloss zu öffnen: vielleicht springt es doch auf!

Vergegenwärtigen wir uns Heines Lage im Herbste 1826! Der zweite Cyklus der 'Nordsee' zeigt klar, dass Hoffnung und Liebe ihm völlig zertrümmert schienen. Erhebt sich das Lied vom 'Phönix' noch einmal zur Gewissheit, die Geliebte liebe ihn noch immer, so ist dies zum Theil durch die künstlerische Anlage des Liedercyklus zu erklären, der nach all den Disharmonien auf einen harmonischen Schluss sich zuspitzen sollte, theils dadurch, dass Heine wirklich an die Fortdauer der Liebe Theresens zu ihm geglaubt hat, wie dies Elster in seinem Aufsatz so überzeugend nachgewiesen hat, theils endlich durch das Bestreben Heines, die allerjüngsten Vorgänge seines Privatlebens der Welt gegenüber zu verschleiern. In einem demnächst zu veröffentlichenden Aufsatz über die Composition der Lieder der 'Heimkehr' werde ich nachzuweisen suchen, wie dies Bestreben auf die Gestaltung des Heimkehr-Cyklus eingewirkt hat. Besonders aber musste ihm nothwendig scheinen, dass in einem 'selbstbiographischen Fragment' diese Vorgänge verschleiert würden. Da er aber seine innern Erlebnisse, sein Gefühlsleben in der 'Heimkehr' und in der 'Nordsee' ganz unverhüllt gezeigt hatte, so blieb ihm, wollte er nicht seine Verwandten öffentlich blosstellen, jetzt nur der Ausweg, das Publikum, das den äussern Veranlassungen zu seiner Liebespein gern nachgespürt hätte, auf eine falsche Fährte zu bringen. Und das ist Heine vortrefflich gelungen. Sein Liebesleid als solches kannte die ganze Welt, Fouqué hat es sogar in einem lebhaft mitempfundenen Gedichte besungen, andere in Spottversen wie jene (Strodtmann [3] 1, 629):

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Heine hat das alles ruhig hingenommen, hat auch ruhig

hingenommen, dass man an der Wirklichkeit seiner Liebespein überhaupt zweifelte; er hat die Wahrheit beharrlich verschwiegen. Sprach er über diese Dinge, so geschah es zum Irreleiten. Ganz sicherlich hat das Bedürfniss, das Publikum irrezuführen über seine Liebeserlebnisse, genau ebensoviel Antheil an dem Entschluss gehabt, ein Stück Selbstbiographie zu schreiben, wie das Bedürfniss, Aufklärungen über seine Vergangenheit zu geben. Nach Heines Absicht sollte das Publikum nach der Lektüre des 2. und 3. Theiles der 'Nordsee' und des 'Legrand' Folgendes als Wahrheit über seine Erlebnisse annehmen:

Der Dichter hat zum zweitenmale leidenschaftlich geliebt, hat dies in der 'Heimkehr' und der 'Nordsee' dargestellt. Auf einer Seefahrt ins Meer hinabblickend, hat er wachend geträumt, seine erste Geliebte sitze unten in einer versunkenen Stadt; er hat sich mit Mühe dieses Traumes erwehrt: aber geheimnissvoll hatte ihn doch immer der Name Evelina umklungen. Dieser jetzt vermählten Madame Evelina hat er denn Legrand gewidmet und ihr, der er in Freundschaft verbunden geblieben ist, allerlei aus seinem Leben erzählt, auch den trüben Ausgang seiner zweiten Liebe. Er erinnert sie besonders an glückliche Stunden, die er mit ihr und ihrem eisgrauen Gatten in Godesberg verlebt habe, und macht Anspielungen, aus denen wir entnehmen sollen, dass das Gedicht von der Rheinfahrt ('Wie der Mond sich leuchtend dränget Durch den dunkeln Wolkenflor', Heimkehr 40) damals in Godesberg entstanden sei. Er lässt überhaupt durchblicken, dass seine erste Liebe im Rheinland sich abgespielt habe.

So nimmt sich dies Stück Lebensgeschichte aus in Heines Darstellung. Dass ihm die beabsichtigte Täuschung gelungen ist, beweist der Umstand, dass wirklich ein 'historischer' Roman geschrieben worden ist, wonach Heines erste Liebe Eveline v. Geldern, angeblich eine Cousine seiner Mutter, gewesen sein soll. Wahrheit an Heines Erzählung ist nur die Thatsache einer zweimaligen glücklosen Liebesleidenschaft. Im Herbst 1826 sah Heine seinen zweiten Liebesroman für thatsächlich beendet an und hatte den Gedanken aufgegeben, als Advocat nach Hamburg zu

gehen. Statt dessen hatte er in den beiden Monaten, die er auf Norderney zugebracht, neue Zukunftspläne sich entworfen. Er hatte sich dort über die hannöverischen Adeligen geärgert, die mit ihm im Seebade weilten, viel mit einem russischen Diplomaten verkehrt, der in ihm 'die Lust nach high life geweckt hatte' (Brief vom 28. August 1826), mit der Fürstin Solms-Lich, mit einem Engländer, hatte die Bücher von Maitland, O'Meara und Antommarchi gelesen, die sämmtlich Napoleons Aufenthalt auf St. Helena behandeln. Ségurs und Walter Scotts Geschichte Napoleons und die Vögel des Aristophanes. Besonders jene einseitig panegyrischen Schilderungen von den Leiden des Ex-Kaisers hatten ihn mächtig ergriffen: überwältigend, halbgottartig war die Gestalt des Imperators in seiner Seele wieder aufgetaucht, wie er ihn 1811 und 1812 zu Düsseldorf selber geschaut hatte; in dem leidenden, unglückverfolgten Manne auf der Insel im Ocean sah der leidende, unglückverfolgte Poet auf der Nordseeinsel sein eigenes, nur riesenhaft vergrössertes Bild: dies Bild schien ihm, wie Antonio dem Tasso, zu winken, er möge seine Geistesgaben fortan in den Dienst grosser politischer Ideen stellen, statt in eiteln Liebesklagen sich zu verzehren. Immer mehr bemächtigten sich Heines solche phantastischen Poetenträume, und dachte er seiner eigenen Leiden, der Intrigen, die man ihm gespielt, der getäuschten Hoffnung, in Berlin als Docent anzukommen, dachte er der ganzen Hamburger Misere, so erschien ihm jetzt wieder um so verlockender der schon einmal verworfene Plan, nach Paris überzusiedeln und dort als Schriftsteller politisch zu wirken. War er zudem nicht als französischer Unterthan aufgewachsen, war nicht Bewunderung Napoleons seine Familientradition? War er nicht vielleicht berufen, auf eine höhere Warte sich zu stellen, international zu werden, wie man heute sich ausdrückt, oder, wie Heine sagt, 'in seinen Schriften nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind'? (Brief vom 16. November 1826.) Konnte er nicht die Kluft überbrücken helfen, die Deutsche und Franzosen schied? Jetzt eine kühne Schriftstellerthat, die in Deutschland Aufsehen machen sollte, jetzt trotzig ausgesprochen, dass er ungeachtet alles Bittern, das

er neuerdings erfahren, doch seinen Lebensmuth behalten habe, jetzt öffentlich seine Sympathien für Napoleon bekannt, und das alles rücksichtslos, ironisch, ausgelassen humoristisch gesagt und damit die Brücken abgebrochen, die ihn zum Rückzug verführen könnten — dann nach Paris!! (Vgl. Briefe vom 14. und 24. October und 16. November 1826.)

Das ist die Stimmung, aus der heraus Heine das Buch Legrand geschrieben, der innere Beweggrund, der ihm die Feder in die Hand gedrückt hat, der Schlüssel, das krause Gewirr dieser Schrift zu entziffern. Und wir wollten dem in dieser Stimmung an den Schreibtisch sich setzenden Dichter die Absicht unterschieben, mit diesem Buch in erster Linie nochmals um Therese werben zu wollen, ihr und ihrer Mutter zeigen zu wollen, wie gelehrt er sei und wie er durch Schriftstellern sich viel Geld verdienen könne? Es ist nicht denkbar! Vielmehr ist, wie schon der Titel des Buches ausspricht, der treibende Grundgedanke die Aufrichtung neuer, politischer Lebensideen, symbolisch verkörpert in der Gestalt Napoleons. Dieser an sich sehr ernsthafte Gedanke ist in die Form aristophanisch kecken Humors gegossen, darum ein Trommelschläger der Austrommler des napoleonischen Ruhms! Die Verherrlichung Napoleons soll ganz concret und subjectiv vor sich gehen, daher werden die diesem Zwecke dienenden theatralisch aufgeputzten Scenen als Episoden aus des Dichters eigenem Leben dargestellt. Dieser Umstand hat ihn veranlasst, noch vielerlei andere Erinnerungen aus seiner Kindheit hervorzuholen, namentlich soweit sie mit der Franzosenzeit am Rheine zusammenhängen. Aus Heines Briefen geht auch hervor, warum diese Kindheitserlebnisse, besonders die Schulgeschichten, ausführlicher ausgefallen sind, als man für diesen Zusammenhang erwarten sollte. Sie waren nämlich schon früher geschrieben und Heine hat sie hier nur eingefügt. Es sind offenbar die 'paar Bogen Memoiren', die er im Sommer 1824 zu Göttingen verfasst hatte (an Moser, 25. October 1824; an Ludwig Robert, 4. März 1825). Der andere Zweck des Buches, der dem eben geschilderten positiven Zwecke als negativer entgegengestellt wird,

ist die Abrechnung mit seinen bisherigen Ideen, die Beseitigung derselben, insbesondere der Abschluss der zweiactigen Liebestragödie, worin er und die beiden 'Blumen der Brenta' die Hauptrollen gespielt hatten. Da dieser. bisher ihn treibenden 'Ideen' mehrere sind, so hat er dieselben in arabeskenartiger Verschlingung dargestellt und die kühnen Sprünge ausdrücklich aus dem Wesen des Humors motivirt (Kap. 11). Die Ideen, die beseitigt werden sollen, sind: erstens die Rücksichtnahme auf die Censur (Kap. 12); zweitens das Streben nach Gelehrsamkeit (Kap. 13); drittens die Sucht, durch persönliche Invectiven Schriftstellerruhm zu erlangen (Kap. 14); viertens der Gedanke, als Advocat in Hamburg zu leben (Kap. 15): fünftens, und das bezeichnet er am Schluss des 17. Kapitels ausdrücklich als das Wichtigste für ihn: die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang seiner zweiten Liebesleidenschaft (Kap. 18 bis 20). Dieses fünfte Stück ist ganz ernsthaft und sentimental gehalten, die Kapitel 16 und 17 sind der Übergang in diesen ernsten Ton und zugleich die Wiederaufnahme des geschichtlichen Fadens.

Nach dieser Deutung besagen also Kapitel 13 und 14 genau das Gegentheil von dem, was Elster darin zu erblicken glaubt: seine Gelehrsamkeit und seine Befähigung als Schriftsteller zu wirken will Heine nicht rühmend hervorheben, sondern die ironische, satirische Art dieses Selbstruhms kennzeichnet die Abschnitte deutlich als bewusste Selbstverspottung: der trockene Notizenkram, den man in Göttingen als wahre Wissenschaft ihm angepriesen hatte, die rein persönlichen Angriffe auf ihm verhasste Leute, das sind Dinge, die er fortan ablehnen will. Dass er sich rühmt, das alles so trefflich zu verstehen, das ist eben 'thörlich geredet', das ist die Art des von ihm erstrebten Humors, seine 'grossartige Narrheit, die alle andern Narrheiten überragt' (Kap. 15). Dass er dieser Absicht, der Invectiven sich zu entschlagen, schon im 3. Bd. der Reisebilder, der jene giftigen Ausfälle gegen Platen enthält, untreu geworden ist, darf uns nicht beirren: das niedere Princip in ihm liebt die persönlichen Ausfälle, das höhere lehnt sie ab; als er den Legrand schrieb, hatte er jeden-

falls die feste Absicht, fortan nur noch den 'grossen Weltinteressen' sich zu widmen, wie er das auch in Briefen aus jener Zeit wiederholt ausgesprochen hat.

Diese hier dargelegte Auffassung vom Zweck und Grundgedanken des Buches Legrand wird, was das Wichtigste ist, von Heine selbst uns ausdrücklich bestätigt, und zwar durch das der Schrift vorgesetzte Motto:

> Das Geschlecht der Oerindur,
> Unsers Thrones feste Säule,
> Soll bestehn, ob die Natur
> Auch damit zu Ende eile.

Wenn Elster a. a. O. sagt, er könne die Beziehung dieses Mottos auf den Inhalt des Buches nicht erkennen, so liegt das einfach daran, weil er in den Nebengedanken des 13. und 14. Kapitels den Hauptgedanken des Ganzen gesucht hatte. Das Motto ist eben der Ausdruck des wiedergewonnenen Lebensmuthes, zu dem der Dichter nach dem Zusammenbruch seiner Hoffnungen, dem Schicksal trotzend, sich durchgerungen hat, es ist eine kurze Zusammenfassung dessen, was er im 3. Kapitel mit lachendem Munde, aber sehr ernst gemeint, ausführlich entwickelt. Seine bisherigen Erlebnisse, besonders der im 18. Kapitel erzählte Schlag, hatten ihn mit Gewalt einem tragischen Ende zutreiben wollen: aber er will leben! will leben als feste Säule der neuen Ideen, in deren Dienst er sich jetzt stellt, der Ideen, die er — phantastischerweise, müssen wir sagen — in dem 'ideegewordenen Menschen', in Napoleon, damals verkörpert zu sehen glaubte. Dass diese 'Ideen' sehr bald auch, wie die früheren, als blosse Poetenträume sich ausgewiesen haben und auch zerflossen sind wie eitel Schaum, das lag damals ja für ihn noch im Schoosse der Zukunft.

Nach dem Gesagten ist es unschwer erkennbar, dass die ganze Schrift sich nach dem Hegelschen logischen System aufbaut. Schon das Titelwort 'Ideen' entstammt dem Hegelschen Gedankenkreise, wo es bekanntlich eine wichtige Rolle spielt. Es ist eine bekannte Sache, dass Hegel auf viele Jahre hinaus Heines gesammte Weltanschauung bestimmt hat: Heine hat in Berlin bei Hegel gehört; Hegels Apostel auf juristischem Gebiete, Eduard

Gans, war einer der besten Freunde Heines; in der Anordnung und Composition seiner Schriften erscheint Heine vielfach beeinflusst durch Hegelsche Grundsätze. Die Aufstellung eines Begriffes, sagt Hegel, führt sofort zu seiner Negirung in einen entgegengesetzten, aus der Negation wird alsdann ein höherer, reicherer Begriff gewonnen: in These, Antithese, Synthese schreitet unser gesammtes Denken voran. In einem Aufsatz (Kölnische Zeitung Nr. 426. 434 vom 26. und 29. Mai 1892) habe ich versucht, aus diesem Hegelschen Aufbau die drei Gedichte der 'Nordsee': 'Seegespenst'. 'Reinigung' und 'Friede' zu erklären; die oben citirte, demnächst zu veröffentlichende Arbeit über Heines 'Heimkehr' wird versuchen, dasselbe Schema in den Heimkehr-Liedern nachzuweisen. In Legrand geben die ersten elf Kapitel die Position = die neuen Lebensideen des Dichters: die zweite Hälfte des Buches enthält die Negation = die Darstellung der Ideen, die ihn bisher getrieben hatten. Und die Synthese? Hier bricht das Buch ab, und das ist eben der Humor davon. Der Dichter hat seine Synthese aber doch ausgesprochen, er hat sie eben in Form jenes Mottos dem Buche vorangestellt: er will trotzalledem den neuen Ideen sein Leben weihen! Was Heine im Titel des Buches 'Ideen' nennt, wäre für heutige Leser vielleicht fasslicher, wenn das in nicht-hegelischen Kreisen in diesem Zusammenhang üblichere Wort 'Ideale' dafür eingesetzt würde.

Dass das Buch Legrand im Grossen und Ganzen ernst genommen werden muss, ergiebt sich übrigens schon daraus, dass Heine diese hier von ihm dargelegte Marschroute für sein ferneres Leben thatsächlich innezuhalten sich bemüht hat. Mancherlei hielt ihn noch vier Jahre lang bei den früheren Verhältnissen fest, nach der Julirevolution aber suchte er sein Programm kühn zu verwirklichen, suchte aus einem Tasso ein Antonio zu werden, 'getrieben von der Idee'.

Aber wer ist denn nun die als Madame angeredete Dame? Nachdem wir Einblick in die Gedankenwerkstatt des Dichters gewonnen haben, ist es nicht mehr schwer, sie zu finden.

Heine konnte nicht leben ohne edle Frauenliebe, solche hat ihn begleitet bis in den Tod. Heine war, wie Walter Robert-tornow, ein Grossneffe des Dichters Ludwig Robert-tornow, sehr treffend bemerkt (Goethe in Heines Werken, Berlin 1883, S. 53), 'nicht nur negirend, wie das so einer dem andern nachzusprechen pflegt, sondern ein Mensch der Begeisterung'. Als Berliner Student hatte ihn schwärmerische Begeisterung erfüllt nicht allein für Hegel, Gans, Moser und die Reform des Judenthums, nicht allein für Immermann, Varnhagen und Goethe, sondern vor allem auch für die zwei edelsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte, für die Geh. Legationsräthin Frau Rahel Antonie Friederike v. Varnhagen, geborene Robert-tornow [1]), und für ihre junge, als Schönheit hochgefeierte Schwägerin Friederike, die Gattin des Dichters Ludwig Robert (Robert-tornow).

Friederike Braun war am 29. April 1795 zu Böblingen bei Stuttgart geboren, als Tochter eines Lehrers. Durch des Vaters Machtwort war sie einem ungeliebten Manne, namens Primavesi, vermählt worden. Diese Ehe wurde wieder getrennt. Im Jahre 1818 lernte der damals schon vierzigjährige Ludwig Robert sie kennen und wurde alsbald von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen. Aber vier Jahre dauerte es, bis die Hindernisse beseitigt waren, die dem Abschluss einer Ehe im Wege standen, dann führte Robert sie als seine Gattin nach Berlin. Diese Ehe gestaltete sich zu einem ideal-glücklichen Bunde. Friederike hatte die Gestalt einer Juno und den Kopf einer Venus. Sie trug ihr weichlockiges braunes Haar griechisch geknotet, hatte grosse dunkle Augen und ein liebliches Lächeln. Es giebt von ihr eine Büste von Tieck, ein Bild von Wach und eins von Magnus. [2]) Zu diesen äussern Reizen gesellten sich auch hohe geistige Vorzüge: Friederike nahm regen Antheil an dem Geistesleben ihres Mannes, ihr selbst war

---

[1]) Den ursprünglichen Familiennamen Levin hatte die Familie schon bald nach dem Jahre 1787 abgelegt.

[2]) Man vgl. auch die biographischen Skizzen über Ludwig und Friederike Robert in Varnhagens Ausgewählten Schriften, Leipzig 1875, 18, 162—179.

die Gabe der Dichtung verliehen, ihre süddeutsche Art entzückte jedermann. Als Heine, der Berliner Student. durch Varnhagens Vermittlung Friederike kennen lernte, ergriff ihn alsbald eine süsse Schwärmerei für dies herrliche Frauenbild, ihr gegenüber schwelgte er im Cultus der Schönheit. Robert war ein vermögender Mann und lebte in glücklichster Unabhängigkeit und Musse nur seinen dichterischen Neigungen. Das Ehepaar wechselte häufig seinen Wohnort, sie machten viele und grosse Reisen und blieben, wo es ihnen gefiel. Bei Frau Roberts Bruder. dem Buchhändler Braun in Karlsruhe, erschien der Almanach 'Rheinblüthen'. Heine hatte den April 1824 in Berlin zugebracht und bei dieser Gelegenheit Beiträge für die 'Rheinblüthen' versprochen. Er hatte denn auch die erste Bearbeitung seiner 'Harzreise' dorthin gegeben, das Manuscript aber später zurückgezogen, weil der Druck sich gar zu sehr verzögerte. Die Briefe, die er in dieser Angelegenheit an das Dichter-Ehepaar richtete, sind voll Bewunderung für die schöne Frau. So schreibt er am 27. Mai 1824 an Friederike: 'Seien Sie überzeugt, dass ich Sie lieb habe. Wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, so denken Sie sich dabei eine fromme Waldkirche mit beseligend hervorquellenden Orgeltönen'. Ludwig Robert duldete diese Beziehungen, zumal sie bei aller Annäherung ans Leidenschaftliche sich in den Schranken zartester, wenn auch begeisterter Huldigung hielten. Im Jahr 1826 hatten die Roberts einen längeren Aufenthalt in Paris genommen. Dürfen wir uns wundern, wenn Heine gerade jetzt diese einzige Beziehung, die er in Paris hatte, besonders zu pflegen bestrebt war? Dass Robert, der damals Heines unbedingtes und unbeschränktes Vertrauen besass, der Mann sei, der am meisten für das 'Buch Legrand' thun könne, hat Heine brieflich am 1. Mai 1827 Varnhagen gegenüber geäussert. Kurzum: die Madame im Buch Legrand ist niemand anders als Friederike Robert!

Stellen wir einmal diese Hypothese auf, dann lichtet sich mit einem Schlage das ganze Dunkel, das über den persönlichen Verhältnissen im Buche Legrand so räthselhaft lagert. Friederike gegenüber, das bezeugen seine

zahlreichen Briefe an sie, ist Heine der liebenswürdigste, artigste Mensch, ohne Spur von Bitterkeit oder Ironie. Über Friederike fällt nie ein hartes Wort, selbst nicht, als sie ihn um seinen Dichterruhm von 1825 gebracht hatte durch die Verschleppung des Abdruckes des von ihr doch dazu erbetenen Manuscripts der 'Harzreise'. Auch andern gegenüber preist Heine unaufhörlich Friederike. Denkt er an sie, dann ist nur Sonnenschein in seiner Seele, ihr weiss er nicht genug Artiges zu sagen, und stets in sinniger, verbindlichster Form.

Ganz so steht der Dichter der Madame im Legrand gegenüber. Die Madame ist durchweg die Gefeierte, die Verehrte: während es Satire, Spott, Ironie regnet, auf die Madame fällt kein Tropfen. Auch ihre drei Fingerringe erscheinen nicht protzig, sondern würdiger Schmuck der schönsten Hand. Was Kap. 16 und 17 von der äussern Erscheinung der Madame gesagt wird, passt in allen Einzelheiten auf Friederike Robert: die Augen, dunkel und gross, die hohen, griechischen Gesichtszüge, die schwarzen Flechten und Locken.

Heine hatte nach jenem Besuch in Berlin im April 1824 Friederike drei huldigende Sonette gewidmet, die er durch seinen Freund Moser ihr überreichen liess, damit dieser auch die schöne Frau kennen lerne und dem Freunde von ihr erzählen könne. In den Sonetten schildert der Dichter die Schönheit des Ganges und lädt die Freundin ein, Berlin zu verlassen und sich mit nach Indien zu begeben; die Herrlichkeiten dieses Landes, im Lichte der altindischen Mythen betrachtet, werden in den beiden folgenden Sonetten weiter ausgemalt, und alles dient nur als Folie, die unvergleichliche Schönheit Friederikens zu preisen (Werke, hg. v. Elster 1, 254). Gerade in dieser Weise seine Huldigungen einzukleiden, lagen für den Dichter mehrere Veranlassungen vor. Zunächst sind die Sonette offenbar an die indischen Gedichte im 'lyrischen Intermezzo' angelehnt, vornehmlich an das Lied 'Auf Flügeln des Gesanges'. Heine hatte schon in Bonn durch Schlegel Interesse für die indische Litteratur gewonnen, und die in Berlin bei Franz Bopp gehörten Vorlesungen hatten dies Interesse noch gesteigert.

In Göttingen empfing er von Bopp selbst einen freundschaftlichen Brief und hatte vor, ein Buch von diesem. 'Ardschunas Reise zu Indras Himmel, aus dem Mahabarata' zu recensiren (Brief vom 20. Juli 1824). Bei dem Besuche in Berlin im April 1824, wo Heine vornehmlich bei Roberts verkehrte, muss viel von Indien gesprochen worden sein. Das Thema war nahe gelegt durch die damals Aufsehen erregende Tendenztragödie von Michel Beer 'Der Paria', welche das echt indische Colorit vermissen liess und von Ludwig Robert alsbald parodistisch bearbeitet wurde als 'Der Pavian'. Frau Robert muss zu jener Zeit irgendwie einmal in orientalischem Kostüm aufgetreten sein, vielleicht in einem lebenden Bilde, wozu sie oft diente, und darin besonders lebhaften Eindruck auf Heine gemacht haben. er schreibt nämlich noch am 4. März 1825 an Ludwig Robert wiederholt von der 'Türkin', der 'nachgemachten Türkin' und am 12. October 1825 an Friederike selbst, die er seitdem nicht wiedergesehen hatte: 'Ich vermisse Sie gar nicht. Denn noch immer steht vor mir die wunderschöne gemachte Türkin mit all ihrer Anmuth und Lieblichkeit'. Da die Sonette nun ein Friederike versprochenes, von ihr aufgegebenes Gelegenheitsgedicht sind (Brief vom 17. Mai 1824), so sind sie ohne Zweifel inhaltlich eine Anspielung auf damals geführte Gespräche, insbesondere auch auf die angedeutete Verkleidung Friederikens als Orientalin.

Alle diese Dinge sind nun im Buch Legrand auf die Madame übertragen. Ihr Interesse und Verständniss für Indien, Sanskrit und indische Mythologie ist überall vorausgesetzt und angenommen; die Schilderung Indiens, wie sie in den Sonetten auftritt, kehrt beinahe wörtlich so im Buch Legrand wieder. In den Sonetten heisst es:

Der Himalaya strahlt im Abendscheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elefantenheerde stürzt und brüllt.

. . . .

Die Pilgerschaaren nach dem Ganges schreiten
Andächtig und im weissen Festgewande.

Im Buch Legrand Kap. 2:

Den ewig strahlenden Himalaya, die riesigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die Elefanten und die weissen Pilger

ruhig wandeln . . . seltsam träumerische Blumen sehen mich an . . . goldene Wundervögel jubelten wild . . . und dazwischen klang die schmelzende, klagende Stimme der Sultanin von Delhi!

Diese Sultanin von Delhi wird alsbald zu der Madame in geheimnissvolle Beziehung gesetzt, ja mit ihr identificirt; es wird eine Scene beschrieben (Kap. 19), wo die Madame orientalisch gekleidet gewesen sei und der Sultanin von Delhi ähnlich gesehen habe. Diese Sultanin und der Sultan von Delhi, hören wir sodann, seien Gegenstand eines Gemäldes gewesen, welches der Dichter einst mit der Madame zusammen betrachtet habe, wobei allen die Ähnlichkeit der Madame mit der Sultanin und des Dichters mit dem Sultan aufgefallen sei. Dieser Zug ist so individuell zufällig, dass er nicht erfunden sein kann und sicher auf Berliner Erinnerungen aus dem April 1824 beruht. Noch im Jahre 1829, als Heine Friederike in Berlin wiedersah und alsbald ihr noch schwärmerischer huldigte denn zuvor, nennt er sich in Briefen an sie einen unglücklichen 'Monarchen' und vergleicht sich mit Nebukadnezar, dann wieder einen 'verwunschenen Prinzen'. Auch der als Begleiter der Sultanin erwähnte grosse heilige Affe, der ihr den silbergrauen Schleier mit rothem Wein überschüttet und verdorben habe, kann nur eine Anspielung auf ein damaliges Vorkommniss sein. Leider ist die meines Wissens niemals gedruckte Parodie Roberts 'Der Pavian', deren Heine in seinen Briefen öfters anerkennend und scherzend gedenkt, mir nicht zugänglich, vielleicht würde daraus Aufklärung zu gewinnen sein. Dass Frau Robert Süssigkeiten sehr liebte, entnehmen wir gleichfalls Heines Briefen von 1829, wie denn auch im ersten Kapitel des Legrand der Madame diese Vorliebe zugeschrieben wird. Auch Robert liebte die dort erwähnte 'Jagorsche Küche'. In seinen 'Promenaden eines Berliners' erzählt er von einem 'blassen Jüngling', der bei Jagor ihm einen humoristischen Vortrag über das Berliner Pflaster gehalten habe. Da Roberts Dichtung 1824 im 'Morgenblatt' veröffentlicht wurde, also gerade zu der Zeit entstanden ist, wo seine Freundschaft mit Heine in vollster Blüthe stand, so ist der 'blasse Jüngling' entschieden auf Heine zu deuten, zumal der dort ausführlich mitgetheilte Vortrag ganz in

Heines Manier ist. Übrigens sind diese 'Promenaden' für Heine dadurch noch besonders wichtig geworden, dass sie sein metrisches Vorbild zu den Nordseeliedern wurden, wie er selbst in einem Briefe an Moser (14. December 1825) andeutet. Auch den frommen, religiösem Spott abholden Sinn Friederikens betonen öfters Heines Briefe an sie, ein Zug, der an der Madame im Legrand sich ebenso wiederfindet. Im 19. Kapitel passt das Compliment des 'galanten Brahminen, der aussah wie der Gott Ganesa' (mag wohl eine Anspielung auf Eduard Gans sein, der mit Roberts befreundet war), völlig auf das damalige Verhältniss Heines zu Friederike. Das Compliment lautete: 'Die göttliche Maneka, als sie aus Indras goldner Burg zum königlichen Büsser Wiswamitra hinabgestiegen, sei gewiss nicht schöner gewesen als Madame'. Die göttliche Maneka des indischen Mythus war gesandt, den Büsser Wiswamitra zu verlocken. von seinen Büssungen abzustehen, die ihm Wasischtas Kuh erringen sollten. Bedenken wir, dass im 45. Liede der 'Heimkehr' Heine sein eigenes Loos mit dem des Büssers Wiswamitra in Parallele gestellt hat, so ergiebt sich der Sinn der Anspielung von selbst: Friederike war die Maneka, die ihn verlockt hatte, von seinen Büssungen, d. h. seinem langjährigen Liebeskummer endlich abzulassen. Das Liedchen vom Wiswamitra hat aber gerade zu jenen sechs Gedichten gehört, die Heine im Mai 1824, also bald nach jenem Berliner Besuche, an Friederike gesandt hatte zum Abdruck in den 'Rheinblüthen', so dass das Liedchen auch eine Anspielung ist auf die damals in Berlin bei Roberts gepflogenen Gespräche und auf das eben angeführte Compliment. Dadurch fällt auch, beiläufig gesagt, Licht auf die in den Rheinblüthen für 1825 gleich folgenden, später von Heine selbst nie wieder zum Abdruck gebrachten Verse:

Du Lilie meiner Liebe,
Du stehst so träumend am Bach,
Und schaust hinein so trübe
Und flüsterst Weh und Ach!

Geh fort mit deinem Gekose,
Ich weiss es, du falscher Mann,
Dass meine Cousine, die Rose,
Dein falsches Herz gewann.

In diesem Zusammenhang kann die Rose nur auf Friederike, die voll erblühte Schönheit, gehen, während die Lilie je

nach Ermessen als Amalie oder als Therese angesprochen werden kann.

Das 11. Kapitel des Legrand enthält eine Betrachtung über den Humor, worin es heisst: 'Die grauenhaftesten Bilder des menschlichen Wahnsinns zeigt uns Aristophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den grossen Denkerschmerz, der seine eigene Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur in den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen, und die tödlichste Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er dessen Schellenkappe ängstlich schüttelt. Sie haben's alle dem grossen Urpoeten abgesehen, der in seiner tausendactigen Welttragödie den Humor aufs Höchste zu treiben weiss, wie wir es täglich sehen .... sogar in das höchste Pathos der Welttragödie pflegen sich komische Züge einzuschleichen.'

Wie wohlbekannt mussten diese Worte an Friederikens Ohr schlagen, da ihr Heine am 12. October 1825 genau dieselben Gedanken geschrieben hatte, im Anschluss an eine Betrachtung über Ludwig Roberts parodistische Lustspiele 'Der Paradiesvogel' und 'Der Pavian'. In diesem Briefe heisst es unter anderm: '... darum hat auch Shakespeare das Grässlichste im Lear durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum Faust, die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch grössere Poet (der Urpoet, sagt Friederike), nämlich unser Herrgott, allen Schreckensscenen dieses Lebens eine gute Dosis Spasshaftigkeit beigemischt'. Der erste Satz der oben aus Legrand citirten Stelle ist so, wie er da steht, ganz unverständlich, er gewinnt erst Sinn, wenn wir in Heines Brief an Friederike Robert vom 12. October 1825 die eingehende Darlegung lesen, wie Heine sich die Chorlieder der 'Vögel' des Aristophanes deute, nämlich als 'Siegeslieder des Wahnsinns'. Nachdem er erklärt, wie dem Humor des griechischen Dichters der 'göttertrotzende Wahnsinn der Menschen' zu Grunde liege, eine 'ungeheure Weltanschauung', fährt er fort: 'Ich weiss sehr gut, schöne Frau, dass Sie noch immer nicht wissen, was ich eigentlich will, und wenn Sie auch die plumpvossische Übersetzung jener 'Vögel' lesen, so merken Sie

es dennoch nicht, denn kein Mensch vermag jene unendlich schmelzende und himmelstürmend-kecke Vögelchöre zu übersetzen, jene nachtigalljubelnde, berauschende Siegeslieder des Wahnsinns'. Wenn es nun im Legrand (Kap. 5) heisst: 'Madame, dieses Nachtigallenlied ist viel zu gross, um es hierher zu setzen, es ist so gross wie die Welt selbst ... und darauf bezieht sich eine Stelle im Aristophanes, welche zu Deutsch heisst: tiotio, tiotio, tiotinx, totototo, totototo, tototinx (Vossische Übersetzung)' — so konnte der ganze Sinn dieses aphoristisch hingeworfenen Gedankens damals eigentlich nur derjenigen verständlich sein, welche jenen Brief vom October 1825 erhalten hatte, also der Frau Friederike Robert. Uns, denen jener Brief gedruckt vorliegt, ist das, was der Dichter an der angeführten Stelle des Legrand sagt, ja auch nur verständlich, wenn wir als Commentar den bezeichneten Brief lesen. Sogar die Worte in Klammer 'Vossische Übersetzung' enthüllen dann einen tieferen Sinn.

Überhaupt ist dieser Brief vom 12. October 1825 eins der wichtigsten Documente zur Lösung der Frage über das Wesen von Heines Humor. Es giebt Leute, die Heine nur Witz zuschreiben wollen, nicht Humor. Es kommt eben einfach darauf an, wie man 'Humor' definirt. Heines Naturanlage für Witz, Ironie, Satire zeigt sich schon in dem ältesten von ihm bekannt gewordenen Gedichte, der 'Wünnebergiade'. Er hat nach und nach sich selbst dann eine feste Theorie über Humor gebildet, im Anschluss an das Studium von Don Quixote, Mephistopheles, Shakespeare, Sterne, Aristophanes und Ludwig Robert. Auf ganz kurze Worte gebracht, lautet seine Theorie etwa so: Humor muss auf ernstem Grunde ruhen, er begleitet gerade unsere erhabensten, ernstesten Gedanken, wie auch die ernstesten Vorgänge des Lebens: gerade das anscheinend Närrischste, Wahnsinnigste, Thörichtste ist das Tragischste, denn je grösser die Narrheit, auf desto tieferen Ernst deutet sie hin. Die Anregungen des Robertschen Kreises, insbesondere das Studium der beiden parodistischen Lustspiele Roberts, in Vergleichung mit Aristophanes, haben Heines Theorie erst ausgereift, sie für ihn selbst zur Klarheit des Bewusst-

seins erhoben. Diese seine Theorie des Humors giebt den Schlüssel zum Verständniss so mancher seiner Geistesproducte, die hartnäckig anders aufgefasst werden, als es in der Intention Heines gelegen hat. Wir wollen dabei nicht leugnen, dass Heine, von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugt, oft zu bewusst und absichtlich ihr gefolgt ist, die Naivetät, die Ursprünglichkeit innersten Empfindens erscheint dann ersetzt durch die Consequenz der Theorie. Was Strodtmann über Heines Humor sagt, genügt nicht, trotz alles Wortreichthums. So erhellt denn, auch von dieser Seite aus gesehen, dass sowohl der Nordseecyklus als auch ganz besonders das Buch Legrand ihren eigenthümlich gefärbten Humor, also die ganze Form der Darstellung den Anregungen Roberts verdanken; Heine will Robert und seiner Gattin gegenüber theils die Robertschen Theorien durchführen, theils aber in bewusstem Gegensatze dazu aristophanisch (d. h. so, wie Heine Aristophanes verstanden zu haben glaubt) den Humor als Folie für Allerernstestes benutzen.

Es bleiben uns noch einige untergeordnete Schwierigkeiten biographischer Art zu besprechen übrig. Zunächst Folgendes: Friederike Robert ist im Jahre 1795 geboren. Heisst es nun im Legrand Kap. 19: 'Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie sind geboren just an dem Tage, als die kleine Veronika starb', so ist das entweder eine absichtliche Verjüngerung seitens des Dichters, ein Compliment, oder unabsichtlich, indem Heine sie alsdann für jünger gehalten hätte, als sie wirklich war. Jedenfalls ist die Geschichte mit Veronika eine der ältesten Jugenderinnerungen Heines und mag leicht etwa in das Jahr 1801 oder 1802 fallen, wenn wir — wie das Elster ja so sehr glaubwürdig gemacht hat (a. a. O. S. 465) — als Heines Geburtsjahr 1797 annehmen.

Eine besondere Schwierigkeit scheinen noch die Scenen aus Andernach und Godesberg zu bereiten. Die Kindheit- und Schulerinnerungen des Dichters machen unbedenklich den Eindruck streng biographischer Treue. Bei der Begegnung mit Legrand im Hofgarten zu Düsseldorf ist schon nicht mehr genau zu unterscheiden, ob die Scene

eine nachträgliche Ausmalung der Ballade von den zwei Grenadieren ist, oder ob nur eine zeitliche Verschiebung vorliegt, so dass der Scene wirklich ein Erlebniss zu Grunde läge, allerdings ein um mehrere Jahre zurückliegendes und jetzt ausgeschmücktes Erlebniss, dasselbe, das früher schon dem Dichter Anlass zur Abfassung der Ballade von den Grenadieren gegeben hätte. Ich persönlich glaube das Letztere. Dass die ganze Trommelei und das Sterbescenenpathos der dichtenden Phantasie entsprossen ist, braucht wohl kaum besonders gesagt zu werden. Die Geschichten aus Andernach und Godesberg endlich sind in dieser Fassung entschieden Fiction. Heines Darstellung ist kurz folgende: Er macht als Student zur Herbstzeit eine Reise nach Düsseldorf, als seine Eltern schon nicht mehr dort wohnen. Da diese im Herbst 1822 aus Düsseldorf wegzogen, so ist die von Heine angenommene Zeit wohl der Herbst 1823, wo er eine Reise an den Rhein wenigstens geplant hatte (Brief vom 4. Mai 1823). Im Hofgarten zu Düsseldorf trifft er den aus russischer Gefangenschaft heimkehrenden Trommler Legrand, sieht ihn sterben und reist, ohne in Düsseldorf zu übernachten, weiter nach Godesberg, um dort die — doch wohl als dort ansässig gedachte — Freundin zu besuchen, die er später als identisch mit der Madame bezeichnet.

Nun ist thatsächlich Heine von der Beendigung seiner Bonner Studienzeit bis zur Abfassung des vorliegenden Buches nicht mehr am Rhein gewesen. Er hat also die Örtlichkeiten hier als frei erfundenen Hintergrund behandelt und gerade diese Rheinorte gewählt, um eine einheitliche Scenerie für seine biographischen Mittheilungen zu gewinnen und um in dem Leser den Glauben zu erwecken, seine erste unglückliche Liebe habe sich in seiner rheinländischen Heimat abgespielt. Setzen wir statt der studentischen Ferienreise nach Godesberg im Herbst 1823, die nie stattgefunden hat, die Ferienreise im April 1824 nach Berlin, dann mag sich dort alles ja so ähnlich zugetragen haben, wie der Dichter schildert. Sogar die Staffage des alten Generals fehlt nicht, da bekanntlich in Varnhagen-Roberts Kreise an Militärs aller Arten kein Mangel war.

Ob die Schilderung des eisgrauen Soldaten, einer 'ritterlichen Gestalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne', der sich über das Abendroth unterhält, auf den damals 47jährigen Major und Dichter Fouqué passt, oder auf wen sonst etwa, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Scene mit den drei Mädchen in Andernach und ihrer Cousine Johanna darf am ehesten in Parallele gestellt werden zu dem Liede der 'Heimkehr' Nr. 15 ('Da droben auf jenem Berge Da steht ein feines Schloss, Da wohnen drei schöne Fräulein, Von denen ich Liebe genoss'). Wir werden schwerlich fehlgehen — und in dem mehrfach citirten, noch ungedruckten Aufsatz über die 'Heimkehr' werde ich es noch näher begründen —, wenn wir beide Scenen auf das Landhaus von Salomon Heine deuten, wo ausser Amalie und Therese im Lauf der Jahre auch noch andere Cousinen geweilt haben. Johanna anlangend, so theilt uns Heine (Brief vom 23. August 1823) mit, dass eine Hamburger Cousine bei seinem Aufenthalte daselbst im Juli 1823 gestorben ist.

So hätte sich also Heine zu seiner Vertrauten Friederike Robert gewählt: sie ist die seiner dichtenden Phantasie gegenwärtige Hörerin, der er das trübe Märchen seines Lebens erzählt, sammt dem letzten traurigen Erlebniss im Sommer 1826. Friederike allein konnte alle Anspielungen verstehen: spricht doch der Autor aus einer Gedankenwelt heraus, die in Berlin ihn umgeben hatte, ganz speciell im Robertschen Hause, aus einer Gedankenwelt, in der Friederike also völlig heimisch war, keineswegs seine Tante, Frau Salomon Heine, am allerwenigsten aber die achtzehnjährige Therese Heine.

Es bliebe nun nur noch die Frage zu lösen, ob Friederike Robert auch unter der Evelina zu verstehen sei. Die betreffenden Worte lauten 'Evelina empfange diese Blätter als ein Zeichen der Freundschaft und Liebe des Verfassers'. Nach gewöhnlicher Logik wird man ja, wie oben ausgeführt, diese Evelina für identisch mit der Madame halten müssen. Es fragt sich nur, ob wir logisch geradezu g e z w u n g e n sind, an die Identität zu glauben. Elster hat, wie wir sahen, diesen Zwang nicht gefühlt und

zwei Adressaten angenommen. Für eine solche Annahme sprechen ja allerdings gewichtige Gründe.

Das Buch Legrand Friederike Robert geradezu zu widmen, war für Heine doch bedenklich. Robert, der Dichter der humoristischen 'Promenaden eines Berliners'. der scharfe, ironische Epigrammatiker, der Dichter parodistischer Lustspiele, der vielseitig gebildete, geistreiche. poetisch reich veranlagte Bruder der Rahel, hatte zwar volles Verständniss für Heines Ironie und Humor, aber mit einem Lob Napoleons durfte man ihm, dem geborenen Berliner, dem preussischen Patrioten, nicht kommen, dem Schüler Fichtes, der im innersten Kerne conservativ, ernst und fromm war, der in hochfliegenden Dithyramben, 'Kämpfe der Zeit' überschrieben, seinem Hass gegen Napoleon glühenden Ausdruck gegeben hatte. Dass Roberts Gattin in dem Buche verherrlicht war, wenn auch in einer nur für Eingeweihte verständlichen Form, war die Überzuckerung der Pille für Robert, die captatio benevolentiae. Heine hat auch nicht gewagt, an Roberts direct wegen des Buches zu schreiben, noch auch dasselbe ihnen zuzusenden. Nur durch Varnhagen suchte er auf Roberts Urtheil einzuwirken (Brief vom 1. Mai 1827). Vergebens: Robert gab im Tübinger Literaturblatt vom 15. Juni 1827 statt der von Heine erhofften günstigen Beurtheilung der Schrift ein dieselbe karrikirendes Capriccio (Strodtmann [3] 1, 475); dauerte auch das Freundschaftsverhältniss noch fort, so hatte jene Verherrlichung Napoleons es dennoch innerlich zerstört. Wir schliessen dies aus den parodirenden Gedichten Roberts 'Lieder aus dem Dichterhaine', die nur auf Heine gehen können (Robert, Gedichte, Mannheim 1838, 1, 243), wo es z. B. heisst:

In Sehnsucht neben der Rose
Ein friedliches Veilchen ich stand,
Da kam mit dem Krieg der Franzose
Als Sieger in das Land.

Das war ja harmlos, aber in der Folge hat Heine von Robert noch viel Schlimmeres hören müssen. Als er im 3. Band der 'Reisebilder', der im December 1829 erschien, jenen masslosen Angriff gegen Platen veröffentlichte, kostete

ihn dies manchen bewährten Freund, auch Ludwig Robert. Anspielend auf eine bekannte Stelle aus den 'Bädern von Lucca' schrieb Robert (Gedichte 2, 250):

Wie kommst du denn zu dem Verlangen,
Bei deinem Übermuth, dem frechen, tollen,
Dass wir, Hanswurst, dir glauben sollen,
Der Riss der Welt sei dir durchs Herz gegangen?
Es ist die Scham, die wider deinen Willen
Dir aufseufzt tief und laut in dem Gewissen;
Sie möchte sterbend sich verhüllen,
Du aber hast ihr das Gewand zerrissen.

Das war das Ende der Freundschaft. Als im Jahre 1832 im Lauf weniger Wochen erst Robert, dann seine Gattin dem Nervenfieber erlegen waren, hat Heine Varnhagens kein theilnehmendes Wort geschrieben, erst als er nach Rahels Hinscheiden in tiefer Ergriffenheit an Varnhagen schrieb (28. März 1833), hat er die Bemerkung hinzugefügt: 'Warum ich bei Roberts Erlöschen und bei dem Absterben seiner Frau Ihnen nicht schrieb, werden Sie wohl begriffen haben'. Wir begreifen es auch. Mit Varnhagen und Rahel konnte Heine eher dauernde Freundschaft halten: Varnhagen, der ruhige Menschenbeobachter, der *πολλῶν ἀνθρώπων νόον ἔγνω*, nahm die Leute eben, wie sie waren, und wusste zu verzeihen, was er verstehen konnte. Von Rahel rühmte Heine stets, sie verstehe ihn, auch wenn er gar nichts sage.

Kehren wir zu unserm Thema zurück. Nach dem Gesagten wird es nun begreiflich sein, warum Heine weder vor, noch nach Abfassung des Buches Legrand Friederike Robert Mittheilung gemacht hat von einer auf sie gemünzten Widmung dieses Buches. Dagegen hat er, da er im April 1827 an eben dem Tage, als das Buch ausgegeben ward, nach London abreiste, Vorsorge getroffen, dass der Band sofort an Varnhagen gesandt wurde. Er schreibt diesem (1. Mai 1827) aus London: 'Mein Buch, roth gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der theuren Friederike in meinem Namen überreicht haben'. Nach dem Zusammenhang des Briefes ist die 'theure Friederike' Rahel Friederike Varnhagen, nicht Friederike Robert. Demnach könnte recht wohl Frau v. Varnhagen als Evelina von uns angesprochen werden; die Worte 'empfange

diese Blätter' könnten mit gutem Bedacht gewählt sein, um die Empfängerin der Blätter zu unterscheiden von der, die in den Blättern angeredet ist. Wären auf diese Art zwei Adressaten da, so wären es zwei, die als Schwägerinnen, wie auch als Freundinnen in geistiger Lebensgemeinschaft einander verbunden waren; beide konnten gleichmässig sofort durchschauen, wer mit der Evelina und wer mit der Madame eigentlich gemeint sei; beiden war gleichmässig der ganze persönliche und litterarische Gehalt des Buches verständlich. Aber: der Frau v. Varnhagen gegenüber hätte Heine nicht nöthig gehabt, die Widmung geheimnissvoll zu verschleiern, da er ihr unter Nennung ihres vollen Namens ja schon die '88 Lieder der Heimkehr' dedicirt hatte. Wohl aber lagen, wie wir sahen, Gründe für Heine vor, der Gattin Roberts eine derartige Schrift nicht offenkundig zu widmen, so dass die grössere Wahrscheinlichkeit doch dafür spricht, dass Evelina Friederike Robert bezeichne. Den Namen Evelina gerade hat Heine wohl deshalb gewählt, weil er schon im dritten Theile der 'Nordsee' (Elster 3, 102) aufgetaucht war und durch die Wiederaufnahme desselben am sichersten das Irreführspiel fortgesetzt werden konnte, als sei Evelina die jetzt vermählte einstige Geliebte des Dichters. Damit ist die Annahme sehr wohl vereinbar, dass bei jenem dreimaligen geheimnissvollen Ausrufe 'Evelina' im dritten Theile der 'Nordsee' ihm bereits die damals so schwärmerisch verehrte schöne Frau Robert vorgeschwebt habe.

Sämmtliche leidenschaftlichen, höheren Liebesverhältnisse Heines haben gemeinsam, dass sie eine einseitige Liebe des Dichters gewesen sind. Hat er doch dem ersten Cyklus der 'Nordsee' ausdrücklich das Motto vorangesetzt: 'Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' Er hatte sich bereits daran gewöhnt, seine edelste Liebe zu Frauen als einen lediglich in seiner eigenen Seele sich abspielenden Gefühlsprocess anzusehen. Dadurch ward es ihm psychologisch möglich, die Adresse des Buches Legrand doppelt zu verhüllen.

Koblenz. Karl Hessel.

Volkslieder.

Im Folgenden theile ich eine Reihe von Volksliedern mit, welche ich in verschiedenen Handschriften aufgezeichnet fand. Diese Handschriften sind durchaus unbekannt, überdies den Fachgenossen kaum so bald erreichbar, so dass schon dieser Umstand den Druck rechtfertigen könnte; zudem ergeben sich wichtige Zusätze zu den bisherigen Ausgaben, sei es, dass schon bekannte Volkslieder ergänzt und besser überliefert werden, sei es, dass die hier veröffentlichten Volkslieder in den Sammlungen noch fehlen. Ich begnüge mich mit einem getreuen Abdrucke des Textes, habe nur die Abkürzungen aufgelöst und auf Fehler der Überlieferung hingewiesen. Die Reihenfolge konnte nicht zweifelhaft sein, da sich das beiläufige Alter der Handschriften feststellen liess; so erscheinen die Gedichte chronologisch aneinandergereiht. Ein Unterschied zwischen Volksliedern und volksthümlichen Liedern wurde nicht gemacht, das hätte bei einer verhältnissmässig so kleinen Anzahl keinen rechten Sinn gehabt, auch habe ich mich in der Anführung von Parallelen auf das Wichtigste beschränkt. Zu weitergehenden Untersuchungen fehlte es mir an dem nöthigen Materiale; mir steht keine einzige ältere Sammlung zu Gebote, auch der neueren Ausgaben konnte ich nur zum Theil habhaft werden; solche Untersuchungen lassen sich aber nur anstellen, wenn man die einschlägige Litteratur bequem zur Hand hat. Die überaus brauchbaren Verzeichnisse der Liedanfänge in Goedekes Grundriss sind sorgfältig durchgesehen worden, ohne jedoch irgend nennenswerthe Resultate zu ergeben. Ich bemerke dies, um dem Nachprüfenden Arbeit zu ersparen.

1. Ein Liebeslied aus dem 16. Jahrhundert.

Die Lemberger Dominicanerbibliothek besitzt eine sehr schön erhaltene Folioausgabe von Galens Werken. Der dritte Band führt den Titel:

Tertium Galeni Uolumen Quarta Impreſſio ornatiſſima: continens omnes Galeni libros .... Cum gratia Et priuilegio

und trägt am Schlusse die Bezeichnung:

Habetis ſacre philoſophie ac medicie cultores cādidiſſimi in hoc Tertio volumine diuerſa collectanea operum Galeni medicorum Monarche | varijs verſionibus dilucidata: exactiſſimaqz cura per ſolertē virum Jacob Paucidrapenſem: de Burgofrāco: PAPIAE abſoluto Anno A virgineo partu .M. D. XVI. Pridie idus Junij.

Hierauf folgt ein Druckerzeichen weiss in schwarz. Eine Hand des 16. Jahrhunderts hat auf dem rückwärtigen Deckel das nachstehende Lied aufgezeichnet und flüchtig die Noten darunter gesetzt. Der Schreiber ist wohl ein Mediciner in Halberstadt gewesen, denn er hat auch mit seiner zierlichen Hand 'Artickel darmith der Apteker preuilegirt vnd gefreyeth ſeyn ſall' aufgeschrieben, in welchen sich folgender Satz findet: 'Item das er [der apteker] alleyne vnd ſwſt nymandes gepuluerth vnd geſtoſßen wortze macht hab ztuuorkewffen Item das keyne apteke mehr ztu halberſtadt angericht werde nach abgange N Auch das er in Sonderlichem ſchutz. ſchyrm vnd vorſpreche m ge^ten [meiner geehrten] herrn ſztu gleich vnd recht mit eynem Schutzbrieffe werde genommen'. Auch die Eidesformel für die Apotheker und seine 'Knechte' hat er beigeschrieben. Er war wohl ein Anhänger der Reformation, denn auf dem vorderen Deckel des ersten Bandes hat er zwei böse Epigramme gegen die Pfaffen aufbewahrt; sie lauten:

Hoffart geyts vnnd Symony
Wucher fraß und Sawfferey
hwren karthenn vnd quatuor drey
ist vnſer pfaffenn liberey.

und das zweite noch stärkere:

Gott gebe dem ſcherer das Hertze leydt
Dem der pfaffen dy platten ſchneydt
Het er ſich baß beſonnen
Und het ym die hoden aus gewunen
So hett mancher eyn frommes weyb
Der itzundt bey eyn boßen huren leydt.

Vor diesen beiden Versen steht auch der Spruch:

Wyr fechtenn vnnd kratzenn alle ſere
Nach groſſem gwtte vnd wertlicher erhe

Vnd wann wyr das nw erwerbenn
So lege wyr vnns dan nyder vnd ſterbenn.

Das nun folgende Liebeslied hat der Schreiber jedesfalls nicht in éinem Zuge niedergeschrieben, darauf deutet nicht nur der Zustand der Überlieferung, sondern auch der Charakter seiner Schrift hin; ich gebe seine Aufzeichnung getreu wieder, löse nur die Abkürzungen auf, verbessere die Verschreibungen und setze die Verse ab, die bei ihm fortlaufend geschrieben sind. Man empfängt den Eindruck, als sei ein niederdeutsches Original in hochdeutsche Formen gekleidet worden.

Das Lied ist im sogenannten Pavierton abgefasst (vgl. Böhme, Altd. Liederbuch Nr. 389), die beigesetzte Melodie ist aber eine andere.

Ich habe geleßen meyster buch
Galeni vnd Avicennæ,
Serapion von kunsten guth,
Der uns vil ſtuck tuth nennen
5 Vnd dar zu geben guten rath
Nach mancher phiſonomyen
Vnd manchen helffen aus der noth
Mit krewtern det vortyen.

Wy vyl ich dan geleßen han
10 Der ſelbigen meyſter bwcher:
Noch hab ich nicht dar yn vorſtan
Von eyner ſchwere sewche:
Das ſy dar van geschriben han
Dy plage zu disterüyeren.
15 Vnd ich mich nicht vornucken khan
Wy man ſy kan curiren.

Wo myr ist worden ſolches levdt
Das wil ich euch beſcheidenn:
Ich kam vff eynen anger breyth,
20 Do fandt ich owgen weyde,
Dar fandt ich vyl der krewter ſtan
Dy woren guth von roche:
Dy duchten myr ßo guth gethan
Das ich yr muſte brechenn. ‡

V. 1 bucher — 5 hier und überall: ztu — 8 krewt' — 9 hab — 13 haben.

25 Ein kruth das heiſt ſich wolgemuth,
Das hat eyne ſchöne blumen,
Darzu iſt das von roche guth
Dar von that ich mich rwmen.
Ich brach des krawtes eynen ſtrauchz
30 Dar an ßo muſt ich ruchen,
Dy roche myr vff das hertze fiel,
So bald beſtundt mich dy ſwche.

Jo lenger io lieber ſtundt auch dorbey
Das brach ich gentzlich abe:
35 So bald das krauth irwarmthe bey myr,
Zu handt beſtundt myr dy plage.
Ich brach eyn crawth vorgiß mein nicht
Ich meinte das ſolde mich ſterken.
Das iſt das myr mein hertze zw bricht,
40 Das kan ich nw wol merkenn.

Das ſelbige crawt das hot dy macht,
Es berawbt myr meyne ſynne,
Den ſchlaff vorſtort myrs dy nacht
Das ich kein rŵ kan gewynnen.
45 Hoffen sorgen tzweyfel vol.
Vorlangen. vil gedencken.
Nw mag eyn yder prüwen wol
Ob das mich nicht [muss] krencken.

25 ff. Über die 'Botanik' der Volkslieder hat Uhland gehandelt, Schriften 3, 437 ff. vgl. S. 531 ff. — V. 25—48 sind in der Hs. mit etwas anderer Schrift hinter V. 80 nach einem grösseren leeren Zwischenraume nachgetragen, im Texte dagegen wird fortgefahren:

25ª Ein krauth das heiſt ſich wolgemuth
Das hat eyne ſchone blumen.
Dar zu ist das von ruche gut
Dar von thet ich zu rumen ‡
Ich brach eyn krauth. vorgiß mein nicht.
30ª Ich meinte daß ſolde mich ſterken
Das iſt das mir mein hertzt zebricht
Das kan ich nu wol [merken].

Ich brach deß krawtes eynen ſtrauch.
Dar an ßo muſt ich ruchen ‡
35ª Der roch mir vff das hertze fyll
Szo baldt beſtund mich die ſuche.

32ª merken] fehlt in der Hs. an dieser Stelle. —
39 herzte — 43 lies wohl: verſtoret — 46 gedancken — 47 prŵwen — 48 Hs. liest: 'nicht krencke', die Besserung trifft wohl das Richtige.

Noch leyd ich manchen harten noth
50 Dor von man nicht thut schreyben
Ich wer vorlangeſt weßen todt
West ich sy nicht zu uortreyben.
Mith eynem krauth das ich nicht sag
Das kan myr frewde gebenn.
55 Vnnd kan erfrawen myr mein muth.
Vnd frischen myr meyn lebenn.

Ich hab von eynem confekth vorſtan
Dy ſewche zuuortreybenn,
Ein krauth das heiſt ſich abelan,
60 Das ſal man kleyne reyben
Dar zu sal man Es ſelden ſehn
Mith meyden temperyren
Wan dich dy ſuche wyl beſten
Szo ſaltu das fumyren.

65 Wer ich vorwunth baß yn den todt
Al mith der ſelbtigen ſwche
Vnd hette deß krawtes tausend pfundt
Szo luſt es mich nicht zu gebruchen
Der Syrop hatt eynen bytternn ſchmack
70 Von der krewtir wilde arte
Her muſte ſein von hertzen ſtark
Dem das also behagte.

Das beſte ich nie geleſenn han
Wol zu der ſelbtigen pflage.

Nach diesem Verse steht weiter: 'Noch leyd ich etc vt seq̄tur'. Es mussten also die Verse 25—36 in der ersten Fassung getilgt, durch die zweite Lesart ersetzt und dann die neue Strophe hinzugefügt werden, wie dies im Texte geschehen ist. Unter V. 48 folgen dann wieder nach einem grösseren leeren Zwischenraume die Noten mit dem freilich flüchtig und fehlerhaft geschriebenen Wortlaut der ersten Strophe. Der Abdruck der Noten nach der Hs. musste aus Druckrücksichten unterbleiben. Es ist vier- und fünfzeiliges Notensystem angewendet; vielleicht blieb übrigens im Anfang die fünfte Notenzeile nur zufällig fort, darauf deutet jedesfalls die erste Note hin.

49 'noth' über gestrichenem 'kwal' — 50 'thut ſchreyben' über nicht gestrichenem 'ſchreybet' — 51 wer' — 53 eynē — ſage — 55 über 'muth' steht noch 'ge', also 'gemuth', das aber nicht ins Versmass passt — 57 'confekth' ist zweifelhaft, es kann auch 'wnferth' heissen, die Hs. ist undeutlich — 65 l. wohl: 'Wer ich bis in den tod verwunt' — 66 ſw̆che — 70 'arte' über der Zeile — 72 'dem daß nicht [gestrichen] ſchelde. also behagte'. Darunter steht: 'vnd fein ſwebe vorkarte' — 73 'geleſenn habe' steht über nicht gestrichenem: 'yrkennen kan' — 74 wohl über angestrichenem 'al'

75 Man laß dy ersten krewter ſtan.
So darff mans keynem manne klagen.
Vnd halden ſy gegen dy letzten drey
Ehyr em dy ſuche zwinget
Szo iſt er alle der ſorge frey
80 De im ſonſt das hertze leydt bringeth.

76 keynē — 78 stwinget — 80 'ſonſt' unter der Zeile nachgetragen. Nach diesem Verse ein grösserer leerer Zwischenraum, vgl. zu V. 25—48.

2. Ein Liederbuch des 17. Jahrhunderts.

Am 22. December 1876 kaufte ich auf dem Strassburger 'Gimpelmarkt' einen Sammelband dieses Inhalts:

1) Historische Reyse Beschreibung dreyer vornehm-berühmten Königs Söhne . . . . Hievor von Christoph Armenio de Roville Aus Persich [sic] in Italienisch: jetzt aber in hochteutsche Mutter Sprach versetzt durch Carolum à Libenav 1630 Leipzig | In verlegung Johan Grossen Buchf. (vgl. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1888 S. 759). — 2) Ein kurtzweilig Gespräch Herrn Zoannini von Verona | vnd Pontalonis von Bergamo | etc. Von der Römischen Kirchen Vollmacht | vnd derselben allerheyligsten Vatter | Bischoff | Besitzer vnd Hüter der Kron | Schlüsseln Rings | Stuels vnd Grabs Petri deß Heyligen Apostels vnd Jüngers Christi. Vnnd wie er Petrus durch gemeldte Römische Vollmacht | zum Fürsten der Apostel | hingegen auch die Römische Bischoff, durch ihn Petrum zum Titul vnd Gewalt | deß allerheyligsten Vniuersal Bischoffs | Hohenpriesters vnd Monarchen der gantzen Welt gesetzt | gewürdigt vnd erhaben worden. [Druckstock.] Den allerseits Theologen vnd Liebhabern der Histori fürnemlich aber denen nach Rom ziehenden peregrinanten | nützlich vnd nötig zuwissen. Newlich auß Italienischer Sprach verdeutscht durch Johan. Jacob. Acialivm V. I. L. Gedrucket im Jahr M:DCIII. — 3) Ein gar schönes newes Lied vnd Streitt zwischen einem Bawren vnd einem Soldaten. Dieweil vorhanden ist die Zeit | etc. [Holzschnitt] Ist erst von newen gedruckt worden | in diesem Jahr. (vgl. Goedeke Grundriss 2 [2], 312 Nr. 298. Opel-Cohn S. 429). — 4) Der Wathafftige [sic] Sack der Kunsten | auſz Lateinischen vnnd Italiänischen Sprachen verteutschet vnnd zusammen gebracht | vnnd mit etlichen natürlichen Künsten | auch mit der schimpff Medicin geziert | kurtzweilich zu lesen vnd gantz nützlich zu wissen. Jetzt auffs new gemehret vnnd gebessert auch mit schönen künsten | die vor nie dergestalt gedruckt seind | vermehret. [Holzschnitt] Gedruckt zu Cöllen bey Arnold Schlendter | Im Jahr 1650. (vgl. Vierteljahrschrift 5, 139).

Zwischen diesen Drucken sind Blätter von Schreibpapier eingebunden, von denen ein Theil übrigens herausgeschnitten ist. Sie sind zum grössten Theil unbeschrieben, nur die Blätter vor und nach Nr. 3 enthalten das im Folgenden abgedruckte Liederbuch. Der Schreiber hat sich genannt, da er als Besitzer des Bandes auf der Innenseite des Deckels bemerkt: 'Pater M. Johannes Stieglerus Argent: Filius Laurentius Stieglerus Argent. Anno 1698. Jesus'. Die Hand des Sohnes hat die Lieder aufgezeichnet. Leider gelang es bisher nicht, Näheres über seine Persönlichkeit zu erforschen. Ernst Martin, an welchen ich mich wandte, hatte die grosse Güte, für mich auf der Strassburger Stadtbibliothek und auf dem Stadtarchiv nachzusuchen und bei Herrn Oberlehrer Dr. Reuss, wohl dem besten Kenner, nachzufragen; dieser hat in Lehr, Das Goldene Buch, alles durchgesehen und somit festgestellt, dass die beiden Stiegler nicht einmal dem grossen Rathe angehört haben; auch im Verzeichnisse der Geistlichen und der Gymnasiallehrer fehlen die beiden Namen. Vielleicht giebt einmal ein Zufall Aufschluss.

Folgen Etliche Schöne Neüe Liedter.
Ein schöhn Liedt.
im Thohn gute nacht mein Hertzigs mägdgen.

1.

Ach! wann wird es doch geschehen,
 Dass ich deine gegengunst,
Edles Hertze werde sehen,
 meines leydens blauer Dunst,
5 Steiget auf gedenk ich mein,
 Dass ich ohne gunst muss seyn.

2.

Du du sonne weist zu sagen,
 wie sich mein gemüthe kränckt,
Ihr, ihr sterne kennt das plagen,
10 das sich in mein hertze senckt,
Meine Treue liebespflicht,
 ist allein auf dich gericht &c.

3.

Deiner Augen Tonner Keule
 lindern mier nur meinen schmertz.

15 Deiner Wort gespitzte pfeile
nehm ich auf als einen schertz,
Wann du mich mein schatz verletzt,
wird mein Trauren nur ergötzt. &c.

4.

Wilstu nicht den Worten glauben,
20 schau doch an mein angesicht
Mein mund stehet nicht auf schrauben;
mein gemüth ist dir verpflicht.
Drumb will ich deyn eygen seyn,
Weil ich sah der sonne schein.

5.

25 Lass dich nicht das wunder fressen,
Dass ich so beständig bin.
Du hast mier mein Hertz besessen,
mein sinn ist nicht mehr mein sinn
Ach! sih an die grosse noth
30 oder wünsche mier den Todt. &c.

[2] Ein Anders.

1.

Ach jammer, angst und Zagen
Quahl pein und stätes Klagen,
Betrübnuss angst und leyd
Benimbt mir alle Freud.

2.

5 Ach! ich kahn nicht erlangen.
Die überschöhnen wangen,
ach! ach! ich armes Ding,
ich weiss nicht was ich sing,

3.

Ich liebe das von Hertzen
10 Waß mier nur bringet schmertzen,
ja lauter angst und pein,
wie soll ich fröhlich seyn.

4.

Ich soll waß ich lieb haßen,
Waß ich meint zu umbfaßen,
15 Das soll ich meuten nun,
Was werd doch ich nun thun.

5.

Weil ich dann dieses leyden,
Nun nimmermehr kahn meiten

so komm o Tod behend,
20 und mach der pein ein end,

6.

Ach süsser Tod ach theile
Mein leben mir in eile
von meiner seelen ab,
und lege mich ins grab &c.

[3] Alius cantus.

1.

Ach! wie wird mein zartes Hertze,
Ach! wie sehr wird es gequählt,
Wie viel Kummer leyd und schmertzen,
Hab ich selber mir erwehlt,
5 Durch die heiße liebespein,
jammern möcht es einen stein &c.

2.

O! ihr hoch betrübte sinnen,
o! ihr Geister zeiget doch,
Wie ich auß der liebe Zinnen,
10 bin gestiegen also hoch,
Also daß ich nacht und tag,
mich selbst preße, nag und plag,

3.

Ich bin in den liebesorden,
in die angenehme Band,
15 Vnverhofft bestricket worden,
und laß nunmehr schier zum pfand,
Meine seele, derer quahl,
ist ohn mäßlich ohne Zahl.

4.

Strenger Himmel sey doch gütig
20 ach! ich bitt erbarm dich mein
Ich bitt höchlich und demütig,
Kahn und mag es anders seyn.
Ey so gönne mir doch ruh,
mier die ich leyd immer zu,

[4] 5.

25 Lass auch nach den jammerträhnen,
einmahl freud vnd wonne sehn,
Lass mich die ich mich muss sehnen,
nach der freyheit sicher gehen,

Hemme die verboßte schaar,
30 Daß sie mich nicht meister gar &c.

6.

Hastu Himmel dann beschloßen,
mich zu quälen noch viel mehr,
Kan Verhengnuß mich verstoßen,
wohl ich leyd auch die beschwer,
35 Weil von liebes Tyranney,
Sterben mich macht endlich frey &c.

Ein Anders.

Im Thon feur flammen mein [?]

1.

Grünet die Hoffnung, halb hab ich gewonnen,
Blühet die Treue bald hab ich gesiegt,
Ist mier mein Glücke nicht gäntzlich zerronnen,
Warlich so bin ich von Hertzen vergnügt.
5 Kummer und plagen will ich verjagen,
Wer mich wird fragen dem will ich sagen.

2.

Grünet die Hoffnung halb hab ich gewonnen,
Blühet die Trewe bald hab ich gesiegt,
Ist mir mein glücke nicht gäntzlich zerronnen,
10 Warlich so bin ich von Hertzen vergnügt.
Alles bekräncken will ich versencken,
Bald kahn sichs lencken, drumb will ich dencken.

[5] 3.

Grünet die Hoffnung, halb hab ich gewonnen,
Blühet die Trewe, bald hab ich gesiegt,
15 Ist mier mein glücke nicht gäntzlich zerronnen,
Warlich so bin ich von Hertzen vergnügt,
Hassen vnd neyden muss ich zwar leyden,
Doch solls die freyden nicht von mir scheyden.

4.

Grünet die Hoffnung [etc.] . . .
Hoffen und freyen, kan nicht gerewen,
Alles gedeyen wird sich verneuen.

5.

25 Grünet die Hofn . . . etc.
Hoffnung wird bringen Treulichen Dingen,
Alles gelingen, drumb will ich singen.

1.

Ach waß wolt ihr trüben sinnen,
doch beginnen,
Durch die augen, mund vnd brust,
Neyd vnd eiffer euch bestreiten
5 vnd bereiten,
Leid für Freude, last für lust.

[6] 2.

Bey den Augen, nah' den Hertzen,
bringet schmertzen
Wo gedult nicht findet statt,
10 Liebe die sich nicht darff paaren,
zeuget waaren
Wo die Hoffnung jahrmarck hat.

3.

Sich mit den gedancken hertzen,
bringet schmertzen,
15 Heist bey lärer taffel stehn,
Schahlen ohne Kern auffschliessen,
nicht geniessen,
Als für anmuth lauter pein.

4.

Jagen selten Wildprett fangen,
20 nach Verlangen,
Heist in unmuthsnetzen stehn
Schiffen nicht den port erreichen,
heist man streichen,
Segel die zu grunde gehn.

5.

25 Doch wer kan die liebe meidten,
lust vnd leyden
Seind der Venus zu gesellt,
Zucker vnd auch wermuth weißen,
in der Speißen,
30 Ist das gastmahl dießer welt.

[7] 6.

Drumb so lieb ich nah vnd ferne,
biß die sterne
Meiner augen untergehn,

V. 7 'Bey den' über gestrichenem 'Freuden'.

Nach dem sturme scheint die sonne
35 vnd die wonne,
Muss nach leyd beständig seyn &c. &c.

1.

Chrystallinen wunderschein
Hat mier offt ein sinnbildt geben
Rein und ohne falsch zuleben,
In der Tugend-Bahn allein,
5 Solches hab ich mit bedacht,
1000 mahl dann mehr bedacht.

2.

Ja es bleibet wohl dabey,
Niemand trauet falschen leuthen
Also wehl' ich mir bey Zeiten,
10 Ein guth Hertz vnd wahre Trew,
Liebe wer da will den schein,
Ich will gantz auffrichtig seyn.

3.

Setzet mancher seinen sinn
auff betrug und falsches schertzen,
15 bleib ich dennoch trew im hertzen,
Eben so als wie vorhin,
Treuer mund vnd trewer sinn,
Hat den Himmel zum gewinn.

4.

Auf beständigkeit und Trew,
20 Bau' ich meinen wohlfahrts - garten,
Ob ich gleich der frucht muss warten,
so hab ich doch nutz dabey,
Ja das ist die gröste lust,
Nichts beliebt sonst meiner brust &c.

---

6 Hs. 'Mehr dann 1000mahl bedacht' durch übergesetzte Ziffern umgeordnet — 24 am Rande steht: 'Basilenem aftalzen [?]'.

[8] Alia Materia.

1.

Geht ihr matten seufftzer gehet
Sagt Venus falschem sohne an,
Wie sein pfeil, den er gedrähet,
nichts als mich vergifften kahn,

5 Fluchet seinem Bogen,
Der mich betrogen,
Ach Treu!
Kompt das den schönen worten bey? :|:

2.

Könt der augen blick mich fällen,
10 weßwegen seh ich dich denn an,
Drumb so fliest, ihr Tränen quällen,
Es weine waß nur weinen kan,
Waß mich ergetzet,
Hat mich verletzet,
15 O Trew!
Kombt diß den guthen worten bey.

3.

Musten deine frohe mienen,
Wann mich dein schwacher arm umschloß,
Mich nur zu betriegen dienen,
20 war Judas-Kuß der Falschheit loß?
So dient das Lieben,
Nur Zum betrüben,
O Trew!
Kombt diß den schönen worten bey &c.

[9] 4.

25 Wie ein wurm der seyte spinnet,
Zuletzt auch wird ein molcken Dieb
So ist der, der erst lieb gewinnet,
Vnd nachmahls zeigt mehr Haß als lieb,
Der Augen blicke;
30 sind freyheitsstricke,
Ach Trew!
Kombt diß den schönen worten bey.

5.

Andere wunderen sich daß Feuer,
Auß dir du kalter Felße fleust
35 Doch kein wunder, weil ein feuer
Deiner Dame waß verheist,
Führt falsche Kertzen,
In seinem hertzen
Ach Trew!
40 Kombt ja den worten gar nicht bey.

6.

Trewe Liebe kan nicht wancken,
Jedoch wer heute sich verflucht,

Ändert morgen die gedancken,
Geht, forschet, lauffet, rennt vnd sucht,
45 Nur seinen willen
Mit Lust zu stillen,
Ach Trew!
Kombt offt den Worten gar nicht bey.

[10] 7.

Doch der Himmel klärt sich wider,
50 Wo sonsten mein commete stund,
Daselbst blinckern zweene Brüder,
Es lacht Dianæ-silbermund,
Fortunæ Zeichen,
Seind zuerweychen,
55 Ach Trew!
Kombt doch den schönen worten bey.

8.

Hoffnung stecket grüne flacken,
Von fern auß ihrem schiff herauß,
Aber Himmel! hilff doch Wachen!
60 Damit kein sturm schlag in das hauß:
Ach helfft von ferne!
O! güldne sterne,
Dass Trew
Kommt mit den worten einmahl bey.

V. 4 Hs. 'Also mich nichts vergifften kahn', verbessert und durch Ziffern zurechtgewiesen — 5 l. 'Flucht' — 16 'guthen' unter gestrichenem 'falschen' — 32 'schönen' aus 'falschen' verbessert — 33 l. 'andre wundern' — 'dass' aus 'das' — 34 'dir' eingeklammert, 'du', wie es scheint, gestrichen und darunter geschrieben 'meinen' [?] — 37 über 'falsche' 'trewer' als Verbesserung? — 40 'ja' unter gestrichenem 'offt' — 56 'doch' unter gestrichenem 'diß', in 'Kombt' scheint t gestrichen — 62 Hs. 'sternen'.

Ein Anders.

1.

Ich bin in meinem Hertzen
mit freuden nunmehr angefüllt,
Mein unglück hat sich nunmehr gantz verhüllt,
vnd fühle nunmehr keine schmertzen,
5 als die dess neidters missgunst mir
jetzund auffs newe will aufflegen,
und suchet dadurch für und für,
nur mehr verdriesslichkeit bey mier noch zu erregen.

[11] 2.

Wohl dem der es gewohnet,
10 und der sich recht kan schicken drein,
das Glücke muss beneydet seyn,
Von neyd ist ja kein mensch verschohnet,
Drumb leydt ich willig mit gedult,
Vnd lass die schlangen Zungen sprechen,
15 Dann wer da leydet ohne schuld,
Dem Kombt noch wohl die Zeit sich wiederumb zu rächen.

3.

Genug ich bin vergnüget,
ich habe meinen Zweck erreicht,
dass glück hat sich zu mir geneigt,
20 Dem vnglück hab ich obgesieget,
wenn mich nur meine Cloris liebt,
so bin ich hertzlich wohl zufrieden,
Dann alles waß mich sonst betrübt,
Das ist wie rauch und dunst, so gleich von mier geschieden. &c.

---

1 ff. die Verse sind nicht abgesetzt — 3 'nunmehr' scheint gestrichen.

Ein Anders.

1.

Mein Engel guthe nacht,
Der Himmel wils nicht gönnen,
Daß wier noch eine Zeit,
beysammen bleiben können;
5 Doch was der Himmel will,
wir sind in seiner macht,
Drumb sag ich noch einmahl,
mein Engel guthe Nacht.

[12] 2.

Vergiß der Freundschafft nicht
10 laß dein hertz nicht erkalten,
Du kanst noch so du wilt,
Durch schreiben sie erhalten;
Doch bleibt mein trewer Sinn
allzeit auff dich gericht,
15 Drumb bitt Ich Liebes Kind
Vergiß der Freundschafft nicht &c.

3.

Mein Hertz das bleibt dier trew,
ich will mich dier verschreiben,
Daß ich in ewigkeit,
20 Dein eygen will verbleiben,
Waß schad abweßenheit,
ich sey auch wo ich sey,
so glaub du sicherlich,
mein hertz das bleibt dier trew. &c.

4.

25 Bleib nur wie ich gesinnt,
so bin ich wohl zufrieden,
obschon deß himmels-lust,
uns beyde hat geschieden,
lieb nur abweßenheit,
30 mein allerschönstes Kind,
ach! denke doch an mich,
bleib auch wie ich gesinnt. &c.

5.

Ich geh nach Osten hin,
und du erwehlest norten,
35 ach! daß wier beyde doch
so weit getrennet worden,
ich seufftze offtermahl,
und denck in meinem sinn,
leb du in norten wohl,
40 ich geh nach osten hin :|:

[13] Ein Anders.

1.

Bewege dich nicht,
Waß dir auch geschicht,
es muß also seyn,
Die Freuden die kommen,
5 Doch nur nach der pein;
es muß also seyn,
Die Freuden die kommen,
Doch nur etc.

2.

Gedultig im Leyd,
10 Verhoffe die Freud,
Die Zeit die wird schon,
wers nur kahn erwarten,
auch geben den Lohn;
Die Zeit die etc.

3.

15 Ein Felsen der bleibt,
Beständig vnd treibt,
Die wellen von sich,
geschicht dir waß widrigs
so tröste auch dich:
20 Die etc.

4.

Wann dich waß ergetzt,
und dabey verletzt,
so stell dich mein Hertz,
als weren die qualen

25 ein lauterer schertz;
so stell etc.

5.

Wer lustig sich stellt,
Betrügt offt die welt,
es kan ja wohl seyn,
30 Daß wann der mund lachet
Das Hertz doch leyd pein;
es etc.

6.

Dein traurigs gemüth,
Verbirg und verhüt,
35 nur singe und lach,
und wann du wilt seufftzen,
so seufftze gemach :|:
nur singe und lach,
und wann du wilt seufftzen,
40 so seufftze gemach :|:

---

28 'Betrügt' aus 'Betrüget', 'offt' über der Zeile.

[14] Ein Anders.

Mein einiger Schatz auff Erden,
Du bist ja gantz und gar,
Daß ich dir werde werden,
Glaub mier gewiß fürwahr,
5 Dich lieben und dich ehren,
Ist meines Hertzens Begehren,
Mit Schmertzen thu ich stehen,
Wann dir leyd thut geschehen,
Drumb schwör ich ohne Schertzen,
10 Daß ich dich lieb von Hertzen,
Der Mensch muß seyn nicht guth,
Der dich verachten thuth.

[15] 2. Anderst.

Du wahrlich ja nicht bist,
Erfüllt mit falscher list;
bildt dir doch gar nicht ein;
Daß ich vergeße Dein,
5 Ist mir ja möglich nicht,
meidten dein angesicht;
wann ich dich thu anblicken,
Thut sich mein Hertz erquicken,
Dass ich dir feind thu seyn,
10 Ist nur einbildungs-schein,
der dich heurathen thut,
hat einen Helden muth &c.

[14] Darnach wirds auff solche weiß gelesen.

Mein einiger Schatz auff Erden,
Du warlich ja nicht bist,
Du bist ja gantz und gar
erfüllt mit falscher list,

5 Daß ich dir werde werden,
Bild dir doch gar nicht ein,
glaub mier gewiß fürwahr,
Daß ich vergeße dein,
Dich lieben und dich Ehren
10 Ist mier ja möglich nicht,
Ist meins Hertzens begehren,
Meidten dein angesicht,
Mit schmertzen thu ich stehen,
Wann ich dich thu anblicken,
15 [15] Wann dir leyd thut geschehen,
Thut sich mein Hertz erquicken,
Drumb schwör ich ohne Schertzen,
Daß ich dir feind thu seyn,
Daß ich dich lieb von Hertzen,
20 ist nur einbildungs schein,.
Der mensch muss seyn nicht guth,
der dich heurathen thuth,
der dich verachten thut,
hat einen Helden muth &c.

[15] Ein Schön Neu Liedt.

1.

Gleich und gleich steht wohl beysammen;
gleiche sinne, gleicher muth,
gleiches alter, gleiches bluth,
Gleiche Hertzen, gleiche flammen;
5 gleiche schmertzen, gleiches leiden,
gleiches lieben, gleiche freuden.

2.

Einigkeit im mund und Hertzen;
lindert offt die gröste noth,
ja wohl selbst den bittern Todt,
10 Vnd vertreibet alle Schmertzen;
aber wo sich diß nicht füget,
da lebt niemandt recht vergnüget,

3.

Allenthalben waß man siehet;
waß man wünschet, waß man spricht,
15 daß ist bloß darauff gericht,
Vnd mit höchstem fleiß bemühet:
wie es kan durch gleiche sachen,
sich beliebet allzeit machen.

4.

Nun ich warte mit Verlangen;
20 auff deß Himmels gutigkeit,
Biß er auch zu seiner Zeit,
Mich wird glücklich laßen prangen;
und mit gleichem thun und dencken,
eine gleiche Seele schencken. &c.

Nun folgt S. 17—23 das gedruckte Lied vgl. oben S. 578 Nr. 3.

[24] Ein Anders.

1.

Cloris deiner schönheit pracht;
Der nichts sterbliches zugleichen,
muß doch deinem geiste weichen,
Der die Freyheit dienstbahr macht,
5 dich nicht sehen macht verlangen,
dich gesehen macht gefangen.

2.

Deinem Englischen gesicht;
gibt der Himmel gern gewonnen,
deinen zwey vollkommnen sonnen,
10 Gleicht sich deßen eine nicht;
Wie solt einer nicht erhitzen,
Auff den solche strahlen blitzen,

3.

Ja selbst der vergnügungs-geist;
Ist mit deinem Fleisch umgeben,
15 Vnd dein vnvergleichlich leben,
Selbst auff dieße seele weißt;
du magst reden, du magst schweigen,
Mustu doch vergnügung zeigen,

4.

Gönne deinem treusten Knecht
20 Dieße wahrheit dir zu sagen,
[25] willstu stumme Zeugen fragen,
So gib deinem Spiegel recht;
Will auch deßen glaß nicht taugen,
Spiegle dich an meinen Augen.

Ein Anders.

1.

Wann werd ich doch durch gegengunst ergötzt,
will denn mein Kind mich ganz vnd gar nicht lieben;
Mein ♡ das wird biß in den Tod verletzt,
waß hilfft es mier daß ich dir trew geblieben,
5 Ach! heist es dann zu all und jeder Zeit
Unmöglichkeit, unmöglichkeit,:

2.

Ich bleibe doch dir ewig zugethan;
Vnmöglichkeit will zwar gesetze schreiben:
Du sihst daß ich den sinn nicht ändern kahn,
10 Vnmöglichkeit will meine Freude bleiben;
Vieleicht werd ich durch gegengunst erfreut,
Vnmöglichkeit, vnmöglichkeit.

3.

Zu dir schick ich die trewen seufftzer hin,
wenn ich so gar betrübt bin in gedancken,
15 Vnd weil ich dir so trew beständig bin,
so last mich nicht die lieb auß ihren schrancken,
Erlang ich dann nicht bald gewogenheit,
Vnmöglichkeit, Vnmöglichkeit.

4.

Ach sende treuer liebe gegenschein,
20 weil ich mich einig nur auff dich beflißen,
Wilstu mir aber nicht gewogen seyn,
so muß mit Tränen ich die augen schließen:
[26] Waß bringt mir doch so großes Hertzenleyd,
Vnmöglichkeit, Vnmöglichkeit;

5.

25 Weil gegengunst unmöglich wird erlanget:
So soll mich fort unmöglichkeit ergötzen,
Vnd weil mein treues Hertze nimmer wancket;
so will ich euch mit dießen worten letzen;
Es bleibe hie zu all vnd jeder Zeit
30 Vnmöglichkeit, Vnmöglichkeit. &c.

Ein Anders.

1.

Ach ich lieb und muß verschweygen,
Diß waß meine seele drückt,

Ich darf nicht mein feuer zeygen,
weil die mißgunst auf mich blickt,
5 Äpflein auß dem Paradise
wohnen stetig schlangen bey:
Vnd du trostlichste Belise
bist auch nicht von neydern frey.

2.

Schick ich dir gleich noch zu Zeiten,
10 halbverstohlne blicke hin;
Kahn diß nicht genug andeuten:
Wie sehr ich verliebet bin;
Waß ich thu, thu' ich verstohlen,
Durch verstellung glut und pein,
15 Denn in meinen Liebes-Kohlen,
Darff kein füncklein feuer seyn &c.

[27] 3.

Mein gesicht kan Zeugniß geben,
Wie es den Hertzen gehen muß:
Bleibt mein auge bey dir kleben,
20 Wie viel mehr mein Hertz gewiß;
Dencke wie mir sey zumuthe,
Ich muß frieren, da mir heiß;
Feuer ist in meinem Bluthe:
Und muß kälter seyn als eiß.

4.

25 Doch ich nehm umb deinetwillen:
Gerne die Verstellung an,
Vnd bezwing mich zu bestillen:
biß ich dich einst sprechen kan,
Ich will mich in dich verschließen;
30 beydes dulten Weh und wohl:
Biß daß du mich läßest wißen,
wie ich ferner lieben soll.

Ein Anders.

Im Thon: Ach wann wird mein Jesus kommen?

[28] 1.

Gebet Rhath getreue Sinnen,
soll ich lieben oder nicht:
Waß kan meine lieb gewinnen,
Wann die Zeit kein urtheil spricht,
5 Wenn mich mein Verhängniß troffen,
Wenn mich alle quahl umb ringt,

Wenn ich außer bloßes Hoffen,
sonst nicht weiß was lieben bringt.

[27] 2.

Gebet rath getreue sinnen
10 soll ich lieben oder nicht,
Wie soll ich dem pfeil entrinnen,
Daß Cupido auff mich richt.
Soll ich mich zur lieb gesellen,
Oder bey der Freyheit stehn;
15 Oder soll durch sturm vnd wellen;
endlich gar zu grund ich gehn?

[28] 3.

Gebet rath getrewe sinnen·
soll ich lieben oder nicht,
Wie soll ich dem garn entrinnen,
20 Daß Cupido zugericht,
Ey wer liebt den laße lieben,
wer will frey seyn bleibe frey,
Wer sich will umbsonst betrüben:
folge seiner phanthasey,
25 Wer will hoffen den laß hoffen,
wer will sterben, fahre hin:
Mich hat keine Liebsquahl troffen
Drumb so bleib ich wer ich bin &c.

4.

Rhodis! wo ist dein Coloße,
30 wo Mausolus! ist dein grab?
Wo ist Ninus statt die große?
mit der Zeit fällt alles ab,
machet berg und felsen bändig
sie zermalmen stahl vnd Wand,
35 Darumb ist sonst nichts beständig
in der welt, als unbestand.

Die erste Strophe (V. 1—8) steht an zweiter Stelle, die zweite als erste bezeichnet voran, die vierte und fünfte mit engerer Schrift und nicht abgesetzten Versen ist später nachgetragen. — V. 3 'Lieb' über ungestrichenem 'Trew' — 5 'mein' aus 'ein' — 11 'pfeil' über ungestrichenem 'garn' — 12 ursprünglich stand 'Cupido zugericht', durch Streichen und Überschreiben hergestellt — 15 f. ursprünglich stand: 'Oder durch den sturm der wellen Lieber gar zu grunde gehn?' Dann unsere Lesart hineincorrigirt — 27 'Liebs' über der Zeile — 'troffen' aus 'betroffen'.

5.

Was ist in der welt beständig,
Nichtes als der unbestand.
Vnglück macht das glück abwendig,
40 frost folgt auff erhitzten brand.
Vor der nacht deß Tages prangen,
vor dir sonne weicht die nacht,
Was jetzund ist untergangen,
wird nun täglich neu gebracht. &c.

[29] 1.

Stürmet ihr gedancken mein leben
erinnert mich der einsamkeit,
es müße stäts für augen schweben,
der außbund meiner sterblichkeit,
5 Hie ist die Brust, die den Verlust,
mit tausend ach und schmertzen stäts beklaget.

2.

Wo bleibstu freude meiner sinnen,
du glantz der überirdisch ist,
mir kan dein auge nicht entrinnen,
10 weil ich dich nur allein erkiest,
ein eintziger blick kan das gelück,
mit neuer gluth und flammen mercklich mehren.

3.

Ich schicke seuffzer durch die lüffte,
und nehme stumme bothen an,
15 manch süses wort streicht durch die klüffte,
darauß kein antwort werden kahn,
bey dir allein, verlangt zu seyn,
die ohne dich in leyd gestürtzte seele.

4.

Ich küße die Corallen-Lippen,
20 und drücke deine zarte Hand,
Doch stößet sich mein wunsch an Klippen,
Die meinem ruder unbekant,
der ancker will, nach meinem Ziel,
nicht allezeit wie ich verlange fallen.

[30] 5.

25 Kein Tag vergeht, ja keine stunde,
In welcher nicht dein wird gedacht:

Dich hab ich stäths in meinem munde,
Am meisten aber bey der nacht:
Die stellet dich, meine Zier daß ich,
30 Offt bin fast auß mir selbst geweßen.

6.

Die Geister schauen durch den schimmer,
Dich stäts als eine Göttin an;
Vnd opffern dir in deinem Zimmer,
waß deine Seele wünschen kahn:
35 Es reist die Hand, dergleichen bandt:
Daß keine Zeit noch stärcke kan zerreißen.

7.

Kahn ich gleich jetzund noch nieht haben,
waß mir versprochen hat die Zeit:
So weiß ich mich doch so zu laben,
40 Daß auch der stunden einsamkeit:
Nicht ohne Kunst, mit süßer gunst,
Dein Bildnuß mir mit hellen farben mahlen.

8.

So laße dir das glücke spielen,
Biß es den rechten Zweck erreich;
45 Gnug wenn ich kahn die regung fühlen:
Daß dein gebildes ♡ nicht weicht;
Waß in der blühet, anjetz geschiehet:
wird bald in freud vnd vollem wachsthumb stehen ::

[31] 1.

Mein taußend Kind,
Laß mich in deinen armen;
Auff deiner Brust erwarmen.
Wo ich nun Leben find.

2.

5 Mein taußend Kind!
Ich muß in meinen nieren,
Die süße Kühlung spühren,
Nun ist es keine sünd.

3.

Ach laß mich ein!
10 Die seele will entfließen:
Du kanst sie mier umbschließen,
Will bey dir immer seyn.

4.

Halt an! Halt an!
Lass alle seegel streichen,
15 Die liebe zu erreichen,
Halt an! halt immeran!

5.

Der süße most:
Wird nun der gluth entfallen,
In deinen schoß zu wallen,
20 Nach süßer Kühlungs-frost.

[32] 6.

Der Honigseum:
Den Venus auffgerühret,
Hastu von mier verspühret,
hier bleibt er nun daheim.

7.

25 Nun! Jungferschafft!
Ich hab dich überwunden,
Mit Feßeln angebunden,
Ach! mier entfalt die Krafft.

V. 22 f. Hs. auffgerührt: verspührt.

Ein Anders.

1.

Weicht Verdrießlichkeiten!
Stört mier nicht die ruh,
Sonst bring ich die Zeiten,
Warlich! übel zu.
5 Mit dem munde wehlen,
waß das Hertz nicht will:
Brächte ewigs quählen,
Vnd Verdruß die füll.

2.

Nein! ach Nein! ich haße
10 Allen liebes Zwang:
Beßer ists man laße,
Mir den freyen gang:
[33] Wo hertz und gemüthe,
ohne Zwang verhafft:
15 Wird der Jugend blühte,
Nicht schlimb hingerafft.

3.

Man muß ja mit Dingen
Die in lieb bestehn:
Wann es soll gelingen,
20 Recht behutsam gehn:
Rauch noch glatte worte,
Noch sonst falscher schein:
Können hier die pforte,
Zu der liebe seyn.

4.

25 Nur allein der wille,
nimbt die Vestung ein:
Ist von solchem stille,
wird vergebens seyn.
Sich noch mehr bemühen,
30 vnd auff liebe sehn:
Drumb mag Damon fliehen;
es wird nicht geschehn.

5.
Solt ich daß verlaßen,
waß ich selbst erwehlt:
35 Vnd ins hertze faßen,
waß mich leicht entseelt.
[34] Brächt ich ja die Zeiten,
warlich! übel zu;
Drumb verdriesslichkeiten,
40 stört mier nicht die ruh. &c.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Findlinge.

1. Weihnachtsspiel im sächsischen Erzgebirge.

Mir kam im K. Sächsischen Hauptstaatsarchive (III, 100 Fol. 1ᵃ sub +) ein im Jahre 1873 vom K. Gerichtsamte Stollberg eingeliefertes Actenstück aus den Jahren 1805 ff. in die Hände, welches das Rubrum trägt: 'Die von einigen Bergleuten und Strumpfwürkern zu Thalheim begangene strafwürdige Handlung [1]) bey Darstellung der Geschichte der Geburt Jesu, unter der Benennung des heil. drey Königen oder Engelschaarspiel betr.'.[2])

Ein für das Schneeberger Wochenblatt bestimmt gewesener Aufsatz des Titels: 'Traurige Begebenheit zur Sittengeschichte unserer Zeiten: Thalheim bei Stollberg im Erzgebirge', der im Manuscript bei den Acten liegt, war die Veranlassung zur Einleitung der Untersuchung gegen die Darsteller, die mit einer zweitägigen Gefängnisstrafe und antheiliger Kostenerstattung im Juni 1807 für einen jeden schloss.

Der Urheber des Spiels war der Bergarbeiter August Friedrich Unger, aus Sosa gebürtig, der das Stück auswendig wusste und die Rollen dictirend [3]) vertheilte.[4]) Auch

[1]) Man hatte u. a. daran Anstoss genommen, dass der Schriftgelehrte mit einer Bibel aufgetreten sei, was jedoch nicht der Fall gewesen war.

[2]) Man vgl. hierzu: Gustav Mosen, Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge, 1861, S. 15; Richard, Licht und Schatten, 1861, S. 96.

[3]) Die des Schreibens Unkundigen liessen sich mit der Feder vertreten.

[4]) Ein Pendant zu Unger ist der bei Mosen a. a. O. S. 46 erwähnte 'alte Oeser'.

Frauenspersonen wirkten mit. Alles ging in Ordnung vor sich, mehrere Aufführungen, auch in der Nachbarschaft von Thalheim, fanden in der Adventszeit 1804 bis Hohneujahr 1805 statt. Da gegen Eintrittsgeld gespielt wurde, kamen nach Abzug der Kosten auf jeden Mimen etwa 1 Thlr. 12 gr. Antheil. Eine Angabe der komischen Kostüme, bei denen das Goldpapier[5]) reich verwendet war, sowie die Namen aller Darsteller und ihrer Rollen erhellt aus den Acten. Die Hauptsache für die Wissenschaft aber ist, dass das Stück selbst bei denselben liegt und von Mosen a. a. O. nicht erwähnt wird.[6]) Ein plumpes, den bekannten ähnliches Machwerk zwar, aber immerhin ein Nachtrag zu Mosens Buch, Etwas aus der deutschen Volkspoesie.

2. Michael Becker, der 'lateinische Bauer'.

In den Acten des K. Sächsischen Hauptstaatsarchivs (III, 21 Fol. 17[b] Nr. 74 Bl. 128) fand ich die Bemerkung, dass unter den Dichtern, Componisten u. dgl., welche dem Kurfürsten Christian II. zu Sachsen zu seinem Regierungsantritte (23. September 1601) Glück gewünscht haben, sich auch der 'lateinische Bauer' befunden und für seine Verse unterm 30. November des genannten Jahres 'zur Ergötzlichkeit' fünf Thaler ausgesetzt erhalten hat. Vergeblich forschte ich in demselben Archive nach dem bezüglichen Gedichte, auch in der Litteratur fand ich nirgends etwas über den oder von dem klassisch gebildeten Bauersmann. Mit Hilfe des mustergiltig gearbeiteten Katalogs der Handschriften der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (2 (1883), 356) kam ich endlich auf drei, in jene Bücherei gelangte Schriftstücke: das gesuchte Gedicht in 83 Reimen, das dazu gehörige Überreichungsschreiben vom 28. September 1601 und die Adresse.

Hieraus sowie aus der oben angezogenen Actennach-

[5]) Der Schriftgelehrte z. B. trug eine Brille, das Christkind wurde durch eine Puppe dargestellt, der Joseph hustete fortwährend (man vgl. Mosen a. a. O S. 26) u. s. w.

[6]) In Geyer, so melden die Acten, sowie im ganzen Obergebirge soll das Stück auch gespielt worden sein. Zu Geyer vgl. Mosen a. a. O. S. 39.

richt erhellt auch der bürgerliche Name des nicht gerade auf dem Pegasus geborenen Reimschmiedes: Michael Becker. Das Überreichungsschreiben beginnt nemlich: 'ich armer lateinischer Bauersmann' und ist 'Michael Becker' unterschrieben. Sein Vater hat vielleicht das Gut in Falkenau bei Augustusburg in Sachsen besessen, das der Sohn später selbst, unter Schwierigkeiten, wie das Überreichungsschreiben erzählt, bewirthschaftet hat. Allerdings werden, laut freundlicher Mittheilung des Herrn Pfarrers Kummer in Flöha, zu welchem Pfarrorte Falkenau gehört, in den freilich lückenhaft erhaltenen Kirchenbüchern Michael Becker so wenig wie Glieder seiner Familie erwähnt, was nicht auf Falkenau als Heimat weist. Auch die Leipziger Universitätsmatrikel enthält, nach gefälliger Mittheilung des Herrn Universitätsrathes Dr. Meltzer in Leipzig, seinen Namen nicht, obwohl er in dem Überreichungsschreiben sagt, er sei anno 1561 'sub rectore academiae Lipsiensis celeberrimae docto Alesio receptus et inscriptus'. Alexander Alesius, Dr. theol., bekleidete das Amt wirklich im Wintersemester 1560/61.[1])

Etwas klassische Bildung muss der 'lateinische' d. h. des Lateinischen kundige Bauersmann gehabt haben. Er schreibt zu dem Gedichte: 'so gut ich das an lateinischen carminibus, auch deutschen rythmis aus meiner sylvestrischen Musa habe können zu wegebringen'; er bittet dabei um das beneficium studiosorum. V. 123 f. des Gedichtes zeugen für die Kenntniss Vergils.

Das Gedicht scheint von einer Kanzleihand geschrieben zu sein und liegt jedenfalls in dem 1601 überreichten Originale vor. Es lautet:

Zu underthenigister Verehrung vnd Gluckwuntzschung Des Durchlauchtigisten Hochgebornen Fursten vnd hern, hern Christiani dem [!] Andern, hertzogen zu Sachssen &c., des heiligen Römischen Reichs Ertzmarschalchen vnnd Churfursten &c., Landgraffen in Duringen Marggraffen zu Meissen vndt Burggraffen zu Magdeburg &c. Meines gnedigisten Churfürsten vnd Hern &c.

Billich im lande weit vnd breitt
Wunczschet Man izt gluck zu dieser Zeitt,

[1]) Vgl. Gersdorf, Beitrag zur Geschichte der Universität Leipzig — die Rektoren u. s. w. — (1869) S. 39 Nr. 304.

Hertzog Christian, Hochgeborn,
Itzt zum Churfursten ausserkorn,

5 Freuet euch Meissen, Döringen vnd Sachssen,
Das euch ein solcher Herr erwachssen,
Von dem Ihr habtt Ruhm, Preis vnd Ehr,
Auch beschützung der Reinen Lehr,

Itzt bekombt Ihr ein Rechten heldtt,
10 Beide Gott vnd Menschen Ehr gefelt,
Des Nahmen hoch vnd Lobesan,
Mit wort vnd thatt heist Christian,

Auch Ihr Geistlichen vnd Prelaten,
Wunczschet gluck dem hohen Potentaten
15 Welcher izo zu dieser Frist
Des Reichs Vornembste Seulen ist,
Vnd schliest Ihn ein, In euer Gebeth,
S. Gnaden könt ihr geniessen stedt,
Vnd euer Zeitt in guter Ruh,
20 Mit dem Studieren bringen zu,
Jubilirt Graffen Ritter vnd Hern,
Euren Lands Fursten izt zu ehren,
Vnd Wunzscht gluck all Stende zugleich,
Dem Ertzmarschalche Im Römischen Reich,
25 Dann Itzo thutt wiederauswachsen,
Die Edle Rautt das Haus von Sachssen,
Welche was ihre Chraftt betrifft,
Vertreibt das Caluinische gifft.

Freuet euch Ihr werden Bergkleuts all
30 Freut euch, Wunzschtt gluck mit freudenschall,
Hertzogk Christian Hochgeborn,
Itzt zum Churfürsten auserkorn,
Freut euch, thutt eur Reyen singen,
Das es in gruben thutt erklingen,
35 Denn ihr bekombt ein solchen Hern,
Welcher kan euer viel ernehren,
Gleubt mir Viel Tausent Wie ich sag,
Durch Gottes segen Jahr vnd tagk,
Allein thutt Ihr nur euren Vleis,
40 Vnd hauet tapffer Glockenspeiss,
Das ist Silber vnd ander Metall,
Solchs ist Eurem Hern ein Wohlgefall,
Vnnd bringt solchs in Zehendtt gutt,
So könnt ihr auch sein wohlgemuth,
45 Vnnd euch desto Frölicher gebahren,
Wann ihr solt uf die Tieffsten fahren,

Vnd könt auch euer Vnzschlit taschen,
Mit guten weissen Thalern waschen,
Das euch kein Pfenning drin vorsauer,
50 Solchs wunzscht der Lateinische Bauer,
Welchen ihr eins theils wohl möchtet kennen,
Allein ehr mag sich izt nicht nennen,
Ihr mågtt ihm gönnen was ihr wolt,
Ein gutr Gucks wer sein rechter sold,
55 Dann ehr auch gleih trinckt gern wie Ihr,
Den Wein: so wohl das gutte Bier,
Gutte ahnbruch beschehr euch Gott,
Habt Ihn vor Augen, liebt sein geboth,
Der wird euch alles Leides ergezen,
60 Euch zu eim frischen truncke sezen,
Daselbst köntt ihr mit freuden sizen,
Mit einander singen vf drei Spizen [?],
Zulezt geb ich euch noch ein Lehr,
Lobt eure Guckse nicht zu sehr,
65 Dann es ist vor wohl eher geschehen,
Das man gut ahnbruche hat gesehen,
Die doch verschwunden in einer Nacht,
Welches dann schwere gedancken macht,
Den Gewercken, weil sie ihr gutt geld,
70 Verbauet haben im wusten feldtt,
Drumb wers disfals billich und fein,
Das Werck lobtte den Meister sein,
Bitt Gott seid den Gewercken treu,
So gibt euch Gott auch Erz aufs Neu,
75 Wo ihr aber euren brauch behalt,
So stehen auch eure Zechen kalt,
Ich hoff es wird mich keiner scheltten,
Es ist gewis was ich thue melden,
Noch eines het ich bald vergessen,
80 Die Gucks auch steinern Heuser fressen,
Drumb bauet getrost, fart immer fortt
Vnd fahets ahn am rechten Ortt,
Der gnedige Gott mich auch ernehr,
Vnd euch allen Gutt Erz bescher.
85 Wil ich hiermit gewunzschet han
Einen jeden redlichen Bergkmann.

Freuet euch wuntzscht gluck arm vnd reich,
Burger vnd Handwergsleutt zugleich,
Weiln Christian an die Handtt
90 Bekömbtt die Chur vnd Regiment,
Freuet euch dann ihr bekombt nun schuz,
Wieder alle gewalt und truz,

Die ihr vnbillich vor der Zeitt,
Erlitten habt mit grossem Leid,
95 Von Pflegern Ambtleuten vnd Schössern
In Städten, Dörffern vnd vf Schlössern,
Vnd denen so ihr ward vertrautt,
Die euch die Wolle sambt der Hautt
Abzogen und sagten fein
100 Die schaff wollen so geschoren sein,
Ist mir das nicht ein fein Tonsur,
Des einem wohl mecht grauen dafur,
Mit gunst zu melden, Das ichs sag,
Es ist doch ein gemeine Clag,
105 Drumb freut euch dann, izt kombt der Hirt,
Welcher euch wohl beschuzen wirdtt,
Furst Christian Hertzog von Sachssen
Wird euch die Woll wohl lassen wachssen
Auff das nicht bleibt auf wilder Heide
110 Ihr Armen Schafflein an der Weide,
Drumb Ihr allen Ortten gemein,
Wunczscht Gluck dem Hern gros vnd klein,
Vnd schliest Ihn ein in euer Gebeth
Kegen Gott dem herrn fruhe vnd Speth,
115 Wo bleibst dann Nun du Bauersman,
Das Du nicht auch kömbst alsbald heran,
Vnd wunczschest deinem Heren gluck,
Erbey las deine grobe Tuck,
Erbey vnd stell dich nicht so bloss,
120 Vnd wunczsch gluck dem hern gross,
Wie bistu dann Nun so Verzagtt,
Weist nicht was der Poët sagt,
Virgilius im Andern Buch
Vom Ackerbau dasselbe such,
125 Drumb kom Herbei ohn allen schew,
Beweis dem Hern deine trew,
Dann ob dein stand schon ist Verachtt,
Wird ehr doch Erstlichen gemachtt,
Vor Gott dem Hern im Paradiess,
130 Wer wust daselbst was Burger hies,
Doch stell ich dis an seinen Ortt,
Dann ich hab etlich mahl gehört,
Das sich offt mancher gleich so voll,
Seufft, Als der grobe Bauers Knoll,
135 Jedoch die Löblichen vom Adell,
Ich hiermit gar nicht schelt nach tadel,
Vnd schweig nun still von diesen dingen,
Es möcht mir sonsten misgelingen,

Ich geb dessen nur ein Exempell,
140 Schweig still vnd Pack dich aussm tempell,
Dann dus warlich nicht gutt wirst machen,
Wann du wilst schreiben von der sachen,
Darumb will ichs auch lassen bleiben,
Wers kan der mag was bessres schreiben,
145 Vnserm Fursten vnd Hern zu Ehrn,
Es sol mich genzlich nicht beschwern,
Ich lies bisweiln auch gern Mahln,
Wann ich das korn het zu bezahln,
Es trinck ein Jeder was ehr hatt,
150 Vnd lob den Hern fruhe vnd Spaht,
Mein bester tranck ist Muschketeller
Des keufft man ein kan vmb 1 Hellr
Darbei kan Ich auch nicht viel tichten,
Es mags ein ander bas vorrichtten,
155 Doch bleib ich fein darbei vernunftigk
Weis viel ding die da sein zukunftigk,
Dieselben wil ich offenbahren,
Wann ich nun kom zu meinen Jahren,
Darumb aus Vnderthenigkeitt,
160 Wunzscht izt auch gluck zu dieser Zeit,
Vnserm Landtsfursten Christian,
Der Lateinische Bauersman,
Die heilige Dreifaltigkeitt,
Geb gluck vnd Heil zu iederzeit,
165 Zu Ihrer Gnaden Regimentt
Vnd auch zu lezt ein seeliges Endt
Amen!

3. Noch ein Gedicht der Neuberin an Brühl.

Im K. S. Hauptstaatsarchive (Locat 10527 Allerhand Gedichte pp. 1721—1749 Bl. 9) kam ich auf ein Gedicht der Friederike Karoline Neuber an den kursächsischen Premierminister Heinrich Reichsgrafen von Brühl vom 17. Mai 1734. welches ich im Anschlusse an das in dieser Vierteljahrschrift 5, 51—53 [1]) bereits veröffentlichte hier mittheile. Die Verse sind, wie jene, unbedeutend, doch beachtenswerth, weil sie uns lehren, wie die Neuber sich wiederholte und in dem-

[1]) Da sie in der dort angefügten Kirchenbuchsnachricht v. J. 1760 tälschlich als 68 Jahre alt geworden aufgeführt ist, so setze ich ihren sicheren Geburtstag (9. März 1697) dagegen.

selben Verkehre sogar wiederholte (vgl. Anm. 4). In der von mir früher angeführten Litteratur sind auch diese neuen Reime die ebenfalls auf die Wiederertheilung des Prädicates 'Hofkomödianten' an ihre Truppe und auf deren Widersacherin, die Müllersche zielen, nicht enthalten; sie hatten übrigens Erfolg.[2])

Das Gedicht lautet genau also:

Ach! Hochgebohrner Brühl!
hilfft denn kein Bitten nicht?
Und ist denn gar kein Mensch der vor mein Elend spricht?
Was soll ich Arme thun? Soll denn des Müllers wegen
Mein Recht gekräncket seyn? Kann Dich mein Jammer regen?
5 Ist denn mein Hab und Guth desswegen nicht mehr mein,
Weil es der Müller will? Es jammert einen Stein
Und gleichwohl kan mein Leid doch keine Hertzen rühren
Ach lass Dir dissmahl doch mein Recht zu Hertzen führen
Es sieht das gantze Land alleine nur auf Dich
10 Mein Recht ist offenbahr, und dennoch soll ich mich
Davon verstossen sehn. Ach! lass Dich doch erbitten
Ich habe ohne Schuld ja schon genug gelitten,
Den Schaden thut mir ja kein Mensch nicht wieder gut
Ich zittre, HErr! davor, und diss mein redlich Blut
15 Das muss vor Hertzeleid in meinen Adern wallen
Und durch die Augen [!] gehn. Lass nur diss Wort erschallen
Dass ich auf meinen [!] Platz mein Brod behalten kan
Und gieb dem Rath[3]) Befehl, es geht ja sonst nicht an.
Weiss denn mein König nicht durch mein vielfältges Klagen
20 Was mir mit Recht gehört? Du kannst es Ihm ja sagen
Warum vorziehst Du denn? Es stehet ja bey Dir
Den Vortrag frey zu thun, wir alle sind schon hier
Viel hundert Thaler hab ich albereits verlohren
Der Müller, der nur lügt und sich dazu verschworen
25 Und fest entschlossen hat: mein Untergang allein
Soll seiner Raserey ein FreudenOpfer seyn
Der hintergehet Dich und will es nur erzwingen
Mich um mein Haab und Guth, doch durch Befehl, zu bringen
Denn wenn ich länger nicht zum Spiel Erlaubniss hab
30 So bringt er mich gewiss dadurch an Bettelstab,
Ich muss, denn Haab und Guth ist an dem [!] Bau gewendet

[2]) v. Reden-Esbeck S. 118 ff. 145 ff. Die Neuber eröffnete die Bühne am 20. Mai 1734 wieder; an den König hatte sie sich schon am Neujahrstage zuvor gewandt.

[3]) Zu Leipzig.

Nichts ist in meiner Hand, wenn sich die Noth nicht endet
So wird mein gantzes Werck zerrissen und zerstört
Wenn Du nicht für mich sprichst, dass mich der König hört.
35 Ich bitte Dich zuletzt um des Augustus Nahmen,
Um Seinen kalten Leib von dem die Kräffte kahmen
Die Deine Wohlfurth [!] so vollkommen schön gebaut
Dass man Dich itzo noch zu Seinem [!] Ehren schaut.
Ich bitte dem [!] August der lebet und regieret
40 Und der an seiner Statt den KönigsZepter führet
Dass Er mir gnädig[4]) ist, und mir den SchauspielPlatz
Eröffnen lassen mag. Das ist der grösste Schatz
Den ich erhalten kan, ich will mich nur, mit Ehren,
Als wie ein Unterthan zur Nothdurfft drauf ernehren.
45 Augustus Nahmen[5]), den Er mir, als König, schrieb
Wird, Hochgebohrner Herr, Dir doch gewiss mehr lieb
Als wie der Müller seyn. Vergieb mir meine Klagen
Ich weiss Dir warlich nun nichts kläglichers zu sagen.
Verzeihe wenn die Noth Gesetz und Eisen bricht.
50 Sind meine Worte schlecht, vorwirff sie darum nicht
Ich werde Lebenslang Dich ehrerbiethigst ehren
Und Deinen hohen Ruhm, in Demuth, auch vermehren.

Hochgebohrner Herr!
Ew. Hochgebohrn: Excell:

demüthige

Leipzig d. 17. Mäy 1734.

Friderica Carolina Neuberin,
Principalin der deutschen Comoedianten.

Auf der Rückseite des 2. Bl., an Stelle der Adresse, stehen folgende Reime:

---

[4]) Am 23. November 1737 schreibt sie (dies sei zu Verszeile 35 bis 41 erwähnt) im Hinblicke auf den verstorbenen König von Polen, August II., und dessen Nachfolger, August III., also:

'Im Elend baht ich Dich um des Augustus Namen
Um Seinen kalten Leib, von dem die Kräfte kamen
Die Deine Wohlfarth so vollkommen schön gebaut
Dass man Dich itzo noch zu Seinem Nachruhm schaut.
Ich bathe den August der lebet und regieret
Der itzt nach Ihm wie Er den Königs Zepter führet,
Dass Er mir gnädig sey.'

[5]) Unter dem ertheilten Privilege, welches mit dem Tode des Kurfürsten Friedrich August I. zu Sachsen (als Polenkönig August II.) erloschen war.

Nimm Hochgebohrner Brühl!
von mir diss leichte Blat
Das leyder! nichts als schon bekanten Inhalt hat
Ich zittre dass ich Dich so sehr damit muss plagen,
Allein was soll ich thun? Ich muss mein Elend klagen.

Dresden-Blasewitz. Theodor Distel.

Die Quellen von Hagedorns 'Aurelius und Beelzebub'.

Hagedorn hat den Litterarhistorikern durch seine genauen Quellenangaben viel Mühe erspart, und in vielen Fällen wird sich daher eine eingehende Quellenuntersuchung als müssige Arbeit erweisen. Ganz gewiss aber nicht dort, wo der Dichter Originale verschiedener Nationen und verschiedenen Inhaltes meisterhaft zu einer harmonischen Einheit zu verbinden wusste, und wir so gewissermassen einen Einblick in das Arbeitszimmer des Hamburger Poeten erhalten.

Hagedorns Quellen zu seiner Erzählung 'Aurelius und Beelzebub' (Eschenburgs Ausgabe 1, 94) lassen sich in zwei Gruppen gliedern: die eine, aus welcher er die Hauptmomente der Handlung sowie die Gestalt des Aurelius entnahm, bestehend aus drei französischen schwankartigen Erzählungen und einem inhaltlich anknüpfenden Gedichte von Gay, die andere, welche ihm die Figur des Beelzebub lieferte, und als deren Hauptvertreter er den Poggius anführt. Wir wollen sie hier kurz als die Poggius-Gruppe bezeichnen.

Das Gedicht 'Le revenant, qui découvre un trésor' in den Pièces échappées du feu (1717 p. 207) bot ihm die Erzählung in ihren Hauptzügen und bildet daher die wichtigste Quelle. Wenig hat er aus der Darstellung in dem memoirenartigen Werke Les solitaires en belle humeur (nouvelle édition, Utrecht 1744 3, 153), gar nichts aus dem Rêve d'un paysan im Moyen de parvenir des Béroalde de Verville (dernière éd. s. l. 1747 1, 225), welches wohl nur des ver-

wandten Inhaltes wegen hier mit angeführt wird. Mit den Solitaires in merkwürdiger Übereinstimmung steht Gays 'True story of an apparition' (Poems on several occasions. Glasgow 1751 2, 40).

Das Gemeinsame aller dieser Erzählungen ist nur die Geistererscheinung und der übelriechende Schluss, während die Motivirung dieser Erscheinung verschieden durchgeführt ist.

Die ausführliche Discussion über die Möglichkeit von Gespenstern, welche bei seinen Vorbildern sämmtlich vorangeht, hat Hagedorn einfach weggelassen und sich auf die blosse Erzählung beschränkt, deren Held, Aurel, ihm im Revenant bereits im Keime gegeben war. Dort ist er ein gros bourgois de l'ille en Flandre, ventru, avare, aimant le vin u. s. w. Hagedorn freilich konnte diese vielen einander widersprechenden Eigenschaften nicht brauchen. Er musste schärfer charakterisiren, um durch die Gegensätze desto komischer und satirischer zu wirken, zugleich auch um besser zu motiviren, und hob daher die passendste Eigenschaft heraus, indem er den Aurel als 'Mammonsknecht' und Wucherer schildert, dem das Geld sein Leben und sein Gott ist. Dieser Geizhals beschwört also in seiner unersättlichen Habgier den Teufel, über dessen Erscheinung bei der zweiten Gruppe gesprochen werden soll. Hier sei nur bemerkt, dass Hagedorn die Spannung seiner Leser viel mehr zu erregen weiss als die Franzosen, indem er erst am Schlusse mittheilt, dass alles nur ein Traum Aurels gewesen sei. Der nächtliche Weg der beiden ist in dem überhaupt weitschweifig angelegten Revenant mit ausführlicher Breite geschildert. Hier schliesst sich der deutsche Dichter mehr der Darstellung in den Solitaires und bei Gay an, wobei er sich aber völlige Freiheit in der Schilderung der einzelnen Momente wahrt. Auch für den Schluss ist ihm Le revenant nicht Vorbild gewesen, wo mit einer geradezu unbehaglichen Behaglichkeit das Ding beim rechten Namen genannt, und durch mehr als dreissig Verse das Ende des Traumes und das enttäuschte Erwachen geschildert wird, von einer scharfen Pointirung somit auch nicht eine Spur vorhanden ist. Fast noch zotenhafter ist

die Darstellung bei Verville. Die Vermuthung Eigenbrodts (Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin 1884 S. 59), dass auf Seite der Franzosen der bessere Witz und Geschmack sei, erweist sich daher als nichtig. Wie Eigenbrodt (a. a. O. S. 71) nicht finden kann, dass Hagedorn aus Gays Gedichte irgend welchen besonderen Zug genommen habe, ist mir unbegreiflich, da er ja eben diese Schlusspointe mit wörtlichen Anklängen aus der True story geschöpft hat.

Man vergleiche den Schluss bei Gay:

> With that he starting wak'd and raised his head,
> But found the golden mark was left in bed.

mit dem Hagedorns:

> Aurel erwacht, (denn alles war ein Traum)
> Und von dem vorgestellten Schatz
> Bleibt nur das Zeichen in dem Bette.

Aber Hagedorn wollte nicht wie die Franzosen und an sie anschliessend Gay einem aufgeklärten Publikum durch seine Erzählung beweisen, dass es Gespensterererscheinungen gebe, deren Wirkungen sich oft in sehr unangenehmer Realität fühlbar machen. Er wollte vielmehr lediglich eine unterhaltende und drastische Satire auf den Geiz, 'den Teufel vieler Alten' schreiben, deren ungenützte Schätze so viel werth seien, 'als was Aurel allhier erhalten'; er wollte nur Lachen, nicht auch Grauen erregen und konnte daher mit den bleichen, kettenrasselnden Gespenstern der angeführten Erzählungen nicht viel beginnen. Im Rêve d'un paysan erscheint allerdings der Teufel, aber ohne dass etwas Näheres über ihn ausgesagt wird. So griff er denn zu einer zweiten, inhaltlich ziemlich verschiedenen, aber gleich obscönen Gruppe von Erzählungen, die im Eingange kurz als die Poggius-Gruppe bezeichnet wurde, und in welchen gleichfalls eine nächtliche Erscheinung den Kern der Handlung bildet.

Menage (Menagiana, Amstd. 1716 3, 279) erkennt dem Poggius das Verdienst der Erfindung zu; Disraëli (Curiosities of litterature, Lond. 1881 1, 111) vermuthet, dass auch er nur einen damals beliebten Schwank wiedergebe. Darauf

kommt es jedoch hier nicht an, sondern vielmehr auf die interessante Nachgeschichte der Erzählung, welche Poggius schmucklos und ohne eigene Zuthaten, nur mit einer trockenen Reflexion am Schlusse wiedergiebt[1]) (Poggii Florentini Facetiarum liber, Cracoviae 1592 p. 86).

Diese Erzählung wurde vielfach bearbeitet. In breiter Ausführung 1486 in den Cent nouvelles nouvelles (Paris 1858 n. XI p. 92), wahrscheinlich vom nachmaligen Louis XI. selbst (vgl. den Schluss der Einleitung a. a. O.). In den Plaisantes nouvelles (Lyon 1555 n. XI) ist das Ganze nur in ein 'françois un plus moin gothique' (Menagiana a. a. O.) übertragen. Dass die Darstellung in den Ducento novelle des Malespini (Venedig 1609 2, 288 n. 89) nur eine — stellenweise wörtliche — Übersetzung aus den Cent nouvelles nouvelles ist, hat meines Wissens nur Menage bemerkt, während alle anderen sie als selbständige Bearbeitung des Poggius anführen. Idealisirt, wenn man hier so sagen darf, und den kunstsinnigen Italiener verrathend, findet sich der Stoff am Schlusse der fünften Satire des Ariost, zotenhaft, aber witzig bei Rabelais (Pantagruel liv. III ch. 28. Oeuvres ed. Jannet [12] 3, 144), der auch den Namen Philelphus in Hans Carvel ändert, pikant bei Lafontaine (L'anneau d'Hans Carvel. Oeuvres ed. L. Moland, Paris 1874, 3, 291), mit echt englischer Derbheit und grellen satirischen Streiflichtern bei Prior[2]) (Poems on sev. occ. ed. Mitford [Aldine edition] 1, 122). Erwähnt sei auch noch eine Umdichtung in lateinischen Kurzversen, Annulus Philetae, von Bernard de la Monnoye, welche Menage anführt. (Vgl. auch Molands Einleitung zum Lafontaineschen Gedicht.) Auf eine der drei letzten Bearbeitungen, nach dem Namen Hans

[1]) Die Amsterdamer Übersetzung Les contes de Pogge Florentin avec des réflexions von Fréd. Bernard (Barbier, Anonymes Nr. 15569) 1712 ist durch viele Zusätze erweitert, stark entstellt, und, wie es scheint, durch Rabelais' Darstellung beeinflusst.

[2]) Taines Ausspruch (Hist. de la litt. angl. 3, 395): 'Quand il veut imiter le Hans Carvel de La Fontaine, il l'alourdit, il l'allonge', scheint mir, wie seine gesammte Beurtheilung Priors, etwas parteïisch, während Lyttleton (Dialogues of the dead [2] Lond. 1760 p. 127), indem er Prior in jeder Beziehung über Lafontaine stellt, nach der andern Seite über das Ziel schiesst.

Carvel zu schliessen, geht endlich Goethes venetianisches Epigramm zurück, das sich in seinem Notizbuch zur schlesischen Reise 1790 (S. 25) in doppelter Fassung von Zarncke abgedruckt findet (zuerst Grimms Wörterbuch unter 'eilfte', jetzt Weim. Ausg. 1, 464).

Wiewohl nun Hagedorn den Poggius als Quelle angiebt, so griff er doch nicht unmittelbar auf ihn zurück, sondern auf Priors Hans Carvel. Die einfache Darstellung der Thatsachen bei dem italienischen Novellisten konnte ja auch seinen Absichten nicht genügen, während in der Erscheinung des Teufels bei dem stamm- und geistesverwandten Prior sich ihm eine Fülle von Witz und Satire darbot. — Während seines englischen Aufenthaltes hatte er sich mit diesem Dichter bekannt gemacht und schon 1732 in Weichmanns Poesie der Niedersachsen einige Nachahmungen, darunter auch den 'Aurelius' veröffentlicht. Lessing, Uz, Ch. H. Schmid u. a. weisen wiederholt auf seine Nachahmungen Priors hin, und nach der damals so beliebten Sitte, die heimischen Dichter mit denen fremder Völker oder des Alterthums zu identificiren, wird Hagedorn sogar geradezu als 'unser Prior' bezeichnet. (Vgl. Almanach der deutschen Musen, Leipzig 1773 S. 3.)

An diesen schliesst sich also Hagedorn in der Charakterisirung seines Beelzebub an. Hier wie bei Prior sind dem Teufel alle die unheimlichen Attribute seiner unterirdischen Würde genommen (Hagedorn: 'Er hatte weder Schweif noch Klauen.' Prior: 'But without sawcer eye or claw'), und er erscheint in menschlicher Gestalt, als ein 'hübscher, recht galanter Teufel', bis auf den Pferdefuss, den man ihm gelassen hat. Beide Dichter können sich hier nicht einen kleinen satirischen Seitenhieb versagen, indem Prior ihn als Advocaten (barrister of law), Hagedorn 'nach unsrer Stutzer Art' erscheinen lässt. Ja das Gespräch des Aurelius mit dem eintretenden Beelzebub ist sogar in directer Anlehnung an Prior geschrieben, und die entsprechenden Verse aus 'Hans Carvel' in der Anmerkung gegenübergestellt. Sie mögen hier als ein Beispiel Hagedornscher Nachahmungskunst ihren Platz finden:

Prior: — — — Pray, let me crave
Your name, Sir. — 'Satan.' — Sir, Your sclave;
I did not look upon Your feet:
You'll pardon me: — — Ay, now I see't:
And pray, Sir, when came You from hell?
Our friends there, did You leave them well?
'All well; but pr'ythee, honest Hans,
(Says Satan) leave Your complaisance.' —
Hagedorn: 'Mein Herr, wie heissen Sie?' Beelzebub. — —
'Willkommen!
Der Oberste der Teufel?' — — Ja. — —
'Ich hatt' es nicht in Acht genommen,
Weil ich noch nicht auf Dero Füsse sah.' —
Sie setzen sich. — — 'Wie geht es in der Höllen?
Wie lebt mein reicher Oheim da?' — —
Recht wie ein Fürst. — 'Und wie befindet sich
Der Lucifer?' — Ich bitte dich,
Die Complimenten einzustellen. —

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Berufung auf Helmolds Chronica Slavorum (wo es übrigens c. 52, und nicht c. 35 heissen soll) Hagedorns Bekanntschaft mit einer ähnlichen slavischen Sage vermuthen lässt. — In Hajeks böhmischer Chronik zum Jahre 789 wird erzählt, wie ein Hirt auf dem Berge Kresna Hora einen goldenen, aus der Erde wachsenden Stab findet, bei weiteren Nachgrabungen jedoch der Schatz spurlos verschwunden ist. — Es ist dieselbe Sage, welche auch die Quelle von Grillparzers Gedicht 'Versäumter Augenblick' bildet (vgl. Rizy, Grillparzeralbum, Stuttgart 1877 S. 531).

Berlin. Spiridion Wukadinović.

Ein Brief Gleims an E. v. Kleist.

Halberstadt d. 31ten Aug. 1757.

Sie mögen zurückgekommen und mit ihrem kleinen Haufen glücklich gewesen seyn, oder nicht, mein liebster Kleist, so muss ich ihnen doch sogleich wieder schreiben, und Sie bitten, mich keinen Augenblick, auf Nachricht von ihrer glücklichen Wiederkunft, warten zu lassen. Was für eine Idee! Mein Kleist mit Panduren in Handgemenge! Ich kan sie nicht ausstehn, diese fatale Idee! Viellieber wolte ich wissen, dass sie einem Treffen

beywohnen sollten. Aber der Himmel wird ihren blutdurstigen Wunsch nicht erhören, er wird den Panduren Furcht ins Herz geben, sie werden laufen, wohin sie kommen. Ich habe an Giesecken, an Spalding, an alle meine frommen Freunde geschrieben, fleissig für meinen Kleist zu beten; wenn die Gefahr vorbey ist, die wegen einer zu besorgenden Einschliessung der Franzosen, über Ihnen schwebt, wie freudig werde ich sodann aus ihrer schönen Erzählung sagen:

Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!

Diese ihre Erzählung, liebster Freund, ist recht nach meinem Sinn, und ich wünschte, dass sie uns ein Paar Dutzend von gleicher Art machen möchten. Was für moralische Nutzen würde dadurch in die Welt kommen! Was für ein edles Paar ist Leander und Selin; o wenn ich den einen Nahmen verdiente, wie mein Kleist den andern! Wiewohl meinem Kleist das Leben zu erhalten, mit Verlust des meinigen, das dächte ich, solte mir so leicht seyn, als es dem Selin war.

Denn Er muss erhalten seyn, an ihm verliehrt
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne Ihn
Wär mir das Leben doch nur eine Qual!

Dem lieben Lessing danke ich sehr, dass er die Abschrift für mich machen wollen. Er kan mir kein angenehmeres Geschenk machen, als mit seinen und meines Kleists Arbeiten. Er ist doch vollkommen wieder besser? Und Herr Weiss auch?

Unsere heutige Nachrichten sind nicht unangenehm aber auch nicht ganz zuverlässig: Die Russen sollen einen wichtigen Verlust von etlichen tausend Mann gehabt haben, unter Comando des Grafen von Dohna. Von der alliirten Armee hört man nichts, aber die französische ist gewiss nahe daran. Die Franzosen in unsrer Nachbarschaft führen sich gut auf, und auf ihren Märschen, hüten sie sich für das Preussische Territorium mit grossem Ernst, und sie haben auch Ursach, denn zu Magdeburg sollen nun an 25/m Mann seyn, die starke LandMiliz eingeschlossen. Zu Berlin sind auch 20/m Mann meist complet. Die Werbung hat den glücklichsten Fortgang, so dass man sich nicht genug verwundern kan. Ich prophezeyhe den Fr.[anzosen] einen unglücklichen Winter. Es kan nicht anders seyn. Westphalen ist so aufgezehrt, dass eine allgemeine Hungersnoth bevorsteht. Viele Dorfschaften sind schon wüste, der Edelmann hat nicht so viel behalten, dass Er seinen Bauren mit Saatkorn aushelfen kan. Drey Husaren Regimenter werden von der Kaufmannschaft, den Müllern und Fleischern freywillig zu Berlin aufgerichtet. Aber ich muss abbrechen, wenn dieser Brief noch fort soll. Es sind einige ganz neue Schriften über jetzigen Krieg herausgekommen, wenn sie Herr Lessing doch aufsuchen und mir schicken wolte.

Ich umarme Sie, mein Theuerster Kleist, und Herrn Lessing, der vielleicht eben bey ihnen ist, und bin

Ihr
alter treuer
Gleim.

Der arme Gellert soll bloquirt werden. Lassen Sie ihn doch ja zu mir kommen! Dass ich nicht das Corps commandire, das meinen Kleist entsetzen soll!

Dieser in A. Sauers Ausgabe von Kleists Werken fehlende Brief ist mit vielen andern von Körte aus den Halberstädter Papieren entnommen und befindet sich jetzt in der Varnhagenschen Sammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Er ist einzureihen hinter Nr. 93 der Briefe an Kleist (3, 234) und kreuzte sich mit Nr. 237 der zweiten Abtheilung. Die Erzählung Kleists, aus der Gleim mit Änderungen citirt, ist 'Die Freundschaft' (Sauer 1, 103).

Wolfenbüttel. Carl Schüddekopf.

Goethiana aus Lavaters Briefsammlung.

Vor längerer Zeit kam eine Mappe voll alter Papiere in meinen Besitz — Abschriften von Briefen an Lavater und handschriftliche Auszüge aus solchen, dabei auch Abschriften von Briefen Lavaters selbst, sowie andre ihn und seine Freunde betreffende Actenstücke. Das Ganze, zufolge der Angabe des Verkäufers aus einem Pfarrhause im Canton Zürich stammend, ist durchweg von einer und derselben Hand geschrieben, freilich aber, wie man aus einem alten den Papieren beiliegenden Verzeichniss derselben schliessen muss, nur noch der Rest einer grössern Sammlung von Abschriften und Auszügen, die von seinen Briefschaften zu nehmen Lavater vielleicht selbst einst einer Freundeshand gestattet hat.

Von sechzig kleinen Heftchen, resp. Bogen, in welche die Sammlung zerfiel und welche das alte Verzeichniss aufführt, sind nur noch fünfunddreissig vorhanden. Zum Glück ist das Erhaltene werthvoll genug, um den Verlust des andern einigermassen verschmerzen zu lassen: drei Heftchen

und ein Blatt bringen Auszüge aus der Goethe-Correspondenz Lavaters und sind, wie die folgenden Mittheilungen zeigen werden, der Aufmerksamkeit der Goetheforscher in hohem Grade würdig.

Was freilich das umfangreichste der 'Goethe' überschriebenen Heftchen der Sammlung betrifft, so bietet dasselbe weiter nichts als Auszüge, grössere und kleinere, aus schon längst bekannten Briefen des Dichters. Eng an einander finden sich hier die Auszüge von etwa fünfundzwanzig Goetheschen Briefen, einzelne derselben oft nur in einem oder zwei Sätzen, andere fast dem ganzen Inhalte nach, keiner indessen vollständig wiedergegeben. Die einzelnen Briefstücke sind durch Striche von einander getrennt, ohne chronologische Anordnung; Datirung nur vereinzelt durch übergeschriebene Jahreszahlen und nicht immer richtig; Anfangs- und Schlussworte durchweg fortgelassen. Um den oft aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen eine Selbständigkeit zu geben, hat der Abschreiber sich nicht selten, insbesondere zu Anfang seiner Auszüge, kleine Änderungen erlaubt, im ganzen aber kann der Text der Abschriften, wie eine Vergleichung mit der neuen Weimarischen Ausgabe ergiebt, wohl ein correcter heissen, Schreibfehler finden sich auf den sechzehn enggeschriebenen Octavseiten dieses Heftes verhältnissmässig wenige.

Was von der Beschaffenheit des ersten der erwähnten Heftchen gesagt ist, gilt auch von der des zweiten und dritten. Doch bringen diese beiden, je nur aus vier Octavblättern bestehenden Heftchen nun nicht bloss schon bekannte Briefe. Das eine vielmehr eine, das andre zwei interessante Neuigkeiten.

Es scheint, dass Lavater unter seinen Briefen auch solche verwahrte, die ihn betrafen, die aber an ihn ursprünglich nicht gerichtet waren. Dies ist schon aus Ulrich Hegners Buch Beiträge zur nähern Kenntniss und wahren Darstellung J. C. Lavaters, Leipzig 1836, ersichtlich: Jene bekannte Stelle über Lavaters Pontius Pilatus, auf S. 153 des Hegnerschen Buches, hat Hegner unzweifelhaft, wie alles in seinem Buche, der Correspondenz Lavaters entnommen, aber an Lavater gerichtet kann dieses Urtheil

über den Pilatus nicht gewesen sein: nur zu einem andern Freunde, aus dessen Besitz der Brief dann in Lavaters Hände kam, kann Goethe so über Lavater gesprochen haben.

Solche Briefe an dritte Personen, die über Lavater handelten, sich aber in Original oder Abschrift in Lavaters Besitz fanden, haben auch dem Schreiber der Papiere vorgelegen, von denen in den vorliegenden Blättern die Rede ist.

Und zwar ist es gerade derselbe Brief über Lavaters Pontius Pilatus, aus dem uns Hegner (a. a. O.) ein Bruchstück erhalten hat, der in dem zweiten der erwähnten Heftchen des unbekannten Schreibers, aber weit vollständiger als bei Hegner erhalten ist und der, mitten unter andern bekannten Briefen Goethes an Lavater stehend und, wie sonst nur wenige, mit einer Überschrift versehen, folgendermassen lautet:

Ein Wort über den Verfasser des Pilatus.

Ich sehe in dieser Schrift einen Abdruck des Innersten seines Verfassers, das was ihn am meisten unter allen Menschen interessiert, ein Zeugniss des, was er für sich und für Andere für das Allerwichtigste hält. Ich habe öfters an Lebenden, mit denen ich umgegangen bin, an Abgeschiedenen, deren Schriften ich gelesen habe, bemerkt, dass der Mensch das, was an ihm das Grösste und Trefflichste ist, selten kennt, noch auch diesen Vorzügen einen Werth beylegt. Was er hat, sieht er an, wie ein reichgeborener seinen Reichthum, als etwas, das zu ihm gehört, als etwas, das sich von selbst versteht, als eine Sache, von der er ausgeht. Aber das, wohin seine Wünsche sich sehnen, was ihm abgeht, was er sein Dasein zu erweitern und zu ergänzen nöthig glaubt, das ist es, was ihn aufs stärkste interessirt, worüber er alles Andere hingäbe, eine Empfindung, die der dritte Zuschauer nicht begreifen kann. Wenn diese Empfindung hoch und vielbegabte Seelen ergreift, dann verlassen sie den innern weiten Kreis ihres Daseyns und schwärmen an den Grenzen herum, die ihnen so gut wie andern gesetzt sind. Sprechen sie alsdann davon, schreiben sie davon, so giebt es meistentheils etwas Albernes, etwas, das uns über die engen Grenzen der Menschheit nachdenken und trauren lässt eben in dem Augenblicke, da sie glauben, das innigste, höchste, treflichste, letzte ihres ganzen Daseyn für sich gefühlt und andern geoffenbart zu haben. Mir ist Pilatus wieder die wichtigste Beylage zu dieser Erfahrung. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraction, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anstaunen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, lässt er zu-

rück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren atemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Mann vergleichen, der Gutes, Geld, Besitzthümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden.

Ich weiss, dass dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, dass dieses Bedürfniss in jeder Faser seines Herzens schlägt, dass sein ganzes Wesen wie ein trockner Schwamm nach jenem Erhabenen durstig ist, dass der geringste Tropfen der Ahndung jener Seeligkeit ihm mehrere Freude und Wollust gewähret, eine Wollust, die er zu entbehren kaum erträgt, als der Genuss alles übrigen dem Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Ich weiss das Alles, auch hat dagegen Niemand nichts zu sagen, ich kenne ihn, das Bild seines Daseyns, Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir. Nun aber Pontius Pilatus!

Das gleiche Heftchen enthält aber auch noch einen zweiten bisher unbekannten Brief Goethes. Im Anschluss an das eben mitgetheilte Schreiben über Pontius Pilatus, jedoch durch einen Strich vom Vorhergehenden getrennt, stehen folgende Zeilen:

Auszug aus einem Briefe von G.

Was den guten L. selbst betrift, so sind jetzt wieder brüderliche Schreiben an verschiedene Jünglinge von ihm erschienen, die Sie ohne Zweifel schon gelesen haben. Ich habe sie mit wahrer, herzlicher Theilnahme gelesen und mir dabey einige neue praktische Begriffe über das, was Christenthum seyn soll, gemacht. Bey des Menschen täglicher Schwachheit nemlich ist es gut und ist es nöthig, dass er sich einen Helden, einen Helfer, ein höheres Ideal der Vollkommenheit vergegenwärtige. Je erhabener und menschlicher zugleich dieses ist, je näher er es sich bis zur Gegenwart der Gottheit darstellen kann, desto nützlicher und hülfreicher ist es für ihn. Dies haben die alten Heiden schon gesagt. Solch ein Beystand ist auch wirklich dem Menschen, der ihn braucht, göttlich. Es ist ihm die Gottheit, wie Lav. sagt, vermenschlicht. Was braucht er nun also weiter über Dogmata zu streiten, die immer fatal sind. J. Christus ist Lav. menschlicher Gott und er ist es auch wirklich und allen, die ihn für das brauchen, wozu ihn Lav. braucht, nemlich den flachen Damm unsers Gemüthes gegen die vorrauschenden Leidenschaften damit zu verstärken und zu erhöhen, die lockern Wände und die gemachten Risse damit auszustopfen und zu versichern. Dies ist gut und ist menschlich und ist wahr. Wenn aber L. bekehren will, wenn er junge(n) Leute(n) und sogar einen Graf Wartens-

leben, der in der Welt gehen soll, ermahnt, keinem Menschen zu trauen, auch nicht einmal Gemeinschaft mit ihm zu haben, der nicht ein Christ sey, so finde ich es eben darum abgeschmackt, weil dadurch dies erste Principium, warum man glauben kann und soll aufgehoben wird, das Christenthum nicht mehr eine Herzenssache, sondern eine fanatische Wuth um ein nie zu erweisendes Dogma wird. Ich habe eben diese Tage in des Matrosen Zimmermanns Reisbeschreibung gelesen, dass Cook nie von Religion gesprochen, auch kein[en] Prediger in seinem Schif habe leiden können — dem ohngeachtet — was meynen Sie? — wollten wir ihm nicht so gut zu einer Reise um die Welt uns anvertrauen, als Lavatern zu einer Fahrt nach dem Himmel?

Es ist nicht schwer, wenigstens ungefähr den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchen die beiden im Vorstehenden mitgetheilten Schreiben zu setzen sind. Mit Cooks Leben beschäftigte sich Goethe im December 1781, wie die Briefe an Charlotte v. Stein vom 19. und 20. December genannten Jahres beweisen, und das in jenen Briefen erwähnte Buch ist aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe. das am Schlusse des zweiten der oben mitgetheilten Schreiben erwähnt wird: Heinr. Zimmermanns Reise um die Welt mit Capitain Cook, Göttingen 1781. Da indessen Lavaters 'Brüderliche Schreiben an verschiedene Jünglinge', Winterthur bei Heinr. Steiner u. Co., erst 1782 erschienen sind und die 'Revision' am Schlusse des Buches 'Freitags den 26. April 1782' datirt ist, so dürfte der zweite der oben stehenden Briefe Goethes über Lavater gewiss ins Jahr 1782, aber nicht wohl vor Anfang Mai genannten Jahres zu setzen sein. Goethe hätte freilich demnach das Zimmermannsche Buch, das er am 19. December 1781 an Frau v. Stein schickte, nicht definitiv 'geschlossen', wie es in dem Briefe vom 19. heisst, sondern 'eben diese Tage', da der dasselbe erwähnende Brief geschrieben wurde, wiederholt in die Hand genommen.

Auch der erste der oben mitgetheilten Briefe scheint in das Jahr 1782 zu fallen. Der Gedanke, dass 'das, was dem Menschen abgeht, ihn am meisten interessirt' u. s. w. stimmt allzusehr mit dem überein, den Goethe am 4. October 1782 gegen Lavater selbst geäussert und ausgeführt hat: 'Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt, als das was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstiget' u. s. w., als dass

man diese beiden Briefe der Zeit ihrer Abfassung nach weit auseinander rücken dürfte. Zudem sind ja in beiden Briefen, in dem hier mitgetheilten und in dem vom 4. October, die gleichen Gedanken durch die gleiche Veranlassung hervorgerufen: der Eindruck, den Lavaters Pontius Pilatus auf Goethe gemacht und dem dieser in seinem Briefe an Lavater am 9. August so entschiednen und doch so freundschaftlichen Ausdruck gegeben hatte, ist auch in Goethes Schreiben vom 4. October wiederzuerkennen.

Fällt also wohl auch der erste der hier mitgetheilten Briefe in das Jahr 1782, so ist dagegen die Frage, an wen der erste wie auch der zweite der obenstehenden Briefe ursprünglich gerichtet gewesen, eine wohl kaum, bis andere Quellen sich öffnen, zu lösende. Auf einen Adressaten in Zürich, auf einen mit Goethe und Lavater zugleich Befreundeten möchte man aus der Herkunft der Briefe aus Lavaters Besitz wohl schliessen. Aber gleichwohl, an wen wäre in diesem Falle zu denken?

Ein drittes Heft der hier in Rede stehenden Sammlung enthält, unter der Überschrift 'Goethe' und mit dem Zusatz '86', das folgende Schreiben:

Sie haben mir gesagt, dass Sie, wenn von der Beurtheilung des Werts oder Unwerts eines Menschen im Ganzen und besonders in Bezug auf sich selbst die Rede sey, Sie immer dem innern Takt, der Ihnen gleich anfangs 'ja oder nein' vor ihn [?] sagte, hätten folgen können, ohne zu befürchten, dass er sich täusche. Dass aber, sobald sich unmerkbar, feines Raisonnement diesem Takt angeschlungen habe, Sie merentheils in Ihren Urtheilen fehl gegangen seyen.

Hätten Sie den Grundsatz, den Sie für die Beurtheilung der Menschen aus dieser Erfahrung gezogen haben, im vorliegenden Falle ein wenig (ich meine mit nöthiger Einschränkung) auf die Beurtheilung Ihres Rechtfertigungs-Aufsatzes angewandt, so dünkt mich würden Sie besser gefahren seyn — Sie haben — verzeihen Sie mir den Ausdruck! — daran gekünstelt, aus Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe zwar, aber darum nicht minder zum Nachtheil Ihrer Absicht. Ich will das Warum dieser Beurtheilung in zwey Worten detailliren. Ihr Zweck — wenn ich Sie recht verstanden habe — war: a) die neuste Beschuldigung, von Nicolai Ihnen gemacht, von sich abzulehnen und ihn durch ein Defi, sie zu beweisen, vor dem Publicum en tout [? tort] zu setzen, b) allen

ähnlichen Benehmungen von Seite Nicolais für die Zukunft durch gezeigten Ernst vorzubeugen.

Deutlichkeit, Bestimmtheit und Entschlossenheit, jene im Ausdruck, diese aus dem sie hervorleuchten [?], waren zur Erreichung dieses doppelten Zweckes nöthig, vorausgesetzt, dass die Hauptanlage der Absicht gemäss war. Es frägt sich nur, ob der vorliegende Aufsatz diese Requisite überhaupt und ob er sie mehr als der vorige habe? Nach meiner Überzeugung muss ich das letzte ganz — und das erste in Hinsicht auf einige Stellen verneinen.

Ich bitte Sie, halten Sie die beiden Aufsätze noch einmal gegen einander — mein geringes Urtheil dazu, und dann fragen Sie Ihre Freunde. Dies scheint mir das sicherste Mittel, die Sachgemässheit, die Sie so ernstlich suchen, nicht zu verfehlen.

Ich wage es nicht, über Abfassungszeit und Veranlassung des vorstehenden Briefes, als dessen Autor man Goethe wohl nicht ohne weiteres erkennen möchte, irgend eine Vermuthung zu äussern, und füge den vorstehenden Mittheilungen nur noch den folgenden Nachtrag bei. Es liegt bei den Abschriften der Goetheschen Briefe auch noch ein einzelnes Blättchen. Die Überschrift desselben lautete ursprünglich: 'Fr[au] Schulthess an Goethe 1780'. Sie ist aber corrigirt und über die Worte 'Fr. Schulthess' ein L geschrieben. Es dürfte aber wohl nicht zweifelhaft sein, dass die ursprüngliche Überschrift die richtige ist und ebensowenig wohl auch, dass zu Anfang des zweiten Absatzes 'Herzogs' statt 'Herzens' zu lesen ist. Die Worte, die das Blättchen enthält, sind folgende:

Dank für Dein Blättchen, Lieber. Jetzt kann ich nur wenig sagen. Eine furchtbare Hand liegt auf mir. Eine eiserne Nothwendigkeit hält mich in Ketten geschlossen. Ich darf nicht vorwärts, nicht zurücksehen.

Die Güte des Herzens [?] beschämt mich und thut mir herzlich wohl, aber es ist und bleibt unmöglich, sie jemals anzunehmen. Es ist nicht Stolz und Eigensinn, aber es streitet ernstlich [? erstlich] wieder meine Pflicht, sodann wieder meine Natur, ach! dank ihm du doch, wie du danken kannst und sag ihm: Ich habe das Geschenk in dem Momente, da ers zurück nimmt. Hast du in Genf nicht eine Md. v. d. Borch gesehen? aus ihrem Portrait und ihren Briefen zu schliessen ists kein Alltagsweib.

Bern. Ludwig Hirzel.

Zu Grillparzers Entwürfen.

1.

In der 'Familie Moskoso von Altariva' (11,85 f.) wollte Grillparzer denselben Stoff behandeln, den später Halm seinem dramatischen Gedicht 'Wildfeuer' zu Grund gelegt hat. Der Zusatz über dem Titel 'Kleine Bibliothek ins Strickkörbchen' scheint auf Grillparzers Vorlage zu weisen; aber weder in den bibliographischen Compendien, noch in den öffentlichen Bibliotheken (Berlin, Dresden, München) war die Spur eines so betitelten Sammelwerkes aufzufinden. Die Geschichte wird, wie vor kurzem schon Felix Poppenberg bemerkt hat (Vierteljahrschrift 5, 158), von Wieland in dem 'Pentameron (später Hexameron) vom Rosenhain' erzählt, und in der That stimmt auch Grillparzer nicht nur im Wesentlichen, sondern oft auch im Wortlaut mit Wieland überein. Kleine Abweichungen können aus flüchtiger Lektüre erklärt werden: bei Wieland hat der Oheim in Westindien sein Vermögen erworben und kehrt aus Mexiko zurück, bei Grillparzer hat er sein Vermögen in Amerika erworben; bei Wieland merkt Galora selbst, wie viel ihr zu männlichem Auftreten fehle, bei Grillparzer der Kammerdiener, mit dem sie sich später beräth, u. s. w. Jedenfalls stimmte seine Vorlage mit Wieland bis auf den Wortlaut überein.

Grillparzer hat sich den Stoff um 1818, also lange vor Halms 'Wildfeuer', aufgezeichnet. Aber er berührt sich auch später noch einmal mit der fertigen Dichtung seines Rivalen, mit der berühmten Stelle, wo der Waffenmeister Marcel seinem weiblichen Zögling das Geheimniss des Kusses enträthselt:

Ein Wunder, ein Geheimnis ist der Kuss;
Denn, wie des Morgenlandes Weise sagen,
Die Lippe küsst, wohin das Herz sie neigt;
Ehrfurcht die Hände, Sclavendienst das Kleid,
Die Freundschaft auf die Wangen; auf die Stirne
Küsst tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen

Drückt Liebe ihren Kuss, wildloderndes
Verlangen auf das müd' geschlossne Auge
Und Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft! —

Diese Verse finden ihr Seitenstück in einem undatirten Gedicht Grillparzers (Jubiläumsausgabe S. 41):

Der Kuss.

Auf die Hände küsst die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirn,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund;
Aufs geschlossne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Üb'rall sonst hin Raserei!

Halms Hinweis auf die morgenländischen Weisen dürfte sich, wie mich mein College D. H. Müller belehrt. auf den Midrasch Bereschith Rabba (Abschnitt 70) beziehen. der zu dem Bibelvers Genesis 29, 11 ('Und es küsste Jacob die Rachel') bemerkt: 'Überall wo (in der Bibel) vom Küssen die Rede ist, bezieht sich dasselbe auf (Liebes)tändelei mit Ausnahme von drei Stellen, wo der Kuss der Huldigung (in I. Samuel 10, 1: 'Und es nahm Samuel den Ölkrug und goss auf sein [Daniels] Haupt und küsste ihn'), der Kuss des Wiedersehens (in Exod. 4, 27: 'Und er traf ihn [Aaron den Moses] auf dem Berge Gottes und küsste ihn') und der Kuss des Abschiedes (in Ruth 1, 14: 'Und es küsst Orpa ihre Schwiegermutter') gemeint ist. Rabbi Tanchuma sagt: 'Es giebt auch einen Kuss der Verwandtschaft und zu dieser letzteren Gattung ist der Kuss des Jacob zu zählen'.

Noch ein zweites Mal soll Grillparzer mit Halm zusammengetroffen sein. Otto von Schorn in seiner Schrift über die Autorschaft des Fechters von Ravenna 1856 S. 93 verzeichnet aus Herlosssohns 'Kometen' das Gerücht, Grillparzer habe in seinem Pult neben der Libussa ein Drama 'Thusnelda in Rom' liegen, das 'den tragischen Conflict zwischen römischen und germanischen Elementen mit dem Gladiator gewordenen Sohn Armins zum Inhalt habe'. Sollte nicht Verwechslung mit 'Spartacus' vorliegen?

2.

In dem phantastischen Lustspiel 'Die Vogelscheuche' (11, 156 ff.) schloss sich Grillparzer an die gleichnamige Märchennovelle Tiecks an, die in demselben Jahr (1835) im Novellenkranze erschienen war und, trotz der erzählenden Form, gleichfalls 'in fünf Aufzüge' abgetheilt ist. Aus dem Personenverzeichniss Grillparzers ergiebt sich, dass er die beiden Hauptfiguren der Tieckschen Novelle dramatisch vorführen wollte: den köstlichen Ledebrinna, der von Ambrosius als Vogelscheuche aus gebranntem Leder fabricirt wird, dann durch eine Elfe, die in ihn hinein fährt, Leben erhält und nun als lederner Kerl (bei Grillparzer als 'Popanz') unter den Menschen auftritt; und den Magister Ubique, den 'Lober' bei Tieck, unter dem, wie im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, der Dresdner Archäolog und Kunstkenner Böttiger verstanden ist. Wie er bei Tieck alles lobt, was er versteht und was er nicht versteht, so hat er auch bei Grillparzer ein kleines Stück Land mit Laudanum soporiferum oder schlafmachendem Lobhudel besetzt; nur dass sich seine Lobhudelei hier auf das klassische Alterthum beschränkt. Bei Tieck hat Ambrosius den Ledebrinna aus gebranntem Leder gebildet, um die bisher üblichen Vogelscheuchen zu verbessern und zu dem Rang eines Kunstwerkes zu erhöhen. Bei Grillparzer hofft Ubique von dem berühmten Mechanikus Polymaster eine Vogelscheuche zu erhalten, die seinen schlafmachenden Lobhudel vor den Vögeln bewahren soll. Da in Tiecks 'Vogelscheuche' Grillparzer als Dichter der 'Ahnfrau' immer nur in einem Athem mit Müllner und Houwald genannt und angegriffen wird, so läge es nahe zu denken, dass seine 'Vogelscheuche' eine Abwehr und Erwiderung sein sollte. Aber in den erhaltenen Fragmenten tritt diese persönliche Absicht nicht hervor. Höchstens in dem Ideenbutterfass für dramatische Dichter könnte man einen Stich gegen Tieck vermuthen, der das Dichten so gern als ein Verdichten bezeichnet.

3.

Es ist noch nicht beobachtet worden, dass der viel verspottete Schluss der 'Ahnfrau':

Öffne dich, du stille Klause,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause —

gleichfalls auf die Rechnung des Schicksalstragöden Werner zu setzen ist, in dessen 'Söhnen des Thals' (Werke 4, 206) der geisterhafte Eudo lautenspielend mit den Worten abtritt:

Schallt, Lautentön', im kalten Todtenhause!
Der Alte kehret heim zur warmen Klause!

Wien. Jakob Minor.

Berichtigungen.

Bd. 4 S. 633 Z. 5: Steinmann F. 408 st. 468. — Bd. 5 S. 448 Z. 19: Verrina st. Doria. — S. 453 Z. 20: 34, 750 ff. st. Bd. 35. — S. 454 Z. 26: Anm. 46 st. 24. — S. 479 Anm. 53: 11, 628 st. 6, 628.

Register

bearbeitet von Justus Lunzer.

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

FÜNFTER BAND

ERSTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1892

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

Durch den Setzerausstand hat sich das Erscheinen dieses Heftes leider verspätet. Das zweite Heft des fünften Bandes befindet sich unter der Presse.

Weimar, 10. März 1892.

Die Verlagshandlung.

Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

FÜNFTER BAND

ZWEITES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1892

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

Berichtigungen.

S. 53 Z. 7 füge bei: [vielmehr: 63 Jahr]. — S. 156 Z. 15 l. Motiv Brentanos verdankt, hat in ... Z. 17 Erfindung Achims von Arnim

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

FÜNFTER BAND

DRITTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1892

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

FÜNFTER BAND

VIERTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1892

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

Die Redaction der Vierteljahrschrift lehnt die Zusendung von Recensionsexemplaren dankend ab, da die Zeitschrift keine Besprechungen bringt.

Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

Diesem Hefte ist eine Beilage der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart beigefügt.

WEIMAR - HOF-BUCHDRUCKEREI

